This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1826

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Der Roman meines Lebens.

Erſter Band.

Hernández

Der

Roman meines Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.
1878.

Alle Rechte vorbehalten.

PT 2284
H2 R6
1878

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel.

Des Knaben Freud' und Leid 1

Zweites Kapitel.

Der beginnende Kampf mit dem Leben 43

Drittes Kapitel.

Soldatenleben im Frieden 88

Viertes Kapitel.

Handel und Wandel 129

Fünftes Kapitel.

Künstlerische Versuche 174

Sechstes Kapitel.

Reise in den Orient und ihre Folgen 213

Siebentes Kapitel.

Um- und Aufschwung 256

Achtes Kapitel.

Italienische Erinnerungen 316

Erstes Kapitel.

Des Knaben Freud' und Leid.

Wenn ich an meine erste Jugendzeit zurückdenke, was begreiflicherweise sehr oft und gerne geschieht, so stehen die Spielplätze derselben, das Haus, in dem wir wohnten, die steile Straße, die daran vorüberführt, unser kleiner Garten, der drüben an die Kirchhofmauer stößt, kurz Alles, Alles in den großartigsten Verhältnissen vor meinem inneren Auge. Das heißt: dieß war der Fall, ehe ich nach langen, langen Jahren wieder dorthin kam, um mit Erstaunen zu sehen, daß eben jener Garten an der Kirchhofmauer, wo wir auf einem weiten Terrain Räuber und Gendarmen gespielt, auch wohl als Trojaner und Griechen Kämpfe um das hehre Ilion geführt hatten, nicht mehr Raum bot als zu fünfzig mäßigen Schritten in der Länge und zu acht bis zehn in der Breite, — daß ich das Haus, welches wir einst bewohnten, von einer

unbeschreiblich ärmlichen Kleinheit fand, die Wohnzimmer, die mir in der Erinnerung als große Räume erschienen, winzig zusammen geschrumpft, unser Schlafzimmer kaum Raum bietend für zwei nicht allzugroße Betten, — Alles eng und winkelig mit niederen Decken, so daß man fast mit der Hand sie hätte erreichen können.

Die Spielplätze unserer Jugend, die damals für unsere kleinen Beine und Gedanken wie eine weite Welt auseinander lagen, fand ich jetzt in sehr verjüngtem Maßstabe beisammen, so daß, als ich kaum jene Thalschlucht verlassen — nur eine unbedeutende Terrainfalte, auf deren Rand wir eine stolze Burg gebaut hatten — ich mit wenig Schritten auf jenen Wiesen war, die im Winter überschwemmt wurden und wo wir eifrig Schlittschuh liefen, um alsdann durch ein mäßiges Gebüsch — damals schien es mir ein ausgedehnter Wald — mit dem Umweg von einer Viertelstunde nach der kleinen Stadt zurückzukehren, die das Glück hatte, daß ich in ihren Mauern geboren wurde — Burtscheid bei Aachen.

Was allein von derselben in meiner Erinnerung richtig feststand und sich auch in der Gegenwart durchaus nicht verändert zeigte, war die ungemein steile Hauptstraße von oben mit dem Blick auf eine gegenüber sich erhebende Anhöhe mit der hochemporragenden Sankt Johannes-Pfarrkirche, ein eigenthümlicher Bau aus rothen Backsteinen mit Kuppel im Zopfstile umgebaut, ehemals zu einer uralten Benediktiner-Abtei

gehörig und deßhalb auch heute noch kurzweg die Abtei genannt — das Wahrzeichen der Stadt, von allen Seiten sichtbar. — Die Burtscheider Hauptstraße, wo sich einige Läden befanden, sowie die Häuser der Honoratioren und die evangelische Kirche, ist so steil, daß auf ihr nur Kohlenkarren unter Vorspann mehrerer Pferde mühsam den Pflasterweg erklimmen konnten, sich aber abwärts niemals wagten, weßhalb es denn auch damals ein außerordentliches, von Jedermann angestauntes Ereigniß war, als eines Tages ein Offizier auf einem leichten mit zwei Pferden bespannten Jagdwagen, allerdings sehr vorsichtig fahrend, die Straße herabkam.

Hier, auf ungefähr zwei Drittel der Höhe von unten gerechnet, steht neben dem Thorbogen, der zur evangelischen Kirche führt, anstoßend an das Pfarrhaus, das kleine auch von außen sehr unansehnliche Haus, wo ich am 1. November 1816 geboren wurde. Mein Vater war Lehrer der Simultanschule nicht nur für verschiedene Glaubensgenossen, sondern auch für Kinder beiderlei Geschlechts. Er hatte den Titel Oberlehrer, wurde auch wohl von freundlichen Leuten Herr Professor, ja Herr Schulinspektor genannt, weil er ein ähnliches Amt eine kurze Zeit versehen; er war ein großer und schöner Mann mit einem feinen und bleichen Gesichte, tiefschwarzem krausem Haar, glänzenden tiefdunkeln Augen, um das stets glattrasirte Gesicht einen bläulich schimmernden Bart, was uns Kindern von großem Interesse war. Leider

ſtarb mein Vater ſo früh, daß ich ihn nur nach den kindlichen Anſchauungen eines zwölfjährigen Knaben beurtheilen kann, doch erſchien er mir damals wie ein höheres Weſen, ja ich möchte ſagen, wie ein vornehmer Herr, der ſich nur zu ſeinem Vergnügen mit dem Unterrichten unartiger Knaben und Mädchen bgab. Er gieng immer ſchwarz gekleidet, meiſtens mit weißer Halsbinde, trug den Kopf ſtolz und aufrecht, erzählte vortrefflich, höchſt anſchaulich und humoriſtiſch, wobei ein feines Lächeln um ſeinen Mund ſpielte. Er hatte die alten Sprachen ſtudiert, ſprach auch ein gutes Franzöſiſch, woher es denn auch wohl kommen mochte, daß er im benachbarten Aachen, dem damals vielbeſuchten Badeort, ſowohl von Einheimiſchen der höheren Kaufmanns- und Beamtenkreiſe, als auch von ausgezeichneten Fremden geſucht und in Geſellſchaften gezogen wurde, zu denen er als Lehrer der kleinen Burtſcheider Schule eigentlich nicht gehörte. Auch bei zahlreichen aus Frankreich ausgewanderten Familien, mitunter des höchſten Adels, hatte er freundſchaftlichen Zutritt; dort ſpielte er mit einigen älteren Damen ſeine Parthie Whiſt, worin er Meiſter war, oder unterhielt durch ſeine anderen geſelligen Talente: durch die vortreffliche Art, in der er Anekdoten zu erzählen wußte, durch ſeinen Reichthum an Charaden und komiſchen Aufgaben aller Art, ſowie durch die Fertigkeit, mit der er hübſche Gelegenheits- und andere Gedichte machte. So war jeder ſeiner Abende beſetzt und wir wußten ganz

genau: heute Abend geht der Vater zur Gräfin A., zu Frau von B., zu Madame S.

Es könnte das allerdings ein eigenthümliches Licht auf unſer Familienleben werfen, allein meine arme Mutter war in dem jugendlichen Alter von dreiunddreißig Jahren, zwei Monate nach meiner Geburt geſtorben, wodurch unſer Haus meinem Vater zu einem freudloſen Aufenthaltsorte wurde, deſſen öde Räume durch zwei kleine Kinder, meine Schweſter und mich — eine ältere Schweſter war ſchon ſehr früh geſtorben — nicht ſo angenehm belebt wurden, um ihm Erſatz für die heißgeliebte Gattin zu gewähren. Auch vermochte er damals noch nichts für unſere Erziehung zu thun, meine Schweſter Julie war ein Jahr alt, und ich, wie geſagt, zwei Monate; das Hausweſen wurde in den erſten Jahren von einer Tante, der Schweſter meines Vaters, geführt, dann erhielten wir eine Haushälterin, und dieß iſt der Augenblick, von dem mir aus meiner früheſten Kinderzeit, ich war damals, glaube ich, vier Jahre alt, eine Erinnerung geblieben iſt.

Es war ein trüber Novembertag; ich weiß das, weil ich ſchon in der Nachmittagsſtunde nach Licht verlangte, um ſpielen zu können; mein Vater gieng wie etwas erwartend auf und ab, doch ſteht das nur wirr und unklar vor mir, während ich den nächſten Augenblick nie vergeſſen werde. Die Thüre öffnete ſich und die neue Haushälterin trat ein — hatte ein blatternarbiges, unſchönes Geſicht, trug einen ſcharlach-

rothen Ueberrock, wie das damals Mode war, und einen schwarzen Sammthut, von dem schwarze Straußenfedern nickten — ein schrecklicher Anblick für mich, weßhalb ich mich auch weinend in die Arme unserer alten Magd flüchtete und anfangs nicht vermocht werden konnte, die neue Haushälterin auch nur anzusehen. Doch gab sich das schon am andern Tage, nachdem sie ihre düstere Tracht abgelegt hatte, wir wurden bald gute Freunde und sie ward unter dem Titel „Tante Riedel" in die Familie aufgenommen. Auch behandelte sie uns gut und freundlich, lehrte und wehrte uns, füllte die Stelle einer Mutter, so gut es ihr möglich war, aus, und da sie selbst aus guter Familie, die Tochter eines Arztes war, so sorgte sie auch in der Richtung für unsere Erziehung, daß wir auch in unserem Aeußern durchaus nicht abstachen von den Kindern der Honoratioren Burtscheids, die gleichfalls meinen Vater und somit auch uns in ihre sonst abgeschlossenen Kreise zogen.

Von meiner Mutter möchte ich gerne Etwas sagen, aber ich weiß aus eigener Anschauung nur nach einem guten Pastellgemälde, daß sie eine große schöne Frau war mit lockigem etwas röthlichem Haar, leuchtenden, hellblauen Augen, einer proportionirten Nase und fein geschnittenem Munde. Sie war die Tochter des Pfarrers Röhr aus Erkrath bei Düsseldorf, die mittlere von fünf Schwestern und hatte einen einzigen Bruder, meinen Oheim Röhr, der insofern eine

Merkwürdigkeit der Familie war, als er ein sehr bewegtes Leben hinter sich hatte. Von außerordentlicher Körperlänge, war er, glaube ich, seinem Vater davongegangen und in die Garde des ersten Napoleon eingetreten, zum Offizier avancirt und, wie uns oft erzählt wurde, aus dem russischen Kriege in dem seidenen, allerdings zerfetzten Paletot einer an der Beresina erfrorenen vornehmen Dame, einer Vogelscheuche ähnlich, heimgekehrt. Er hatte das Kreuz der Ehrenlegion, für uns stets der Ausgangspunkt unzähliger Fragen, deren erste gewöhnlich dem Kopfe des großen Kaisers galt, welchen aber mein Oheim, wenn er gut gelaunt war, gewöhnlich als den König von Hasenfeld vorstellte. So hieß ein kleines Dorf in der Nähe der Festung Jülich, wo der ehemalige französische Gardeoffizier, damals noch ein sehr schöner Mann und dadurch erklärter Liebling der Damenwelt, als preußischer Kreissekretär lebte.

Meine Mutter soll von heiterem Temperament gewesen sein, eine unverwüstlich gute Laune besessen haben, aber, wie häufig bei dergleichen Charakteren, leicht zur Heftigkeit geneigt, sprudelnd und aufbrausend, und insofern zu meinem Vater ganz vortrefflich passend, als dessen gemüthlich heitere Laune gern alle Dinge in's Komische und Behagliche zog, dadurch manchem Unangenehmen die Spitze abbrach und sich bei ihm jede Erregung sogleich verwischte, um einer anderen Gemüthsstimmung Raum zu geben. In späteren Jahren seines Lebens,

wie ich mich ſeiner aus meinen Knabenjahren erinnere, war dieſe gemüthlich heitere Laune allerdings durch körperliche Leiden, namentlich Nervenſchmerzen getrübt, wozu noch Schlafloſigkeit kam, die ihn Morgens tief ermüdet und geiſtig gedrückt aufſtehen ließ, und ſehe ich ihn heute noch vor mir, wie er ſich alsdann zuſammengebeugt in ſeinen Stuhl ſetzte, den Kopf auf die Bruſt ſinken ließ, um mit zuſammengefalteten Händen vor ſich hinzuſchauen, bis er an ſein hartes Tagwerk in die Schule gehen mußte, und doch war er damals wenig über vierzig Jahre alt.

Er hatte den Tod meiner Mutter, die neben andern guten Eigenſchaften eine vortreffliche Haushälterin geweſen war — was bei den beſchränkten Verhältniſſen, in denen wir lebten, ſehr wichtig war — tief ſchmerzlich und nachhaltig empfunden und nie mehr zu dem Entſchluß kommen können, ſich zum zweiten Male zu verheirathen. Auch war die Wahl der Haushälterin inſofern eine gute, als ſie ſich unſeres kleinen Hausweſens redlich annahm, uns Kindern ſo gut als möglich die Mutter erſetzte und wenn ich auch nicht genau anzugeben vermag, ob ſie vielleicht die Abſicht hatte, ganz in die Stelle derſelben einzurücken, ſo weiß ich doch, daß mein Vater ihr gegenüber ſtets einen ſtrenggeſchiedenen Standpunkt einhielt, was ihm allerdings um ſo leichter wurde, als er ſich Abends ſelten und nur in Krankheitsfällen im Familienkreiſe befand. Doch liebten wir ihn deßhalb nicht minder herzlich und auf-

richtig, ja waren um so glücklicher, wenn er doch einmal bei uns zu Hause blieb, obgleich es alsdann bei seiner, durch sein Leiden bedingten, plötzlich jäh ausbrechenden Heftigkeit oftmals recht unangenehme Scenen gab. So erinnere ich mich, daß er mir eines Abends eine kleine Erzählung, die ihm gefallen hatte, zum Durchlesen gab, die ich alsdann nach der Art lebhafter Kinder in ganz kurzer Zeit rasch und gierig durchflogen hatte, um ihm alsdann das Buch dankend zurückzugeben.

„Wie?“ fuhr er auf, „du kannst doch diese zwanzig Seiten nicht schon durchgelesen haben?“

„Ich könnte dir Alles erzählen, was darin steht.“

„Unmöglich, du lügst und hast mit deinem gewöhnlichen Leichtsinn wieder die Hälfte überschlagen.“

„Gewiß nicht, Vater!“

„Doch, doch,“ brauste er heftig auf, wobei er die Zähne aufeinanderbiß, wie er im Zorne zu thun pflegte, und, um kurz zu sein, ich wurde unsanft vor die Thüre gesetzt und mußte als Lügner ohne Nachtessen zu Bette gehen, doppelt traurig für mich, da ich mich unschuldig fühlte und die ganze hübsche Erzählung noch einmal an mir vorüberziehen ließ, als ich weinend im Bette lag.

Was ich von meinen Knabenjahren, den Beschäftigungen und Spielen derselben sagen könnte, ist nicht viel mehr, als was Tausende in ähnlicher Lage erlebten. Bei beginnendem Frühling wurde der Kreisel gedreht oder Stelzen gelaufen;

dann zu Ostern tippte man buntgefärbte Eier an, wobei der Glückliche gewann, dessen Ei unversehrt blieb; dann gieng es an die fliegenden Drachen, und im Spätsommer wurde in verschiedenen Knabenkreisen mit der Armbrust nach dem Vogel geschossen, und war dieß eine Nachahmung der bedeutendsten Festlichkeit Burtscheids.

Dieselbe hieß kurzweg „der Vogelschuß" und bestand darin, daß von der tiefliegenden sogenannten Promenade in Burtscheid, wo sich heute noch der Trinkbrunnen mit heißem Wasser befindet, nach einem hölzernen Vogel, von der Größe einer Krähe, aber bunt gefärbt, häufig vergoldet, mit pappdeckelnen Flügeln und königlicher Krone, geschossen wurde. Die Stange, an welcher der Vogel befestigt war, stand auf einer Anhöhe und da sie selbst eine ansehnliche Länge hatte, so war das Ziel so weit vom Schützen entfernt, daß dieser dasselbe nur mittelst jener alten kunstvoll eingelegten Armbrust, deren Bogen von Stahl, die kurzen Bolzen mit eckiger, eiserner Spitze versehen waren, erreichen konnte. Jede gute Familie besaß einige dieser Armbrüste, auf die als Erbstücke großer Werth gelegt wurde, und die sonderbarer Weise beim Anlegen dadurch festgehalten wurden, daß der Schütze den Daumen der rechten Hand in das betreffende Nasenloch bohrte.

Hei! Was war das für ein lustiges Leben an diesen drei oder vier Tagen während des Vogelschusses! Wenn ich

mich recht erinnere, hatten wir dabei jeden Nachmittag Schulfreiheit, was vielleicht auch, als in den Hundstagen, mit der schon damals üblichen Hitzvakanz zusammenhieng. Da waren Buden mit Eßwaren, häufig auch mit Spielwaren angefüllt, da gab es Kuchen und Gebäck von allen Sorten, da sah man ganze Batterien von Weinflaschen aufgepflanzt, und während sich die Familien der Schützengilde im nächsten Umkreis um den Schießplatz an kleinen Tischen befanden, zu denen zugelassen zu werden für uns Kinder als eine große Ehre galt, füllten Hunderte von Neugierigen den übrigen Platz der Promenade, gleichfalls essend und trinkend, und lagerten rings umher auf den sanft ansteigenden Höhen unzählige Menschen, die jedem Schusse mit Interesse folgten und oft in ein Jubelgeschrei ausbrachen, wenn ein Stück des Vogels, der aus sehr hartem Holze bestand, durch den Bolzen weggerissen wurde.

Es gab verschiedene Arten Vögel, die nach und nach aufgepflanzt wurden und war, wenn ich nicht irre, der erste der sogenannte Freßvogel, wo dem glücklichen Schützen ein Diner gegeben wurde — der zweite der Goldvogel, wo er die eingelegten Einsätze erhielt, und der letzte endlich der Königsvogel, wodurch er für das nächste Jahr Schützenkönig wurde. Kam dieser Königsvogel nun endlich herab, es wurde oft mehr als einen ganzen Tag darnach geschossen, so entstand allgemeines Jubel- und Beifallsgeschrei: die Musikbande fiel

mit lebhaftem Tuſch ein, man drückte dem Schützen die Hand und die Fahnen wurden vor ihm geſchwenkt, neigten ſich tief, während ihm die Inſignien ſeiner neuen Würde überreicht und umgehängt wurden. Dieſe beſtanden in ſilbernen Platten, von denen der jedesmalige Schützenkönig eine zu ſtiften verpflichtet war, und befanden ſich deſſen Name, ſowie die betreffende Jahreszahl darauf gravirt. Man kann ſich denken, daß dieſer Schmuck im Laufe der Jahre eine ſolche Ausdehnung gewann, daß er ſchon dem letzten Schützenkönig, deſſen ich mich erinnere, einem großen, wohlbeleibten Manne, faſt bis auf die Kniee reichte.

Daß wir Knaben nun ſo gut als möglich ſämmtliche Feierlichkeiten „des Vogelſchuſſes“ nachahmten, verſteht ſich von ſelbſt. Da wir keine Muſik hatten, zogen wir hinter einer Trommel durch die Stadt und unſer Schützenkönig trug mit nicht weniger Stolz, wie der ächte, kleine Schilder von Weißblech auf der Bruſt; zu einem Goldvogel ſchwangen wir uns allerdings nicht auf, aber beim Freßvogel wurde der betreffende mit einem Butterbrode regalirt — ein Weißbrödchen, das heute noch in Aachen und Burtſcheid den bezeichnenden Namen „Scheermul“, das iſt, ſcheer dich in's Maul, verſchwinde raſch, führt. Der Glückliche, der den Königsvogel ſchoß, wurde natürlicherweiſe König, ohne indeſſen dieſe Würde lange zu tragen, denn gewöhnlich trennten ſich unſere Vogelſchußgeſellſchaften bald nach genoſſenem Ver-

gnügen, um sich im nächsten Jahre meistens wieder anders zusammen zu setzen.

Daß die Umgebung der benachbarten, uralten Kaiserstadt Aachen mit ihren gewaltigen historischen Erinnerungen auf mich nicht ohne Einfluß blieb, ist selbstredend, doch faßte ich die großen Erinnerungen an den großen Kaiser damals in ganz anderer Art auf als heute und wenn namentlich der herrliche Dom meine Blicke auf sich zog, so interessirte mich doch am meisten die gewaltige Marmorplatte mit der kurz gefaßten Inschrift „Carolus magnus", oder der Marmorstuhl, auf welchem Kaiser Karl in seinem ersten Grabe gesessen, sowie die Legende, daß der Teufel, dem für seine Hilfe beim Dombau die erste Seele, die hereinspazieren würde, versprochen war, durch Pfaffenlist mit der Seele eines Wolfes, welcher, da Niemand die Kirche betreten wollte, hineingejagt wurde, fürlieb nehmen mußte. Man sah und sieht das heute noch Alles in so unläugbaren Wahrzeichen — das mit Eisenstangen zugenietete Loch, durch welches der Teufel in seiner Wuth den Wolf hinauswarf; diesen selbst rechts an der Thüre stehend mit heulend aufgesperrtem Rachen, ein rundes Loch in der Brust, durch welches ihm die Seele entfuhr, letztere selbst in Gestalt eines riesigen Tannenzapfens auf der andern Seite stehend.

Weiter aber interessirte mich das Standbild des Kaisers auf dem Brunnen des Marktplatzes, des Kaisers, welcher so stark gewesen war, daß er das ganze Münster mit Kuppel

und Thurm auf der Hand tragen konnte, denn ſo war er dargeſtellt und es ſchien ihm dieſe Laſt gar keine Mühe zu machen. Auch noch andere Merkwürdigkeiten gab es für uns hier auf dem Aachener Markt, und ich will es ganz dem Urtheil der Leſer anheimſtellen, welche für mich die meiſte Anziehungskraft beſaß: ob das Standbild Kaiſer Karls oder in ſchlechtem Oel gebackene Weizenkuchen, die ſchmorend in der Pfanne lagen, nur drei Pfennige koſteten und einem den Magen gründlich verdarben.

Im Allgemeinen aber war Aachen für uns Burtſcheider Knaben immerhin ein ziemlich fernliegendes Terrain, wohin ich nur ſelten und noch ſeltener ohne Aufſicht kam, um auf eigene Fauſt herumflaniren zu können. Es wurden befreundete Familien beſucht, mit den Kindern derſelben geſpielt und dann Abends wieder unter Aufſicht nach Hauſe gegangen. Nur einmal erinnere ich mich, daß ich länger allein bleiben durfte, ja bis nach eingebrochener Dunkelheit, worauf ich mich ſchon im Voraus ganz ungemein freute, denn ich hatte mir aus Bindfaden, Pech und Colophonium eine Fackel angefertigt, welche mir der gefällige Zollwächter am Marſchierthor anzündete, die wundervoll qualmte und röthlich leuchtend mir den kurzen Weg nach Burtſcheid erhellte.

Auch eine militäriſche Bekanntſchaft hatte mein Vater, die uns Kindern, beſonders mir, der ich wie alle Knaben für das Soldatenleben ſchwärmte, manche angenehme Stunde

gewährte, Major von Sommnitz, ein kleiner, sehr lebhafter Mann mit einem ungeheuren Schnurrbarte, der eine Landwehrulanenskadron kommandirte; seine Frau war eine auffallend schöne, hochgewachsene und sehr vornehme Dame, welche aber trotzdem die Kinder des einfachen Lehrers gern im Kreise der Ihrigen sah. Welchen Genuß gewährte es mir, dort in den Ställen umherzuschweifen, wirkliche Pistolen, wirkliche Säbel und ächte Lanzen anschauen, ja berühren zu dürfen, und welches Glück war es für mich, wenn mich die älteste Tochter Amalie, für die ich eine kleine Neigung fühlte, liebreich empfieng!

Unter den oben erwähnten Familien muß ich die für uns stets liebenswürdige und gastfreie des damals reichen Wollhändlers Schwendler hervorheben, dessen vortreffliche, geistreiche und hochgebildete Frau, eine geborne Ulmerin, wie eine Mutter für mich war. Liebreich und besorgt um mein Wohl, aber auch ernst und strafend bei unseren häufigen Unarten. Schwendlers hatten mehrere Knaben, der Aelteste war in meinen Jahren; und so war es nun für uns das größte Vergnügen, die Wollballen in dem weiten Magazin für Gebirge anzusehen, auf denen nach Herzenslust herumgeklettert wurde. Doch war dieß von Papa Schwendler strenge verboten und wenn wir ertappt wurden und es an's Strafen gieng, so erhielt ich davon, wie anderntheils von Kaffee und Butterbrod, mein wohlgemessenes Theil.

Mit einer andern Familie, die später nach Burtscheid zog,

waren wir noch enger befreundet, und kann ich wohl ſagen, daß der einzige Sohn derſelben, der ſpäter als Künſtler eine ebenſo glänzende, als leider kurze Rolle ſpielte, mein ganz beſonderer Freund und unzertrennlicher Spielgefährte war. Mein Vater nannte uns nach jenen beiden Pythagoreern aus Syrakus, Damon und Phintias, und war der kleine Alfred Rethel ſchon damals ein wunderbares Talent. Mit acht und neun Jahren, ehe er noch irgend welchen ernſtlichen Zeichenunterricht erhalten, warf er ſicher und gewandt Alles auf das Papier, was wir von ihm verlangten; Häuſer und Bäume, Menſchen und Thiere, Reitergefechte mit den ſchwierigſten Stellungen und Verkürzungen — Alles kam aus ſeinem Bleiſtift wie von ſelbſt hervor und gab in kürzeſter Zeit, während wir zuſahen, ein ſo gerundetes, durchdachtes und vortreffliches Ganzes, daß nicht nur wir Knaben entzückt darüber waren, ſondern daß ältere Leute und Kenner mit Staunen dieſe Kompoſitionen betrachteten. Wie glänzend ſich das erfüllte, was er ſo als Knabe verſprochen, brauche ich hier nicht weiter auszuführen. Die großartigen, herrlichen Fresken im Rathhausſaale zu Aachen ſprechen dafür und wie gewaltig Alfred Rethel nicht nur in ſeinen Entwürfen, ſondern auch als Maler war, haben uns die damaligen Väter der Stadt Aachen am deutlichſten dadurch vor Augen geführt, daß ſie mit den klaſſiſch ſtrengen und ſo wohlthuenden Farben des großen Meiſters nicht einverſtanden, im gleichen Saale, allerdings nach Rethel's

Entwürfen, von anderer Hand über die Hälfte der Bilder ausführen ließen, eine grelle Malerei, die nur zu oft und hart Rethel's geistreiche Kompositionen nicht zur Geltung kommen ließ. Uebrigens gebührt dem Maler Kehren, einem nicht unbedeutenden Künstler, das nicht genug anzuerkennende Verdienst, Rethel's Originalfresken erhalten zu haben, denn wie der damalige Sekretär des rheinischen Kunstvereins, Wiegmann, erzählt, hatte man Kehren aufgefordert, dieselben vernichten zu lassen und selbst auf's Neue zu malen, was er aber begreiflicherweise mit Entrüstung ablehnte. Längere Zeit hatte er auch an diesen ersten Bildern mit dem schon schwermüthig gewordenen Künstler zusammengearbeitet und ihn bei zuweilen auch abfälligen Urtheilen, die sie hinter ihrem Malerverschlag arbeitend mit anhörten, lachend und scherzend getröstet.

Man hat gesagt, Rethel's beginnendes Leiden, eine tiefe Schwermuth, die in vollständige Geisteszerrüttung übergieng, habe es ihm selbst wünschenswerth gemacht, die Fresken mit eigener Hand nicht ausführen zu dürfen, doch habe ich ihn zu jener Zeit in Aachen besucht, fand ihn traurig, verstimmt und niedergedrückt, sich bitter darüber beklagend, daß man statt voller Anerkennung nur seine Kompositionen gelten lasse, dagegen in seinen Farben die nöthige Kraft und Gluth vermisse; hier stehen wir also wieder vor einem räthselhaften Warum, und kann ich nun einmal nicht anders als trauernd

die Frage aufwerfen, ob damals eine volle und rückhaltsloſe Anerkennung, wie ſie heute jenen Meiſterwerken zu Theil wird, nicht vielleicht im Stande geweſen wäre, das Licht ſeines kurzen Lebens länger in geſundem Glanze zu erhalten. Alfred Rethel war ſtets ein ernſter und ſinniger Knabe, von nicht allzuſtarker Leibeskonſtitution, der an unſern tollen und wilden Spielen nicht allzuhäufigen Antheil nahm und ſich lieber mit Zeichnen beſchäftigte, ja ſchon als Knabe von elf oder zwölf Jahren mit Oelmalerei, wie ich mich aus jener Zeit eines Bildes erinnere, das allgemeine und gerechte Aufmerkſamkeit erregte. Es ſtellte einen Koſaken zu Pferde in voller Ausrüſtung dar, die Lanze in der Hand, wie er durch einen Wald voll blendender Sonnenſtreiflichter reitet. Rethel's Eltern waren aus Frankreich ausgewandert, ſeine Mutter eine ernſte würdige Dame, ſein Vater von ſprudelndem, lebhaftem Temperamente, für uns Kinder von unſchätzbarer Güte, da er gern unſere Spiele regelte, zuweilen nur angab und uns aus Pappendeckel und Silberpapier prachtvolle Harniſche und Helme machte, mit denen wir über Berg und Thal eingebildete Rieſen verfolgten, fabelhafte Drachen aufſuchten, häufig aber auch glorreiche Kämpfe gegen einander aufführten.

Ach, das war eine glückſelige Zeit, beſonders als dieſe Kämpfe, nachdem wir die Iliade geleſen, feſtere und greifbarere Geſtalt annahmen und wir uns als Griechen und Trojaner tüchtig die Rücken und Köpfe zerklopften! Der

fernhintreffende Speer und das kurze Schwert, natürlicherweise von Holz, spielten dabei eine Hauptrolle, und was unsere Rüstung anbelangte, so verwechselte ich das Wort „ehern“ mit „irden“ und erschien eines Tages als Hektor oder Achill mit einem Steinguttopf aus der Küche auf dem Kopfe.

Rethels zogen dann auf ein Landgut in der Nähe von Burtscheid, wo Vater Rethel die Direktion einer Salmiakfabrik übernommen hatte, wodurch unser Spielplatz häufig eine grauenvolle Beimischung erhielt, denn in der Nähe jener Fabrik wurden arme alte Pferde getödtet, was eines Tages, als ich in der Dämmerung allein nach Burtscheid zurückkehrte, meine Phantasie in grausenvoller Art erregte, denn es war mir, als höre ich das Pferd, das ich tödten gesehen, hinter mir drein galoppiren, schnaufend und schnaubend, ja als ich mich entsetzt umwandte, huschte es wie ein dunkler Schatten die helle Chaussee herab, eilfertig hinter mir drein, so daß ich in höchster Angst anfieng zu laufen und schweißtriefend nach Hause kam.

Zu freundlicheren Bildern übergehend, erwähne ich die allerdings spärlichen Besuche in öffentlichen Gärten, wo ich zum erstenmale einen Taschenspieler sah, das damals berühmte Jannchen von Amsterdam, dessen Kunst auf mich einen um so größeren Eindruck machte, als das Jannchen mich plötzlich aus der Menge der Zuschauer hervorzog, um

mir den zuviel genossenen Wein — in Wahrheit aber hatte ich nur Wasser bekommen — aus der Stirn förmlich hervorspritzen zu lassen, was mich tüchtig erschreckte.

In nächster Nähe eines dieser öffentlichen Gärten lag [redacted]es Jagdschloß, wie man sagt, aus der Kaiserzeit, [redacted] von Mauerwerk mit einem schlanken Thurme, wahrscheinlich aber aus jüngerer Zeit, Schönforst genannt, welcher Name auf dichten Wald rings umher deutet, von dem aber schon damals keine Spur mehr zu sehen war. Doch war uns das Herumklettern in diesen Ruinen lieber, als drüben die Kaffeegesellschaft mit ihren Freuden, ja selbst als ein Original damaliger Zeit, ein Herr von Schwanenfeld mit seiner Gattin Amalie, deren rothe Nase stark an geistige Getränke erinnerte, und welches würdige und, wie er versicherte, hochadelige Paar, sein Leben dadurch fristete, daß es kleine Luftballons, künstlich hergestellte Drachen und ähnliche Ungeheuer an dünnen Schnürchen aufsteigen ließ, worauf dann Amalie von Schwanenfeld mit dem Teller einsammeln gieng. Ich habe diese Erinnerung aus der Jugend in einem Buche: der Wechsel des Lebens, benutzt.

Von anderen Schloßruinen, die man vielleicht mit mehr Recht als Schönforst aus den Zeiten des großen Kaisers herleitete, war die Frankenburg, dicht bei Burtscheid gelegen, häufig das Ziel unserer Spaziergänge und einer unserer liebsten Spielplätze. Dort stand und steht heute

noch, unzweifelhaft von einem Jagdſchloſſe Karl's des Großen herrührend, ein alter mit Epheu umrankter Thurm, umgeben von neueren Schloßgebäuden, mitten in einem kleinen See, an den ſich eine der ſchönſten Sagen jener alten romantiſchen Zeit knüpft, welche erzählt, daß Karl der Große ſich nach dem Ableben ſeiner heißgeliebten Gattin Faſtreda von der Leiche erſt dann zu trennen vermochte, als der weiſe Erzbiſchof Turpin einen magiſchen Ring, den ſie unter der Zunge verborgen hatte, auffand und in jenen See verſenkte, worauf der ſchwermüthig gewordene Kaiſer nun an dieſe Stelle gebannt war und hier ein Schloß baute, von dem er, um ſeine Gattin trauernd, tagelang in die Tiefe des Waſſers blickte.

Dergleichen verſtanden und begriffen wir ſchon damals ganz genau und ließen uns gerne von den goldenen Fäden dieſer hier überall auftauchenden Sagen und Märchen umranken, das Alles nach unſerer Art weiter ſpinnend, und wenn auch das Ganze von einem Tag zum andern verblaßte, ſo blieb doch immer Etwas davon in der jugendlichen Phantaſie zurück. Wie oft zogen wir in Helm und Harniſch mit Schild und Wehr als tapfere Paladine nach der Frankenburg, um in der Umgegend unter den Augen eines ſelbſtgewählten Kaiſers die unglaublichſten Heldenthaten zu verrichten oder gingen wir ein anderes Mal etwas weiter, nach dem Wäldchen von Trimborn, wo eine uns befreundete

Familie auf ihrem Landgute wohnte, deſſen Garten mit Waſſerkünſten aller Art beſonders für mich, der ich mich ſchon als Kind gern mit ſolchen Dingen abgab, eine große Anziehungskraft äußerte. Im Wäldchen ſelbſt befand ſich ein römiſcher Legionſtein, der uns zu denken gab, und damit auch hier die für unſere Knabengemüther recht ſchaurige Seite nicht fehlte, ſtand in der Tiefe des Wäldchens unter flüſterndem Laubwerk ein rieſiger Hünenſarg, dem wir uns nur mit großer Vorſicht und nicht gerne allein näherten. Auch ſonſt war die Umgebung von Burtſcheid und Aachen wohl geeignet, ein jugendliches Gemüth für romantiſche und poetiſche Eindrücke empfänglich zu machen und den Sinn für das Intereſſante und Wunderbare zu ſchärfen; ringsum, wohin man blickte, ragten aus der Tiefe und von den Höhen die Ueberbleibſel von Jahrhunderten und redeten ſchon zu uns Knaben in gewaltiger Sprache. Dort vor uns das Münſter des großen Kaiſers, hier jene eben erwähnten Jagdſchlöſſer, an den Höhen aufwärts ziehend die mittelalterlichen Stadtmauern mit ihren gewaltigen Thoren, von denen einzelne wieder Träger großer Geſchichtsepochen waren, ſo das Pontthor mit dem großen Templerbent in der Nähe, wo die Tempelherren ihre Niederlaſſungen hatten, ihre Zweikämpfe und Turniere abhielten. So ſtellten wir uns das wenigſtens vor, und ich bin nie über den Templerbent gegangen, ohne in meiner Phantaſie jene ernſten und

gewaltigen Burgen entstehen zu lassen und Reiterscharen der Tempelherren zu sehen, wie sie, über der Rüstung den weißleinenen, mit rothem Kreuze gezierten Mantel, zum Kampfe gegen die Ungläubigen auszogen. Auch sie boten uns Stoff zu unseren Spielen, und ich erinnere mich noch ganz genau, welche Püffe und Schrammen es gab, als wir Jerusalem den Sarazenen abnahmen.

Mächtige Wälder umgaben damals noch, allerdings im weiten Umkreise, einen großen Theil der Stadt, und daran knüpften sich Räubergeschichten à la Schinderhannes und Rinaldini. Sommers hatten wir dort unsere Tummelplätze, suchten Waldbeeren, und zogen mit selbstgemachtem Bogen und langen Pfeilen häufig auf die Jagd, ohne natürlicherweise je eine Beute mit nach Hause zu bringen. Doch gab es damals neben der niedern Jagd noch Roth- und Hochwild, sowie im Winter häufig genug Wölfe, die von der Eifel und dem hohen Venn herabkamen und Stoff zu höchst interessanten Geschichten boten. Auch in jenen Wäldern im Umkreise von Aachen fanden sich alterthümliche Bauwesen, einsame Thürme, deren Treppen längst verfallen waren, und wo nur noch Raubzeug nistete; andere, die man durch Neu- und Anbauten zu Försterwohnungen umgewandelt, häufig Orte, wo man Erfrischungen haben konnte und wo uns ganz besonders die an dem Scheunenthore mit ausgebreiteten Schwingen angenagelten Falken und Sperber

intereſſirten. Ein Ort, zugleich auch von hiſtoriſchem Intereſſe, der allerdings zu weit von Aachen im Walde lag, um häufig dorthin zu kommen, war die Emmaburg, die noch ziemlich erhaltenen Ruinen eines uralten Schloſſes, von dem die hübſche Sage erzählt, daß Karl der Große in einer ſchlafloſen Winternacht am Fenſter ſtehend, ſeinen Geheimſchreiber Eginhart über den Hof zu der Kaiſertochter Emma ſchleichen ſah, nicht ahnend, daß ein plötzlich gefallener Schnee die Spuren ſeines Fußes verrathen würde, worauf die erſchreckte Prinzeſſin den Geliebten auf ihren Armen wieder zurücktrug, ſo nur den Abdruck ihres eigenen Fußes zurücklaſſend. Vergebliche Liſt! Der Kaiſer ſelbſt hatte Alles mitangeſehen und Beide mußten vor ſeinem gewaltigen Zorne fliehen.

Wie hoch intereſſant war es, wenn wir auf unſeren Streifzügen an die große Römergaſſe kamen, die in langen Strecken durch den Wald über die Haide führte, deren an manchen Strecken noch wohlgefügte Steinplatten Räderſpuren zeigten, und wo wir uns ſo gerne lagerten, um uns vielleicht von einem älteren Kameraden erzählen zu laſſen, wie damals vom Süden her Tauſend und Tauſend ſtreitbare Männer zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde herangezogen kamen, um ſich drunten in Aachen, von den Römern Aquisgranum genannt, bei den warmen kräftigen Heilquellen niederzulaſſen. Wie gerne legten wir unſere Hände

auf die Steine, über welche die römiſchen Legionen gezogen, und konnten wir uns beim Rauſchen des Windes und dem Klange eines Hornes in der Ferne leicht überreden, ſie ſeien ſoeben erſt vorüber gezogen und die Sonnenblicke dort im Walde ſeien der Glanz ihrer Speere und Helmſpitzen — glückliche Jugend, glücklicher Kinderſinn, der uns dann kurze Schwerter anfertigen ließ, um triumphirend nach Hauſe zu ziehen.

Die heißen Quellen in Aachen, beſonders aber in Burtſcheid, wo ſie ſiedend und ſprudelnd zu Tage treten, regten unſere Phantaſie mächtig an und ließen uns gewaltige Feuerherde vermuthen, die drunten das Waſſer kochten und hinaufſandten, und hingen damit wohl die leichten Erdſtöße zuſammen, die zuweilen verſpürt wurden. Beinahe jedes Haus, beſonders unten in Burtſcheid, hatte ſeine dampfenden Quellen und auf der Straße befand ſich ein kleines offenes Baſſin, in welches man nur die Eier zu tauchen brauchte, um ſie alsbald geſotten herausnehmen zu können.

Auch außerhalb des Städtchens ſprudelten dieſe warmen Waſſer zu Tage, bildeten kleine dampfende Seen oder floſſen in Röhren aus den Felſen, und eine dieſer letzteren wurde das „Pockenpützchen“ genannt, weil es ſich bei einer Blatternepidemie als ganz beſonders heilſam erwieſen hatte; hier hauſte ein origineller Bettler, der alte Grümmel, eine Merkwürdig-

in der Stadt, gewiſſermaßen ein Einſiedler, der ſich nie über hundert Schritte von dem Pockenpützchen entfernte und dem man gerne Lebensmittel und kleine Geldſtücke brachte. Er trug einen Anzug aus unzähligen Flecken zuſammengeſetzt, Wäſche von der denkbar gröbſten Sorte, aber Alles, von der weißen Nachtmütze bis auf ſeine blauen Strümpfe in den blendenden Klumpen-Holzſchuhen, von einer ſo appetitlichen Sauberkeit, daß er uns Kindern ſtets als Muſter der Reinlichkeit vorgeſtellt wurde, weßhalb meine Schweſter Julie als ein kleines Mädchen einſtens ſagte: „ſo werde ich den Grümmel zum Mann nehmen, um eine ordentliche Haushaltung zu bekommen“; übrigens hatte er ſchon eine Frau, gleichfalls ein Muſter der Reinlichkeit, die, wie man ſagte, ihren alten Grümmel Morgens anzog, friſirte, ja eigenhändig raſirte, ehe er auf den Bettel ging. Schade, daß ich von dem Ende dieſes Paares und ob ſich vielleicht in dem Strohſack ihres ärmlichen Bettes ein erſparter Schatz vorgefunden, wie ſich ja Aehnliches ſchon oft begeben, Nichts erfahren habe.

So ausführlich, wie ich von den Vergnügungen und Spielen meiner Knabenzeit erzählt, würde ich auch gerne über meine Schulbildung und wiſſenſchaftliche Erziehung berichten; doch iſt darüber leider nicht viel Günſtiges zu ſagen. Als Sohn des Lehrers wurde ich allerdings ſtrengſtens zum Schulbeſuche angehalten, ſollte auch den übrigen Kindern ein Muſter von Fleiß und Ordnung ſein, will aber offen geſtehen, daß

ich meinem Vater darin wenig Freude machte. Meine Handschrift war eine der schlechtesten, ich lebte auch mit der Orthographie stets auf sehr gespanntem Fuße und gehörte, was das Rechnen anbetraf, zu den mittelmäßigsten Schülern. Nur wenn es galt, Gedichte zu deklamiren oder selbst erfundene Geschichten zu erzählen, leistete ich Vorzügliches. Besonders liebte ich es, meine Kameraden im Predigertone zu erbauen, borgte mir dazu von der Haushälterin eine schwarze Schürze, machte mir Bäffchen von weißem Papier und bestieg, ein Gesangbuch unter dem Arm, gravitätisch einen Stuhl, — meine Kanzel. Einmal hörte mein Vater, ohne daß ich ihn sah, stillschweigend zu, und als nach geendigter Predigt die Haushälterin die Hände erhob und ausrief: „das Kind muß ein Pfarrer werden," lächelte er still vor sich hin und streichelte mir freundlich das Gesicht. Vielleicht lag es auch in seiner Absicht, mich Theologie studiren zu lassen, um der Tradition der Familie gerecht zu werden, aus der damals und auch heute noch zahlreiche Pfarrherren hervorgegangen sind. Mit den Jahren meines Vaters und dessen zunehmender Kränklichkeit steigerten sich auch die heftigen Ausbrüche seines Charakters, denen ich häufig in der Schule, oft um ein Beispiel zu statuiren, zum Opfer fiel. Denn Andere waren nicht besser, aber klüger als ich, ließen sich die Aufgaben von den Nachbarn einflüstern, rissen beschmutzte Blätter aus ihren Schreibheften einfach aus, warfen zerstampfte Federn und

Griffel unter die Bänke und behielten ihre Spielzeuge, Bindfaden und Kreisel, Hölzchen und Steinchen, Lakrizensaft oder sonstige Leckereien vorsichtig in der Tasche, während ich, nie gewarnt durch häufig erlebtes Unheil, alles das im Schubladenfach meines Pultes verwahrte. Es war gerade, als wenn mein Vater wüßte, wenn sich dort wieder viel angesammelt, und brauchte ich alsdann nur irgend eine Ursache zur Unzufriedenheit zu geben, so schritt er unter dem aufmerksamen Entsetzen sämmtlicher Schüler und Schülerinnen auf mich los, zog mich am Kragen von meinem Platze, dann die Schublade hervor und nun wurde die saubere Bescheerung systematisch vor mir ausgebreitet; was darauf folgte, wußten wir ganz genau, und wenn nach einer donnernden Strafpredigt stets dieselben Schlußworte kamen: „an dir ist Hopfen und Malz verloren," so schwebte ich auch schon unter der linken Hand meines Vaters, während seine Rechte mich mit einem dünnen spanischen Röhrchen auf's Kräftigste bearbeitete. Ach, und daß er alsdann, mich endlich loslassend, tief athmend vor mir stand, mit bleichen eingefallenen Wangen, fast unheimlich leuchtenden Augen, Schweißtropfen auf der Stirn, war für mich entsetzlicher, als die erstandene Strafe, und gelobte ich mir fest, künftig ordentlicher und vorsichtiger zu sein.

Auch in einer anderen Hinsicht betrübte mich die Züchtigung mehr, als der Schmerz der erhaltenen Schläge; denn, wie schon früher bemerkt, war auch das zarte Geschlecht im

gemeinſchaftlichen Schulzimmer vertreten, und daß eine von mir ganz beſonders geliebte Geſpielin wieder einmal meine Demüthigung mit angeſehen, that mir unausſprechlich weh, hatte ich ihr doch am ſelben Morgen noch die erſten Veilchen auf ihr Pult gelegt, war auch ganz beſonders hübſch und reinlich angezogen, worauf ich mir nicht wenig einbildete, und mußte nun daſitzen mit zerzauſtem Hemdkragen, thränenübergoſſenem Angeſicht, wobei es mir nur wenig Troſt gewährte, daß auch ihre ſchönen blauen, feucht gewordenen Augen mich mitleidig betrachteten.

Häufig verließ mein armer Vater nach einer ähnlichen Scene das Schulzimmer, nachdem er eine Aufgabe ertheilt, die dann der Unterlehrer, auch wohl einer der älteſten Knaben überwachen mußte, und dann kam nach Schluß der Schulſtunde für mich der furchtbar harte Augenblick, daß ich zu ihm gehen und ihn um Verzeihung bitten mußte, nicht als ob ich meine Unart nicht eingeſehen, ſondern er dauerte mich unſagbar tief, wenn ich ihn zuſammengeſunken, bleich in ſeinem Seſſel ſitzen ſah, und er alsdann, wie die übergroße Härte ſeiner Strafe einſehend, mir raſch und liebreich verzieh, ja mich an ſich zog, um ſeine kalten Wangen auf meinen Kopf zu legen.

Dabei war es nicht allein ſeine Kränklichkeit, ſowie auch vielleicht das ſchmerzliche Gefühl, in einer für ſeinen Bildungsgrad, ſeine Perſönlichkeit, ſein Wiſſen zu untergeordneten Stellung zu ſein, was ſeine Stimmung bedrückte, ſeine Laune

[illegible] und ihn zu heftigen Ausbrüchen des Unmuthes hinriß, [illegible] mehr noch, was wir Kinder weder fühlten noch [illegible] das Bewußtſein, in ſeinen häuslichen Verhältniſſen [illegible] und mit Schulden belaſtet zu ſein. Wie ſchmerz- [illegible] mag er oft den Gegenſatz zwiſchen den glänzenden Ge- [illegible], die er faſt täglich beſuchte, und unſeren beinahe [illegible] Wohnungsräumen empfunden haben. Wir fühlten [illegible]erweiſe Nichts davon, waren nicht ſchlechter an- [illegible] als die meiſten unſerer Geſpielen, und wenn auch [illegible] Leckerbiſſen auf den Tiſch kamen, ſo haben wir doch [illegible] einen Mangel empfunden. .

Wie hoch ſich die Einkünfte meines Vaters beliefen, habe ich niemals erfahren, denn was kümmert man ſich in der Jugend um ſolche Kleinigkeiten, die armen Eltern das Herz ſchwer machen und ſie jedem neuen Tage ſorgenvoll entgegen ſehen laſſen. Für uns war ja ein beſtändiges „Tiſchlein deck dich“ vorhanden, und wenn wir auch Mittags nur ein geringes Stückchen Fleiſch hatten, Abends eben nur eine Suppe oder Kaffee und Butterbrod, ſo kümmerte uns das wenig. Der Gehalt meines Vaters als Lehrer eines ſo kleinen Ortes wie Burtſcheid war gewiß nur ſehr gering, und ſo viel ich mich erinnere, beſtand ein Theil deſſelben aus den Schulgeldern, von denen manche häufig ſehr langſam oder auch gar nicht eingiengen, und wurde es den Eltern armer Kinder gewiß zuweilen freiwillig erlaſſen. Bei Leb-

zeiten meiner Mutter hatten die Eltern nicht ohne Glück eine kleine Knabenpenſion geführt, was aber mit ihrem Tode aufhörte. Auch beſchäftigte ſich mein Vater mit literariſchen Arbeiten, gab jährlich ein Neujahrsbüchlein heraus, das von Mayer in Aachen verlegt wurde, dann verſchiedene Auflagen eines Leitfadens der Lautirmethode, die er, wenn nicht zuerſt in der Schule einführte, ſo doch vervollkommnete, und zuletzt ein Bändchen Denkübungen und Charaden, doch zweifle ich nach meinen ſpäteren Erfahrungen, ob die Buchhändler ihm, der keinen bekannten Schriftſtellernamen hatte, ein irgendwie nennenswerthes Honorar bewilligten.

Da ſchien auf einmal meinem Vater das Glück lächeln zu wollen. Einflußreiche Männer, die ihn kannten und ſchätzten, boten die Mittel, um ein ſchönes anſehnliches Haus oben in der Hauptſtraße von Burtſcheid kaufen zu können, ſowie daſelbſt noch einmal eine Erziehungsanſtalt für Knaben beſſerer Stände einzurichten.

Wir verließen das ärmliche Schulgebäude neben dem Pfarrhauſe ohne jeglichen Kummer und befanden uns außerordentlich wohl in den neuen, weiten und ſchönen Räumen. Obendrein hatten wir einen großen, ſchönen Garten, auch ſchien die Knabenpenſion anfänglich recht gut zu gehen, und fanden wir uns mit viel Behagen in den Genuß eines beſſeren Tiſches, überhaupt in viele Annehmlichkeiten des geſellſchaftlichen Lebens, die uns bisher unbekannt waren.

Früher hatten wir wenig oder gar keine Besuche empfangen, außer von unserem nächsten Verwandten, dem Oheim Kühr, von dem ich oben schon gesprochen, und dem Oheim Wirth aus Eupen, der gleichfalls eine Schwester meiner Mutter zur Frau hatte. Das war ein dicker jovialer Mann mit kohlschwarzem glattem Haar, etwas pockennarbig, stieß [illegible] mit der Zunge an, trug außerordentlich weite Beinkleider, war Wollhändler und galt für mehr als vermöglich. Nun änderte sich das im neuen Hause. Eltern und Verwandte der Zöglinge kamen, um nach diesen zu sehen. Freunde und Bekannte tauchten auf, deren man sich kaum noch erinnerte, kurz es war eben die alte Geschichte mit dem scheinbar günstigen Umschwung von Fortuna's Rad wieder bemerkbar geworden. Auch fremde Badegäste kamen, theils um unseren schönen Garten zu sehen, der eine prachtvolle Aussicht über Aachen bot, anderntheils aber auch, weil sie von den literarischen Erfolgen! — meines armen guten Vaters gehört haben wollten, um das Handwerk zu grüßen. Nicht nur Dichter und Schriftsteller mit meist sehr unbekannten Namen, sondern auch Sänger und Schauspieler, welch' Letztere, da ich einmal hatte in's Aachener Theater gehen dürfen, um Kotzebue's „Pagenstreiche" zu sehen, einen ganz unbeschreiblichen Eindruck auf mich machten. So erinnere ich mich des damals bekannten Schauspielers Paulmann, der eines Morgens bei uns im Garten frühstückte und

mich „Heupferd“ nannte. Mit einem Sohn des Baſſiſten Meck hatten wir Knaben Verkehr, und die zu jener Zeit berühmte Sängerin Madame Eſchborn kam in unſer Haus. Mein Vater liebte es mit Künſtlern aller Art zu verkehren, traf ſie auch wohl häufig in Geſellſchaften, die er beſuchte, und hatte deßhalb bei großen Gelegenheiten Zutritt zu Proben oder erſten Vorſtellungen. Auch erinnere ich mich noch deutlich, wie er für die große Henriette Sontag ſchwärmte, die er als „Agathe“ im Freiſchütz gehört, und es bleibt mir unvergeßlich, daß ich ihn zu der Generalprobe des erſten niederrheiniſchen Muſikfeſtes begleiten durfte, wo mir aber das den größten Eindruck machte, daß neben mir ein ältlicher Herr ſtand, mit weißer Halsbinde, auf dem ſchwarzen Fracke einen glänzenden Ordensſtern — alſo gab es in der That ſolche hochbegnadigte Menſchen, die wirkliche Ordensſterne auf der Bruſt trugen, und kam das nicht nur in unſern Geſchichtenbüchern vor.

Auch eines wirklich gedruckt worden ſeienden Dichters erinnere ich mich, der eben deßwegen einen großen Eindruck auf mich machte — Reutert hieß er, ein kleines verwachſenes Männchen, Verfaſſer eines Gedichtes „Die Rheinfahrt“ — mit dem wir die Emmaburg beſuchten, und wurde auf dem ganzen Weg faſt nur über die unbeſchreiblichen Schönheiten jenes Gedichtes geſprochen.

Eines Wochentages befahl der Vater, daß man uns

ganz beſonders feſtlich anziehen ſollte, und wurden wir darauf in den Garten gewieſen, um uns an einer beſtimmten Stelle deſſelben mit irgend einem Spiele zu beſchäftigen; ich glaube, wir warfen eine Geldmünze ſo nahe als möglich an ein bezeichnetes Ziel. „Seid recht artig gegen einen Herrn, der nachher mit mir in den Garten kommt," ſagte der Vater, ehe er von uns wegging, „denn das iſt der König von Schweden" — ah, ein echter, lebendiger König! — wenn ich dabei auch nicht an eine Krone, Scepter und langen Hermelinmantel dachte, ſo doch an eine glänzende Erſcheinung mit Epauletten und Stern. Ich war deßhalb nicht wenig überraſcht, ſpäter einen Herrn in einfachem, dunklem Oberrocke herankommen zu ſehen, der freundlich nickend bei uns ſtehen blieb. Er war von hoher aufrechter Geſtalt, hatte ernſte Geſichtszüge, dunkle lebhafte Augen und eine ſcharf hervortretende, etwas gebogene Naſe — Guſtav Adolf der Vierte, der vertriebene König von Schweden, der damals als Oberſt Guſtavſon in Aachen lebte. Als er uns durch Kopfnicken gegrüßt, ſagte ich keck: „Guten Tag, Herr König," worauf er erwiederte: „Du mußt nicht ſagen Herr König, ſondern Herr Oberſt." Später kam er noch öfter in's Haus, ſo auch an einem Weihnachtsabend, wo er im Scherze einen Shawl umhieng und einen Damenhut aufſetzte, unter welchem das ſcharf geſchnittene Geſicht mit der weit vortretenden Naſe und den unruhig blickenden Augen ſeltſam abſtach.

Wie lang der Aufenthalt in dem großen Hause mit allen seinen Herrlichkeiten währte, weiß ich nicht genau anzugeben; behält man doch in der Jugend nur ernste und heitere Thatsachen, bekümmert sich aber wenig um Jahreszahl und Datum. Das Knabenpensionat hatte nicht den gewünschten Fortgang, es mangelte wohl an einer so sparsamen und vortrefflichen Hausfrau, wie meine Mutter gewesen, und da sich Burtscheid in diesem Zeitraume gerade nach der Höhe unseres Gartens auszudehnen begann, so fand sich ein vortheilhafter Verkauf, der die Schuldenlast meines Vaters wenn auch nicht gänzlich von ihm nahm, so doch verminderte, und wir zogen wieder in das alte Schulhaus hinab. Daß uns Kindern dieser Tausch besonders unangenehm gewesen wäre, dessen erinnere ich mich nicht, ja wir fanden uns mit Leichtigkeit in dem alten Gewinkel wieder zurecht und der kleine Garten an der Kirchhofmauer erschien uns kaum geringer und kleiner als der, den wir droben verlassen.

Nicht so schien dieß bei meinem armen Vater der Fall zu sein, denn er kümmerte sich sichtlich ab, häufiger als sonst erschien der befreundete Arzt im Hause, zuweilen blieb der Vater bis zum Mittag im Bette, besuchte aber trotzdem jeden Abend seine Gesellschaften, wobei ihm einmal die Haushälterin, als er fortgieng, mit bekümmerter Miene sagte: „Wenn Ihnen nur nächtlich auf dem weiten Wege von

Aachen nach Burtſcheid nicht einmal ein Unglück paſſirt und Sie ſich allein und ohne Hilfe befinden," worauf er lachend ſagte: „Im Gegentheil, die Bewegung thut mir gut, ich fühle mich nie friſcher als in den Augenblicken des Gehens, und iſt es nebenbei auch ein Mittel, um ſchlafen zu können."

Wenn ſich in mir, dem Knaben, zu jener Zeit irgend welche hervorragende Talente gezeigt hätten, ſo würde ich mir ſchon früher erlaubt haben, dergleichen zu erwähnen, doch war dieß nicht der Fall; auch zeigte ich nicht eine Spur von beſonderem Geſchick, nicht einmal für Sprache, ſo daß mein Vater auch in dieſer Richtung an meinen Fähigkeiten für jede ſolide Wiſſenſchaft zweifelte. Allerdings gab er mir ein paar Stunden im Lateiniſchen, doch ſei es, daß ich wirklich ſo dumm und tölpelhaft war, wie er verſicherte, oder raubte ihm dieſe häufig ausbrechende Heftigkeit jeden ruhigen Blick, genug, nach wenigen Lektionen endigten dieſe; vorderhand weil der Vater ſich kränker als je fühlte, nicht aber ohne daß ich wieder einmal meine Bekanntſchaft mit dem ſpaniſchen Röhrchen erneuert hätte. Nicht läugnen will ich aber, daß ich mich zu jener Zeit, zwiſchen meinem zehnten und zwölften Jahre, mit dichteriſchen Verſuchen beſchäftigte, welche allerdings gering genug waren. Ich reimte Gelegenheitsgedichte zuſammen, ja begann eine große Tragödie „Achill", die beim Streite des Peliden um Briſeis begann und mit den Worten anfieng:

„Gib ſie wieder, Agamemnon!
Sieh, ich gebe dir zum Lohn
Sechs Rinder und vier Böcke!“

Auch Theater wurde damals von uns Kindern geſpielt, und erinnere ich mich, wie mein Vater bei einem mehrtägigen leichten Unwohlſein uns im großen Schulzimmer eine allerdings ſehr beengte Bühne herrichten half, auf der wir, vor eingeladenen Nachbarskindern, ein kleines Luſtſpiel zum Beſten gaben. Eine befreundete Familie, Michels, beſaß ein hübſches Puppentheater, wo ich zum Erſtenmal das Puppenſpiel Fauſt aufführen ſah, was auf mich einen ſo großen Eindruck machte, daß jahrelang an einem eigenen kleinen Theater umgebaut und verbeſſert wurde, zu welchem Alfred Rethel bereitwillig Dekorationen malte und bei dem es uns erſt nach langen vergeblichen Verſuchen gelang, einen Mond hinter ziehenden Wolken darzuſtellen.

In der Karnevalszeit maskirten wir uns mit andern Kindern, häufig als Griechen oder Türken, im Wiederſchein des damaligen griechiſchen Befreiungskrieges; auch als Schweizer oder Tyroler, und war es Sitte, in befreundete Häuſer zu gehen, um dort für Obſt oder Zuckerwerk irgend welche paſſende Sprüchlein zu ſagen, die von meinem Vater bereitwilligſt gedichtet wurden.

Zu jener Zeit, vielleicht auch etwas früher, lebte bei uns ein Bruder meines Vaters als Hilfslehrer, ein ſehr

kräftiger und großer Mann, frisch und kräftig, das blühende Bild der Gesundheit, der eines Abends, als wir zusammen beim Ofen standen und uns erwärmten, über Kopfschmerzen klagte und der Haushälterin sagte: „Wenn ich einmal krank werde, so ist es mit mir vorbei.“ Das beschäftigte meine Phantasie, und als ich ihn forschend betrachtete, schien er mir blaß und blässer zu werden, es war, als schlössen sich seine Augen und sänken ein und indem ich dachte: was für ein langer Sarg müßte das sein, um ihn hineinzulegen, und während ich darauf schaudernd meine Augen schloß, sah ich das vor mir und gerade so, wie ich ihn kaum acht Tage später in Wirklichkeit erblickte. Er starb an einem Nervenfieber, neben dem Zimmer worin ich schlief, an einem Abende, als ich kaum zu Bette gegangen war, und wie ich am andern Morgen durch dieses Zimmer gehen mußte, sah ich ihn in Wirklichkeit auf dem Bette ausgestreckt liegen, gerade so. wie er mir in meiner Phantasie erschienen. Dieß geschah im November und wenige Jahre darauf im gleichen Monat erlebte ich einen andern für mich entsetzlichen Verlust.

Meine Schwester Julie war damals nicht zu Hause, sondern befand sich, gewissermaßen zu ihrer weiteren Ausbildung, bei jener befreundeten Familie Rethel, die von Burtscheid nach Wetter an der Ruhr gezogen war, wo Vater Rethel in den Herkott'schen Eisenwerken eine Stellung gefun-

den hatte. Mein Vater war wie gewöhnlich bei eingebrochener Dunkelheit ausgegangen, Samstag Abends den 29. November 1829, und da weder ich, noch die Haushälterin ihn erwarten durften — er führte stets den Hausschlüssel bei sich — so begab sich Alles wie gewöhnlich zu Bette, ich um die ganze Nacht fest und ruhig zu schlafen, ohne von dem furchtbar Unheimlichen, was sich begeben hatte, geweckt zu werden. Als ich an dem folgenden Sonntag Morgen in die Wohnstube kam, bemerkte ich sogleich, daß etwas vorgefallen war; die Magd gieng mir schluchzend aus dem Wege und am Ofen stand die Haushälterin mit verweinten Augen bei einer mir unbekannten, schwarz, aber ärmlich gekleideten Frau. Letztere zuckte bei meinem Anblick die Achseln und schüttelte leicht den Kopf gegen Tante Riedel, doch sagte diese in Thränen ausbrechend: „Das arme Kind muß es ja doch erfahren — Wilhelm, dein Vater ist todt!“ —

Wie aufrichtig und herzlich hatte ich ihn geliebt! und trotzdem daß er häufig hart und heftig gegen mich war, hieng ich doch mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit an ihm! Gieng doch stets sein aufbrausendes Wesen in der kürzesten Zeit vorüber, ja im Umdrehen, wie man zu sagen pflegt, und wenn ich bei meinen vielen unartigen Streichen in Miene und Wort nur eine Spur von Reue zeigte, so war sein Zorn entwaffnet und er kam mir zur Versöhnung lieb-

ganz besonders festlich anziehen sollte, und wurden wir darauf in den Garten gewiesen, um uns an einer bestimmten Stelle desselben mit irgend einem Spiele zu beschäftigen; ich glaube, wir warfen eine Geldmünze so nahe als möglich an ein bezeichnetes Ziel. „Seid recht artig gegen einen Herrn, der nachher mit mir in den Garten kommt," sagte der Vater, ehe er von uns wegging, „denn das ist der König von Schweden" — ah, ein echter, lebendiger König! — wenn ich dabei auch nicht an eine Krone, Scepter und langen Hermelinmantel dachte, so doch an eine glänzende Erscheinung mit Epauletten und Stern. Ich war deßhalb nicht wenig überrascht, später einen Herrn in einfachem, dunklem Oberrocke herankommen zu sehen, der freundlich nickend bei uns stehen blieb. Er war von hoher aufrechter Gestalt, hatte ernste Gesichtszüge, dunkle lebhafte Augen und eine scharf hervortretende, etwas gebogene Nase — Gustav Adolf der Vierte, der vertriebene König von Schweden, der damals als Oberst Gustavson in Aachen lebte. Als er uns durch Kopfnicken gegrüßt, sagte ich keck: „Guten Tag, Herr König," worauf er erwiederte: „Du mußt nicht sagen Herr König, sondern Herr Oberst." Später kam er noch öfter in's Haus, so auch an einem Weihnachtsabend, wo er im Scherze einen Shawl umhieng und einen Damenhut aufsetzte, unter welchem das scharf geschnittene Gesicht mit der weit vortretenden Nase und den unruhig blickenden Augen seltsam abstach.

Wie lang der Aufenthalt in dem großen Hauſe mit allen ſeinen Herrlichkeiten währte, weiß ich nicht genau anzugeben; behält man doch in der Jugend nur ernſte und heitere Thatſachen, bekümmert ſich aber wenig um Jahreszahl und Datum. Das Knabenpenſionat hatte nicht den gewünſchten Fortgang, es mangelte wohl an einer ſo ſparſamen und vortrefflichen Hausfrau, wie meine Mutter geweſen, und da ſich Burtſcheid in dieſem Zeitraume gerade nach der Höhe unſeres Gartens auszudehnen begann, ſo fand ſich ein vortheilhafter Verkauf, der die Schuldenlaſt meines Vaters wenn auch nicht gänzlich von ihm nahm, ſo doch verminderte, und wir zogen wieder in das alte Schulhaus hinab. Daß uns Kindern dieſer Tauſch beſonders unangenehm geweſen wäre, deſſen erinnere ich mich nicht, ja wir fanden uns mit Leichtigkeit in dem alten Gewinkel wieder zurecht und der kleine Garten an der Kirchhofmauer erſchien uns kaum geringer und kleiner als der, den wir droben verlaſſen.

Nicht ſo ſchien dieß bei meinem armen Vater der Fall zu ſein, denn er kümmerte ſich ſichtlich ab, häufiger als ſonſt erſchien der befreundete Arzt im Hauſe, zuweilen blieb der Vater bis zum Mittag im Bette, beſuchte aber trotzdem jeden Abend ſeine Geſellſchaften, wobei ihm einmal die Haushälterin, als er fortgieng, mit bekümmerter Miene ſagte: „Wenn Ihnen nur nächtlich auf dem weiten Wege von

Aachen nach Burtſcheid nicht einmal ein Unglück paſſirt und Sie ſich allein und ohne Hilfe befinden," worauf er lachend ſagte: „Im Gegentheil, die Bewegung thut mir gut, ich fühle mich nie friſcher als in den Augenblicken des Gehens, und iſt es nebenbei auch ein Mittel, um ſchlafen zu können."

Wenn ſich in mir, dem Knaben, zu jener Zeit irgend welche hervorragende Talente gezeigt hätten, ſo würde ich mir ſchon früher erlaubt haben, dergleichen zu erwähnen, doch war dieß nicht der Fall; auch zeigte ich nicht eine Spur von beſonderem Geſchick, nicht einmal für Sprache, ſo daß mein Vater auch in dieſer Richtung an meinen Fähigkeiten für jede ſolide Wiſſenſchaft zweifelte. Allerdings gab er mir ein paar Stunden im Lateiniſchen, doch ſei es, daß ich wirklich ſo dumm und tölpelhaft war, wie er verſicherte, oder raubte ihm dieſe häufig ausbrechende Heftigkeit jeden ruhigen Blick, genug, nach wenigen Lektionen endigten dieſe; vorderhand weil der Vater ſich kränker als je fühlte, nicht aber ohne daß ich wieder einmal meine Bekanntſchaft mit dem ſpaniſchen Röhrchen erneuert hätte. Nicht läugnen will ich aber, daß ich mich zu jener Zeit, zwiſchen meinem zehnten und zwölften Jahre, mit dichteriſchen Verſuchen beſchäftigte, welche allerdings gering genug waren. Ich reimte Gelegenheitsgedichte zuſammen, ja begann eine große Tragödie „Achill", die beim Streite des Peliden um Briſeis begann und mit den Worten anfieng:

„Gib ſie wieder, Agamemnon!
Sieh, ich gebe dir zum Lohn
Sechs Rinder und vier Böcke!“

Auch Theater wurde damals von uns Kindern geſpielt, und erinnere ich mich, wie mein Vater bei einem mehrtägigen leichten Unwohlſein uns im großen Schulzimmer eine allerdings ſehr beengte Bühne herrichten half, auf der wir, vor eingeladenen Nachbarskindern, ein kleines Luſtſpiel zum Beſten gaben. Eine befreundete Familie, Michels, beſaß ein hübſches Puppentheater, wo ich zum Erſtenmal das Puppenſpiel Fauſt aufführen ſah, was auf mich einen ſo großen Eindruck machte, daß jahrelang an einem eigenen kleinen Theater umgebaut und verbeſſert wurde, zu welchem Alfred Rethel bereitwillig Dekorationen malte und bei dem es uns erſt nach langen vergeblichen Verſuchen gelang, einen Mond hinter ziehenden Wolken darzuſtellen.

In der Karnevalszeit maskirten wir uns mit andern Kindern, häufig als Griechen oder Türken, im Wiederſchein des damaligen griechiſchen Befreiungskrieges; auch als Schweizer oder Tyroler, und war es Sitte, in befreundete Häuſer zu gehen, um dort für Obſt oder Zuckerwerk irgend welche paſſende Sprüchlein zu ſagen, die von meinem Vater bereitwilligſt gedichtet wurden.

Zu jener Zeit, vielleicht auch etwas früher, lebte bei uns ein Bruder meines Vaters als Hilfslehrer, ein ſehr

ſchöner und großer Mann, friſch und kräftig, das blühende Bild der Geſundheit, der eines Abends, als wir zuſammen beim Ofen ſtanden und uns erwärmten, über Kopfſchmerzen klagte und der Haushälterin ſagte: „Wenn ich einmal krank werde, ſo iſt es mit mir vorbei.“ Das beſchäftigte meine Phantaſie, und als ich ihn forſchend betrachtete, ſchien er mir blaß und bläſſer zu werden, es war, als ſchlöſſen ſich ſeine Augen und ſänken ein und indem ich dachte: was für ein langer Sarg müßte das ſein, um ihn hineinzulegen, und während ich darauf ſchaudernd meine Augen ſchloß, ſah ich das vor mir und gerade ſo, wie ich ihn kaum acht Tage ſpäter in Wirklichkeit erblickte. Er ſtarb an einem Nervenfieber, neben dem Zimmer worin ich ſchlief, an einem Abende, als ich kaum zu Bette gegangen war, und wie ich am andern Morgen durch dieſes Zimmer gehen mußte, ſah ich ihn in Wirklichkeit auf dem Bette ausgeſtreckt liegen, gerade ſo wie er mir in meiner Phantaſie erſchienen. Dieß geſchah im November und wenige Jahre darauf im gleichen Monat erlebte ich einen andern für mich entſetzlichen Verluſt.

Meine Schweſter Julie war damals nicht zu Hauſe, ſondern befand ſich, gewiſſermaßen zu ihrer weiteren Ausbildung, bei jener befreundeten Familie Rethel, die von Burtſcheid nach Wetter an der Ruhr gezogen war, wo Vater Rethel in den Herkott'ſchen Eiſenwerken eine Stellung gefun-

den hatte. Mein Vater war wie gewöhnlich bei eingebrochener Dunkelheit ausgegangen, Samstag Abends den 29. November 1829, und da weder ich, noch die Haushälterin ihn erwarten durften — er führte stets den Hausschlüssel bei sich — so begab sich Alles wie gewöhnlich zu Bette, ich um die ganze Nacht fest und ruhig zu schlafen, ohne von dem furchtbar Unheimlichen, was sich begeben hatte, geweckt zu werden. Als ich an dem folgenden Sonntag Morgen in die Wohnstube kam, bemerkte ich sogleich, daß etwas vorgefallen war; die Magd gieng mir schluchzend aus dem Wege und am Ofen stand die Haushälterin mit verweinten Augen bei einer mir unbekannten, schwarz, aber ärmlich gekleideten Frau. Letztere zuckte bei meinem Anblick die Achseln und schüttelte leicht den Kopf gegen Tante Riedel, doch sagte diese in Thränen ausbrechend: „Das arme Kind muß es ja doch erfahren — Wilhelm, dein Vater ist todt!“ —

Wie aufrichtig und herzlich hatte ich ihn geliebt! und trotzdem daß er häufig hart und heftig gegen mich war, hieng ich doch mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit an ihm! Gieng doch stets sein aufbrausendes Wesen in der kürzesten Zeit vorüber, ja im Umdrehen, wie man zu sagen pflegt, und wenn ich bei meinen vielen unartigen Streichen in Miene und Wort nur eine Spur von Reue zeigte, so war sein Zorn entwaffnet und er kam mir zur Versöhnung lieb-

reich auf halbem Wege entgegen. Ach und wenn er ſich wohl fühlte und gut gelaunt war, mit welcher Maſſe von ſprudelnden Einfällen erfreute er uns Kinder, welche hübſche Anekdoten wußte er zu erzählen, was für unterhaltende Spiele uns zu lehren! — — und nun war er todt — und obgleich erſt zwölf Jahre alt — wußte ich doch, was das für mich zu bedeuten hatte, eine zerſtörte Heimath! — das Verlaſſen des Vaterhauſes, ohne die Frage beantworten zu können, was ſoll nun aus mir werden?

Mein armer Vater war an jenem Abende nach Aachen gegangen, wo er bei einer Frau Lövenig, einer alten Dame, zur Whiſtpartie erwartet wurde; er pflegte häufig einen Umweg durch die Promenaden auf den ehemaligen Feſtungsgräben zu machen. Dort in der Nähe des Adalbertthores muß ihn ein Unwohlſein ergriffen haben, er ſetzte ſich auf eine Bank ohne Rücklehne und dort fand man ihn mitten in der Nacht rückwärts geſunken und todt.

Was ſoll ich von jenen ſchrecklichen Tagen ſagen, die wohl Jeder ſchon erlebt, wo Jedes flüſternd im Hauſe umherſchleicht, wo die halbgeſchloſſenen Läden Alles in trübe Dämmerung hüllen, wo fremde, ſchwarz gekleidete Leute, die man früher nie geſehen, Allerlei für uns ſo tief Schmerzendes, ja für das Kindergemüth Unheimliches treiben, wo ſchließlich gewiſſe dumpfe Schläge das Haus durchdröhnen und unſer Herz erzittern machen, wo ſogar der Duft von Blumen, die

die Kinder dem geliebten Lehrer brachten, einen ergreifenden unvergeßlichen Eindruck auf uns machten.

Dann kam noch ein ergreifenderer Augenblick, wo Freunde unſeres Vaters, die wir lange nicht mehr im Hauſe geſehen, im ſchwarzen Anzuge mit feierlichen Mienen erſchienen, mir allerdings freundlich zunickten, dann aber in Gruppen zuſammentretend, in Worten, die mir tief in die Seele ſchnitten, von den zerrütteten Verhältniſſen meines Vaters ſprachen. Meine Oheime Wirth und Röhr waren gekommen und ſchienen gleichfalls von dem, was ſie vorfanden, durchaus nicht erbaut zu ſein, ja den Letzteren, der überhaupt, wie ſchon erwähnt, einen ſehr heftigen Charakter hatte, belauſchte ich zufällig bei einer ſtarken Scene mit der Haushälterin, worin er ſie für Sachen verantwortlich machen wollte, die verſchwunden ſeien, und der mir ſpäter auf meine Frage, was nun mit der Tante Riedel geſchehen würde, barſch zur Antwort gab: „Was geht dich deine Quaſi-Tante an!“

Da unſer Haus dicht neben dem Kirchhof lag, ſo mußte der große Zug der Leidtragenden, von denen gewiß die Meiſten, darunter viele ſeiner ehemaligen Schüler mit Liebe und Verehrung dem Sarge folgten, um ſich entwickeln zu können, die ſteile Straße aufwärts ſteigen, oben am Thor wieder umdrehen und dann erſt in das Kirchhofthor einbiegen.

Es war in der Abenddämmerung an einem trüben

Dezembertage, den Nebel und ein feiner Regen noch unheimlicher machten, als ich weinend an dem Grabe meines Vaters ſtand, und heute noch ſo lebhaft wie damals empfinde ich den tiefen Schmerz, beſonders jenes Augenblickes, als der weiße Rand des ſchwarzen Sarges in der Tiefe verſchwand.

Zweites Kapitel.

Der beginnende Kampf mit dem Leben.

Welcher Art die Vermögensverhältnisse meines Vaters beim Tode desselben gewesen sind, habe ich niemals erfahren, jedenfalls aber recht trauriger Art, denn es wurde mir schon gleich anfangs nicht verhehlt, daß ich fast nur auf die Mildthätigkeit meiner Verwandten angewiesen sei; daß also von irgend welchen wissenschaftlichen Studien nicht die Rede sein könne. Ich sollte bis zu meiner Konfirmation die Schule besuchen, um dann als Lehrling in ein Kaufmannshaus einzutreten. Burtscheid verließ ich noch an dem vorhin geschilderten traurigen Dezemberabend, was mir eigentlich eine Wohlthat war; denn es wäre gar zu traurig gewesen, in dem verödeten Hause — die Haushälterin war sogleich weggeschickt worden — noch länger bleiben zu müssen.

Mein Onkel Wirth nahm mich mit nach Eupen, wo er in einer der bedeutendsten Wollhandlungen Geschäftsführer, Disponent und, wie ich glaube, auch für irgend einen kleinen Procentsatz Theilhaber war. Wie schon früher erwähnt, galt er für den reichsten Mann in der Familie und lebte auf einem ziemlich großen Fuße. Seine Frau, die Schwester meiner Mutter, soll derselben im Aeußern etwas ähnlich gesehen haben, doch waren die Charaktere sehr verschieden; denn während meine Mutter lebhaft, energisch, auch mitunter aufbrausend war, so hatte meine Tante Karoline nur mit ihr gemein, gleichfalls eine vortreffliche Haushälterin zu sein, wogegen sie still, äußerst duldsam, häufig melancholisch war und mitunter seufzend, die äußerst solide und wohlhabende Einrichtung ihres Hausstandes betrachtend, sagen konnte: „Wer weiß, ob das Alles immer so sein wird?“ Zu diesen Aeußerungen hatte sie wahrlich keine Ursache, denn damals war mein Oheim Wirth wohl noch ein wohlhabender Mann oder wußte wenigstens alle Welt und auch seine Frau in diesem Glauben zu erhalten.

Er war ein passionirter Raucher und vortrefflicher Weinkenner, in seinem Keller waren alle nur denkbaren Sorten in den besten Jahrgängen vertreten und hielt er seine Flaschenbatterien in musterhaftester Ordnung und wohl etikettirt; Alles war pünktlich, reinlich und übersichtlich gehalten; gleiche Sorgfalt widmete er seinem Geflügel, wobei die zahlreichen

Hühner nur aus weißen Exemplaren mit dunklen Kopfbüſchen und ſchwarzen mit weißen Kopfbüſchen beſtanden, die er in der Brut auf's ſtrengſte geſondert zu halten verſtand; dazu wurden die Eier markirt, auch mit Datum verſehen und in Stellagen luftfrei aufgeſtellt. Sobald mein Oheim gefrühſtückt hatte, wurde ihm ein Laib ſchwarzes Brod ſowie ein Gefäß mit Hafer gebracht, worauf er ſelbſt das Brod in ganz kleine Würfel ſchnitt, den Hafer darunter miſchte und dann ſelbſt zur täglichen Fütterung auf den Hühnerhof hinabgieng. Dazu rauchte er ſeine zweite Pfeife, die erſte kam ſogleich nach dem Aufſtehen, während er ſich anzog, und nachdem er nun Hut und Stock genommen, um auf ſein Comptoir zu gehen, das in einem andern Theil des kleinen Städtchens lag, zündete er eine dritte Pfeife, gewöhnlich mit ſehr langem Rohre, an, und ſehe ich ihn noch auf's Deutlichſte vor mir, den kleinen, dicken Mann, wie er gravitätiſch und würdevoll die Straße dahinſchritt. Was ſeinen Charakter als Familienvater und Geſchäftsmann anbelangte, ſo war ich natürlicherweiſe in meinen Jahren nicht im Stande, darüber zu urtheilen. Tante Karolinchen, wie wir ſie nannten, behandelte er auf's aufmerkſamſte und mit liebevoller Sorgfalt, überhäufte ſie mit kleinen Geſchenken, beſonders auch in ſchönen Kleiderſtoffen, die ſie aber meiſtens ſeufzend bei Seite legte, um ihrem alten Blumenkittel — ſo nannte er ein Hausgewand von buntem Kattunſtoff — getreu zu bleiben; denn äußerſt ſelten gieng

sie in Gesellschaften oder sah solche bei sich. Sie hatten einen einzigen Sohn, den die Mutter mit einer oft an's Komische grenzenden Zärtlichkeit behandelte. Das hat mir aber niemals wehe gethan, denn auch ich konnte mich in keiner Hinsicht beklagen, wurde allerdings wie der gesündere Sohn des Hauses, der schon einen Puff mehr aushalten konnte, behandelt, während ihr Gustav brustkrank sein sollte, was aber durchaus nicht der Fall war; auch hatte ich dadurch mehr Gelegenheit, mich mit andern wilden Burschen herumtummeln zu können, wovon ich den ausgiebigsten Gebrauch machte.

Die kleine Stadt Eupen hatte bedeutende Tuchfabriken, Wollhandlungen, Türkischrothfärbereien und einen sehr reichen Kaufmanns-Honoratiorenstand, eine Handelsaristokratie, die streng auf abgesonderte Kreise hielt, in denen mein Oheim — meine Tante hielt sich fern davon — gern gesehen wurde. War er doch ein ganz bedeutender Geschäftsmann und großer Wollkenner, dabei ein gemüthlicher Gesellschafter, dessen richtige Beurtheilung von Weinsorten immer Anerkennung fand. In seinem Club — ich glaube, er hieß das Casino — spielte er auch deßhalb eine bedeutende Rolle und war stets Partner der vornehmsten Whist- und l'Hombrepartien; leider aber blieb ihm das Glück nicht günstig, und da ich von meinem Eupener Aufenthalte, der fast ein Jahr währte, über mich nichts Bemerkenswerthes zu erzählen weiß, so will ich nur in ganz

kurzen Worten über den Ruin und Verfall dieſer ſo ſolid ſcheinenden Familie Etwas ſagen. Wirth hatte für Rechnung ſeines Hauſes auf eigene Hand ſpekulirt, dabei große Summen verloren, die er nicht zu decken vermochte, wofür er dem Geſetz gegenüber verantwortlich und mehrere Jahre in Schuldhaft blieb. Alles, was er beſaß, wurde verkauft, um einen Theil jener Schulden zu decken, und die arme Tante Karolinchen zog auf ein kleines Dorf bei Jülich zu ihrer achtzigjährigen Mutter, wo ſie bis zu ihrem bald erfolgenden Tode blieb. Ihr Sohn Guſtav, von dem ich lange Jahre nichts hörte, tauchte endlich nach Jahren brieflich wieder auf, indem er mir aus Batavia ſchrieb, wo er als ein holländiſcher Ambtenaar lebte.

Was nun meinen Onkel Wirth ſelbſt anbelangt, ſo fand er mehrere kaufmänniſche Stellen, in denen er ſich aber nicht behaupten konnte oder wollte, reiſte eine Zeitlang für verſchiedene Weingeſchäfte, trieb dann auch ſelbſt einen kleinen Handel, ohne ſich aber je wieder emporhelfen zu können, und hatte ich dadurch in ſpäteren Jahren Gelegenheit, ihm für das, was er in meiner Kindheit an mir gethan, dankbar zu ſein; doch war er auf keine richtige Bahn mehr zu bringen, dabei aber nicht unglücklich, da ihn außer mir auch ſeine vielen ehemaligen Bekannten und Freunde bereitwilligſt unterſtützten und er bei einer Pfeife und einem guten Glaſe Wein ſeine beſſere Vergangenheit leicht vergaß; auch war ſein Tod

ſo ſanft und angenehm wie möglich. Er ſtarb zu Köln in einer Neujahrsnacht in ſeinem achtzigſten Lebensjahre, nachdem er froh und heiter aus einem Weinhauſe heimgekehrt war.

Warum ich damals nicht länger in ſeinem Hauſe blieb, weiß ich nicht, es kümmerte mich auch in meiner Sorgloſigkeit wenig, trotzdem ich aus den wohlgeordneten, ja glänzenden Verhältniſſen der Tante Karolinchen zu einer anderen Schweſter meiner Mutter, Tante Lottchen, einer Wittwe, kam, die in mehr als beſcheidenen Verhältniſſen zu Düſſeldorf lebte und wo ich bittere Erfahrungen jeder Art machen ſollte. Obwohl ich erſt vierzehn Jahre alt war, wurde ich weiter in keine Schule, ſondern nur in den Religionsunterricht geſchickt, um zur Konfirmation vorbereitet zu werden, was mir aber außerordentlich angenehm war, denn Düſſeldorf bot ja des Intereſſanten und Amüſanten ſo viel. Da war der Rhein mit ſeinem für mich ſo fremdartigen Leben, Schiffe aller Art, die dort vorüberfuhren oder ankerten, die erſten Dampfboote, die ich ſah, die Holländer-Barken, die aus- und einluden, das emſige Treiben der Laſtträger, die glücklichen Fiſcherbuben, die ſtunden-, ja tagelang in der langſam treibenden Fluth angelten, die Schiffbrücke mit dem beſtändigen Wechſel von Menſchen und Fahrzeugen der verſchiedenen Formen, die ich freilich nur ſelten betreten konnte, da mir die zwei Pfenninge Brückenzoll fehlten, und von welcher ich doch ſo gern den majeſtätiſchen Strom betrachtete, der bei den ſchönen Ritter-

burgen und malerischen Felsen droben vorbeigeflossen war und nun nach dem merkwürdigen Holland trieb, wo das Land tiefer als die Kanäle lag, wo sich reiche Städte mitten im Wasser erheben und von wo es in die offene See ging, nach welcher ich stets eine unbeschreibliche Sehnsucht hatte.

Auch das Militär, das ich hier zum ersten Mal in verschiedenen Waffengattungen sah, reizte meine Einbildungskraft außerordentlich. Die Infanterie mit ihren prachtvollen Musikbanden, die Ulanen und Husaren, vor allem aber die Artillerie mit ihren damals für mich so geheimnißvollen Geschützen, Kanonen und vor allen Dingen Haubitzen und Mörser, wo ich stundenlang dem Exerzieren zuschauen konnte, ja wo ich mir unter den Unteroffizieren durch dieß standhafte Zuschauen Freunde erwarb, denen es Spaß machte, den schmächtigen Jungen, der ich war, mit dem schweren Wischer sich abmühen zu sehen, die auch wohl die Gewandtheit anerkannten, mit der ich über das hohe Rad die Lunte auf das Zündloch zu bringen wußte. Auch wurde mir zuweilen der ersehnte Eintritt in die Stallräume und Kasernenzimmer gestattet, wo man mich nicht selten mit einem Tropfen Schnaps und einem Stück Kommisbrod bewirthete.

Vor allem aber umschlich ich mit scheuer Bewunderung und großer Sehnsucht das Thor des Akademiehofes und sah dort mit stillem Neide die jungen Maler aus- und eingehen, glückselige, sorglose Menschen, heiter und lustig, meistens

ziemlich phantaſtiſch angezogen, in verſchnürten Röcken, wie ſie damals Mode waren, weiche Hüte auf den lang herabwallenden Haaren. Auch im Hauſe meiner Tante lebte ein angehender Künſtler, mit dem ich bald innige Freundſchaft ſchloß, der mich Allerlei zeichnen ließ und der ſo freundlich war, mir einiges Talent zuzuerkennen, was ich aber in Wahrheit nicht beſaß. Doch ließ es mir von da ab keine Ruhe mehr, ich wollte wenigſtens den Verſuch machen, in jene geheiligten Akademieräume einzudringen. Mein Freund, der Maler, lieh mir ein Zeichnenbrett, bekleb te es mit einem Papier, gab mir Bleiſtift und Gummi elaſticum; langes blondes Haar hatte ich gleichfalls und da die alte Magd meiner Tante, die mich unter ihren beſondern Schutz genommen hatte, mein fadenſcheiniges dunkles Röckchen mit ein paar ſchwarzen Litzen* beſetzt hatte, ſo konnte ich es ſchon wagen, eines Morgens in die Akademie zu gehen, und betrat ich, ohne viel zu fragen, den Saal einer Elementarklaſſe, wo ich mich beſcheiden in einer Ecke an einem Pulte niederließ und meine künſtleriſche Laufbahn damit begann, daß ich, allerdings recht mittelmäßig, ein Ohr und eine Naſe zeichnete. Es hinderte mich Niemand daran, ja, ein freundlicher alter Herr mit weißen Haaren, Profeſſor Wintergerſt, der unter den Schülern herumgieng, betrachtete meine Arbeit gleichfalls und korrigirte dieſelbe mit einigen Strichen.

Nachdem ich aber ein paar Tage nacheinander die Klaſſe

besucht hatte, kam der Herr Professor, setzte sich neben mich auf die Bank und sagte mir, allerdings wohlwollend und freundlich: „Wie er gehört, hätte ich meine Eintrittsformalitäten nicht erfüllt, und wenn ich wünsche dem Unterricht unentgeltlich beizuwohnen, so müsse ich der Vorschrift gemäß ein amtlich beglaubigtes Armuthszeugniß beibringen.“ Damit waren denn selbstredend alle künstlerischen Bestrebungen zu Ende; denn ebensowenig wie meine Tante mir zu einem Armuthszeugniß behilflich gewesen wäre, würde sie für mich den Unterricht bezahlt haben.

In welchen Verhältnissen ich mich überhaupt in deren Hause befand, wußte ich nicht, habe es auch nie erfahren, und obgleich mein Vormund, der gestrenge Oheim Röhr, mir, als ich von Eupen nach Düsseldorf versetzt wurde, insofern einige Aufklärungen gab, als er mir sagte, daß durch seine großen Bemühungen und durch die Freundlichkeit einiger Gläubiger meines Vaters etwas allerdings sehr Geringes gerettet worden sei, so setzte er doch gleich hinzu, es reiche dieß bei Weitem nicht, um mich zu irgend einem Lebensberuf vorzubereiten und habe ich selbst das Bescheidene, was ich bei meiner Tante Lottchen erhalte, zu mindestens drei Vierteln von ihrer Mildthätigkeit anzunehmen. In diesen Worten lag allerdings der Sinn, daß etwas für mich bezahlt wurde, doch glaube ich selbst, daß es sehr wenig gewesen und nahm deßhalb auch dankbar und zufrieden mit dem Allerbescheidensten

vorlieb. Ja, ich machte mich in der kleinen Haushaltung so nützlich als möglich, hütete die jüngeren Kinder, gieng zum Einkaufen mit auf den Markt, half den Hafer ausmessen, womit die Tante einen kleinen Handel betrieb, und besorgte recht gerne andere Aufträge, die darin bestanden, Mehl, Brod und Aehnliches, was vor den Thoren der damals noch mit Schlacht- und Mahlsteuer behafteten Stadt Düsseldorf billiger zu bekommen war, einzukaufen. Da ich aber nicht wußte, daß man, um nicht mit dem Steuergesetz in Berührung zu kommen, nur eine gewisse kleine Quantität auf einmal einbringen dürfe, ich aber eines Tags im Diensteifer mehr als diese Quantität bei mir hatte und vielleicht zufällig beim Passiren der Zollstelle angehalten wurde, so ward ich entdeckt und man hielt mich als frevelhaften Schmuggler fest. Doch stellte es sich heraus, daß der Zollaufseher aus Burtscheid und ein ehemaliger Schüler meines Vaters war, weßhalb ich mit der Ermahnung loskam, diesen verbrecherischen Lebenswandel aufzugeben. Ach, ich hatte kaum einen schwachen Begriff von meinem Unrecht, ja vermochte dasselbe nicht als solches aufzufassen, auch reizte mich der Lohn, der, wenn ich glücklich heimkam, in einem Extrabutterbrod bestand, was damals für mich keine Kleinigkeit war. Man sieht übrigens aus diesem Beispiel, wie unschuldig man in der Jugend auf Abwege gerathen kann, und ich will davon einen noch viel schlagenderen Beweis geben. Ein Schwager meiner Tante

beſaß ein paar Stunden von Düſſeldorf mitten im Walde eine Mühle, wo ich zuweilen für einige Tage auf Beſuch hindurfte, und war das für mich ein ganz außerordentliches Vergnügen. Da ich ſtets luſtig und guter Dinge war, mochte mich auch dort Jedermann gut leiden und wurde ich ebenſowohl von der Mutter des Hauſes, der alten verwittweten Müllerin, als auch von deren Töchtern — die jüngſte war ſechzehn Jahre alt — auf's ausgiebigſte verhätſchelt. Ich bekam ein gutes Zimmer mit vortrefflichem Bett, und wenn mir auch in den erſten Nächten das Geklapper der ſtets laufenden Waſſermühle etwas eigenthümlich vorkam, ſo gewöhnte ich mich doch bald ſo ſehr daran, daß ich in der Nacht erwachte, wenn das Räderwerk einmal ſtille geſtellt wurde. Unſere Mahlzeiten waren zahlreich und reichlich, ja die alte Nichte und mein junges Couſinchen ſteckten mir alle möglichen Leckerbiſſen zu; mit den Söhnen und Knechten durfte ich auf's Feld fahren, ja zuweilen im Sattel eines der Ackergäule heimkehren. Und dazu kam die herrliche Lage der Mühle auf einer Waldwieſe, die rings mit prachtvollen Bäumen umgeben war, der murmelnde forellenreiche Bach, der die Räder trieb und aus einem höher gelegenen Weiher kam, wo ſich häufig Wildenten ſehen ließen. Daß auf dieſe von meinen Vettern gepürſcht wurde, fand ich leicht begreiflich und konnte das von einem kleinen Badehäuschen aus geſchehen, welches dort im Grünen verſteckt war. Weniger

harmlos erſchienen mir ihre häufigen Jagdpartien, von denen ſie meiſtens mit Beute heimkehrten. Allerdings wurde das vor der Mutter und anfänglich auch vor mir geheim gehalten, doch als ich ein paar Mal auf der Mühle geweſen war und ſie mich zu dergleichen Heldenſtreichen geneigt und geſchickt fanden, durfte ich ſie, und zwar an einem ſchönen Sonntagmorgen zum erſten Male, begleiten. Noch vor Sonnenaufgang zogen wir aus, ſchlichen durch die Wälder und ſpähten, wo ſich Haſen hinter ſtarken Bäumen zum Schlafe eingethan hatten. Dort gaben wir, die vorausgiengen, den Nachfolgenden irgend ein Zeichen, worauf denn der arme Lampe im Lager erlegt wurde und es alsdann im ſchnellſten Laufe nach einem andern Revier des Waldes gieng. Die Gewehre, welche meine Vettern führten, waren zum Auseinandernehmen und während Schaft und Schloß vielleicht im Beſitz des Einen war oder ſich in einem hohlen Baume verborgen befand, diente der Lauf, mit Knopf und Zwinge verſehen, als harmloſer Spazierſtock. Das weite Jagdrevier gehörte einem Grafen H., und wenn wir damals einmal erwiſcht worden wären, ſo würde ich vielleicht nicht ſo glimpflich wie bei der unſchuldigen Schmuggelei davon gekommen ſein, ſondern wahrſcheinlich als jugendlicher Wilddieb meine Laufbahn begonnen haben.

Etwas von dieſer Waldidylle, in der ich mich ſo unbeſchreiblich glücklich befand, habe ich ſpäter in meinem Buche „Handel und Wandel“ benutzt und wer es dort durchlieſt,

mag mir glauben, daß es viel mehr Wahrheit als Dichtung enthält.

Aber nur allzubald giengen diese glanzvollen Tage meiner Jugend vorüber. Mit der Kunst hatte ich schon längst gebrochen, aber nicht ohne ein Meisterwerk angefertigt zu haben, welches das unbändigste Vergnügen aller erregte, die es sahen. Mein eigenes Porträt nämlich, im Spiegel gemalt, an welchem das Merkwürdige und wirklich Bewunderungswerthe war, daß das grünlich blasse Gesicht mit dem melancholischen Ausdruck, den ich wahrscheinlich nur im Eifer des Schaffens angenommen, mir wirklich etwas ähnlich sah. Den oben erwähnten Teint anbelangend, so kann ich ihn für jene Zeit nicht ableugnen; ich war mager, bleich und hohläugig, so daß meine Großmutter, die verwittwete Frau Pfarrerin Röhr, damals schon eine Frau hoch in den Siebzigen, die ihre kleine Pension bei der Tochter verzehrte, vielleicht auch dieser damit aushalf, von mir kopfschüttelnd und in salbungsvollem Tone zu sagen pflegte: „Du bist eben vollständig aus der Art geschlagen.“ Die alte Frau liebte es, spruchweise, meistens mit Anklängen aus der Bibel zu reden, wobei sie den Finger an die Nase legte, mich mit ihren großen, etwas starr gewordenen Augen betrachtete und etwa im Predigertone sagen konnte: „Es steht allerdings in der Schrift geschrieben: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; aber du machst eine unrühmliche Ausnahme davon; denn deine Mutter, meine Tochter

Luiſe, Gott habe ſie ſelig, war eine ſchöne und ſtattliche Frau; du dagegen haſt einen wahren Schattenkopf."

Häufig ſagte ſie mir auch: „Deine Rede ſei ja, ja! nein, nein! und was darüber iſt, iſt vom Uebel," oder: „Jung', Jung', beachte vor allen Dingen Römer dreizehn, Vers ſieben: Ehre dem Ehre gebührt! denn damit kannſt du durch die Welt kommen," und muß ich hier geſtehen, daß ich mich bei der Befolgung dieſes Rathes der guten, alten, geſtrengen Frau ſtets recht wohl befunden habe. Auch habe ich ihrer dankbarſt in „Handel und Wandel" gedacht und ſie geſchildert, wie ſie auf ihrem rothkarrirten Ruhkiſſen ſaß und aus einer kleinen goldenen Doſe, dem koſtbarſten Erbſtücke ihres verſtorbenen Eheherrn, ſchnupfte.

Meine Zeit wurde jetzt ſehr in Anſpruch genommen durch das Erlernen der Konfirmationsaufgaben, von deren mindeſtens hundert Fragen bei der öffentlichen Prüfung in der Kirche eine oder zwei — welche, wußte man begreiflicherweiſe nicht — korrekt beantwortet werden mußten. Auch erhielt ich verſchiedene Briefe von meinem Oheim, die nichts weniger als freundſchaftlich für mich lauteten; er habe erfahren, daß ich meine Zeit mit allerlei unnützen Dingen zerſplittere — als wenn ich irgend etwas Nützliches zu thun gehabt hätte — daß ich mich mit den Malern abgebe, gewiß ohne von ihnen etwas Gutes zu lernen, daß ich mich ſtundenlang auf den Exerzierplätzen umhertreibe und, ſo leichtſinnig

das auch sei, könne es ihm doch als Fingerzeig des Schicksals dienen, denn von mir würde es wahrscheinlich doch am Ende wie von so vielen andern unnützen Subjekten heißen: „Wer nicht dem Worte seiner Eltern und Lehrer folgen will, der muß dem Kalbfell folgen," doch wolle er dem Andenken meiner Mutter, seiner Schwester zu lieb, es doch vorher noch auf andere Art versuchen und habe er mir deßhalb nach unendlicher Mühe eine Stelle als Lehrling in einem Modewaarengeschäft zu Elberfeld ermittelt, wo ich fünf Jahre unentgeltlich dienen, dafür aber Kost und Logis im Hause erhalten solle.

So wenig erfreulich für mich diese Aussichten waren — denn einmal fühlte ich für den ganzen Handelsstand keine große Neigung, am wenigsten aber für jenen Zweig desselben, in welchem man mit Elle und Scheere hinter dem Ladentisch stehen muß — so hatten sich doch die an sich schon trüben Verhältnisse im Hause meiner Tante so unangenehm gestaltet, daß mir jede Art von Veränderung willkommen sein mußte. Obgleich schon im reiferen Alter stehend und seit vielen Jahren Wittwe, hatte sie doch den unbegreiflichen Bewerbungen eines weit jüngeren, allerdings hübschen Mannes nicht widerstehen können und heirathete ihn auch, entgegen dem Rath und gegen die Bitten ihrer und seiner Mutter.

Mir und gewiß Jedermann war das förmlich unerklärlich, wenn man die ältere, verlebte Frau neben dem jungen, frisch aussehenden Manne sah! Dabei hatte er etwas gelernt,

war Kaufmann, allerdings ohne Geſchäft, ſchrieb eine ſchöne Handſchrift, ſeine Mutter hatte ſogar einiges Vermögen, und ſo wurden die großartigſten Pläne gemacht, die aber an einer anfänglich allerdings ſorgfältig verdeckten Klippe ſcheiterten. Mein neuer Verwandter war nämlich einer der furchtbarſten Gewohnheitsſäufer, die mir je vorgekommen ſind. Welche entſetzlichen Scenen mußte ich da erleben! Wie alle durch Trunk geſchwächte Menſchen konnte er nicht viel ertragen, trank aber, was er nur bekommen konnte, Wein, Bier, Schnaps, Alles durcheinander und nie werde ich die Verzweiflung ſeiner Frau vergeſſen, als ihr dieſe unheilbare Leidenſchaft in einem ekelhaften Augenblicke vollſtändig klar wurde. So kam unter Noth und allerlei Kümmerniſſen — auch wegen Beſchaffung meiner feierlichen Kleidung, die endlich aus einem aufbewahrten ſchwarzen Anzuge meines armen Vaters hergeſtellt wurde — der Tag meiner Konfirmation heran, bei welcher ich ganz leidlich beſtand und worauf ich alsdann, in die chriſtliche Gemeinde aufgenommen, meinen Weg durch das Leben ganz allein beginnen ſollte; ganz allein — ohne von irgend Jemand in die neue Laufbahn eingeführt und meinem Prinzipal vorgeſtellt zu werden; ohne genügende Ausrüſtung von Kleidern und Wäſche, ja, wie ich mir ſelber geſtehen mußte, auch ohne die nöthigen Vorkenntniſſe, um etwas Tüchtiges leiſten zu können. Und doch freute ich mich ganz unſäglich auf den Tag meiner

Erlöſung aus dem Hausweſen der neu verheiratheten Tante, obgleich dieſes Hausweſen durch Zuſchüſſe meiner Großmutter und der Mutter des jungen Ehemannes einen etwas beſſern Anſtrich bekam. Er hatte ein Geſchäft gegründet, eine Eſſigfabrik, von welcher man ſich alles Mögliche verſprach, und deren Ertrag auch zu einem behaglichen Unterhalte ausreichend geweſen wäre, wenn er nicht neben den großen Fäſſern, worin er ſeinen Eſſig bereitete, gewiſſe kleine Fäßchen mit Wein und Spirituoſen allzu häufig und ungemiſcht für ſich ſelbſt in Anſpruch genommen hätte.

Da traf mich ganz unerwartet, es war im Herbſt, der harte Schlag, daß von meinem Prinzipal in Elberfeld die Nachricht einlief, mein Eintritt in ſein Geſchäft könne erſt im nächſten Frühjahr ſtattfinden. Ich war niedergeſchlagen, ja der Verzweiflung nahe, denn trotz Allem hatte ich mich in jugendlichem Leichtſinne ſchon den glänzendſten Hoffnungen hingegeben; meine Phantaſie, ſtets bereit Luftſchlöſſer zu bauen, verſprach mir ſchon das Loos des bekannten Dick Whittington, der, ein elternloſer Knabe, unter gleich ärmlichen Verhältniſſen, eine kleine Katze im Arm, ſeine Geburtsſtadt London verließ, von dem Läuten der Glocken von Highgate begleitet, die in ihren Klängen deutlich zu ihm ſprachen: „Zurückkehren wirſt du und Lord Mayor werden," — die höchſte ſtädtiſche Würde — die er auch in der That errang.

Und dazu das Gefühl, meinen Verwandten eine Laſt

zu ſein! — weßhalb ich denn auch mit Begierde die mir dargebotene Gelegenheit ergriff, um mich in dem neuen Geſchäfte meines Verwandten nützlich zu machen, wo ſich mir in den allerdings einfachen Büchern und der noch einfacheren Korreſpondenz zugleich ein Blick in kaufmänniſches Weſen eröffnete. So nahm ich denn das in kurzem wohlgemuth und heiter hin, ja ergriff den Vorſchlag, für das Geſchäft im Umkreiſe von Düſſeldorf kleine Fußreiſen zu machen. In meinem Konfirmationsanzuge ſah ich ſehr anſtändig aus und ſo ging ich denn eines Tages, die Eſſigmuſter in kleinen Fläſchchen bei mir tragend, auf die benachbarten Dörfer und ſtellte mich in den dortigen Spezereiläden als Reiſenden des Hauſes Rötger-Wille vor. Sei es aber nun, daß die Fabrikate weder gut noch preiswürdig waren, oder daß ich nicht die nöthige Ueberredungskunſt beſaß — kurz, ich machte ſchlechte Geſchäfte, und da ich daraus zu entnehmen glaubte, daß ich überhaupt zum Kaufmannsſtande keine Talente beſitze, ſo fühlte ich mich in meiner troſtloſen Lage unglücklicher als je.

Doch ging auch dieſe harte Zeit vorüber und als ich endlich im nächſten Frühling, meine Siebenſachen in ein kleines Bündel geſchnürt, einen halben Thaler in der Taſche, Düſſeldorf verließ, um den grünen Bergen zuzuwandern, hinter denen Elberfeld liegt, löſte es ſich von meinem Herzen wie ein beengender Reif, und mit der Lerche, welche trillernd den dampfenden Ackerfurchen entflieg, jubelte ich froh und glücklich auf.

Halbwegs in dem kleinen Städtchen Mettmann ließ ich mir für ein Drittel meiner Baarschaft Kaffee, Brod und Butter geben und ein süßeres Gefühl, wie ich hier, hungrig, durstig und ermüdet, empfunden, als ich in der duftigen Fliederlaube ausruhend und genießend — zum ersten Male mein eigener Herr — saß, habe ich in meinem späteren Leben selten wieder gehabt. Dann gieng es mit frischen Kräften nach Elberfeld, in die Schwanenstraße zu Karl Johann Sasse, wo ich freundlich und wohlwollend aufgenommen wurde. Der Prinzipal, ein schon älterer, etwas verdrießlich aussehender Mann, was er aber eigentlich nicht war, trug die Brille auf der alleräußersten Nasenspitze und meinte, mich über die Gläser hinaus betrachtend, er hätte mich stärker und größer geglaubt, wogegen seine ziemlich starke Frau einwarf: „Das würde ja mit jedem Tage besser werden, und die Hauptsache sei, daß ich mich treu, fleißig und willig finden lasse."

Der älteste Sohn, lang, hager mit eingefallenen Wangen, führte das Geschäft; dann war eine Tochter da, von über zwanzig Jahren, ein zweiter erwachsener Sohn, der kränklich war, oder es wenigstens sein wollte und deßhalb von der Mutter auf's äußerste verzärtelt wurde, und endlich der Jüngste, heiter und aufgeweckt, der gerade im Begriff war, nach Lyon zu gehen, um dort die Seidenfabrikation zu erlernen. Später wurde ich im Laden dem Buchhalter, Herrn Teufel, sowie der Gehilfin, einer hübschen dicken Holländerin, vorgestellt.

Das Haus des Prinzipals war ſtreng katholiſch und trieb der älteſte Sohn ſeine Andachtsübungen oft ſo weit, daß er mitten in ſeinem Zimmer niederkniete, um mit aufgehobenen Händen zu beten. Daß ich der evangeliſchen Kirche angehörte, hatte übrigens durchaus nichts zu ſagen, und wüßte ich mich auch keiner einzigen Gelegenheit, ja nur eines Wortes zu erinnern, das mich in dieſer Beziehung beunruhigt hätte.

Ueberhaupt war die Familie im höchſten Grade anſtändig, verfuhr in jeder Beziehung nach den ſolideſten Grundſätzen und war deßhalb auch in der Stadt hoch geachtet. Auch kam man mir anfänglich freundlich und wohlwollend entgegen, und wenn ich an einer Aenderung dieſes Verhältniſſes nicht ganz ſchuldlos war, ſo lag doch der Hauptgrund darin, daß ich mich für den Handelsſtand überhaupt, namentlich aber für das Detailgeſchäft durchaus nicht zu intereſſiren vermochte, und daß es mir an den nöthigen Mitteln gebrach, im Aeußern ſo aufzutreten, wie es ein anſtändiges Haus von ſeinem Lehrling verlangen konnte.

Es war ein klarer Frühlingstag, als ich nach meinem eigentlich erſten freien und ungehinderten Spaziergang durch ein Stück der weiten Welt in das Geſchäft eintrat; von grünen Bäumen und Wieſen, Blumen und Blüthen — alles das umſpielt von glänzenden Sonnenſtrahlen — wurde ich in den düſtern Hof des Hauſes verſetzt, wo ich über den

Hintermauern der benachbarten Häuser nur ein dürftiges Stückchen blauen Himmels sah.

Es wurde gerade die jährliche Bilanz angefertigt, jedes Stück Seide, Merino, Kattun, jede Rolle Band nachgemessen, um so die Aktiva der Handlung feststellen zu können, und da Jedes dabei beschäftigt war, so mußte auch ich mithelfen, indem ich im Hofe Merino ausklopfte und dabei die ersten Handgriffe des Aufwickelns lernte. Später wurden mir die Lampen des Ladens zum Reinigen übergeben und da ich mich dabei nicht ungeschickt anstellte, auch das Schließen des Ladens leicht begriff, so meinte der älteste Sohn, der zugleich Prokurist war, als wir bei dem gemeinschaftlichen Nachtessen saßen: „Wenn es so fortgienge, würden wir wohl in gutem Frieden mit einander auskommen."

Was ich in den nächsten Wochen und Monaten von kaufmännischem Wesen und Treiben sah und lernen sollte, bestand allerdings in den Anfangsgründen und wurde von mir leicht erfaßt, war aber im Grunde ganz prosaischer Art und völlig interesselos für mich: am frühen Morgen das Oeffnen des Laden, dann beim Dekoriren der Ladenfenster durch alle möglichen Waarengattungen als Handlanger dienen, später nachsehen, ob die Stücke in den Fächern und Kästen hübsch geordnet waren, dann Briefe kopiren, die geschriebenen zur Post bringen und dort die für das Haus eingelaufenen abholen. Das und Waarenpackete austragen, waren für mich

die Glanzpunkte des Tages, und gewährte es mir ein außerordentliches Vergnügen, im Posthofe den ankommenden Eilwagen zuzuschauen oder das Abschiednehmen der Passagiere zu betrachten, wobei dann ein Hauptgrund meines Interesses in der Sehnsucht lag, auch eines Tages dort zu einer weiten, weiten Reise in's Coupé steigen zu dürfen. Wie beneidete ich die Reisenden, die, sobald der Postillon geblasen, sich behaglich rauchend in ihre Ecke lehnten und von dem lustig trabenden Viergespann in die weite Welt hinausgezogen wurden.

Bei diesen Betrachtungen verspätete ich mich allerdings zuweilen und wenn Herr Karl, der älteste Sohn, dadurch auf seine Briefschaften warten mußte, so zog er wohl seine Augenbrauen hoch empor und meinte: das möchte nicht so bald wieder vorkommen. Zu Hause wurden Musterkarten aufgeklebt, wobei ich stets des Winkes der Ladengehilfin gewärtig sein mußte, um vermittelst der Leiter schwere Waarenpackete herabzulangen, und durfte ich dann wohl bescheiden in einer Ecke stehen bleiben, um zu erlernen, wie man mit den Kunden überhaupt umzugehen habe; doch hatte ich dazu nun einmal gar kein Geschick und mußte dem Buchhalter, Herrn Teufel, Recht geben, wenn er sagte: „Ich sei für die Kunden, was die Vogelscheuche für die Spatzen." Ueberhaupt war ich dem Herrn Teufel speziell zur kaufmännischen Erziehung übergeben worden und kann ich nicht sagen, daß

er mich allzustreng, schroff und ohne Nachsicht behandelt hätte. Im Anfang gieng bei mir Alles leidlich gut; ich war flink bei der Hand, wenn es auswärts Aufträge zu besorgen gab, und betrachtete es dabei als das höchste Glück, wenn mich diese Aufträge weit auf benachbarte Dörfer hinausführten und ich dazu die nöthigen Stunden Zeit, sowie einige Groschen erhielt, um mir dafür irgend eine Erfrischung kaufen zu können.

Neben dem Manufaktur- und Modewaarenladen betrieb die Firma L. J. Sasse eine Seidenfabrik, allerdings in nur sehr kleinen Verhältnissen, zu der auch ich zugelassen wurde, um hilfreiche Hand zu leisten, wenn auf der Wiegekammer den Webern Kette und Einschlag zugewogen oder die fertigen Seidenstücke vermittelst dünner Eisenschienen in's Stab- oder Metermaß gelegt wurden. Für alles das war ich sehr anstellig und gut zu brauchen, benahm mich auch dabei so fleißig und ordentlich als möglich, nur um dem Laden fern bleiben zu dürfen, wo die Beschäftigung mit Elle und Scheere, sowie das ewige Aufräumen der durcheinander geworfenen und zerrissenen Waarenstücke doch wahrlich keine Beschäftigung für einen jungen Mann war, welcher, wie ich, schon mit Künstlern und Militär Umgang gepflogen, auf die Jagd gegangen war und vierspännige Heuwägen höchstselbst nach Hause kutschirt hatte.

Auch liebte ich die Wiegekammer, weil sie mir Gelegen-

heit zu den oben erwähnten Exkurſionen gab, denn dieſe galten meiſtens ſaumſeligen Webern, um ſie zur raſcheren Lieferung anzutreiben, und ich war unbeſchreiblich glücklich, wenn ich alsdann die Stadt hinter mir hatte und oft im Winter bei tiefem Schnee und Eis über die Berge ſchritt. Wie konnte ich da lange Zeit zuſchauend an einem halbgefrorenen Bache ſtehen bleiben, die mit Schnee bedeckten Mooſe und kleinen Sträucher betrachten, wie ſie unter der weichen, weißen Decke ſo ganz eigenthümliche Formen annahmen! Dabei beſchäftigten mich ſtets die Märchen, die ich geleſen, und ich konnte mir einbilden, wenn ich jene Waldhalde hinaufſchritt, plötzlich vor dem wunderbarſten Feenſchloß zu ſtehen. Obgleich damals ſchon etwa fünfzehn Jahre alt, war ich doch noch kindiſch genug, um mich bei dieſen Ausflügen, ſobald ich mich gänzlich allein ſah, eines langen Stockes als Steckenpferdes zu bedienen, welches unterſchiedliche phantaſtiſche Namen bekam, bald ein Araber, bald ein Andaluſier war und mir freundlichſt zum Ritt in irgend ein fabelhaftes Land diente.

Auch auf dem Waarenmagazin, einem großen Gelaſſe im Hinterhauſe, machte ich mir gern zu ſchaffen, räumte auf, klopfte alte Stücke aus und ordnete mit Vorliebe Ladenhüter der älteſten Art. Was war auch hier für ſeltſames Zeug beieinander! Bunte Waaren und allerlei Dinge, die von fremden Nationen in weit entfernten Ländern erzählten. Teppich-

reſte aus Smyrna, Muſter von ſchwarzen Tuchſtoffen aus Flandern, oder von ſchönem, ſchwerem Atlas aus Genua, große Stangen ächten Fiſchbeins — damals kannte man das Surrogat aus Büffelhorn noch nicht — verblichene Straußenfedern, Schachteln voll jener phantaſtiſchen Blumen aus farbiger Leinwand, Federn und Klappergold gemacht, die, wie ich öfter in Aachen geſehen, von den Bauern bei Bittgängen und Prozeſſionen getragen wurden. Und bei dieſen Dingen aller Art dienten die Etiketten, die daran hiengen, zur Erklärung ſowie zur Steigerung meiner Phantaſie. Hier waren Schiffe mit vollen Segeln, welche gerade in der Bucht eines fernen Welttheils anlegten. Die Matroſen ſchwenkten ihre Hüte und ſchlanke Palmen und Brodfruchtbäume nickten über den Uferrand. Du lieber Gott, wer das einmal in Wirklichkeit anſehen könnte! Wie beneidete ich den Schiffsjungen, der auf dem Verdecke ſtand und das Maul vor Erſtaunen aufriß; kameelhaarene Zeuge zeigten lange Karawanenzüge, die durch ein unendliches Sandmeer zogen. Ach und dabei erinnerte ich mich jener angenehmen Stunden des Müßiggangs, wo ich dem Kameelführer mit ſeinem Thiere durch alle Straßen gefolgt, den kleinen roth angezogenen Affen bewundert und mich nach dem Lande geſehnt, wo dieſe Thiere wild umher ſpringen.

Bald aber kam Herr Karl hinter meine Schliche, daß ich auf dem Waarenmagazin nichts Anderes that, als träumend

alle die Herrlichkeiten zu betrachten, und unter abermaligem höherem Aufziehen seiner tiefschwarzen Augenbrauen wünschte er, mich nicht wieder so unthätig zu finden.

Bisher aber war Alles noch ziemlich leidlich gegangen, ja man hatte angefangen mich Rechnungen aus der Kladde in das große Ladenbuch eintragen zu lassen, auch hatte ich mich schon an Korrespondenzen versucht und dem Herrn Müller oder Meier anzeigen dürfen, daß seine Einsendung von hundert und einigen Thalern gleichlautend bei uns gebucht worden und wir mit hochachtungsvollem Gruße seine ganz ergebensten per Karl Johann Sasse & Sohn verblieben; doch konnten dergleichen Briefe vorläufig noch nicht abgeschickt werden, da Herr Karl meine Handschrift mit bedeutendem Kopfschütteln noch für allzu schülerhaft erklärte. Was meine Uebertragungen in's Ladenbuch betraf, so zeigten sich dabei einige unangenehme Differenzen, da ich hier einem Schuldner zu viel aufgebürdet, dort einen andern gar nicht erwähnt hatte, und dieß gab zum ersten Male Veranlassung zu ziemlich ernsten Erörterungen zwischen dem Herrn Karl und mir, wobei er schließlich meinte, daß das nicht so fortgehen könne und er, wenn seine Ermahnungen nichts fruchteten, meinen gestrengen Vormund und Oheim ersuchen müßte, mir einmal ernstlich das Gewissen zu schärfen.

Auch bei der Prinzipalin hatte ich es bei verschiedenen Gelegenheiten tüchtig verschüttet; die alte Dame hielt die Laden-

schlüssel in Gewahrsam und wurden mir dieselben Morgens früh durch die Schlafzimmerthüre gereicht, wobei sie aber, als im ausgesprochensten Negligée, begreiflicherweise nicht gesehen sein wollte, und als ich eines Tages unten vergaß, ihr, wie gebräuchlich, „guten Morgen" zu wünschen und sie mich darüber zur Rede stellte, so erwiederte ich gedankenlos: „O ich habe Sie ja heute Morgen schon gesehen." Dann klagte sie häufig über Magendrücken und trank dagegen eine braunaussehende Flüssigkeit aus einer nicht ganz medizinglasartig aussehenden Flasche, wobei ich ihr, zufällig vorüberkommend, ohne alles Arg guten Appetit wünschte. Mit dem Prinzipal selbst kam ich am besten aus, weil er sich um das Geschäft eigentlich gar nicht bekümmerte und mir nur Aufträge gab, wenn ich privatim für ihn etwas zu holen hatte, was ich denn auch jedesmal äußerst rasch und pünktlich besorgte.

Im zweiten Jahr meiner Lehrzeit trat ein anderer junger Mensch unter wesentlich günstigeren Verhältnissen als ich in's Geschäft, er hieß Weidemann, war älter, der Sohn vermöglicher Eltern aus Neuwied, die für ihn Kost und Logis zahlten, weßhalb er nicht wie ich fünf, sondern nur drei Jahre zu dienen hatte. Auch waren seine Vorkenntnisse besser als die meinigen, er schrieb eine gute Handschrift und da er Neigung zum Kaufmannsstande hatte, auch pünktlicher und fleißiger war als ich, so hatte er mich bald überflügelt und dadurch meine Stellung unangenehmer gemacht. Doch lag

es nicht in seiner Absicht, mich zurückzusetzen, vielmehr war er ein guter Kamerad, der mich schonend auf meine Fehler aufmerksam machte, auch häufig dieselben zudecken half. Da er sich hauptsächlich dem Ladengeschäfte widmete — er wollte später ein ähnliches begründen —, während ich nach wie vor mehr die auswärtigen Aufträge besorgte, so hätte ich immerhin neben ihm bestehen können, wenn es ihm seine Vermögensverhältnisse nicht gestattet hätten, in Allem, auch was seinen Anzug betraf, so äußerst vortheilhaft gegen mich hervorzutreten. Als höchsten Staat trug ich noch immer meinen Konfirmationsrock und wenn ich denselben auch durch alle möglichen Kunstmittel — auffärben mit Tinte an gar zu abgeschabten Stellen oder Umwechseln der Knöpfe, indem ich die defekten an minder hervorragende Stellen setzte — ziemlich anständig erhielt, so war es dagegen mit meiner Wäsche äußerst schlecht bestellt, und ich mußte, da es mir auch am Gelde fehlte, sehr oft die damals noch gebräuchlichen Vorhembchen selbst waschen, stärken und bügeln. Neben meinen schwarzen Beinkleidern hatte ich nur noch ein einziges anderes Paar von hellem Baumwollstoff, dem ich gleichfalls eigenhändig oftmals die nöthige Auffrischung zu geben versuchte, und ich erinnere mich wohl, dasselbe öfters, um das andere zu schonen, noch feucht angezogen zu haben, wobei es sich an einem recht kalten Morgen, spät im Oktober, ereignete, daß, als ich die Briefe auf der Post holte, ein junges, sehr wohl

angezogenes Herrchen achſelzuckend zu einem andern ſagte: „Der da muß innerlich gut eingeheizt haben!“

Wenn es nicht das glückliche Vorrecht der Jugend überhaupt und manches Charakters insbeſondere wäre, ſich über derartiges leicht hinwegzuſetzen, ſo hätte ich ſehr unglücklich ſein müſſen; beſonders da man auch im Hauſe des Prinzipals anfieng, meine gar vernachläßigte Toilette achſelzuckend zu betrachten, und ich glaube auch, daß Herr Karl meinem Oheim darüber ſchrieb; doch habe ich deſſen Antwort nie erfahren, da ein anderes, an ſich noch viel unangenehmeres Ereigniß dagegen ſo freundlich war, mich für den Augenblick wenigſtens aus den damaligen mißlichen Verhältniſſen herauszureißen.

Ich erkrankte nämlich und zwar an einem Hautausſchlage, den der Arzt des Hauſes nach damaligen Begriffen für anſteckend und nur durch eine Kur heilbar erklärte, die im Hauſe ſelbſt nicht vorgenommen werden könnte, weßhalb mir im bürgerlichen Spital ein Zimmer gemiethet und ich dorthin geſchickt wurde. Mit recht ſchwerem Herzen trat ich dieſen Gang an, ja ich erinnere mich, daß ich auf der Straße meine Lippen feſt zuſammenbiß, um nicht durch lautes Schluchzen Aufſehen zu erregen, fand aber recht bald meinen Gleichmuth wieder, beſonders, nachdem ich in das Krankenhaus, das ich mir trüb und abſcheulich vorgeſtellt, eingetreten und dort wohlwollend aufgenommen worden war. Es war

es nicht in seiner Absicht, mich zurückzusetzen, vielmehr war er ein guter Kamerad, der mich schonend auf meine Fehler aufmerksam machte, auch häufig dieselben zudecken half. Da er sich hauptsächlich dem Ladengeschäfte widmete — er wollte später ein ähnliches begründen —, während ich nach wie vor mehr die auswärtigen Aufträge besorgte, so hätte ich immerhin neben ihm bestehen können, wenn es ihm seine Vermögensverhältnisse nicht gestattet hätten, in Allem, auch was seinen Anzug betraf, so äußerst vortheilhaft gegen mich hervorzutreten. Als höchsten Staat trug ich noch immer meinen Konfirmationsrock und wenn ich denselben auch durch alle möglichen Kunstmittel — auffärben mit Tinte an gar zu abgeschabten Stellen oder Umwechseln der Knöpfe, indem ich die defekten an minder hervorragende Stellen setzte — ziemlich anständig erhielt, so war es dagegen mit meiner Wäsche äußerst schlecht bestellt, und ich mußte, da es mir auch am Gelde fehlte, sehr oft die damals noch gebräuchlichen Vorhemdchen selbst waschen, stärken und bügeln. Neben meinen schwarzen Beinkleidern hatte ich nur noch ein einziges anderes Paar von hellem Baumwollstoff, dem ich gleichfalls eigenhändig oftmals die nöthige Auffrischung zu geben versuchte, und ich erinnere mich wohl, dasselbe öfters, um das andere zu schonen, noch feucht angezogen zu haben, wobei es sich an einem recht kalten Morgen, spät im Oktober, ereignete, daß, als ich die Briefe auf der Post holte, ein junges, sehr wohl

angezogenes Herrchen achſelzuckend zu einem andern ſagte: „Der da muß innerlich gut eingeheizt haben!“

Wenn es nicht das glückliche Vorrecht der Jugend überhaupt und manches Charakters insbeſondere wäre, ſich über derartiges leicht hinwegzuſetzen, ſo hätte ich ſehr unglücklich ſein müſſen; beſonders da man auch im Hauſe des Prinzipals anfieng, meine gar vernachläßigte Toilette achſelzuckend zu betrachten, und ich glaube auch, daß Herr Karl meinem Oheim darüber ſchrieb; doch habe ich deſſen Antwort nie erfahren, da ein anderes, an ſich noch viel unangenehmeres Ereigniß dagegen ſo freundlich war, mich für den Augenblick wenigſtens aus den damaligen mißlichen Verhältniſſen herauszureißen.

Ich erkrankte nämlich und zwar an einem Hautausſchlage, den der Arzt des Hauſes nach damaligen Begriffen für anſteckend und nur durch eine Kur heilbar erklärte, die im Hauſe ſelbſt nicht vorgenommen werden könnte, weßhalb mir im bürgerlichen Spital ein Zimmer gemiethet und ich dorthin geſchickt wurde. Mit recht ſchwerem Herzen trat ich dieſen Gang an, ja ich erinnere mich, daß ich auf der Straße meine Lippen feſt zuſammenbiß, um nicht durch lautes Schluchzen Aufſehen zu erregen, fand aber recht bald meinen Gleichmuth wieder, beſonders, nachdem ich in das Krankenhaus, das ich mir trüb und abſcheulich vorgeſtellt, eingetreten und dort wohlwollend aufgenommen worden war. Es war

ein großes und neues Gebäude mit langen Korridoren und weiten Zimmern; in dem, wohin ich gebracht wurde, herrschte eine behagliche Ofenwärme, die wir in unserem unbeheizbaren Schlafzimmer häufig vermißt hatten; in jeder Ecke stand ein leeres Bett, von denen ich mir eines aussuchen durfte; überhaupt blieb ich der einzige Bewohner der Stube, da es in dem neuerbauten Hause noch wenig Kranke gab. Von meinem Fenster sah ich auf die umliegenden Höhen, deren Wälder am Tage meiner Ankunft im Spital unter Sonnenschein im farbigen Herbstschmucke glänzten; unten zog die hier schon durch die vielen Färbereien getrübte Wupper vorüber und sah das schmutzige Wasser am andern Tage durch dichten Nebel und Regen so trübselig zu mir herauf, daß mich eine tiefe Traurigkeit hätte ergreifen müssen, wenn nicht eine plötzliche Erleuchtung, von meinem Innern ausgehend, das stille, jetzt im trüben Lichte eines Regentages so melancholisch erscheinende Krankenhaus zu einem glänzenden Wunderpalaste umgewandelt hätte.

Ich saß mit zusammengefalteten Händen auf meinem Bette und schaute recht betrübt auf die grauen Kalkwände des weiten und öden Gemaches. Da kam mir auf einmal die Idee: Warum soll ich mir das, und sei es auch nur zu meiner Unterhaltung, nicht anders vorstellen und in meiner Phantasie so umformen können, daß ein Gemach daraus entstünde, wie solche, von denen ich schon in Märchenbüchern gelesen. Die

Wände farbenprächtig, die Decke vergoldet, ſtatt des kleinen Fenſters ein ſolches mit hohen Bogen und vor demſelben Palmen und andere fremdartige Bäume im Winde rauſchend. — Und dieſe Verwandlung vollzog ſich raſch, leicht und vollſtändig, ja, ich vermochte es, das Gemach mit Bewohnern zu bevölkern, mit einem alten Muſelmanne, der einen langen ſchneeweißen Bart hatte und über allerlei Schuldige und Unſchuldige zu Gericht ſaß, die beſte Art, zuletzt auch mich ſelbſtredend einzuführen, denn nachdem alles mögliche Volk, Kameeltreiber und Waſſerträger, Melonenverkäufer und entlaufene Sklaven abgeurtheilt waren, winkte mir der ehrwürdige Muſelmann vorzutreten und mich zu entſchuldigen, daß ich in den Garten des Emir So und So eingeſtiegen ſei und Pfirſiche genaſcht habe. — „Kannſt du das leugnen?“ — „Nein, erhabener Richter, aber die Noth trieb mich dazu, denn es hungerte mich.“ — „Wie kommſt du überhaupt in dieſer fremdländiſchen Kleidung zu uns? Erzähle mir deine Geſchichte.“ — Und dann begann ich von meiner Kindheit zu ſprechen, von dem, was ich Alles ſchon erlebt und erlitten, wie ich den Muth gefaßt, fremde Länder aufzuſuchen, mich einer Karawane angeſchloſſen, die von Räubern überfallen worden war, vor denen ich mich durch die Flucht gerettet, weiter und immer weiter gelaufen ſei, bis ich endlich hungrig und durſtig Pfirſiche im Garten des ſtolzen Emirs geraubt.

Dann gähnte der ehrwürdige Richter, Alle, die im Saale

waren, sahen sich an und gähnten gleichfalls und verschwanden zu gleicher Zeit; meine Phantasien lösten sich in bunte glänzende Linien auf und von Allem blieb nichts übrig als die trübe Wirklichkeit, das graue Gemach mit dem kahlen Fenster, von dem ein melancholischer Landregen herabtröpfelte. Trotz alledem aber fühlte ich mich tief bewegt und hoch erfreut, denn ich brauchte ja nur das, was ich mir eben selbst erzählt, was ich vor mir gesehen, was ich gedichtet, niederzuschreiben, um künftig in der allerschönsten und allervornehmsten Gesellschaft leben zu können und all das Unangenehme zu vergessen, das mich niedergebracht, um selbst hinter Mauern, doch frei in der Welt umherschweifen zu können. Ich hatte ein Schreibheft mitgebracht, worin ich Concepte von Handlungsbriefen an eingebildete Firmen zur Uebung schrieb. Es enthielt großes, ziemlich graues Papier und darinnen beschloß ich mein erstes jedenfalls unsterbliches Werk niederzuschreiben.

Der Abend des langweiligen Regentages war bereits hereingebrochen, man hatte mir ein trüb brennendes Licht gebracht, das, nicht im Stande mein Zimmer zu erhellen, nur dazu diente, die in den Ecken lauernde Finsterniß zu zeigen. Zum Regen, der draußen immerfort niederrauschte, hatte sich ein sturmartiger Wind gesellt, kurz es war eine ungemütliche Nacht, wenig geeignet, um die Phantasie für schlanke Palmen, sanft plätschernde Brunnen und goldenen

Sonnenschein zu begeistern. Weit eher gelang es, sich in ein altes Ritterschloß zu versetzen, wo die bangharrende Hausfrau auf das Toben des Forstes lauscht, den ihr treues Gemahl, zur selbigen Stunde nach Hause eilend, durchreitet. — Doch auch das paßte mir nicht. Ich hatte schon damals einen Widerwillen gegen dergleichen Ritter- und Räubergeschichten und wenn es nicht das Morgenland sein konnte, so beschäftigte sich meine Phantasie am liebsten mit dem, was ich selbst gesehen und erlebt.

Mein eigener Zustand im Krankenhause war indessen zu prosaisch, um darüber zu schreiben. So verwandelte ich also dasselbe in ein altes Kloster, wo der Held der Geschichte zu Gaste war, wo er, Abends ankommend, in ein gleich ödes Gemach wie das meinige gebracht wurde und dort eine der furchtbarsten Gespenstergeschichten erlebte, die je eine Haut gruselig und Haare sträuben gemacht haben. Und daran schrieb ich eifrig Tag um Tag. Den Gang dieser Geschichte habe ich allerdings vergessen, flocht aber, soviel ich mich erinnere, auch eine Liebesgeschichte ein, deren Gegenstand die Tochter des Kastellans war, und da Kastellanstöchter meistens geliebt und entführt werden, so geschah das auch hier, wobei indessen ein äußerst kunstvoll gearbeitetes Gitter insofern eine Vermittlungsrolle spielte, als es sich nicht öffnen ließ, wodurch Er diesseits, Sie jenseits — das heißt des Gitters — abgefaßt worden wären, wenn nicht das gütige Hausgespenst, zur

rechten Zeit erscheinend, die Verfolger in die Flucht gejagt hätte.

Kurz, es muß eine ganz greuliche Geschichte gewesen sein und dabei recht lang; denn als das graue Schreibbuch zu Ende war, erhielt ich durch die Güte des Kaufmannes eine ziemliche Anzahl bläulicher Bogen, die gleichfalls recht numerirten, so daß das große Werk auf Blättern von zierlicher Form zu Ende gebracht wurde. Ich muß dieser verschiedenen Papiersorten ausdrücklich erwähnen, da die Bezeichnung derselben das Einzige war, was von meinem Erstlingswerke in die Oeffentlichkeit kam.

Ich dankte der Sucht zur Vollendung desselben, sowie zu meiner Ruh gekommen und betrat, mein Manuskript andauernd, das Haus meines Prinzipals mit großen Hoffnungen, nicht als ob ich beabsichtigt hätte, dasselbe dem Herrn Karl vorzulesen, sondern ich baute die fabelhaftesten Luftschlösser in der Hoffnung, gedruckt zu werden und durch die Veröffentlichkeit meines Werkes vielleicht einen Wohlthäter zu finden, der sich meiner annähme, der eines Tages im Laden erscheinen würde, um mich zu einer glänzenden Zukunft mit sich fort zu nehmen. Von Honorar hatte ich natürlicherweise noch gar keine Ahnung, und wenn auch der große Wohlthäter nicht kam, so zitterte ich doch schon vor Freuden bei dem Gedanken, den Anfang meiner Novelle: „Es war an einem trüben Novembertage" im Elberfelder Anzeiger

gedruckt zu lesen. Es war dieß ein Blatt, von einem Postsekretär mit dem wunderlichen Namen Krackrügge redigirt, was er indessen nicht ohne Geschick that und wofür er Belesenheit genug hatte, um jeder Nummer, ich glaube das Blatt erschien zweimal wöchentlich, irgend ein Citat aus deutschen Dichtern vorzusetzen.

Daß ich mein Manuskript in großer Bewegung verpackte und versiegelte — es mußte dieß ja Alles heimlich geschehen — wird man mir auf's Wort glauben, ebenso, daß ich lange mit mir zu Rathe gieng, um es so unerkannt als möglich dem Redakteur zu übermitteln, und besorgte ich endlich dieß Letztere, indem ich es: „An den Postsekretär Krackrügge" überschrieben in den Briefschalter steckte. Von Furcht und Hoffnung hin- und hergetrieben, nahm ich zagend jede neue Nummer in die Hand, um zitternd zu der Stelle zu gelangen, wo die schöne Literatur anfieng, und ich glaube, wenn ich vor den Augen meines Prinzipals zum ersten Male den Anfang meiner Novelle erblickt hätte, die Kniee wären mir zusammengeknickt; hatte ich doch eine Ahnung, als wisse er um meinen schriftstellerischen Versuch und komme daher sein auffallend ernstes, ja unfreundliches Wesen. Daß ich in der letzten Zeit hauptsächlich durch den eben geschilderten Zustand ängstlicher Erwartung seinem Unmuth durch Unaufmerksamkeiten aller Art genügende Ursache gab, fiel mir nicht ein, und selbst als der Buchhalter Teufel eines Tages, wie

er ſagte, freundſchaftliche Veranlaſſung nahm, mir in's Gewiſſen zu reden und ſeine Ueberzeugung ausſprach, daß der Prinzipal meinen gänzlichen Mangel an Fleiß und Ordnung, auch meine Schlemperei im Anzuge nicht lange mehr ſo hinnehmen würde, vermochte nicht mir die Augen zu öffnen; hatte ich doch nur eine Erwartung, eine Hoffnung und ein Beſtreben, nämlich die Nummer des Anzeigers ſobald als möglich zu erhalten. Endlich, ich werde den Augenblick nie vergeſſen, kam — nicht meine Novelle, ſondern unter dem Briefkaſten, den ich gleichfalls gierig durchſtöberte — die Anfrage: „Herr Einſender des dreifarbigen Manuſkripts, Ihr Name, Stand und Wohnort?“ Alſo war es wenigſtens in die Hände der Redaktion gelangt, alſo hatte man es des Durchleſens werth gefunden, konnte es aber nicht aufnehmen, bis ſich dem Herkommen gemäß der anonyme Verfaſſer genannt.

Darin lag nun für mich allerdings eine Schwierigkeit, denn nannte ich meinen Namen, und daß ich Lehrling im Modewaarengeſchäft von Karl Johann Saſſe ſei, ſo konnte das zu Erörterungen und Nachforſchungen führen, die mich auch dem Prinzipal verriethen. Deßhalb bat ich in einem anonymen Schreiben, mir durch den Briefkaſten eine Audienz bewilligen zu wollen, um jede gewünſchte Auskunft geben zu können; worauf ſchon die nächſte Nummer den betreffenden Einſender erſuchte, ſich dem Bildhauer Herrn Eduard Lieſe-

gang vorzuſtellen. Dieß gab mir neue Hoffnung, denn man ſchien mich nicht unbedingt abweiſen zu wollen. Wer aber Herr Lieſegang war, wußte ich damals noch nicht, und als ich endlich bei dem Buchhalter eine ſchüchterne Frage darnach wagte, erhielt ich die Antwort: „Der Bildhauer Lieſegang ſei ein Mann, der beſſer thun würde, ſich um ſein Geſchäft zu bekümmern, als Verſe zu machen und ſich mit Dichtern, Schriftſtellern und ähnlichem Volke abzugeben.“ Wenige Tage nachher, nachdem ich die Aufträge des Hauſes in raſender Eile beſorgt, dabei ein kleines Packet falſch abgegeben hatte, klopfte ich beſcheiden an ſeine Thüre. Er ſtand an einer Hobelbank und ſchnitzelte Möbelornamente aus hartem Holz. Ein ſchon älterer Mann, einfach aber ſauber angezogen, mit gutmüthigem, bleichem, glattraſirtem Geſichte, klugen und freundlichen Augen, fragte er nach meinem Begehr und war ſichtlich erſtaunt, als ich ihm ängſtlich und ſchüchtern ſagte, ich ſei der Einſender des gewiſſen dreifarbigen Manuſkriptes.

„Ei, ei,“ ſagte er, ſeine Inſtrumente niederlegend, „das hätte ich denn doch nicht erwartet, und wenn Sie, junger Menſch, das Ding, welches allerdings nicht zu brauchen iſt, in der That ſelbſt und ohne jede Hilfe geſchrieben haben, ſo lohnt es ſich ſchon der Mühe, daß ich es mit Ihnen durchgehe.“ Dann ließ er mich am Tiſche niederſitzen und es war mir ein ganz eigenthümliches Gefühl, als

er nun meine Arbeit vor mir niederlegte. Daß ſie unbrauchbar ſein ſollte, that mir anfänglich ſehr weh, als er ſie aber mit mir durchgieng, mir Widerſprüche, Unmögliches, ja Lächerliches klar bewies, mußte ich ihm Recht geben und nahm dann erregt und dankbar ſein Urtheil entgegen, daß mit meiner Geſpenſtergeſchichte allerdings nichts anzufangen ſei, daß ich aber Anderes und Beſſeres machen könne, worauf ich durch ſein Anerbieten hoch erfreut wurde, daß er mir eine nächſte Arbeit durchſehen und nöthigenfalls korrigiren wolle. Er erlaubte mir auch, ihn hie und da zu beſuchen, was ich von da ab auch fleißig that, und ſeinen Unterredungen und Belehrungen verdanke ich die erſten Geiſtesblitze, die erhellend in die finſtere Nacht meiner tiefen Unwiſſenheit drangen. Von den Alten kannte ich die Iliade und Odyſſee nur aus Bearbeitungen für Schüler, hatte von Schiller und Goethe kaum einen Begriff, kannte wohl Gellert's Fabeln, auch Einiges von Langbein und Bürger, wußte aber Dichtungen in gebundener Rede nie einen beſondern Geſchmack abzugewinnen, ſchwärmte dagegen für Märchen und dergleichen und hatte, was ſonſtige Proſa anbelangte, nur ein einziges Buch geleſen, das aber auf mich einen unbeſchreiblich tiefen Eindruck gemacht, den Band von Caſanova's Memoiren nämlich, worin er ſeine Flucht aus den Bleikammern von Venedig erzählt.

Dabei gieng Lieſegang in ſeinen Belehrungen ganz

vorsichtig zu Werke. Auch ermunterte er mich zu kleinen Stilübungen, wie er es nannte, und als ich eines Tages eine Skizze geschrieben — sie hieß „Angelika“ und schilderte das Wiedersehen eines jungen Mädchens und ihres Geliebten, der schwer verwundet auf dem Schlachtfelde lag und Trost in einem goldenen Kreuzchen gefunden, das er von ihr erhalten — so vermittelte Liesegang die Aufnahme dieser Arbeit in dem Elberfelder Anzeiger, und ich vermag unmöglich die Seligkeit zu beschreiben, mit der ich mich eines Tages wirklich gedruckt sah — „Angelika, literarischer Erstling“, wozu der Redakteur allerdings etwas anzüglich ein Motto aus Goethe gesetzt hatte:

„Schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser wird sich hellen.“

Wie es aber so in meinem Geiste lebendiger und heller wurde, so senkten sich in begreiflicher Wechselwirkung um so tiefere Schatten auf mein kaufmännisches Leben und Treiben, und daß Herr Karl Sasse mit seinem Lehrling immer unzufriedener wurde, konnte ich ihm wahrhaftig nicht übel nehmen. Auch hatte mein Oheim und Vormund möglichst taube Ohren, sobald von Geldzuschüssen die Rede war, um an meinem äußeren Menschen etwas zu verbessern; hatte auch mit dem Prinzipal eine erbitterte Korrespondenz über die Kosten des Krankenhauses geführt, und als er endlich doch dieselben zahlen mußte, schrieb er mir in einem

derben Brief, daß jene Unkoſten durch erneuerte Sparſamkeit meinerſeits eingebracht werden müßten, und er durchaus nicht gewillt ſei, meiner Eitelkeit und meiner Luſt an ſchönen Kleidern Vorſchub zu leiſten. Du lieber Gott! Wenn ich eitel geweſen wäre und nicht vielleicht glücklicherweiſe eine ſo grenzenloſe Gleichgiltigkeit für das, was er ſchöne Kleider nannte, gehabt hätte, ſo würde ich mir in der Wupper irgend eine tiefe Stelle ausgeſucht haben; denn es gab eine Zeit, wo ich in meinem Aeußern ſo heruntergekommen war, daß mir Herr Karl eines Tages im Zorn erklärte, ich ſei für ſeine vornehmen Kunden abſchreckend und er könne eine ſolche Vogelſcheuche in ſeinem Laden nicht länger mehr dulden.

Dann wurde ich eines Tages auf ſein Privatzimmer gerufen und mußte dort einen langen Brief, den er an meinen Onkel und Vormund verfaßt, abſchreiben, worauf er alsdann ſeinen Namen darunter ſetzte. Dieſe Epiſtel war ein artiges, aber nicht unverdientes Sündenregiſter, meinen nun beinahe zweijährigen Aufenthalt im Hauſe betreffend. Doch ſagte er auch anderntheils meinem Vormund derbe Wahrheiten und bezeichnete es als unverantwortlich, mich ſo gänzlich hilflos und ohne alle Mittel in die Welt hinauszulaſſen, wobei er meine Garderobeſtücke aufzählte und zu dem Facit kam, daß, wenn ich mich einestheils nicht gründlich beſſere und er mich nicht anderntheils ſo zu ſtellen ver-

möge, daß ich in einem anständigen Hause anständig erscheinen könne, so müsse er, Karl Johann Sasse, darauf dringen, daß über mich anderweitig verfügt würde.

Daß Unglück und Unannehmlichkeiten selten vereinzelt kommen, ist eine alte Geschichte, und so ergieng es auch meinem Onkel und Vormund; denn genau zu derselben Zeit, als er den oben erwähnten Brief erhielt, hatte er sich durch sein aufbrausendes, jähzorniges Wesen gegenüber seinem Vorgesetzten, dem Landrath des Kreises, wo er Sekretär war, in eine Lage gebracht, daß er von der Regierung mit einer kleinen Pension verabschiedet wurde.

Dieß steigerte begreiflich seine Bereitwilligkeit mir zu helfen nicht, und da ich mich einmal in der Lage befand, Alles von seiner Mildthätigkeit annehmen zu müssen, so mußte ich auch in Geduld seine Briefe hinnehmen, worin er mich zur größten Sparsamkeit ermahnte, als wenn ich überhaupt an irgend etwas hätte sparen können. Auch mit meinem Prinzipale führte er eine erbitterte Korrespondenz und machte dadurch mein Verhältniß zu demselben noch schlimmer, ja er drohte mit einem Prozesse wegen jener Krankenhausunkosten, und da er dagegen so gut wie gar Nichts that, um mein Aeußeres empfehlenswerther zu machen, ich auch nach und nach das bischen Lust, das ich am Handelsstande, zumal an dem mir aufgedrungenen Zweige desselben gehabt, völlig verloren hatte, und auch die

Geſchäfte des auswärtigen Departements — Briefe und Packete austragen, ſaumſelige Schuldner und Weber mahnen — nur noch widerwillig und unfreundlich beſorgte, ſo wurde mir eines ſchönen Tages angezeigt, daß man meine Dienſte weiter nicht gebrauchen könne, daß man meinen Vormund bereits davon benachrichtigt, daß ich aber bis zu deſſen weiteren Beſtimmungen im Hauſe bleiben könne.

Gerade in dieſen Tagen begab ſich Etwas, was auf meine Zukunft von großem Einfluſſe war. Ich hatte eines Morgens eben den Laden geöffnet, als wir ein Laufen und Rennen nicht nur der Straßenjungen, ſondern auch Erwachſener an der nächſten Straßenecke bemerkten und dorthin eilend das für Elberfeld ſeltene Schauſpiel eines Truppendurchmarſches ſahen. Infanterie mit dröhnender Muſik, dann eine reitende Batterie, die durch unſere enge Gaſſe zog, den Raum derſelben faſt ausfüllend, ſo daß wir uns ſchüchtern an die Mauern des Hauſes zurückzogen. Ah! wie das beſonders auf mich einwirkte, der ich mich ja ſchon nicht mehr als zu Ladentiſch und Elle gehörig betrachtete und der ich ſchon allerlei verrückte Pläne für die Zukunft gemacht hatte; wie mich das aufregte und begeiſterte! Die muthig ſchmetternde Muſik, das fröhliche Ausſehen der Reiter, welche das Geſchütz wie eine geheiligte Perſon umgaben, das dumpfe Dröhnen deſſelben auf dem Pflaſter, das Schütteln und Schnauben der Pferde, das Klirren der

Säbel und Bespannungsketten. Einer der Unteroffiziere erkannte unsere Ladengehilfin, die mit mir vor der Thüre stand; er warf sein Pferd aus der Reihe und sprengte kühn und stolz an uns heran, um dem hübschen Mädchen die Hand zu drücken; sie wechselten einige Worte und er jagte wieder vor sein Geschütz, daß das Pflaster Funken sprühte. Das Mädchen war den ganzen Tag stolz gehoben und wir, auch die Lehrlinge benachbarter Geschäfte hatten sich zu uns gesellt, standen dabei in „unseres Nichts durchbohrendem Gefühle".

Ich aber nicht ohne einen Schimmer von Hoffnung, der mich etwas kühner blicken, ja lächeln machte; denn da mein Oheim und Vormund schon einige Male zarte Anspielungen über unverbesserliche Subjekte gemacht, die schließlich vom Kalbfell, damit meinte er die Trommel, zum Gehorsam gebracht würden, so zweifelte ich nicht daran, seine Erlaubniß zu erhalten, beim Militär einzutreten, um später gleichfalls als solch' ein stolzer Reiter jungen Mädchen vom Pferde die Hand drücken zu dürfen und auf arme Ladenschwengels stolz hinabzublicken.

Dieser Gedanke beschäftigte derart meine Phantasie, daß ich die Unklugheit begieng, meinem Onkel einen äußerst dummen Brief zu schreiben, worin ich ihm meinen Widerwillen gegen den Handelsstand, dagegen die Ueberzeugung aussprach, es bei irgend einer Truppengattung bald zum

Offizier zu bringen und deßhalb um die Erlaubniß bat, in das Düsseldorfer Ulanenregiment eintreten zu dürfen. Ich hätte mich gerne für die Artillerie entschlossen, doch fürchtete ich meines Onkels Widerspruch bei der Schwere dieses Dienstes, die mit meiner immerhin noch schwächlichen Körperbeschaffenheit so sehr im Widerspruche stand und wozu auch, wie man mir gesagt hatte, bedeutende mathematische Vorkenntnisse erforderlich seien.

Die Antwort, die ich von meinem Oheim erhielt, war durchaus nicht für die Oeffentlichkeit geeignet und suchte ich mir eine stille Ecke aus, als ich mich veranlaßt sah, diese Epistel zum zweiten Male durchzulesen; welcher Spiegel meiner Vergehungen der verschiedensten Art seit dem Eintritte in das Haus von Karl Johann Sasse! — auch nicht die kleinste meiner Unthaten war vergessen worden. Welches Register von Ungehörigkeiten, Fehlern, ja Lastern, die an Verbrechen streiften — welches Ungeheuer war ich —! Daß mein Vormund schließlich versicherte, er werde seine Hand gänzlich von mir abziehen, konnte mich nach dem eben Gesagten nicht mehr überraschen. Auch fand er meine grenzenlose Nachlässigkeit nur noch übertroffen von meiner Dummheit, die darin gipfele, daß ich bei meiner fatalen Mittellosigkeit in ein Ulanenregiment eintreten wolle; „da ich aber nach Allem," so schloß er, „was man schon vergebens mit Dir versucht, daran zweifle, ob Du überhaupt zu einer

anſtändigen Carrière befähigt biſt, ſo halte auch ich es für das Richtige, Dich von der eiſernen Disziplin des Militärſtandes beugen zu laſſen. Gehe alſo nach Düſſeldorf, Deine Tante Karkhoff wird Dich für einige Zeit aufnehmen, die nöthigen Papiere werde ich einſchicken und dann verſuche, ob Du einen Batteriechef findeſt, der leichtſinnig genug iſt, Dich aufzunehmen, denn zu jeder anderen Waffe als zur Artillerie müßte ich meine Einwilligung verſagen, da Du möglicherweiſe, wenn Du endlich vernünftig und willig wirſt, dort noch etwas lernen kannſt; denke aber nach Alledem, was Du mich ſchon gekoſtet haſt, nicht daran, noch von mir weitere Unterſtützungen zu erhalten.“ Und darin hielt er Wort und ließ mich, ich war damals noch nicht ganz ſechzehn Jahre alt, den Verſuch machen, allein und ohne Hilfe durch die Welt zu kommen.

Drittes Kapitel.

Soldatenleben im Frieden.

Tante Karkhoff war gleichfalls eine Schweſter meiner verſtorbenen Mutter, und wenn ich derſelben bei meinem Düſſeldorfer Aufenthalte nicht gedacht, ſo geſchah das, weil ſie mit Tante Lottchen, bei der ich lebte, in ſehr ſchlechtem Einvernehmen ſtand. Familienzwiſtigkeiten der verſchiedenſten Art hatten ſich durch die Heirath der Letzteren zu einer wahren Feindſchaft geſteigert, ſo daß nicht nur aller Verkehr abgebrochen war, ſondern daß Unannehmlichkeiten, welche den einen Theil trafen, von dem andern beinahe wohlgefällig aufgenommen wurden, wie ich mich eines Tages erinnere, daß bei Tante Karkhoff für die Haushaltung ein Schwein geſchlachtet wurde, welches ſich als krank erwies, worauf zu meinem Erſtaunen meine alte Großmutter den Vers machte:

„Welch ſchrecklich Beginnen —
Das Schwein iſt voll Finnen!“

Auch trugen die verschiedenartigen Vermögensverhältnisse beider Schwestern zu dem Zerwürfnisse das ihrige bei. Tante Lottchen, die sich kümmerlich durchbrachte, war nie vom Glücke begünstigt worden, während die andere, oder vielmehr mein Oheim Karkhoff, einen bedeutenden Treffer in der Lotterie gemacht und dafür ein hübsches Haus an einem vortheilhaften Platz gebaut hatte, wo die Tante in besserer Lage gleichfalls ein Spezereigeschäft betrieb. Auch vermiethete sie Zimmer an Zöglinge der Malerakademie und hier war es auch, wo ich nach Jahren meinen Freund Rethel wiedersah. Er war bei seinem großen Talente rasch durch den Antikensaal gewandert und malte soeben sein erstes Bild: „Sankt Bonifazius, der die heilige Eiche der Sachsen umhauen läßt". So in glücklichen und ehrenvollen Verhältnissen schwärmte er enthusiastisch, wie man es früher nie von ihm gewohnt war, für das herrliche Leben auf der Akademie, wo von den jungen Malern, gleichwie auf den Universitäten, eine Art von Kneipkomment eingeführt war, woselbst man sich gerne phantastisch anzog, bunte Mützen auf sehr langen Haaren trug, auch große Hunde mit sich führte und bei Wein und Bier Volkslieder sang. Rethel und andere Maler, die bei meiner Tante wohnten, nahmen mich häufig zu diesem Treiben mit und es fehlte nicht viel, daß ich abermals den Versuch gemacht hätte, ob denn in mir gar nichts von einem Künstler stecke; doch war ich verständig genug geworden, um die unüberwind-

lichen Schwierigkeiten zu fühlen, besonders da ich an manchen meiner Bekannten sah, wie sauer sie es sich werden ließen, um etwas Tüchtiges und Bemerkenswerthes zu Stande zu bringen. So besuchte ich damals häufig den jungen Andreas Achenbach, der, heute ein so bedeutender und berühmter Meister, damals vom Fenster seines kleinen Stübchens aus das Innere des Akademiehofes malte und mir in den bittersten Ausdrücken klagte, wie schwer ihm das würde und wie er überhaupt fürchte, kein Talent zur Malerei zu haben. Lessing, Schrödter, Bendemann, Hildebrandt und Andere sah ich gleichfalls mit Ehrfurcht und Staunen, ohne ihnen begreiflicherweise nahe zu kommen, und wenn ich den genialen Scheuren mehr als einmal grüßen durfte, so geschah das nur, weil wir, da er von Aachen stammte, spezielle Landsleute waren. Häufig besuchte ich Ateliers, um den Arbeitern zusehen zu dürfen, oder betrat die Gallerie, um dort Bilder, nicht ohne Verständniß, zu betrachten. Auf mich übte damals schon Alles, was mit der Kunst in irgend welcher Berührung stand, eine große Wirkung und wenn gleich weit entfernt, etwas leisten zu können, hatte ich doch ein ganz gesundes Urtheil, das nichts Schlechtes und Mittelmäßiges gelten ließ. Lessing malte seinen „Klosterhof im Schnee" und zeichnete kämpfende Ritter und durstige Kreuzfahrer. Bendemann's „Juden an den Wassern von Babylon" machten eben solches Aufsehen wie „das trauernde Königspaar" von Sohn und im kleinen

Genre: „Papa zur Kirche gehend“. Hildebrandt's „betrübte Lohgerber“, denen eine Haut weggeſchwommen, und was die Tüchtigen ſonſt angaben, wurde vom großen Haufen nicht ſelten bis zur Karrikatur nachgeahmt, und Kirchgänger und Kirchgängerinnen, Ritter und Kreuzfahrer, trauernde Juden und trauernde Königspaare, Mädchen mit dem Schwane, oder mit dem Regenſchirme, allein oder in Geſellſchaft lebend, bis zum Ueberdruſſe wiederholt.

Wie ich zu jener Zeit bei meinem Umgange mit den verſchiedenſten Künſtlern, bei meiner Schwärmerei für ihre Arbeiten, ja bei meinem Entſchluß, die militäriſche Laufbahn zu ergreifen, plötzlich darauf verfiel, mich mit Mechanik zu beſchäftigen, iſt mir heute noch unerklärlich und doch begann ich eines Tages das Schlagwerk einer Schwarzwälder Uhr, ohne je das Innere einer ſolchen geſehen zu haben, zu zeichnen, wie es nach meiner Idee ſein müſſe; und als ich es einem Uhrenmacher zeigte, war ich ſelbſt erſtaunt, von ihm zu hören, daß ich ziemlich das Richtige getroffen. Was war natürlicher, als daß ich hierauf einen nur ganz kleinen Schritt weiter gieng und mich mit dem Perpetuum mobile beſchäftigte, das ganz leicht durch den Magnet herzuſtellen ſei, der halbangezogen durch eine gelöſte Feder oder dergleichen zurückfahren ſollte, und damit das gleiche Spiel öfters wiederholend, die ewige Bewegung erfunden zu haben glaubte; daß ſich aber dabei meine Begriffe ebenſowohl wie meine Zeichnung

verwirrten, ist selbstredend und so kam ich denn zur Konstruktion einer Wassermühle, die mir plötzlich die Idee eingab, irgend einen Mühlenbauer aufzusuchen und ihn zu bitten, mich als Lehrling anzunehmen. Wo ein solcher zu finden sei, konnte ich lange nicht erfahren und wanderte dann, einer oberflächlichen Beschreibung folgend, in den Wald hinein, wenn ich nicht irre, der Düssel entgegen, um allerdings einige Holzhauerplätze, aber nicht das Gewünschte zu finden. Auch verwischte schon am nächsten Tage das militärische Gepränge, dem man täglich in Düsseldorf begegnete, meine Mühlenschwärmerei und ließ mich wieder sehnsuchtsvoll dem Tage entgegensehen, wo auch ich dem Vaterlande als Soldat meine Dienste weihen würde.

Die Aufnahme der Freiwilligen der Artillerie fand im Frühjahr statt und gewöhnlich zu einer Zeit, wo der Brigadekommandeur in Düsseldorf anwesend war, um die tauglichen Individuen theils selbst auszusuchen, theils ihre Einreihung in diese oder jene Abtheilung zu genehmigen. Damals hießen die heutigen Artillerieregimenter noch „Brigaden", bestanden aus drei Abtheilungen, deren jede von einem Major oder Oberstlieutenant kommandirt wurde, über welche Gesammtheit dann meistens ein Oberst den Befehl führte. Das war zu jener Zeit Herr Oberst von Tuchsen, über den schon damals eine Masse von Anekdoten zirkulirte.

Er hatte von der Pike auf gedient, war in den letzten

Kriegen avancirt und ein tüchtiger Soldat, aber seine Grobheit kannte keine Grenzen. Sein bloßer Anblick jagte den untergeordneten Offizieren und Gemeinen Schrecken ein, und wenn es hieß: der Oberst von Tuchsen ist in der Stadt! so sah man im Benehmen und Anzug des Militärs gewiß nicht das geringste Dienstwidrige. Er war sehr groß, breitgeschultert und besaß eine ungeheure Körperkraft; so hatte er einst, als vier Kanoniere auf einer schlammigen Wiese ihr Geschütz zum Aufprotzen nicht rasch genug herumdrehten, dieselben weggeschleudert und es, mit einer Hand den Protzring fassend, allein emporgehoben und herumgewendet. Sein rothes Gesicht sah beständig zornig drein, obgleich er es so böse nicht meinte; er war im Ganzen sehr gutmüthig, quälte die Soldaten nicht aus Laune, sondern forderte nur die größte Ordnung, genaues Richten und möglichste Schnelligkeit in den Bewegungen. Der größte Theil der Soldaten sah das Vernünftige dieser Forderungen ein und liebte ihn trotz der Unmasse von Donnerwettern, die seinem Munde entströmten. Während des Manövrirens diktirte er für die kleinsten Fehler dem drei, jenem acht und vierzehn Tage Arrest und auch auf sechs Wochen kam es ihm im Zorne nicht an. Wenn jedoch nach dem Exerzitium zum Appell geblasen wurde und sein Adjutant ihm die Liste der Strafen vorlas, die er am Morgen diktirt, so stieg er mit einem gewaltigen Fluche vom Pferde, lief unter den Kanonieren herum, die ermüdet um ihre Geschütze

lagerten, und wenn keine zu groben Fehler vorgekommen waren, ſchrie er mit ſeiner Donnerſtimme: „Na, ick will euch Millionenhunden noch eenmal eene vollkommene Amneſtie angedeihen laſſen.“

Vor dieſem geſtrengen und hochgewaltigen Herrn ſollte ich nun in Kurzem erſcheinen und will ich ſchon geſtehen, daß mich, eigentlich zum erſten Male in meinem Leben, ein recht bängliches Gefühl überſchlich, als ich nach dem Breidenbacher Hofe, dem Hotel, wo er wohnte, gieng. Herausgeputzt hatte ich mich möglichſt, trug eine hohe Halsbinde mit noch höherem Kragen; doch wenn ich auch ſauber genug ausſah, ſo erſchrak ich doch bei meinem Vorhaben über das blaſſe eingefallene Geſicht, ſowie die ſchmächtige Geſtalt, die mir aus dem Spiegel entgegenblickte. Es waren noch mehrere andere da, welche in die Brigade aufgenommen werden wollten und nach und nach vor dem Oberſten erſcheinen mußten. Endlich kam auch an mich die Reihe und mit hochklopfendem Herzen trat ich in das Zimmer, wo ſich ein paar Stabsoffiziere mit großen ſilbernen Epauletten, ſowie einige Batteriechefs und Adjutanten befanden.

Der Oberſt ſaß auf einer Tiſchecke und rauchte gewaltig. Er trug die ſogenannte Interimsuniform, auf dem Kopfe einen gewaltigen Hut mit weißen Federn; neben ſich hatte er eine große Maſſe Papier liegen, die er mit dem linken Beine feſthielt; er war bei guter Laune als ich hereintrat,

und wenn er lachte, ſo ſchüttelte ſich ſein ſchwerer Körper ſichtlich und ſein röthliches Geſicht wurde purpurfarbig. Als er mich betrachtete, ſagte er: „Wenn det ſo fort geht, meine Herren, ſo kann ich bald meine ganze Brigade aus lauter ſo Windbeuteln kompletiren.“ Dann ſagte er zu mir, nachdem er mich eine Zeit lang mit dem Kopfe nickend ſtumm angeſchaut hatte: „Ihre Papiere ſind allerdings in beſter Ordnung. Sie ſchreiben eine anſtändige Handſchrift, nur kann ich nicht leugnen, daß Sie zur Artillerie verdammt ſchwach ſind, auch haben Sie noch nicht das erforderliche Alter: ſechzehn Jahre!“ Ich entgegnete ihm freimüthig: „Herr Oberſt, das ſind zwei Fehler, welche ſich mit jedem Tage beſſern; ich habe Luſt und guten Willen und die werden, hoff' ich, meinen Mangel an Körperkraft in der erſten Zeit erſetzen.“ Er lachte und erwiederte: „Ja, aber ich fürchte nur, wenn ich Sie nicht mit Stricken an das Geſchütz feſtbinden laſſe, wird Sie der Wind umpuſten.“ Dann nahm er nochmals meine Papiere vor und blätterte darin, während ich ihn bat, gefälligſt einmal den Verſuch zu machen. „Nun,“ ſagte er endlich, „wir wollen es denn zuſammen probiren. Merken Sie ſich aber vor Allem drei Dinge, welche ich in meiner Brigade will gehandhabt wiſſen; det is erſtens Ordnung, zweetens Ordnung und drittens Ordnung; nur dieß kann den Dienſt aufrecht erhalten und begreift alles andere in ſich. Gehen Sie mit Gott zum Hauptmann Freyend und

ſagen Sie ihm, ſein Oberſt mache ihm ſein Kompliment und ſchicke ihm eine Kleinigkeit. Adje, Herr Artilleriſt!“ Berauſcht von meinem Glücke machte ich eine Verbeugung und wandte mich nach der Thüre, aber der Oberſt rief mir nach: „Wenn ich ſpäter die Ehre habe, Sie wieder zu ſehen, möchte ich gerne die hohe Halsbinde und den Vatermörder vermiſſen.“

Damit war ich der ſiebenpfündigen Fußbatterie zugetheilt, deren Quartier in der großen Kaſerne ich von meinen früheren Beſuchen her genau kannte und wohin ich mich direkt, nachdem ich angenommen, begab. Dort trat ich beim Feldwebel ein und lernte hier den Herrn Premierlieutenant Lachmann, den erſten Offizier der Batterie kennen, der wie alle erſten Offiziere der Batterie damals in gewöhnlichen Fällen den ganzen Dienſt leitete und nur beim Geſammtexerzieren ſein Kommando an den Kapitän abgab; faſt das gleiche Verhältniß, wie zwiſchen einem Kapitän zur See und ſeinem Lieutenant, wobei wir uns in dieſem ſpeziellen Falle ſehr wohl befanden, denn Premierlieutenant Lachmann war ein ruhiger, etwas trockener; unparteiiſcher Offizier von großem Pflichtgefühl und Dienſteifer, der aber nie in Pedanterie ausartete, und genügte ihm häufig der gute Wille für die That, beſonders wenn er bei uns jungen Leuten das ernſtliche Streben erkannte, vorwärts zu kommen. In ſeiner kurzen und präziſen Art zu reden nahm er mich gleich in's Verhör, hatte nach wenigen Fragen meine Verhältniſſe weg, und als ich beim

Appell dem Batteriechef, Hauptmann Freyend, vorgestellt wurde, that er das abseits und sagte in seiner offenen, etwas rücksichtslosen Art: „Da haben sie sich wieder einmal beim Bezirkskommando mit allem Respekt zu sagen übereilt, einen jungen Menschen angenommen, allerdings von anständiger Familie, wie ich aus seinen Papieren ersehe, der auch vermögliche Verwandte in der Stadt hat, selbst aber ganz mittellos ist und noch nicht einmal sechzehn Jahre alt, so daß er sich die Kleidung selbst anschaffen, sich auch selbst verköstigen müßte und obendrein keine Löhnung erhalten würde. Was thun? Entweder man schickt ihn zurück" — „O Herr Premierlieutenant," bat ich in kläglichem Tone — „oder der Herr Hauptmann müssen befehlen, daß auch wir ein Auge zudrücken, und mich autorisiren, ihm Beinkleider, Jacke und Uniform von der Kammer zu geben — altes Zeug ist ja genügend da und aus der Menage könnte er auch mitessen."

Nun traf es sich gut, daß der Hauptmann Freyend nicht nur meinen Oheim, wenn auch sehr oberflächlich, kannte, sondern daß ich ihm auch glücklicherweise von anderer Seite bestens empfohlen war, und dieß von einem alten würdigen Herrn, dessen Frau mit dem Hause Karkhoff bekannt war, dem Herrn Oberstlieutenant von Hymmen, einem in der preußischen Kriegsgeschichte rühmlich bekannten Namen, der im Felde wohlverdiente Orden trug und dem in der Schlacht von Pirmasens eine neidische Kartätschenkugel den Weg zum

fernern Avancement verſperrte. Er war ein kleiner, ſehr vornehm ausſehender Herr, mit einem ſcharf markirten Geſichte, welchem die hochemporgezogenen Augenbraunen etwas ſehr Gebietendes gaben. Er trug meiſtens einen grauen Ueberrock, graue Beinkleider mit breiten rothen Streifen, um den Hals den ruſſiſchen St. Annenorden und in der Hand eine große goldene Tabaksdoſe, auf deren Deckel ſein Familienwappen gravirt war. Auch ſeinem Andenken muß ich herzliche Worte der Dankbarkeit widmen, denn er nahm ſich auf die liebenswürdigſte Art des verlaſſenen jungen Menſchen ebenſowohl durch mündliche Empfehlung als guten Rath und auch durch die That an, indem ich ſein Haus beſuchen durfte und dort manche Taſſe Kaffee, manch tüchtiges Butterbrod erhielt, ja auch hie und da zum Mittageſſen eingeladen wurde.

Nachdem Hauptmann Freyend gnädigſt bewilligt, was ſein erſter Offizier zu meinen Gunſten vorgeſchlagen, wurde ich eingekleidet, ja, Premierlieutenant Lachmann, der mich unter ſeine beſondere Protektion genommen, ließ mir Jacke und Uniform, was mir alles viel zu weit war, durch den Batterieſchneider ſogleich zurecht machen, ſo daß am andern Tage ſchon die unerhörteſte Wandlung mit mir vorgegangen war. Ich hatte eine Kanonierjacke an, durfte einen Säbel umſchnallen und zum erſten Mal als wirklicher Artilleriſt dem Appell beiwohnen. Auch wurde ich einer Korporalſchaft in einer Stube zugewieſen, auf welcher ſich noch mehrere Frei-

willige befanden, erhielt dort ein Bett mit einem Strohsack, Strohkissen, sowie einer wollenen Decke; am Fußende stand auf einem Täfelchen mit großen Buchstaben zu lesen: „Hackländer, Kanonier“ und das machte mich überglücklich.

Ob mein eigener Leichtsinn oder der meines Vormundes größer war, gänzlich mittellos (ich hatte nicht fünf Groschen in der Tasche, als ich beim Militär eintrat) eine neue Laufbahn zu beginnen oder mich beginnen zu lassen, bleibe hier unerörtert, aber erwähnen will ich, daß mich nur mein unverwüstlicher Humor, meine stets gute Laune, meine Genügsamkeit und ein glückliches Temperament, das mich keine Noth schwer empfinden ließ, so zu sagen über dem Wasser erhielt. Dazu war ich lernbegierig, fleißig in den Unterrichtsstunden und in meiner Kleidung möglichst ordentlich, lauter gute Eigenschaften, die mich sowohl bei meinen Vorgesetzten als auch bei meinen Kameraden beliebt machten. Letztere theilten im wahren Sinne des Wortes ihr Brod redlich mit mir, denn auch davon erhielt ich, als noch nicht sechzehn Jahre alt, keine Rationen zugetheilt. Wenn ich nicht irre, waren damals außer mit noch zehn Freiwillige bei der Batterie, die meisten wie ich in der Hoffnung eingetreten, es bis zum Offizier zu bringen und doch konnte man uns Allen mit mathematischer Gewißheit voraussagen, daß es keiner von uns bis zu den Epauletten bringen würde. Wohl gab es eine Brigadeschule zur Vorbereitung auf die große Kriegsschule in

[illegible] Münster befand,
[illegible] doch gehörten dazu
[illegible] uns besaß. Auch
[illegible] Niemand dorthin ge-
[illegible] Unteroffiziere, ein
[illegible], bis sie nach neun-
[illegible] höhere Civilversorgung

[illegible] Jahren wieder gesehen,
[illegible] Postkondukteure; doch ist die
[illegible] Stubengenossen meinem Gesichts-
[illegible] schloß ich nur mit einem
[illegible] die auch bis heute fortgedauert
[illegible] liebenswürdiger Kamerad:
[illegible] der Sohn eines hohen Gerichts-
[illegible] hübscher junger Mensch voll
[illegible] etwas gelernt hatte, und dem
[illegible] allen übrigen ergieng; im Dienste
[illegible] erfassend und auf's Beste
[illegible] damaligem Ausdrucke propre bis zum
[illegible] zu allen möglichen Streichen auf-
[illegible] die Kaserne im Rücken hatte. Dann gab
[illegible] verbotenes Kleidungsstück, das er nicht so
[illegible] zur Schau trug. Eine weiße Weste
[illegible] Uniform, streng verpönte hohe Kragen,

einen feinen Säbel, und als er später Bombardier geworden war, die Quaste desselben sowie die kleinen Litzen auf den Achselklappen von weißer und schwarzer Seide, damit erstere dem Fähnrichsportepée ähnlich sehe. An Geld, das er auch für uns, seine Kameraden, bereitwillig ausgab, fehlte es ihm selten; er wußte uns auch bei Nacht stets zur Kaserne hinaus- und wieder hereinzubringen, hatte aber bei diesem Treiben das Unglück, häufig an seinem auffallend hellblonden, dichten krausen Haar erkannt und angezeigt zu werden und hieß es meistens: so ein Weißkopf ist auch mit dabei gewesen. Als letzterer habe ich seiner in meinem „Soldatenleben im Frieden" in dem Kapitel „Marsch- und Einquartierungsleiden" unter dem von ihm angenommenen Namen Graf Weiler gerne und freundlichst gedacht. Später ließ er sich zu einer anderen Batterie versetzen, kam mir dann aus den Augen, und als ich ihn dann nach langen Jahren wiedersah, hatte er ein ziemlich bewegtes Leben hinter sich, war Zollbeamter gewesen, dann Kaufmann geworden, was er heute noch ist, und verkauft jetzt ganz vortreffliche Cigarren für ein Hamburger Haus.

Wir hatten zwei Feuerwerker bei der Batterie, jeder bemerkenswerth in seiner Art. Der eine, Wortmann, hatte Schulen besucht, viel gelernt, war belesen, geistreich und ein ausgezeichneter Erzähler, wobei er namentlich mit wenig Worten Charaktere zu schildern wußte, und von dem ich in dieser

Richtung viel gelernt habe. Er ſpielte ſehr gut Guitarre, malte nicht ohne Talent Miniaturporträts auf Elfenbein, war aber bei dieſen Fähigkeiten nur ungern Soldat und diente nur ſo lange, bis er beim Zollweſen eine Anſtellung erhielt. Später wurde er Kaufmann, lebte in Lennep und habe ich noch häufig mit ihm korreſpondirt.

Der andere Feuerwerker, mein Exerziermeiſter Linke, war Soldat und nur Soldat vom Tſchakoknopf bis zum Sporenrad. Er würde ſich kein Dienſtvergehen haben zu Schulden kommen laſſen und hätte es ſein Leben gekoſtet, hatte aber doch eine ideale Seite, indem er einer der eifrigſten eines Geſangsquartetts war, an dem Wortmann, ich und ein Unteroffizier Ellendorf, deſſen ich ſpäter gedenken werde, Theil nahmen. Höchſt amüſant für uns jüngere Leute war häufig die Ausſprache des alten, biederen Feuerwerkers, der zum Beiſpiel in dem bekannten Liede von Reiffiger unerſchütterlich ſtatt

„Der Roſſe Gewieher, der Hunde Gebell"

ſang:

„Der Roſe Gewieher, der Hunde Gebell".

Seine Frau war als erſte Marketenterin der Batterie eine wichtige Perſon, in deren Schuldbuche ich ſtark vertreten war. Das eben erwähnte Geſangsquartett gewährte uns manche Unterhaltung, beſonders wenn wir in lauen Sommernächten verſchiedenen Schönen Ständchen brachten, und wenn mich auch die Gretchen, Luischen und Amalien nicht im min-

besten interessirten, so nahm ich doch gerne an einer Maibowle Theil, die dankbarst den Sängern zuweilen gespendet wurde.

In dem oben angeführten Buche, „Soldatenleben im Frieden", das wohl vielen der Leser auch dieser Blätter bekannt ist, habe ich in Wahrheit und Dichtung jenes Stückchen meines militärischen Lebens geschildert und da ich nicht im Stande wäre, das anders und besser zu erzählen, ohne mich zu wiederholen, so will ich mich damit begnügen, hier nur Weniges von dem Wahren anzuführen, was dort durch Dichtung verdeckt worden ist.

Premierlieutenant Lachmann hielt seine starke Hand über mir, auch als Hauptmann Freyend durch tolle Jugendstreiche, die wir nun einmal nicht lassen konnten, mich und einige andere der Freiwilligen „stark auf dem Striche hatte", wie man damals zu sagen pflegte. Lachmann hatte mich dem besten Exerziermeister, dem Feuerwerker Linke zugetheilt, gab mir Reitunterricht, lieh mir Bücher und verschaffte mir unentgeltlich Unterricht in Mathematik und Sprachen bei einer in der Kaserne lebenden, für uns sehr geheimnißvollen Persönlichkeit, dem Artillerieoffizier Sch., der sich, wie es hieß, eines groben Disciplinarvergehens schuldig gemacht hatte und schon seit vielen Monaten in Untersuchungshaft befand. Es war dieß der erste regelmäßige, pünktliche und praktische Unterricht, den ich erhalten habe und dem ich mit dem größten Fleiße folgte, dem ich anwohnte, nicht um meine Zeit zu vertrödeln, sondern

um wirklich etwas Tüchtiges zu lernen. Auch ſorgte Premierlieutenant Lachmann dafür, daß ich, kaum ſechzehn Jahre alt, zum Bombardierexamen zugelaſſen wurde und, da ich darin vortrefflich beſtand, zur Verwunderung Aller ſchon ein halbes Jahr nach meinem Dienſteintritt zu dieſer erſten Würde avancirte; dadurch hatte ich ein beſſeres Einkommen, war ein Vorgeſetzter geworden, allerdings in kleinſter Art, betrachtete aber meine neuen goldenen Treſſen an den Aermelaufſchlägen mit dem gleichen Stolze wie der General ſeine dicken Quaſtenepauletten. Doch war Lachmann dabei von einer mich ſchmerzenden Offenheit, indem er mir gerade herausſagte, daß ich ohne gründliche Vorbildung ſowie ohne Hoffnung auf eine Zulage niemals daran denken ſolle, Offizier zu werden. „Sie haben nur zwei Wege," meinte er, „entweder Sie dienen Ihre drei Jahre ab, um dann zu Ihrem Handelsſtande zurückzukehren, oder machen das Unteroffizier- und Feuerwerkerexamen und laſſen ſich dann zur Brigadeſchule kommandiren, wo Sie es in ein paar Jahren zum Oberfeuerwerker bringen können, um dann aber, falls nicht ein geſunder Krieg kommt, mit dem Kopfe an der Wand ſtehen zu bleiben — ich würde Ihnen rathen, die bürgerliche Carrière wieder zu ergreifen."

Damals predigte er aber mit ſeinen weiſen Lehren den taubſten Ohren. Schwärmte ich doch noch mit allem Jugendmuthe für das Soldatenleben, ja ich vermochte es, ihm intereſſante, höchſt poetiſche Seiten abzugewinnen — und das

war allerdings bei der Waffe, bei welcher ich eingetreten, bei der Artillerie, eine Möglichkeit. Schon das geheimnißvolle Geſchütz an ſich mit ſeinem Exerzitium und ſeiner komplizirten Ladung, beſonders bei den Mörſern und Haubitzen, die Ruhe, mit der es ſeinen metallenen Mund aufthat, um Kugeln und Kartätſchen gegen den Feind zu ſpeien, dann wieder im Gegenſatz dazu die Beweglichkeit ſeiner Glieder, wenn es mit ſechs Pferden beſpannt, gefolgt von ſeinen acht Reitern, über Berg und Thal, durch Dick und Dünn dahin raſſelte. Selbſt die Arbeiten im Laboratorium, das Anfertigen von Kartätſchen, Granaten, Shrapnels, war eine höchſt amüſante Arbeit; was lernte man nicht Alles dabei: vom Anfertigen der Schlagröhre bis zum Herſtellen der Fallſchirmraketen größten Kalibers. Bei allen dieſen Dingen war ich höchſt anſtellig und gewandt, ſo daß mich ſogar der Kapitän häufig belobte, der mir ſonſt ſtrengſtens auf die Finger ſah und dem es nach und nach ein Vergnügen machte, mich wegen Kleinigkeiten hart zu beſtrafen.

Arreſt, welches Wort von fürchterlichem Klang! Es ſpricht ſich ſo raſch gegen den armen Untergebenen aus, es wird ſo leicht über ihn verhängt, und doch ſind es ſtets mindeſtens vierundzwanzig Stunden, die wie durch einen ſchwarzen Strich aus unſerem Leben vertilgt ſind, die wir, oft hungernd und frierend, auf der harten Pritſche zugebracht haben; für kleine Vergehen eine harte Strafe, um ſo härter, da wir

meiſtens überzeugt ſind, ſie nicht verdient zu haben. Ich hatte mich in dieſer Richtung außerordentlich in Acht zu nehmen, ein Stäubchen auf meinem Rocke, eine matte Stelle, es brauchte nicht einmal ein Roſtfleck zu ſein, am Säbel, an den Sporen oder dergleichen, eine Miene, als wenn ich innerlich räſonnirt hätte, ein Vergehen beim Exerzieren, und ich konnte ſicher ſein eingeſteckt zu werden, was mir auch bei meiner Dienſtzeit in verſchiedenen Portionen über zwölf Mal geſchah.

Eine helle Lichtſeite dagegen war das Anfertigen von Faſchinen und Schanzkörben im friſchen grünen Wald; es geſchah dieß in Düſſeldorf am Fuße des Grafenberges und war für uns Alle, beſonders wenn Premierlieutenant Lachmann die Expedition leitete, ein fröhliches Feſt. Vor Tagesanbruch wurde ausgezogen, die Marketenterin mit ihrem kleinen Karren an der Spitze; dann erhielten wir das Revier zugetheilt, wo wir mit den Faſchinenmeſſern Zweige abhieben, die dann auf den Platz zuſammengeſchleppt wurden, und wo man auf Holzblöcken die langen Faſchinen zuſammenſchnürte. Dazwiſchen gab es herrliche Ruhepunkte, beſonders über die Mittagszeit, wo zuweilen ein Faß Bier erſchien und man ſich in den Schatten ſtreckte, luſtige Soldatenlieder ſang und wo das Ganze in ein heiteres Waldfeſt ausartete. Auch der Batteriebau, der meiſtens in der nächſten Nacht darauf folgte, hatte etwas Anregendes, Poetiſches für mich. Es wird an-

genommen, man arbeite angeſichts einer belagerten Feſtung in einer finſteren Nacht. Feuer und Licht, Sprechen, kurz jedes Geräuſch iſt ſtrengſtens verboten, um den Feind nicht aufmerkſam zu machen. Tiefgebückt, faſt auf dem Bauche kriechend, werden die Schießſcharten ausgeſteckt, dann fällt die Mannſchaft wie ein krabbelnder Ameiſenhaufen über das Terrain her, man hört Nichts, als ein dumpfes: „Hurtig, Leute, grabt!“ und wie ſich der Graben vor der Batterie vertieft, hebt ſich die Bruſtwehr Zoll um Zoll in die Höhe. Heitere Stunden heute noch in der Erinnerung, wenn wir jungen Leute uns, endlich müde geworden, zur Marketenterin wegſtahlen oder in einem der großen Rollkörbe ausruhten. Dann kam der feierliche Augenblick, wo vor Tagesgrauen die Bettungen gelegt, das Belagerungsgeſchütz eingeführt und der überraſchte Feind, der allerdings nicht da war, durch einen Manöverſchuß aufgeſchreckt wurde.

Die glücklichſte Zeit indeſſen waren für uns die Schießübungen auf der Spellner Heide bei Weſel, wo wir bei Bauern im Quartier lagen, oft gut, oft herzlich ſchlecht verpflegt waren, wo aber meiſtens das einförmige Kaſernenleben aufgehört hatte und das Soldatenhandwerk ſchon mehr einen großartigen, ja kriegeriſchen Anſtrich bekam. Wurde doch hier mit wirklichen Kugeln auf wirkliche Schanzen und Scheiben geſchoſſen, die ganze Bataillone vorſtellten. Gab es doch nächtliche Feſtlichkeiten, wo Granaten und Bomben einen feurigen

Richtung viel gelernt habe. Er ſpielte ſehr gut Guitarre, malte nicht ohne Talent Miniaturporträts auf Elfenbein, war aber bei dieſen Fähigkeiten nur ungern Soldat und diente nur ſo lange, bis er beim Zollweſen eine Anſtellung erhielt. Später wurde er Kaufmann, lebte in Lennep und habe ich noch häufig mit ihm korreſpondirt.

Der andere Feuerwerker, mein Exerziermeiſter Linke, war Soldat und nur Soldat vom Tſchakoknopf bis zum Sporenrad. Er würde ſich kein Dienſtvergehen haben zu Schulden kommen laſſen und hätte es ſein Leben gekoſtet, hatte aber doch eine ideale Seite, indem er einer der eifrigſten eines Geſangsquartetts war, an dem Wortmann, ich und ein Unteroffizier Ellendorf, deſſen ich ſpäter gedenken werde, Theil nahmen. Höchſt amüſant für uns jüngere Leute war häufig die Ausſprache des alten, biederen Feuerwerkers, der zum Beiſpiel in dem bekannten Liede von Reiffiger unerſchütterlich ſtatt

„Der Roſſe Gewieher, der Hunde Gebell"

ſang:

„Der Roſe Gewieher, der Hunde Gebell".

Seine Frau war als erſte Markedenterin der Batterie eine wichtige Perſon, in deren Schuldbuche ich ſtark vertreten war. Das eben erwähnte Geſangsquartett gewährte uns manche Unterhaltung, beſonders wenn wir in lauen Sommernächten verſchiedenen Schönen Ständchen brachten, und wenn mich auch die Gretchen, Luischen und Amalien nicht im min-

beſten intereſſirten, ſo nahm ich doch gerne an einer Maibowle Theil, die dankbarſt den Sängern zuweilen geſpendet wurde.

In dem oben angeführten Buche, „Soldatenleben im Frieden“, das wohl vielen der Leſer auch dieſer Blätter bekannt iſt, habe ich in Wahrheit und Dichtung jenes Stückchen meines militäriſchen Lebens geſchildert und da ich nicht im Stande wäre, das anders und beſſer zu erzählen, ohne mich zu wiederholen, ſo will ich mich damit begnügen, hier nur Weniges von dem Wahren anzuführen, was dort durch Dichtung verdeckt worden iſt.

Premierlieutenant Lachmann hielt ſeine ſtarke Hand über mir, auch als Hauptmann Freyend durch tolle Jugendſtreiche, die wir nun einmal nicht laſſen konnten, mich und einige andere der Freiwilligen „ſtark auf dem Striche hatte“, wie man damals zu ſagen pflegte. Lachmann hatte mich dem beſten Exerziermeiſter, dem Feuerwerker Linke zugetheilt, gab mir Reitunterricht, lieh mir Bücher und verſchaffte mir unentgeltlich Unterricht in Mathematik und Sprachen bei einer in der Kaſerne lebenden, für uns ſehr geheimnißvollen Perſönlichkeit, dem Artillerieoffizier Sch., der ſich, wie es hieß, eines groben Disciplinarvergehens ſchuldig gemacht hatte und ſchon ſeit vielen Monaten in Unterſuchungshaft befand. Es war dieß der erſte regelmäßige, pünktliche und praktiſche Unterricht, den ich erhalten habe und dem ich mit dem größten Fleiße folgte, dem ich anwohnte, nicht um meine Zeit zu vertrödeln, ſondern

um wirklich etwas Tüchtiges zu lernen. Auch sorgte Premierlieutenant Lachmann dafür, daß ich, kaum sechzehn Jahre alt, zum Bombardierexamen zugelassen wurde und, da ich darin vortrefflich bestand, zur Verwunderung Aller schon ein halbes Jahr nach meinem Diensteintritt zu dieser ersten Würde avancirte; dadurch hatte ich ein besseres Einkommen, war ein Vorgesetzter geworden, allerdings in kleinster Art, betrachtete aber meine neuen goldenen Tressen an den Aermelaufschlägen mit dem gleichen Stolze wie der General seine dicken Quastenepauletten. Doch war Lachmann dabei von einer mich schmerzenden Offenheit, indem er mir gerade herausſagte, daß ich ohne gründliche Vorbildung sowie ohne Hoffnung auf eine Zulage niemals daran denken solle, Offizier zu werden. „Sie haben nur zwei Wege," meinte er, „entweder Sie dienen Ihre drei Jahre ab, um dann zu Ihrem Handelsstande zurückzukehren, oder machen das Unteroffizier- und Feuerwerkerexamen und lassen sich dann zur Brigadeschule kommandiren, wo Sie es in ein paar Jahren zum Oberfeuerwerker bringen können, um dann aber, falls nicht ein gesunder Krieg kommt, mit dem Kopfe an der Wand stehen zu bleiben — ich würde Ihnen rathen, die bürgerliche Carrière wieder zu ergreifen."

Damals predigte er aber mit seinen weisen Lehren den taubsten Ohren. Schwärmte ich doch noch mit allem Jugendmuthe für das Soldatenleben, ja ich vermochte es, ihm interessante, höchst poetische Seiten abzugewinnen — und das

war allerdings bei der Waffe, bei welcher ich eingetreten, bei der Artillerie, eine Möglichkeit. Schon das geheimnißvolle Geſchütz an ſich mit ſeinem Exerzitium und ſeiner komplizirten Ladung, beſonders bei den Mörſern und Haubitzen, die Ruhe, mit der es ſeinen metallenen Mund aufthat, um Kugeln und Kartätſchen gegen den Feind zu ſpeien, dann wieder im Gegenſatz dazu die Beweglichkeit ſeiner Glieder, wenn es mit ſechs Pferden beſpannt, gefolgt von ſeinen acht Reitern, über Berg und Thal, durch Dick und Dünn dahin raſſelte. Selbſt die Arbeiten im Laboratorium, das Anfertigen von Kartätſchen, Granaten, Shrapnels, war eine höchſt amüſante Arbeit; was lernte man nicht Alles dabei: vom Anfertigen der Schlagröhre bis zum Herſtellen der Fallſchirmraketen größten Kalibers. Bei allen dieſen Dingen war ich höchſt anſtellig und gewandt, ſo daß mich ſogar der Kapitän häufig belobte, der mir ſonſt ſtrengſtens auf die Finger ſah und dem es nach und nach ein Vergnügen machte, mich wegen Kleinigkeiten hart zu beſtrafen.

Arreſt, welches Wort von fürchterlichem Klang! Es ſpricht ſich ſo raſch gegen den armen Untergebenen aus, es wird ſo leicht über ihn verhängt, und doch ſind es ſtets mindeſtens vierundzwanzig Stunden, die wie durch einen ſchwarzen Strich aus unſerem Leben vertilgt ſind, die wir, oft hungernd und frierend, auf der harten Pritſche zugebracht haben; für kleine Vergehen eine harte Strafe, um ſo härter, da wir

meiſtens überzeugt ſind, ſie nicht verdient zu haben. Ich hatte mich in dieſer Richtung außerordentlich in Acht zu nehmen, ein Stäubchen auf meinem Rocke, eine matte Stelle, es brauchte nicht einmal ein Roſtfleck zu ſein, am Säbel, an den Sporen oder dergleichen, eine Miene, als wenn ich innerlich räſonnirt hätte, ein Vergehen beim Exerzieren, und ich konnte ſicher ſein eingeſteckt zu werden, was mir auch bei meiner Dienſtzeit in verſchiedenen Portionen über zwölf Mal geſchah.

Eine helle Lichtſeite dagegen war das Anfertigen von Faſchinen und Schanzkörben im friſchen grünen Wald; es geſchah dieß in Düſſeldorf am Fuße des Grafenberges und war für uns Alle, beſonders wenn Premierlieutenant Lachmann die Expedition leitete, ein fröhliches Feſt. Vor Tagesanbruch wurde ausgezogen, die Marketenterin mit ihrem kleinen Karren an der Spitze; dann erhielten wir das Revier zugetheilt, wo wir mit den Faſchinenmeſſern Zweige abhieben, die dann auf den Platz zuſammengeſchleppt wurden, und wo man auf Holzblöcken die langen Faſchinen zuſammenſchnürte. Dazwiſchen gab es herrliche Ruhepunkte, beſonders über die Mittagszeit, wo zuweilen ein Faß Bier erſchien und man ſich in den Schatten ſtreckte, luſtige Soldatenlieder ſang und wo das Ganze in ein heiteres Waldfeſt ausartete. Auch der Batteriebau, der meiſtens in der nächſten Nacht darauf folgte, hatte etwas Anregendes, Poetiſches für mich. Es wird an-

genommen, man arbeite angeſichts einer belagerten Feſtung in einer finſteren Nacht. Feuer und Licht, Sprechen, kurz jedes Geräuſch iſt ſtrengſtens verboten, um den Feind nicht aufmerkſam zu machen. Tiefgebückt, faſt auf dem Bauche kriechend, werden die Schießſcharten ausgeſteckt, dann fällt die Mannſchaft wie ein krabbelnder Ameiſenhaufen über das Terrain her, man hört Nichts, als ein dumpfes: „Hurtig, Leute, grabt!“ und wie ſich der Graben vor der Batterie vertieft, hebt ſich die Bruſtwehr Zoll um Zoll in die Höhe. Heitere Stunden heute noch in der Erinnerung, wenn wir jungen Leute uns, endlich müde geworden, zur Marketenterin wegſtahlen oder in einem der großen Rollkörbe ausruhten. Dann kam der feierliche Augenblick, wo vor Tagesgrauen die Bettungen gelegt, das Belagerungsgeſchütz eingeführt und der überraſchte Feind, der allerdings nicht da war, durch einen Manöverſchuß aufgeſchreckt wurde.

Die glücklichſte Zeit indeſſen waren für uns die Schießübungen auf der Spellner Heide bei Weſel, wo wir bei Bauern im Quartier lagen, oft gut, oft herzlich ſchlecht verpflegt waren, wo aber meiſtens das einförmige Kaſernenleben aufgehört hatte und das Soldatenhandwerk ſchon mehr einen großartigen, ja kriegeriſchen Anſtrich bekam. Wurde doch hier mit wirklichen Kugeln auf wirkliche Schanzen und Scheiben geſchoſſen, die ganze Bataillone vorſtellten. Gab es doch nächtliche Feſtlichkeiten, wo Granaten und Bomben einen feurigen

Bogen in der Luft beſchrieben und mit glühenden Kugeln geſchoſſen wurde. Unvergeßliche Zeiten, wo wir mit ſo wenig zufrieden, ja glücklich waren, wo ein Glas Branntwein, ein Brod und ein Stückchen Wurſt für den ganzen Tag genügte, wo in den Quartieren kleine Verhältniſſe angeſponnen wurden, die aber bei uns Freiwilligen damals kaum weiter gediehen, als zu ſonntäglichen Spaziergängen durch den Wald, während man Blumen pflückte und Beeren ſuchte, um dann unter Austauſch des Vornamens von einander zu ſcheiden.

Beim Schluſſe des erſten derartigen Manövers, das ich mitmachte, wurde uns, bevor die Batterie abmarſchirte, mitgetheilt, daß wir nach Köln verſetzt ſeien und direkt dorthin abmarſchiren würden. Einigen meiner Kameraden war dieſe Veränderung erwünſcht, Anderen gleichgiltig, mir aber recht unangenehm, denn wenn ich auch in Düſſeldorf von Tante Karkhoff (mein Oheim war unterdeſſen geſtorben) keine irgend nennenswerthe Vortheile hatte, ſo hatte ich doch wenigſtens ein Haus, wo ich meine Abende zubringen konnte. Wirthshäuſer würde ich nicht beſucht haben, wenn mir auch das Geld nicht gefehlt hätte, denn gegen Bier und Wein hatte ich ſtets einen gewiſſen Abſcheu und trank nur an Manövertagen etwas anderes als Waſſer. Tante Karkhoff hatte vier Töchter, die alle älter waren als ich und von denen die beiden jüngſten als Schönheiten galten, was ich aber nicht einzuſehen vermochte und was wenigſtens gänzlich wirkungslos auf mich

blieb. Eine ſpielte Guitarre, und da ich zum Notenſchreiben wie zu vielen anderen dergleichen Dingen Geſchick hatte, ſo kopirte ich Abends Lieder für ſie, wofür ich nach dem ſehr einfachen Nachteſſen noch eine gewiſſe Anzahl getrockneter Pflaumen erhielt, die ich mir am andern Morgen in der Kaſerne gut ſchmecken ließ. Auch that es mir leid, den guten Herrn Oberſtlieutenant von Hymmen verlaſſen zu müſſen, der gegenüber manchen Quälereien des Kapitäns immerhin eine Art Schutz für mich war. Hauptmann Freyend, der überhaupt ein launiger Herr war, hatte ſtets etwas an mir auszuſetzen, und wenn ich vielleicht auf einen brüsken und gänzlich unmotivirten Vorwurf vor Zorn erröthete, was ich nicht läugnen will, ſo konnte er zu mir, der ich wirklich nichts als den allerdünnſten Kaffee getrunken hatte, ſagen: „Herrrr! Sie ſcheinen wieder einmal ſtark gefrühſtückt zu haben," und dann bedurfte es nur eines entſchuldigenden Wortes oder eines Zuckens der Mundwinkel oder ſonſt einer Bewegung von meiner Seite, um mir einen Arreſt zuzuziehen: „Man ſetze dieſen widerſpenſtigen Bombardier augenblicklich auf Waſſer und Brod — Herrrr! Sie ſoll ſogleich das Donnerwetter regieren!"

Am letzten Tage der oben erwähnten Schießübungen hatte ich den Fuß verrenkt, konnte weder gehen noch reiten und fuhr mit andern Kranken auf einem Leiterwagen, ſo meinen Einzug in die heilige Stadt Köln haltend. Dort

wurden wir wegen nöthiger Baulichkeiten in der Dominikanerkaserne für einige Zeit einquartiert, ich mit andern auf dem sogenannten Thurmmarkt, einer der engsten Gassen am Rhein, einestheils von uralten Häusern begrenzt, anderntheils von den großen Gasthöfen ersten Ranges, deren Front dem Flusse zugekehrt war. Wir wohnten bei einem armen Schneider in einem dürftigen Stübchen, und als wir Nachts — es war an einem heißen Spätsommertage — zu Bette gehen wollten, fanden wir solche Schaaren anderer, hülfender Einquartierung, daß wir deren älteres Recht respektirten und uns draußen auf den steinernen Haustreppen niederließen. Die Küchen der Gasthöfe drüben strömten süße Gerüche aus, die wir, hungrig wie wir waren, einathmeten und dabei mit Interesse das bewegte Leben am Eingange beobachteten. Omnibusse, hoch mit Gepäck beladen, vierspännige elegante Reisewagen, damals meistens Engländer mit Dienerschaft vorn und hinten; dazu das Tönen der großen Glocke, das Herausstürzen der Kellner, der tiefe Bückling des Wirths, dann feierliche Prozession mit hocherhobenen Lichtern die Treppen hinan — ah — ah — wer dort einmal so einkehren könnte! Das schien mir damals ein sehr thörichter Wunsch, der aber später doch in Erfüllung gegangen ist.

Dann siedelten wir in die Dominikanerkaserne über, ein ehemaliges Kloster mit hellen, freundlichen Räumen, und auch ich fühlte mich in Köln bald heimisch. Mich interessirte die

alte ehrwürdige Stadt, mit ihren vielen Kirchen, mit der herrlichen Dommasse, welcher ich manche Stunde bei Tag im Innern, bei Nacht, besonders wenn der Mond schien, sie außen umkreisend, gewidmet habe. Viele Bilder, viele Anschauungen habe ich dabei gesammelt, die ich später in meinen Büchern verwerthete; auch dem alten Rathhause an seinem stillpoetischen Platze, auf den der mit den Löwen kämpfende Bürgermeister von Köln niedersieht, verdanke ich Aehnliches, und wer eine meiner ersten Geschichten „Vier Könige" gelesen, wird darin Bekanntes von Köln wiederfinden.

Zu jener Zeit aber war meine Liebe zur Schriftstellerei völlig verschwunden und ich mußte über mich selbst lächeln, wenn ich an meine Versuche in Elberfeld dachte. Auch nicht im entferntesten kam es mir in den Sinn, selbst etwas zu schreiben oder von Büchern etwas Anderes in die Hand zu nehmen als den Artillerieleitfaden, Werke über Kriegskunst, oder Mathematisches, wovon mir jener Lieutenant Sch. in Düsseldorf, der eines Tages ebenso geheimnißvoll wie er dort gelebt, verschwunden war, Einiges geschenkt hatte.

Da saß ich einmal, müde vom Exerzieren, auf unserer Stube, verzehrte ein Stück Brod mit Butter und stimmte in die Neckereien ein, die einem jungen Unteroffizier von uns galten, der sich in der Bibliothek abonnirt und der, sowie er eine Freistunde hatte, über jenen Büchern saß. „Lacht immerhin," sagte er achselzuckend, „und begnügt euch mit eurer

eigenen, ſchlechten Geſellſchaft, wogegen ſich mir die ganze Welt aufthut, wenn ich den Deckel eines ſolchen Werkes öffne. Ich leſe nicht nur, um mir die Zeit zu vertreiben, wie ihr wohl glaubt, ſondern lebe mit dem, was hier erzählt wird, und bin dann nicht mehr in eurer engen, dumpfigen Stube, ſondern draußen in der ſchönen weiten Welt."

So ungefähr, wenn auch mit andern Worten, ſuchte er uns zu belehren, worüber wir alle herzlich lachten; doch bat ich ihn ſchließlich, als er einen kleinen Dienſt verſehen mußte, mir einen Einblick in ſein Zauberbuch zu geſtatten. Es war „der Jude" von Spindler, und ich las den Titel und das erſte halbe Kapitel ſtehend, dann ließ ich mich am Tiſche nieder, und als ſich die andern Kameraden lachend und plaudernd gleichfalls dorthin ſetzten, zog ich mich in eine Ecke zwiſchen Bett und Fenſter zurück und las und las — nein, ich las nicht, ich verſchlang: der Zauber, von dem der Andere geſprochen, hatte auch mich ergriffen, die weite Welt hatte ſich mir aufgethan, ich darbte mit dem leichtſinnigen Junker von Hülshofen im „Rebſtock", ich wandelte durch die Straßen der alten Reichsſtadt, ich lebte mitten in dem düſteren Geheimniſſe der Judengaſſe.

Ja, ich war traurig, als ich nach einer Stunde das Buch wieder abgeben mußte, ſtatt es nacheinander zu Ende zu leſen, und freute mich kindiſch, dieß am andern Tage, wo ich auf die Wache kam, thun zu können. Wir hatten dieſen

Wachdienſt theils auf den Mauern und Wällen der Feſtung Köln, Wallrevision, wie das hieß, oder auf den Außenwerken, den Forts, welche die Stadt in einem weiten Kreiſe umgaben. Auf einem derſelben hatte ich andern Tags die Wache, und werde ich den herrlichen Nachmittag nie vergeſſen, als ich mich, nachdem abgelöſt worden und die neuen Poſten aufgezogen waren, mit meinem Buche unter den ſchattigen Bäumen des Glacis ausſtreckte und las.

Es war ein wundervoller Herbſttag, die Birkenſtämme leuchteten wie Silber zwiſchen dem ſchon gefärbten Laube, und wenn ich träumeriſch meine Blicke über die Ebene vor mir ſchweifen ließ, ſo verſanken ſie unwillkürlich in den grüngoldenen Strom, der drüben langſam vorüberzog, und dabei fühlte ich mich glücklich, gleich darauf wieder weiterleſen zu können. Und nicht vorübergehend war dieſe Leidenſchaft, denn von da an verſchlang ich von Büchern, was mir nur in die Hände kam, Alles durcheinander, Novellen, Romane, auch Geſchichtliches, und beſonders hatten Biographieen für mich einen großen Reiz. Doch hatte ich merkwürdigerweiſe ganz vergeſſen, daß ich ſelbſt einſt ſchriftſtelleriſche Verſuche gemacht, dachte wenigſtens nicht daran, dieſelben zu erneuern.

Die Wallrevisionen, von denen ich oben ſprach und wozu nur Bombardiere verwendet wurden, waren die leichteſte Art von Wachdienſt und hatten bei gutem Wetter für uns etwas ſehr Anziehendes; man war ſein eigener Herr und luſtwandelte

mit einem großen Schlüsselbunde zum Aufsperren der verschiedenen Eingangsthüren, Kasematten, Lunetten und Bastionen, drang dort in finstere, unheimliche Gewölbe ein, wo entflohene Kettengefangene verborgen sein konnten, wie das schon vorgekommen war, prüfte anderswo die Festigkeit der Schlösser und hatte vor Allem darauf zu achten, daß die schweren Festungsgeschütze nicht nur vorhanden waren, sondern auch sauber auf ihren Unterlagen ruhten, und daß die Kugel- und Bombenhaufen unversehrt waren. Meistens aber, wie ich ehrlich gestehen will, wurde diese Revision von uns sehr oberflächlich besorgt, wir begnügten uns mit einem flüchtigen Spaziergang und vertrauten einfach der Meldung des Abziehenden, daß Alles unverändert sei. Dabei kam es einmal vor, daß ein langer Vierundzwanzigpfünder von einer morsch gewordenen Unterlage herabgeglitten war und wochenlang von uns als im Grase liegend gemeldet wurde. So hatte auch ich ihn ungesehen übernommen und trat nach Beendigung meiner Wallrevision zur Abmeldung in das Bureau des Artillerieoffiziers vom Platze, Major Patzig, welchem Namen er auch alle Ehre machte. Namentlich sah er uns Artilleristen furchtbar auf die Finger, und wo er uns auf einem fahlen Pferde, wie er es nannte, ertappen konnte, so saßen wir ohne Gnade und selten unter drei Tagen fest. Dabei hatte er einen durchdringenden scharfen Blick und war im Stande uns so einzuschüchtern, daß sonst ganz tüchtige Leute ihren

Rapport herſtotterten, was er durchaus nicht leiden konnte. Letzteres war nun bei mir nicht der Fall und ich meldete mit der ſicherſten Stimme, daß der Wallrevidirende vom Eigelſteinerthor Alles unverändert gefunden.

„So, und Sie haben dort nirgendwo Leute bei der Arbeit bemerkt?“

„Nein, Herr Oberſtwachtmeiſter —“

„Vortrefflich, wie iſt denn der lange Vierundzwanzigpfünder wieder auf ſeine Unterlage gekommen?“

Da ſaß ich gut feſt und wie ich den Major Patzig, der für Humor nicht unempfänglich war, kannte, wußte ich wohl, daß mich nur eine unerhörte Frechheit retten konnte, weßhalb ich ganz gemüthlich weiter meldete: „Den langen Vierundzwanzigpfünder — er mochte gegen zwanzig Zentner wiegen — habe ich ſelbſt auf die Stellage gehoben.“ Einen Augenblick zuckte es verdächtig in ſeinem braunen Geſichte, die Augen blitzten und die Spitzen ſeines langen Schnurrbarts hoben ſich drohend in die Höhe, dann aber fieng er an zu lachen und indem er ſich auf dem Abſatz herumwandte, rief er mit einer Handbewegung gegen mich aus: „Machen Sie, daß Sie ſo raſch als möglich hinauskommen, denn bei einer zweiten derartigen Lüge muß ja das Haus über uns zuſammenſtürzen — fort, fort!“ Ob ich lief, was ich laufen konnte!

Dann kam der Winter und ich erlebte hier in Köln

zum ersten Male, was Fasching sei. Allerdings besaß ich keine Mittel, mich irgendwie anders an den Lustbarkeiten desselben zu betheiligen, als daß ich mit Hunderten und Tausenden durch die Straßen zog, die Vermummten anschaute und mich an den Maskenscherzen und Aufzügen ergötzte, und doch hätte ich so gerne einen jener lichterfüllten Säle besucht, um mir das glänzende Maskengewühl in der Nähe anzuschauen, und dazu kam ich eines Abends auf ganz unverhoffte Art. Es wurde noch spät von der Kommandantur ein Unteroffizier mit zwölf Mann zur Ergänzung der Feuerwache auf dem Gürzenich verlangt, und da außer mir Niemand zu Hause war, ich hatte mich wieder einmal in einen Spindler'schen Roman verbissen, so erhielt ich den Auftrag, die Mannschaft dorthin zu führen. Es war das kein kleines Vergnügen, denn wenn ich auch in meiner Uniform keinen Zutritt in den kolossalen Saal selbst hatte, so konnte ich mich doch durch die Nebensäle schleichen, um meine aufgestellten Posten zu revidiren und mir dabei das Maskengewühl aus nächster Nähe anschauen, obendrein forderte mich ein Harlekin auf, eine Flasche Wein mit ihm zu trinken, was wir gemüthlich in einer Ecke thaten, und hätte mir das fast einen Arrest zuwege gebracht, denn man hatte mich gesehen, wie ich in der Uniform mit einer Maske fraternisirte.

Ueberhaupt gieng es bei solchen Kommandos, ja bei jeder Art von Wache, die wir zu thun hatten, stets haarscharf

an Numero Sicher vorüber und wahrlich nicht ohne unser Verschulden; doch will ich darüber hier Nichts weiter erzählen, sondern nur die Versicherung geben, daß bei ähnlichen, oft in der That haarsträubenden Vorkommnissen, wie ich sie in den „Wachtstubenabenteuern“ erzählt, viel mehr Wahrheit als Dichtung zu Grunde liegt.

Meine sonstigen Verhältnisse anbelangend, muß ich hier nachholen, daß mein Oheim und Vormund, den ich während einiger Jahre nicht gesehen, und der wie ich früher schon gesagt, pensionirt worden war, Jülich verlassen und nach Köln gezogen war, wo er auf dem alten Markt eine Eisenhandlung etablirt hatte. Unterdessen Bombardier geworden, hatte ich als solcher meine Löhnung, war also selbstständig und unabhängig von ihm, was wohl mit der Grund war, daß er mich, Vergangenes nicht weiter berührend, freundlich aufnahm und mich einlud mit ihm auszugehen und hie und da an dem Abendessen der Familie Theil zu nehmen, eine Einladung, die mir um so erwünschter kam, da ich auch in Köln noch nicht erfahren, wie das Innere eines Wirthshauses aussah und da die vier Töchter meines Oheims Röhr den hübschen Bombardier und Vetter wohl leiden konnten, und wir uns, wenn der gestrenge Oheim abwesend war, gerne in jene Zeit der Jugend zurückversetzten, wo wir so lustig als möglich zusammen gespielt hatten. Mein Vormund, der lange Jahre Wittwer gewesen, hatte hier in Köln wieder

geheirathet, und da mich auch die junge Frau in ihren Schutz nahm, war ich fast täglicher Gast im Hause.

Leider aber nicht lange, denn vom Bezirkskommando wurde verlangt, man solle tüchtige Bombardiere auffordern, das Unteroffiziersexamen zu machen, und da auch mich Premierlieutenant Lachmann dazu vorschlug, so konnte Hauptmann Freyend füglich nicht Nein sagen. Ich machte das Examen glänzend mit, avancirte auch kurz darauf, wurde aber dann zu einer Festungsbatterie nach Jülich versetzt. Wir lagen dort auf der Citadelle der damaligen kleinen stillen Festung und wer sich für mein damaliges Leben interessirt, den bitte ich aus meiner Geschichte „Feuerwerker Wortmann" Alles das auszuscheiden, was sich auf ein zärtliches Verhältniß des Helden jener Geschichte bezieht und das Uebrige so ziemlich für Wahrheit anzunehmen. Angenehmerweise dauerte indessen mein Aufenthalt dorten nicht lange, da die ganze Batterie nach Köln versetzt wurde, während Hauptmann Freyend sowie auch mein Gönner Premierlieutenant Lachmann nach Wesel kamen.

Mein neuer Batteriechef war Hauptmann Heinz, ein eigenthümlicher Herr, der heutzutage wohl schwerlich dazu kommen würde, einen Zug, geschweige denn eine Batterie zu kommandiren. Schon ziemlich bei Jahren, sah er gerade so aus, als wenn er sowohl auf dem Rücken als auf der Brust eine fatale Erhöhung gehabt hätte, und das Gesicht, welches tief

zwiſchen den Schultern ſteckte, trug ſtets den Ausdruck eines ganz außergewöhnlichen Erſtaunens. Er konnte mich ganz wohl leiden, war überhaupt ein wohlwollender Vorgeſetzter, der Fünfe gerade ſein ließ, wenn man ihm nur ſeine Ruhe gönnte, weßhalb wir aber ganz in die Hand ſeines hochadeligen erſten Offiziers gegeben waren, der bei der Garde gedient hatte und von dem wir zum erſten Male die unangenehmen Seiten preußiſchen Junkerthums kennen lernten. Glücklicherweiſe war die Stadt Köln groß genug, um außerhalb des Dienſtes ſelten mit einem Offizier der Batterie zuſammenzutreffen, und da ich pünktlich auf meinen Dienſt hielt, mich auch in der hohen Charge eines Unteroffiziers durch Eifer und „Propretät", ein Wort, das, wie geſagt, damals allzeitig gebraucht wurde, auszeichnete, ſo hatte ich ziemlich ruhige und ſtrafloſe Tage.

Mit uns lag noch eine zwölfpfündige Batterie in der Dominikanerkaſerne, die gleichfalls mit Freiwilligen geſegnet war, unter denen ich Freunde hatte, die mir auch heute noch lieb und werth ſind. So jener Unteroffizier Ellendorf, Guitarreſpieler und Sänger par excellence, der aber bald darauf den Dienſt verließ, dann lange Jahre für mich verſchwunden war und während dieſer Zeit eigenthümliche Schickſale erlebte. Er hatte ſich mit Eifer auf das Studium der Medizin geworfen, gieng dann nach Coſtarica, wo er mit Glück praktizirte, preußiſcher Konſul wurde, um ſpäter vermöglich und

mit Orden geſchmückt nach Deutſchland zurückzukehren, wo ich ihn häufig ſah und wir uns gern der damals verlebten Zeit erinnerten. Ein Anderer, Ladendorf, lebte ſpäter als geachteter Arzt in Berlin, und will ich hier noch eines Dritten aus unſerer eigenen Batterie erwähnen, Bombardier Compert, ein gutmüthiger Kamerad in jeder Beziehung, und bei uns angeſtaunt wegen ſeiner unbeſchreiblichen Bequemlichkeit. Auch ihn ſah ich ſpäter in Berlin wieder, wo er als Rentier und Hausbeſitzer lebte.

Bei meiner Rückkehr nach Köln wurde ich im Hauſe meines Vormundes wieder freundlichſt begrüßt, nahm aber Abends nicht mehr ſo häufig an der Familientafel Theil, weil unterdeſſen noch andere Verwandte nach Köln gekommen waren, bei denen es heiterer, ja gemüthlicher zugieng, als unter den Augen meines immer noch ſtrengen und leicht erregbaren Oheims. Ein gleichwie dieſer penſionirter Kreisſekretär Lachenwitz hatte bei der rheiniſchen Dampfſchifffahrtgeſellſchaft die Stelle eines Controleurs erhalten und ſeine Frau, eine geborene Hackländer, allerdings ſehr weitläufig mit uns verwandt, die durch Röhrs meine Anweſenheit erfahren, nahm ſich meiner auf's herzlichſte an und lud mich ein für allemal in ihr Haus, wo ſtets ein amüſantes, ja luſtiges Leben herrſchte. Vater Lachenwitz, ein geſcheidter Mann und tüchtiger Arbeiter, hielt es mit dem bekannten lutheriſchen Spruch und liebte, allerdings in Ehren, Wein,

Weib und Geſang. Stets befand ſich Abends ein guter Trunk, ſei es in der Flaſche, oder einer mächtigen Bowle auf dem Tiſch, dabei wurde geplaudert und gelacht, auch mit den blühend ſchönen Töchtern getanzt, von denen zwei ein ganz ausgeſprochenes Talent für Muſik und Geſang hatten und häufig uns und dem alten Herrn vorſingen mußten. Ich ſehe ihn noch heute mit verſchwommenen Aeuglein im Lehnſtuhl ſitzen, wenn die Jüngſte, das gefüllte Glas in der Hand, mit einer prachtvollen Stimme ſein Leiblied intonirte:

„Reich mir, o Knabe, den Becher,
Füll' ihn mit funkelndem Naß."

Ebenſo liebenswürdig als in jeder Beziehung hochachtbar übte dieſe Familie Gaſtfreundſchaft bis zur Uebertreibung. Gäſte ſaßen ſtets um den Tiſch und machte ich hier in raſcher Folge die angenehmſten Bekanntſchaften. Doch will ich von allen denen, die im Hauſe verkehrten, nur eines einzigen Weſens erwähnen, bei dem es mir wie in der bekannten Oper gieng:

„Ihr Blick, mir zugewendet,
War Blitz und Schlag zugleich!"

Magdalene G. — ihren Namen will ich nicht ausſchreiben, obgleich mich wahrlich keine Urſache, die ihr unangenehm ſein könnte, dazu zwingt — war ein junges Mädchen faſt in meinem Alter, die hochgewachſen und in jungfräulicher Fülle reifer und älter als ich erſchien. Ihr bleiches Geſicht war

nicht ſchön, aber klug und angenehm. Die großen dunkelblauen Augen, durch lange Wimpern etwas verſchleiert, die Lippen ſtark und friſch roth. Daneben war ihr Haar das prächtigſte, und auch ſpäter habe ich nie ſchöneres berührt. Ich will bei dieſen Worten nur gleich bemerken, daß es uns ausgelaſſenen jungen Leuten den größten Spaß machte, der guten, geduldigen Magdalene die Nadeln aus dem Haar zu ziehen, das dann goldig und gewellt dicht um ſie her bis über die Kniee herabfloß. Dann ſtrichen wir es ihr lachend glatt und halfen die gewaltigen Stränge wieder aufbinden.

Magdalenens Mutter, eine Wittwe ohne Vermögen, betrieb auf einem der Rheindampfer eine Reſtauration und nahm dieſe, ihr einziges Kind, gewöhnlich mit ſich, weßhalb von da an Ankunft und Abgang der „Stadt Mainz“, ſo hieß jener Dampfer, für mich ein großes Ereigniß wurde, welches ich, ſo oft es mir mein Dienſt erlaubte, nicht verſäumte. Wenn das Schiff dann in Sicht kam, ſo ſchlug mein Herz gewaltig, wenn ich das hellblonde Haar erblickte und mich überredete, Magdalene vorn am Bugſpriet oder neben dem Radkaſten, wo ihre Cabine ſtand, habe nach mir ausgeſchaut. Darauf war ich einer der erſten an Bord, bewillkommte das junge Mädchen herzlich, wurde von ihr ebenfalls in gleicher Weiſe begrüßt und fühlte mich glücklich, wenn ich für ihre Mutter kleine Aufträge beſorgen konnte, beſonders wenn mir dieſe geſtatteten, Abends nochmals das Schiff zu beſuchen und

dann dort zu bleiben, bis mich die Mutter nach Hause schickte. Wie manche Stunde in lauen Sommernächten saß ich dort neben Magdalenen und ließ mir von ihr erzählen von den Schönheiten des Rheingaues, wo der Fluß zwischen steilen Felsen mit den Ruinen alter Ritterburgen gekrönt dahinfließt; auch nannte sie mir die Namen einzelner Schlösser und erzählte mir die wunderbarsten Sagen, in die stets eine Liebesgeschichte verflochten war. Von wie manchem herrlichen Märchen erfuhr ich hier zum ersten Male — vom Fels des Drachen, dem alljährlich eine Jungfrau geopfert wurde, von Nonnenwerth, Rolandseck und des Ritters treuer Liebe, von der Lorelei, die singend auf hohem Felsen saß, dabei ihr goldenes Haar kämmend, und als sie mir das erzählte, wußte ich, wer meine Lorelei war, und hätte für einen Blick der Liebe aus ihren tiefblauen Augen gerne mein Schifflein am Felsen zerschellen lassen. Ach, und wir tauschten ja unbewußt Blicke der Liebe aus, wenn wir Hand in Hand auf die dämmernden Fluthen des Rheines blickten oder den Musikklängen vom Ufer drüben lauschten, wo bei blitzendem Lichterscheine frohe Menschen saßen und den duftigen Maiwein aus grünen Kümpchen tranken.

Doch sind diesen Blicken der Liebe und Zärtlichkeit nie die erläuternden Worte gefolgt und wir auch nicht aus der reinen Unschuld unseres Verhältnisses aufgeschreckt worden; wir waren eben zwei Kinder mit noch ganz kindlichen Gefühlen,

und wenn sie beim Abschiednehmen meinen Mund recht lange auf ihren weichen, heißen Lippen duldete, so war dieß für mich selbst in Gedanken die äußerst mögliche Grenze der Vertraulichkeit, und wenn ich auch die Seligkeit eines solchen Augenblickes empfand, so dachte ich doch an nichts Weiteres, als daß ich sie morgen wieder sehen würde, oder daß sie wieder für einige Tage verschwände — meine süße Lorelei, deren Original ich mir nie anders denken konnte als in Magdalenens Wuchse, mit ihrem Auge und mit ihrem Haar, dessen wehenden goldenen Locken ich so lange nachschaute, als der Dampfer in Sicht blieb. Sie war von ruhigem, sinnigem Gemüth, praktisch und verständig; ich erzählte ihr zuweilen aus meinem Leben, wie schlimm es mir schon ergangen und wie ich jetzt Alles daran setzen wolle, um Offizier zu werden und damit eine ehrenvolle Existenz zu erreichen. Ehrenvoll allerdings, das gab sie zu, aber eine Existenz, die mich später befriedigen werde — daran zweifelte sie kopfschüttelnd und sprach mir oft von dem glänzenden Elende mancher junger Leute, die ohne Unterstützung das kümmerliche Leben verschämter Hausarmen führen, ja, die noch weit schlimmer daran sind, da sie dem Schein zu liebe sich die grausamsten Opfer auferlegen müssen. „Besser," meinte sie, „wärst du Kaufmann geblieben oder hättest sonst ein Geschäft ergriffen, zu dem du Lust und Fähigkeiten hast." Dann machten wir Pläne, ob in der Administration von der Dampfschifffahrt nichts für

mich zu erlangen sei, ja ich sprach darüber eines Tages mit meinem Vetter, dem Controleur Lachenwitz, und spielte auf eine Dampfschifffkondukteurstelle an, was er mir gegenüber als für leicht möglich zu erlangen erklärte, um dann hinter meinem Rücken über diesen vermessenen Gedanken herzlich zu lachen.

Daß es aber auch wohl sein könnte, daß ich es niemals zum Offizier bringen würde, betonte Magdalene zuweilen bei jenen Gesprächen, und wenn ich mir diese ihre Worte zu Hause in der Kaserne in Gesellschaft von einem Dutzend Kameraden im Bette liegend wiederholte, so gab es allerdings Augenblicke für mich, wo ich mich eines sehr trüben Blickes in die Zukunft nicht erwehren konnte.

Vielleicht Feuerwerker werden, wenn das Glück günstig war, selbst Oberfeuerwerker, dann Jahre, Jahre lang bis zu einer dürftigen Civilanstellung dienen, waren trostlose Aussichten; doch hatte ich noch immer nicht Lust und Liebe zu meinem Geschütz verloren, und wenn wir beim Exerzieren über die Heide dahinjagten, war ich stolz darauf, der Führer meiner Haubitze und acht tapferer Artilleristen zu sein.

Zu jener Zeit sah ich nach Jahren meinen Oheim Wirth wieder und zwar ehe ihn das Unheil betroffen, von dem ich früher erzählt habe, weßhalb er immer noch für einen vermöglichen Mann galt. Ihm gefiel der junge lustige Unteroffizier trotz der groben Kommisuniform (zu einer feineren hatten meine Mittel bisher noch nicht gereicht), weßhalb ich

eine ſolche von ihm dankend als Geſchenk annahm. Jetzt gehörte die Welt mein und als ich funkelnd und ſtrahlend zum erſten Male wieder bei Lachenwitz erſchien, natürlicherweiſe nur begierig Magdalenen zu gefallen, ſchien gerade dieſe keine große Freude an mir zu haben, während die Andern mich jubelnd und händeklatſchend bewunderten und mir nicht oft genug ſagen konnten, welch prächtiger Offizier ich einſtens werden würde. Nur ſie ſagte Nichts dergleichen und als ich ſie Abends nach Hauſe bringen durfte — ihre Mutter war, wie das zuweilen vorkam, allein mit dem Dampfer den Rhein hinaufgefahren — erſchien ſie mir niedergeſchlagen, ja traurig, und als ich ſie, wie das ſonſt immer geſchah, eine Treppe hoch in ihr Zimmer begleiten wollte — ſie wohnte mit der Mutter bei einer Tante — ſo ſchüttelte ſie leicht den Kopf und ſagte: „Es iſt beſſer, wenn du jetzt nach Hauſe gehſt.“ — „Weßhalb denn, Lenchen? Es iſt ja noch nicht ſo ſpät.“ — „Nein, aber es ſchickt ſich nicht, daß wir Beide droben allein bei einander ſitzen. Meine Tante hat das ſchon lange der Mama geſagt; doch habe ich darüber gelacht und ſie auch, bis es ihr geſtern eine Nachbarin eindringlich wiederholte.“ — „Aber heute noch einmal zum letzten Male?“ — Darauf ſagte ſie nichts, gieng aber die Treppe vor mir hinauf und ich folgte ihr. Doch hatte ein Mißton unſer Verhältniß geſtört, wir ſaßen ziemlich ſtumm neben einander auf dem Sopha, allerdings Hand in Hand, ſeufzten aber

mehr als wir sprachen, und als ich endlich, viel früher als sonst, gehen wollte, meinte sie:

„Ich muß dir auch sonst noch etwas sagen.“ —

„Und gleichfalls nichts Gutes, Lenchen?“ — —

„Mama meint und hat auch wohl Recht, das Hin- und Herfahren auf dem Rhein nütze mir eigentlich gar Nichts und deßhalb sollte ich es einmal bei meiner Schwester, die in Cleve verheirathet ist, versuchen.“ — „Was denn versuchen?“ — „Nun, wie es mir dort gefällt.“ — „Ah so — darin hat sie wohl Recht, aber für mich ist das traurig.“ — „Für mich auch, doch komme ich ja bald wieder.“

So ungefähr lautete unser Gespräch, das, während ich Abschied nehmend vor ihr stand, von uns Beiden mit leiser, trauriger Stimme geführt wurde. Dann bot sie mir ihre Lippen zum Kuß, schlang die Arme um meinen Hals, und als sie darauf ihre Wangen an die meinigen legte, wurde mein Gesicht feucht von ihren Thränen.

Dann gieng ich die Treppe hinab — das allerletzte Mal — verstört und nur eines Gedankens fähig, dessen, daß ich sie nicht wieder sehen würde. Gegenüber ihrer Wohnung war das Mainzer Kaffeehaus, wohin ich mich begab und zu ihren Fenstern aufschaute, die noch lange erleuchtet blieben und wo ich in gleichmäßigen Pausen einen Schatten kommen und verschwinden sah.

So endete unser kindlich reines Verhältniß, dessen Er-

innerung mich heute noch mit tiefer Wehmuth erfüllt und das wohl dieſe kurze Schilderung werth iſt. Vergeſſen habe ich die gute Magdalene nie, wie oft ſchwebte und ſchwebt mir heute noch ihre ſchöne Geſtalt vor Augen, ihr Geſicht mit dem milden, innig herzlichen Ausdrucke, und von ihr ſtammt auch wohl meine Vorliebe für blondes Haar, wie ich es ſo häufig in meinen Geſchichten angebracht.

Das war meine erſte Liebe und iſt auch in gewiſſer Beziehung meine einzige geblieben, wenn ich gleich in ſpäteren Zeiten noch verſchiedene Male leidenſchaftlich verliebt war.

Jahre waren vergangen, als ich ſie im Fluge noch einmal wiederſah, und wenn wir damals am gleichen Orte gelebt hätten, wer weiß, was geſchehen wäre. So aber ſah ich ſie nur wenige Augenblicke. Ihre Mutter war geſtorben, ſie begab ſich zu Verwandten nach Paris und lebt jetzt noch dort als — Oberin eines Kloſters.

Viertes Kapitel.

Handel und Wandel.

Daß ich gleich am andern Tage nach dem Erzählten den Verſuch machte Magdalenen wieder zu ſehen, will ich durchaus nicht läugnen, doch war ſie ſchon am frühen Morgen nach Koblenz zu ihrer Mutter gereiſt, wo der Dampfer „Stadt Mainz“ einer Reparatur wegen mehrere Tage liegen bleiben mußte. Zu gleicher Zeit wurde ich von der Batterie abkommandirt, um mich mit zwanzig Kanonieren an den Vorarbeiten der alljährigen Schießübungen bei Weſel zu betheiligen. Erfreulicher Weiſe kamen wir in die Stadt ſelbſt zu liegen und hatte ich bei einem Holländer dorten ein recht angenehmes Quartier. Mein kinderloſer Wirth, ein über alle Beſchreibung gutmüthiger Mann, hatte eine ſchon ältere, ſehr dicke Frau, welche der traurigen Leidenſchaft fröhnte, ſich mindeſtens einmal im Tage, gewöhnlich Abends, ſchwer zu betrinken. Dann

fanden wir sie irgendwo auf dem Boden liegen und schafften sie, er bitterlich weinend, zu Bette. Sein einziger Trost bei diesem traurigen Verhältniß war ein kleiner Hund, Moritzchen genannt, der die merkwürdige Eigenschaft besaß, auf Befehl seines Herrn lachen zu können, das heißt, er zeigte grinsend seine Zähne.

Hier sah ich auch Rieve wieder, der draußen bei einer reitenden Batterie stehend, auch hier wie früher in Düsseldorf und Köln die Straße und vornehme Wirthshäuser unsicher machte und auch mich nicht selten in Ungelegenheiten und Strafe brachte. Unser guter, wenn gleich polternder Oberst von Tuchsen hatte mit Pension und dem Range eines Generalmajors der Infanterie den Abschied erhalten und soll sich dabei in den bittersten Ausdrücken darüber beschwert haben, daß er, ein alter Artillerist, noch gezwungen werde, mit dem rothen Kragen umherzulaufen; doch gab es damals in Preußen nur einen einzigen General der Artillerie, den Prinzen August von Preußen, Generalinspektor sämmtlicher Brigaden, der auch uns zuweilen inspizierte, und wobei es im Dienste und auch nachträglichen Strafen hoch hergieng. Unser neuer Oberst hieß Schlemmer und war ganz das Gegentheil des früheren. Den Klang seiner Stimme habe ich nie gehört, da er nur flüsternd mit den Offizieren sprach, auch scheute er jede unnöthige Bewegung, saß steif und regungslos auf seinem Pferde, hatte einen schwarzen Federbusch, glatt anliegendes schwarzes

Haar, einen ditto kleinen Schnurrbart, und wurde die ganze dunkle Erscheinung von den Kanonieren nur Schippenbauer oder auch schwarzer Peter genannt. Ueberhaupt waren sie mit dergleichen Benennungen sogleich bei der Hand und die meisten Offiziere und Unteroffiziere hatten ihren Spitz- oder Beinamen.

Der neue Brigadekommandeur, direkt von Berlin kommend, zog die Zügel der Disciplin so scharf als möglich an, was von den Offizieren und der Mannschaft, meistens Rheinländer und Westfalen, schwer empfunden wurde. Oberst von Tuchsen erließ, wie oben erzählt, meistens die Strafen, die er im Zorne während des Exerzierens diktirt hatte, wogegen von dem Arreste, den der neue Kommandeur verhängte, auch niemals eine Minute erlassen wurde. Von den Freiwilligen, mit denen ich eingetreten war, hatten viele schon die Brigade verlassen und andere nahmen ihren Abschied, da durch Allerhöchste Kabinetsordre die Schule in Münster aufgehoben worden und somit für uns Alle selbst die schwächste Aussicht erloschen war, Offizier zu werden.

Da hatte ich bei einem hitzigen Artilleriekampf, wo es galt, durch Gräben und Buschwerk einer anderen Batterie zuvorzukommen und wobei ich als Geschützführer allerdings höchst reglementswidrig die Kartätsche zum ersten Schuß unter dem Collet verborgen trug, das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen und mich nicht nur an der Hand schwer zu verletzen, sondern auch den Fuß zu verstauchen, so daß ich nur unter

den empfindlichsten Schmerzen dem Manöver bis zu Ende folgen konnte, dann aber sogleich in's Lazareth gebracht werden mußte. Dort war ich eine lange, traurige Zeit, und wochenlang nachher, als die Batterien schon abgerückt waren, zog ich mit streng bestimmter Marschroute und noch immer mühsam gehend nach Köln.

Ich habe meinen Aufenthalt in Wesel, die letzte Schießübung, welcher ich beiwohnte, sowie die Zeit, die ich im Lazarethe verbrachte, in meinem „Soldatenleben im Frieden" ausführlich beschrieben, und wenn das Alles dort auch ein bischen dichterisch ausgeschmückt ist, so läuft doch die Wahrheit wie ein dicker, sehr rauher Faden hindurch und denke ich heute noch mit sehr gemischten Gefühlen an diese traurige, wenn auch nicht interesselose Zeit. Unauslöschlich steht besonders in meinem Gedächtniß jener Theil der Spellner Heide, wo ich so viel Wechselvolles erlebt und den ich nun, meiner Garnisonsstadt zuwandernd, durchschritt. Da lag die weite Fläche leer vor mir, verschwunden war das bewegte Leben, das sich noch vor wenig Wochen dort gezeigt. Von den Lagerplätzen und Bivouaks sah man nichts mehr als schwarze Aschenhaufen, die oft vereinzelt, oft in langen Linien dalagen. Die Schenken waren nicht mehr und man erblickte nur auf dem Boden einen viereckigen Platz, den die Bretterwände umgaben und der von den Füßen der Gäste fest zusammen gestampft war. Drüben hatten die Pulverschuppen und Laboratorien-

häuſer geſtanden, hier war der Platz, wo wir in der Nacht Batterien gebaut, aber von all dem ſah man nur ſchwache Spuren, nur weit hinten in der Heide ragte der Kugelfang empor, glänzend im erſten Lichte der Sonne und an die vielen heißen Stunden erinnernd, in welchen wir dort hinaufkletterten und die verſchoſſenen Kugeln ſuchen mußten.

In Köln hatte ſich Manches und nicht zum Guten verändert. Vetter Lachenwitz war geſtorben, ſeine Familie weggezogen und von den heiteren Couſinen habe ich nur noch eine, die älteſte, in ſpäteren Jahren als die Gattin des berühmten Blumenmalers Prayer in Düſſeldorf wieder geſehen. Der einzige Bruder, Sigmund, ein talentvoller Thiermaler, mit dem ich häufigen Verkehr hatte, ſtarb noch jung, gleichfalls in Düſſeldorf.

Kapitän Heinz war penſionirt worden und unſer neuer Batteriechef, der gegen uns Freiwillige eingenommen und mißtrauiſch war, ließ es uns gerne fühlen, daß ihm Unteroffiziere von gereiftem Alter weit lieber ſeien als wir jungen Leute, die wir, nach ſeinen Worten, ohne Dienſteifer und luſtig unſere Tage verlebten und uns wie der Vogel auf dem Baume betrachteten.

An dem letztern Bilde war in der That etwas Wahres und ich will gerne geſtehen, daß ich in jener Zeit häufig Umſchau hielt, um ein rettendes Land und einen angenehmen Hafen zu erblicken.

So kühn schon gleich anfangs die Idee gewesen war, bei den geringen Vorkenntnissen und den wenigen Mitteln, welche die Meisten besaßen, um Offizier zu werden, so hielt man das doch damals noch für eine Möglichkeit und die Vorgesetzten behandelten uns mitunter darnach. Jetzt aber war dieser goldene Traum längst verflattert und wer nicht vom Kadettenhause und der Kriegsschule aus zur Batterie kam, dessen Carrière war nach neunjähriger Dienstzeit mit der silbernen Schnalle geschlossen. Vor einem solchen Ende aber hatte ich einen wahren Abscheu, welcher durch Aeußerungen ehemaliger Kameraden, die nach dreißigjähriger Dienstzeit in der Zöllneruniform an den Thoren standen, unter ihnen auch der gute Feuerwerker Linke, noch vermehrt wurde.

Da that sich mir plötzlich und unverhofft, wie noch später häufig in meinem Leben, eine Aussicht auf, originell und überraschend, wie für ein ordentliches Lustspiel geschaffen. Der Held hat eben, trübe in die Zukunft blickend, seinen kleinen Monolog gehalten, sieht sich „gegenüber von gar Nichts“ und ist schon im Begriffe, Hamlets berühmtes „Sein oder Nichtsein“ zu variiren — da — neue Scene — ein Unbekannter mit wohlwollenden Mienen und freundlichem Aeußern tritt auf.

So ergieng es mir in der That, nur mit dem Unterschiede, daß ich den wohlwollenden Freund, Herrn Anthes aus Hamburg, eines Abends zufällig bei meinem Onkel Röhr

antraf, wo er zufällig meiner älteſten Couſine den Hof machte, und das mit den ernſteſten Abſichten, da er zufällig kurze Zeit vorher mit einem, wie man glaubte, wohlhabenden Kölner Kaufmann Herrn Hecking ein Tabak- und Cigarrengeſchäft errichtet hatte; dabei war es dieſer jungen Firma hauptſächlich darum zu thun, neben den älteren und berühmteren Konkurrenten, welche den Platz beherrſchten, recht bald bekannt zu werden, wozu eine Kundſchaft unter dem Militär allerdings viel beitragen konnte; weßhalb ich als geheimer Reiſender in der Uniform eines Artillerieunteroffiziers meinen Kameraden dieſen Tabak anbot, der dann auch, leider aber häufig auf Kredit, reißenden Abſatz fand, und war ich dadurch gewiſſermaßen wieder in die kaufmänniſche Carrière eingefädelt. Auch hatte ich vom Verkaufe einen beſcheidenen Nutzen und da ich mich dieſer Handelsverbindung wegen häufig in die Fabrik meines neuen Freundes begab, ſo fand ich, daß dieſer Handelszweig ſeine angenehmen und mir recht zuſagenden Seiten hatte. Es war doch dabei ein intereſſantes und abwechſelndes Treiben, ſo ganz anders als mit der Elle und Scheere zu hantieren: mit den mächtigen Ballen getrockneter Tabakblätter, die drunten am Rheine ausgeladen und auf Schleifen zu uns gebracht, dann auseinandergelegt und ſortirt, hierauf theils zu Rauchtabak verſchnitten, theils zu Cigarren verarbeitet wurden.

Letzteres intereſſirte mich in hohem Grade und ich begann

es zu lernen. Wie manche Stunde saß ich am Wickeltische, hatte statt der Uniform ein leinenes Wamms an und da ich mir Mühe gab, so brachte ich schon nach drei bis vier Wochen die erste ziemlich anständige Cigarre zusammen, die ich mit einem ganz unbeschreiblichen Behagen rauchte. Da ich mich bei dieser Arbeit recht anstellig bewies, auch Talent für das Sortiren des Tabaks, ja für alle Manipulationen der Fabrikation zeigte, so schlug mir Herr Hecking auf Empfehlung meines Freundes Anthes vor, als Commis mit einem allerdings sehr bescheidenen Gehalte, aber freiem Mittagstisch, in sein Geschäft einzutreten, was ich mit Freuden annahm. Meine Entlassung aus dem Militär besorgte Oheim Röhr, der als ehemaliger Verwaltungsbeamter und Jurist neben seiner Eisenhandlung sich gerne mit verwickelten Prozessen abgab und dadurch, sowie durch sein würdevolles Auftreten als ehemaliger französischer Gardegrenadieroffizier mit der Ehrenlegion Bekanntschaften in den höchsten Civil- und Militärkreisen hatte. Trotz der guten Aussichten, die ich hatte, verließ ich die Kaserne mit wehmüthigem Gefühle und als ich Uniform und Waffen abgab, betrachtete ich die Jahre meiner Dienstzeit als verloren, was aber, wie sich später zeigen wird, doch nicht der Fall war.

Von einem kleinen Vorschusse, den ich von Hecking erhielt, schaffte ich mir einen bescheidenen Civilanzug an, miethete ein kleines Zimmerchen und will das unendlich behagliche

Gefühl nicht verschweigen, das mich bewegte, als ich mich zum ersten Male nach langen Jahren wieder als alleiniger Bewohner zwischen vier anständigen Wänden sah; auch lernte ich bei Hecking ein geregeltes Hauswesen kennen; er hatte, da er Junggeselle war, eine Haushälterin, die vortrefflich kochte, auch war sein Keller gut besetzt und als wieder einmal die Carnevalszeit erschien, erhielt ich für gutes Verhalten eine kleine Zulage, besuchte zum ersten Mal die große Geckenversammlung, setzte die bunte Schellenkappe auf und sang bei einer Flasche geringsten Rheinweins all' die lustigen Lieder mit, welche auf Vorschlag des Carnevalspräsidenten von dem Orchester intonirt wurden. Zum Rosenmontage schlug Anthes vor, daß wir uns an dem großen Maskenzuge betheiligen, wozu uns Herr Hecking sein Pferd und Tilbury lieh. Letzteres wurde mit einer gewaltigen Narrenkappe, die ich aus Pappendeckel und buntem Papier angefertigt hatte und mit unzähligen Glöckchen behieng, überspannt. Hoch auf der Spitze stand ein riesiger Hanswurst, der auf einen Zug der betreffenden Schnur Arme und Füße bewegte, was außerordentliches Vergnügen beim Publikum verursachte. Anthes hatte sich als kölnischer Bauer verkleidet und ich mich als Bäuerin, wozu ich Alles, was nöthig war, von der Haushälterin erhielt. So tollten wir den Tag hindurch mit durch die Straßen und Abends besuchte ich den Gürzenichball, weniger um dort zu tanzen oder gar zu intriguiren, sondern um von einem

stillen Platze aus das höchst interessante Maskengewühl an mir vorüberziehen zu lassen, damals noch unbewußt Studien für spätere unsterbliche Werke machend.

Wenn ich nicht irre, war es jener Ballabend, wo eine bekannte geschlossene Gesellschaft „zum Hahnen", bei der sich manche von den ersten Kölner Kaufleuten befanden, im Saale umher verdeckte Käfige hatten aufhängen lassen, in welchen sich Embleme jener Gesellschaft, große ausgewachsene Hähne befanden, die nach Mitternacht auf einmal enthüllt wurden und nun ein langandauerndes Krähen begannen; auch sonst fiel allerlei Ergötzliches vor, die Luft war berauschend und allgemein, und als ich nach Hause zog, schlossen sich auch draußen bei der Morgendämmerung zahlreiche Hähne jenem Krähkonzerte an.

Was nun die Fabrikation und den Verkauf unserer Waare anbelangte, bemerkte ich bald, obwohl man mir keinen vollen Einblick in die Geschäfte gestattete, daß nicht Alles auf's Wünschenswertheste gieng und Anthes gestand mir auch auf meine Frage, daß Herr Hecking mit einem viel zu kleinen Kapital angefangen, auch nicht die richtige Arbeitskraft sei, um die Fabrik emporzubringen und über Wasser zu halten. Er war häufig abwesend, besuchte seinen Club und seine Gesellschaften, ritt und fuhr spazieren, und wenn Anthes auch im Stande war, das Geschäftliche allein und somit besser zu führen, so konnte er doch nicht die fehlenden Fonds herbei-

schaffen. Es war traurig mit anzusehen, wie darauf Alles nach und nach in's Stocken kam, wie uns zuerst die besten Arbeiter verließen, wie keine Tabaksballen mehr beigeführt wurden, wie sich der Prinzipal immer seltener blicken ließ, endlich eines schönen Tages ganz weg blieb, auch die Haushälterin verschwand, und wie dann das Geschäft geschlossen wurde, worauf auch wir beide unsere Hüte nahmen und davon giengen. Mein Freund machte sich übrigens nicht viel daraus; er hatte schon längst daran gedacht und auch Schritte gethan, in seiner Vaterstadt Hamburg ein eigenes Cigarrengeschäft zu gründen, was er nun in's Werk setzte. Er heirathete alsdann meine Cousine und lebt heute noch in Hamburg als geachteter Mann und vielfacher Familienvater zufrieden im Kreise der Seinigen.

Mir war die nun plötzlich wieder errungene Freiheit minder behaglich, und ich erinnere mich wohl, daß ich ziemlich betrübt an den Ufern des Rheines spazierte und bewegt jener Zeit gedachte, wo ich der Ankunft und der Abfahrt des Dampfers „Stadt Mainz" beigewohnt hatte; und auch jetzt wie damals zog es mich gewaltig den Rhein aufwärts, weßhalb ich sehnsuchtsvoll dem Treiben der Passagiere, die sich nach Bonn und Koblenz einschifften, zuschaute.

Da wurde ich plötzlich vom Vordertheil eines Dampfers angerufen, und als ich aufblickte, sah ich Ellendorf, der mir eifrig winkte, in Civilkleidung bei einem andern Herrn stehend.

„Haſt du nicht ein paar Tage Zeit?“ rief er, als ich näher gekommen war. — „Wozu?“ — „Um eine Partie an die Aar mitzumachen.“ — „Zeit wohl, zu Vergnügungsreiſen, aber“ — hier machte ich die gewiſſe Daumenbewegung. — „Das iſt Nebenſache, unſer ehemaliger Kamerad Manderfeld hat mich eingeladen zu ihm zu kommen und gebeten, irgend jemand Luſtigen mitzubringen; auch ſteht hier Lauffs, der ſich freut, deine Bekanntſchaft zu machen, den wir in Oberwinter gleichfalls einen Tag bekneipen wollen.“ Lauffs machte dazu eine recht einladende Pantomime, doch entgegnete ich achſelzuckend: „Ich kann doch nicht mit, wie ich hier gehe und ſtehe.“ — „Und warum nicht? Lauf in den nächſten Laden und kaufe dir eine Zahnbürſte, das Uebrige wird ſich alles finden.“

So ließ ich mich denn, wie man zu ſagen pflegt, an einem ſeidenen Faden heranziehen, und nachdem ich gethan, wie mir Ellendorf in Betreff des nothwendigſten Toiletteſtückes gerathen, gieng ich auf's Schiff, kaufte aber ſelbſt mein Billet, natürlicherweiſe dritter Klaſſe auf dem Verdeck, und dann kam es mir förmlich wie ein Märchen vor, daß ich, der vor einer halben Stunde noch an nichts weniger als an Reiſen gedacht, nun auf einmal die gute Stadt Köln an mir vorübergleiten und hinter uns zurückbleiben ſah.

Lauffs, der Sohn des Pfarrers von Oberwinter — er war bei unſerer Batterie vor meiner Zeit geweſen — empfieng

mich bestens und wiederholte seine Einladung auf's freundlichste, und Ellendorf, der sich in einer stattlichen Civilkleidung befand, erzählte mir, daß er in seiner Heimath Westfalen Gelder flüssig gemacht und nun im Begriffe sei, sich medizinischer Studien halber auf die Universität Marburg zu begeben. Vorher aber wollte er an der Aar noch einmal angenehme Erinnerungen wachrufen.

So dampften wir, nicht ohne blinkenden Rheinwein im grünen Römer, aufwärts und ich will gestehen, daß ich mich ganz glückselig fühlte. War ich doch unverhofft zu einer Reise gekommen, nach der ich mich schon lange gesehnt, zu einer Tour in's Siebengebirge, sollte Bonn sehen, Godesberg und Drachenfels, die Wolkenburg, Rolandseck mit dem Fensterbogen des getreuen Ritters, und Nonnenwerth:

„Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah —"

alles hochinteressante Orte, die ich aus Gedichten, Erzählungen und Bildern kannte, ein für mich, der ich auch Spieß und Kramer gelesen, in mannigfacher Beziehung klassischer Boden.

Wir legten nun an der Universitätsstadt Bonn an, wo ich zum ersten Mal lebendige Studenten mit ihren bunten Mützen, kurzen Sammtröcken, manche mit hohen Stiefeln, alle mit farbigen Bändern, sah. Dann erschienen vor uns schimmernd in Duft und Abendroth die malerischen Siebenberge, dann dampften wir, ich unbeschreiblich glücklich, an der

steilen Wand des Drachenfelsens vorüber, wo ich mir gläubig die Höhle des Jungfrauen verschlingenden Ungeheuers zeigen ließ, sah nun wirklich Rolandseck auf dem Berge vor uns, mitten im Rhein das Kloster zwischen den grünen Bäumen, und als von dort die Abendglocke klang, saßen wir im Garten des stillen Pfarrhauses von Oberwinter, eifrigst mit einer Bowle duftigen Maitrankes beschäftigt.

Unvergeßlich schöner Abend! Unbeschreiblich herrliche Tage, wo wir das Siebengebirge durchstrichen und den Drachenfels bestiegen, die tief im Walde einsam herrlich gelegene Ruine des Klosters Haysterbach besuchten und eines Abends auf Nonnenwerth so ausgiebig die Klosterweine versuchten, daß uns die aufgehende Sonne sanft entschlummert unter einer Laube fand.

Ueber Remagen zogen wir hinauf an die Ar, um dort bei dem vortrefflichen Freunde Manderfeld in Bodenbach gleichfalls ein paar unvergeßliche Tage zu erleben, wobei ich einen Abend nicht vergessen kann, wo nach tüchtigem Zechen Ellendorf aufgefordert wurde, eines seiner Lieder preiszugeben und zur Erhöhung des Effekts mit seinem Stuhle auf einen trockenen Laub- und Strohhaufen plazirt wurde, der aber tückischerweise und so langsam nachgab, daß der Sänger nicht einmal merkte, wie er bei dem Liede:

„Es blinken drei freundliche Sterne
In's menschliche Leben hinein,"

langsam rückwärts sank, worauf er mit der Guitarre im Arm sanft entschlummerte.

Endlich mußten wir uns trennen; Ellendorf zog nach Marburg, Lauffs blieb in Oberwinter und ich gieng zu Fuß nach Bonn, von wo ich noch an demselben Tage per Dampfer nach Köln zurückkehren wollte. Da führte mir hier der Zufall, als ich am Rhein hinschlenderte, eine bekannte, sogar entfernt verwandte Familie entgegen — einen Herrn Weber mit Frau und Tochter — die ich schon früher in Elberfeld kennen gelernt, auch zuweilen besucht, und die mich dringend baten, einige Tage bei ihnen zu bleiben. Doch war meine Toilette, besonders meine Wäsche, dazu in einer unmöglichen Verfassung und man ließ mich endlich ziehen, nachdem ich das feste Versprechen gegeben hatte, morgen und dann für längere Zeit wieder zu kommen. Auch war inzwischen in Köln meine Zimmermiethe abgelaufen und da Anthes unterdessen nichts Passendes für mich gefunden hatte, so saß ich einmal wieder, um mit unserem Batteriechef zu reden, wie der Vogel auf dem Zweige, und hielt ich es für das Klügste, das Wenige, was ich besaß, in ein altes Köfferchen zusammenzupacken, um dann — irgend Etwas zu beginnen, worüber ich mir aber vorläufig auch nicht die geringste Rechenschaft zu geben vermochte. Man hatte mir allerdings angeboten, mich in der Tiefe einer Schreibstube zu versenken, auch einen Blick dahinein thun lassen; doch graute es mir davor und

es war wohl zu meinem Heile, daß ich im glücklichen Uebermuthe der Jugend auf irgend etwas Anderes hoffte, das, wie es im Märchen heißt:

„Daherkäme und mich mitnähme."

Vorderhand aber folgte ich der Einladung nach Bonn und wurde dort von meinen Verwandten auf's herzlichste aufgenommen, machte angenehme Bekanntschaften unter deren Freunden und Bekannten, auch in Studentenkreisen, und ward auch hier durch meinen frischen Humor und meine ewig heitere Laune in kurzer Zeit so beliebt, daß ich zahlreiche Einladungen erhielt, hier und dort zu jeder Zeit die Kneipen der Verbindungen zu besuchen, an Whistpartieen, von denen ich nicht die Spur verstand, Theil zu nehmen, Ausflüge aller Art, Landpartieen in's Siebengebirge und weiter mitzumachen, ja mich auch in Kollegien einschwärzen zu lassen, wobei ich mich denn heute noch mit großem Vergnügen einer Reihe von Vorlesungen erinnere, die von vielrenommirten Professoren gehalten wurden.

So verlebte ich dort eine bunte, ja zuweilen wild bewegte Zeit, die aber trotz alledem wahrlich für mich nicht verloren war, denn auch hier habe ich, ohne es zu wollen und zu wissen, im Hörsaale, in der Kneipe und auf dem Fechtboden Studien gemacht, die ich später in den Fall kam, in meinen Geschichten ausgiebig zu verwerthen. Nur wenige der jungen Leute, mit denen ich damals in Berührung kam, habe ich nachher flüchtig

wieder geſehen, und von denen, die mich alsdann noch intereſſirten, nur einen Einzigen, damals einen ſchönen jungen Mann, deſſen Schlafrock von blauem Sammt mir ſehr imponirte, den heutigen preußiſchen Geſandten am Münchener Hofe, Freiherr von Werthern, welcher im Sommer am Starnbergerſee zu leben pflegt.

Daß ich bei meinem Bonner Aufenthalte recht gedankenlos, ja leichtſinnig in den Tag hineinlebte, will ich durchaus nicht läugnen, wobei meine ohnedieß kleine Baarſchaft auf ein Geringes ſchwand, ohne daß es mir gelungen wäre, durch ſchriftliche Anerbietungen nach manchen Seiten hin irgend eine Stelle zu erhalten; doch tröſtete ich mich gerne damit, meiner einzigen Schweſter Julie, die ſich unterdeſſen in Crefeld gut verheirathet hatte, einen ſchon längſt verſprochenen Beſuch zu machen, wo es mir alsdann wohl nicht fehlen würde, in der bedeutenden Fabrikſtadt mit ihren vielen Sammet- und Seidenetabliſſements ein anſtändiges Unterkommen zu finden. Endlich kam der Tag, wo ich mich von Bonn, von meinen vielen Freunden und Freundinnen losreißen mußte und als ich den Dampfer betreten, ſandte ich den Siebenbergen, die ich ſo häufig in luſtiger Geſellſchaft durchſtreift, einen letzten, recht wehmüthigen Gruß; war es mir doch gerade zu Muthe, als hätte ich nun mit der Poeſie meines Lebens abgeſchloſſen, und wie ſich dann rheinabwärts die Ufer allmählig immer mehr abflachten, ſo auch meine

Hoffnungen, die, als ich endlich über Düſſeldorf und dann zwiſchen langen, langen Pappelalleen hindurch nach dem ſtillen Crefeld gieng, gleich Null ſtanden.

„Mein Schwager Guſtav Büſchgens war Vorſteher einer der größten Seidefärbereien des damaligen Crefeld, jener des mächtigen und tonangebenden Hauſes von der Leyen. Dieſe hatten zu Anfang des Jahrhunderts in der Nähe von Crefeld ein allerdings ganz kleines Verſailles angelegt, wo die Familien der verſchiedenen Herren häufig ihren Sommeraufenthalt nahmen. Es war dieß ein großes Terrain mit einem prachtvoll herangewachſenen, nach und nach aber recht verwilderten Parke, was indeſſen der Poeſie deſſelben keinen Eintrag that; rings war er von tiefen Waſſergräben umzogen, ja in Schlangenlinien durchſchnitten, wodurch Gelegenheit gegeben war, zahlreiche Brücken und Brückchen, alle mit Geländern in reichſter Schmiedearbeit verſehen, herzuſtellen, die meiſtens zu irgend einer Phantaſie des Parkes führten, hier zu einem Rondell, aus mächtigen Bäumen beſtehend, in deſſen Mitte ſich ein Steintiſch mit Steinbänken befand, oder wo einſtens ein Spielplatz der Kinder geweſen, oder wo noch die Reſte einer Ruine oder irgend eines Tempelchens zu ſehen waren. Dort führten dieſe Brücken auf einzelnſtehende, im Zopfſtile gehaltene Häuschen, meiſtens aus rothen Backſteinen erbaut, manche noch ganz gut erhalten, andere aber ſchon ſo baufällig, daß der Eintritt verboten war. Das Ganze hieß Leyen-

thal und an der einen Seite des Parkes war in den solideren Gebäuden die Färberei sowie die Wohnung meines Schwagers eingerichtet worden.

Freundlich von diesem und meiner Schwester aufgenommen, wurde ich in einem bescheidenen Stübchen — die ganze Wohnung bestand eigentlich nur aus solchen — untergebracht, und da es Hochsommer war, so nahm ich allsogleich auf meine Art von dem Parke Besitz. Ein alter Nachen diente mir dazu, das Terrain ringsumher zu rekognosziren, auch Entdeckungsreisen in's Innere zu machen, hie und da wie ein ächter Seefahrer anzulegen und von einem noch unbekannten Winkel Besitz zu nehmen und alsdann sämmtliche Häuser und Häuschen auf's gründlichste zu untersuchen.

Dabei vergiengen mir im raschen Fluge Tage, Wochen, ja Monate, von denen ich, wie eben schon gesagt, die meiste Zeit unter den hohen Bäumen verlebte und dort stundenlang sitzend den Garten selbst mit jenen Gestalten bevölkerte, wie ich sie in einem der baufälligen Häuser auf einer alten Tapete gefunden. Herren in buntfarbigen Röcken mit Kniehosen und seidenen Strümpfen, mit zierlichen Degen, den Hut unter dem Arme, mit Damen in leuchtenden, bauschigen Toiletten, süß konversirend, während kleine Kinder mit großen schlanken Windhunden spielten und ein dabei stehender, pausbäckiger kohlschwarzer Mohr auf goldenem Teller Kannen, Gläser und Tassen trug. Abends dagegen, wenn aus dem feuchten Terrain

ringsumher dichte Nebel stiegen und geheimnißvoll die Baumgruppen umspannen, waren es Elfen und andere Geister, die meine Phantasie auf's lebhafteste beschäftigten und mich vollständige, oft recht unheimliche Geschichten ausdenken ließen, die mit den zerbrochenen Treppen, den beständig zugeschlossenen Thüren und Fenstern eines der eben erwähnten Häuser, welches vor Alter ganz schief stand, in Zusammenhang gebracht wurden. Freunde und Bekannte hatte ich so gut wie gar keine, war deßhalb auf mich selbst angewiesen, sowie auf die kleine Bibliothek meines Schwagers. Ich las Alles durch, was ich darin fand, manche Sache zwei-, dreimal, sowie die Historien von Weisflog, die mich ganz außerordentlich interessirten. Auch von Schiller, Goethe, Shakespeare wurde Vieles gelesen, leider häufig Alles durcheinander, und wenn ich dann meinen abendlichen Spaziergang machte, weit über den Park hinaus, wo am fernen Horizonte der holländischen Ebene die Sonne in phantastischer Gluth hinter Wolken untergegangen war, so erschienen mir auf dem goldigen Himmel in jenen Wolkengebilden die Gestalten der verschiedenen Könige, Helden und Geister, die in meinem Kopfe umherspukten, oder ich überließ mich auch wohl, auf dem Boden ausgestreckt, einer unaussprechlichen Sehnsucht nach unsagbar Schönem, das dort hinter dem Horizonte nur darauf warte, von mir erreicht und erfaßt zu werden.

Von den neuen Erzeugnissen der Literatur las ich nur

Rellstab's 1812 und mit solchem Interesse, daß ich, um mir die glücklichen Gefühle des Autors nach Beendigung eines solchen Werkes richtig vorstellen zu können, die letzte Seite auf ein Papier abschrieb, als wenn ich selbst dieser glückliche Verfasser wäre.

Auch schien es mir eines Versuches nicht unwerth, wieder einmal selbst ein bischen zu schriftstellern, wobei es mir übrigens nicht im entferntesten einfiel, meine Militärerlebnisse oder dergleichen niederzuschreiben. Das kam mir viel zu prosaisch und hausbacken vor, als daß es nur irgend eine Menschenseele hätte interessiren können, woran mir doch sehr gelegen war. Denn ich beabsichtigte nicht nur zu meinem Vergnügen zu schreiben, sondern ich wollte gedruckt und honorirt werden. Letzteres noch ganz besonders deßwegen, um aus meiner recht abhängig und dadurch unbehaglich gewordenen Stellung im Hause meines Schwagers herauszukommen; meine Schwester that für mich wohl Alles, was in ihren Kräften stand; aber bei ihrer jungen Haushaltung, die jährlich durch Zuwachs gesegnet wurde, und bei dem nicht übermäßigen Einkommen meines Schwagers vermochte sie nicht viel mehr zu thun, als daß ich bei ihr lebte, nachdem sich mein Schwager lange vergeblich bemüht, mir eine Stelle zu verschaffen.

Indessen war es ein Glück für mich zu nennen, daß ich damals nicht auf den Einfall kam, jene Soldatengeschichten

im Frieden zu schreiben, die später so großen Erfolg hatten. Wer weiß, ob sie mir nur halb so gut gelungen und ob sie nicht vielleicht spurlos verschwunden wären, und selbst wenn sie ein gleiches Aufsehen erregt hätten, wäre ich wohl hiedurch an Crefeld gefesselt geblieben und wäre nicht gerade dadurch, daß ich sie in Stuttgart schrieb, der entscheidende Umschwung in meinem Leben eingetreten.

So verfaßte ich denn natürlicherweise zuerst ein großes Trauerspiel in fünf Akten „Der Ring", frei nach Shakespeare, mit der ganz kleinen Anlehnung an des großen Britten Macbeth, daß bei mir gleichfalls drei Hexen, die den verhängnißvollen Ring weihen, das Stück eröffnen, ja wenn ich mich recht entsinne, so hatte eine derselben sogar die Frechheit, dieß mit den Worten zu thun:

„Wann kommen wir uns wieder entgegen,
In Wind, in Sonnenschein oder Regen?"

worauf die zweite mit einem leichten Anklange an Goethe zur Antwort gab:

„Sobald die herrliche Walpurgisnacht
Mit allen Geistern neu erwacht."

Furchtbar schöner Gedanke! — und so gieng es durch das ganze Stück, in welchem bis über die Knöchel in Blut und Graus gewatet wurde, und wo, glaube ich, schließlich die Geister sämmtlicher Erschlagenen in dem Ringe, der sich

zum glühenden Kreiſe ausgedehnt hatte, einen hölliſchen Rundtanz hielten.

Fertig iſt dieſes Werk allerdings geworden, es wurde aber dann von mir recht betrübt auf die Seite gelegt, da ich verſtändig genug war, um beim Durchleſen zu fühlen, daß Goethe und Shakeſpeare alles das einigermaßen beſſer geſagt hatten.

Dann erbat ich mir von meinem Schwager neues Papier, denn ſolches kaufen zu können, davon war bei mir ſchon längſt keine Rede mehr. Ich ſchnitt es in ein großes Oktav, ſtellte durch Bleiſtiftſtriche einen breiten Rand her, in den ich ſchreiben wollte, damit es wie eine gedruckte Seite ausſähe, was, wie ich dachte, für den betreffenden Buchhändler beſtechend ſein würde. Die Geſchichte, die ich nun wirklich ſchrieb, war ganz à la Weisflog und hatte ich mich in derſelben ſehr an dieſes Autors Epos, der Zwiebeln- und Mückenkönig, gewärmt. Es begann mit einem Familienleben allerkleinſter Zwerge, dieß aber ganz nach eigener Erfindung, welche unter großen Akanthusblättern wohnten, die ich irgendwo im Garten geſehen; Pilze dienten ihnen als Hüte oder Sonnenſchirme, und ſo viel ich mich entſinne, webten ſie einen Zaubergürtel, der den Beſitzer befähigte, von aller Welt geliebt zu werden.

Auch dieſes Werk wurde fertig geſchrieben, ſelbſt nach mehrmaligem Leſen nicht nur für einen koloſſalen Fortſchritt

gegenüber dem „Ringe“ gehalten, sondern für druckwürdig befunden und deßhalb unter meinem Namen an den Buchhändler Mayer nach Aachen gesandt.

Mit meinem Vater, der kleine Broschüren, sowie auch jenes Charadenbuch, dessen ich erwähnt, bei ihm verlegte, hatte ich ihn als Kind öfters besucht und da er mich häufig freundlich am Kopfe gepätschelt, so setzte ich als junger angehender Schriftsteller mein volles Vertrauen in ihn. Leider ohne den gewünschten Erfolg; denn mein Werk kam einige Wochen später als gänzlich unbrauchbar unfrankirt an mich zurück.

Doch hatte sich zu gleicher Zeit die Aussicht auf eine Stelle für mich eröffnet, weßhalb ich mir aus dieser Abweisung durchaus nichts machte, ja nun selbst meine Schreibereien als das, was sie auch in der That waren, als eine gänzlich unnütze Zeitverschwendung, ansah und meine sämmtlichen literarischen Versuche den Flammen opferte, mit dem festen Vorsatz, mich in meiner neuen Stellung nie mehr mit solchen Dingen zu beschäftigen.

Das Haus mit der Firma „Gebrüder Brüning“, in welches ich eintreten sollte — ein Kommissions- und Agenturgeschäft in roher Seide — wurde von zwei Brüdern in der Weise geführt, daß der eine die Geschäfte in Crefeld, der andere die in Elberfeld besorgte; und für den Letzteren war ich engagirt worden, mit freier Wohnung, Kost im Hause

und einem kleinen Vorschusse, um meine Toilette nothdürftig wiederherzustellen.

So gieng ich denn im Sommer 1836 abermals nach Crefeld; doch ist dieses Gehen nicht wörtlich zu verstehen, denn ich fuhr dieses Mal mit dem Postwagen, auch war meine Toilette ganz anständig, und so machte ich denn mit meinem offenen, frischen und heiteren Aeußern einen vortheilhaften Eindruck auf meinen neuen Prinzipal und dessen Frau. Es war ein kinderloses Paar und galt, sowie das Handlungshaus, dem der Prinzipal vorstand, für mehr als wohlhabend. Sie bewohnten ein schönes großes Haus, die Börsenhalle genannt, weil sich in demselben ein großer Saal befand, in dem an gewissen Tagen kaufmännische Geschäfte, besonders im Handel mit roher Seide abgemacht wurden, doch war die Börsenhalle zu gleicher Zeit eine geschlossene Gesellschaft mit Lese- und Billardzimmer, wo sich die Mitglieder täglich, am Samstag aber in zahlreicher Menge versammelten. Die Restauration, welche vortrefflich war, wurde unter Aufsicht der Frau vom Hause durch eine Haushälterin und eine Köchin besorgt; auch war neben der stets gut besetzten Speisekarte ein wohlversehener Weinkeller da und mithin auch für meine persönlichen Bedürfnisse auf's Beste gesorgt.

Da ich mich mit Eifer in die Geschäfte warf, besonders bemüht war, die Eigenthümlichkeit unserer Waare, der rohen

Seide, kennen zu lernen und ſie nach Feinheit des Fadens und ihren ſonſtigen Eigenſchaften abzuſchätzen, mich auch recht gerne im Leſezimmer der Börſenhalle nützlich machte, dort Zeitungen ſortirte und einheftete, auch einen Katalog der Bibliothek entwarf, ſo ſtand ich bald mit Prinzipal und Prinzipalin auf ganz vortrefflichem Fuße, und letztere, für die ich nach den oft langweiligen Stunden ihres früheren Alleinſeins ein unterhaltendes Element war, ſorgte für mich, wie es nur eine Mutter thun konnte, ſo daß ich mich faſt als Kind des Hauſes betrachten durfte.

Wie ich noch wenige Jahre zuvor durchaus keinen Begriff von Poeſie und Literatur hatte, ſo noch weniger von Politik und dem, was ſich überhaupt in der Welt begab; und ſo war auch in dieſer Richtung das Leſezimmer mit ſeinen Schätzen an Zeitungen, Broſchüren, Journalen und Büchern für mich eine Fundgrube, in der ich auf's eifrigſte nach Belehrung ſuchte. Stundenlang, an Sonn- und Feiertagen oft bis Abends, ſaß ich dort und las, und je mehr ich fühlte, wie unwiſſend ich noch ſei, um ſo mehr ſuchte ich mich, wenn auch leider oft ſehr oberflächlich und auf die primitivſte Art zu belehren, doch blieb bei meinem vortrefflichen Gedächtniß ſtets irgend Etwas hängen; auch war ich durchaus nicht ſchüchtern, mir durch unabläſſiges Fragen weiter zu helfen. Bis zu den Poeſien der neueſten Zeit war ich indeſſen noch lange nicht gedrungen, als eines

Sonntags Morgens ein anderer junger Kaufmann, mit dem ich Billard spielte, mich an die Glasthüre zog, die zum Lesezimmer führte und dort auf einen Herrn deutend sagte: „Da sitzt Freiligrath.“ — Ich schaute ihn fragend an. „Wie? Sie wissen nicht, wer Freiligrath ist?“ Nun hatte ich allerdings diesen kurioſen Namen im Morgenblatt gelesen, ohne aber den Versen, unter welchen er stand, Aufmerksamkeit zu schenken, schämte mich aber doch meiner Unwissenheit und fieng an noch eifriger zu studieren und auch Gedichte zu lesen. Ach und mit welchem Genusse ich nun bald auch die Freiligrath'schen verschlang, las und wieder las, vermag ich nicht zu beschreiben!

Ehe ich ihn aber, vielleicht ein Jahr später, selbst kennen lernte, hatte ich noch eine schwere und sehr unangenehme Zeit zu durchleben; denn eines Morgens — ich hatte schon längst bemerkt, daß mein Prinzipal mit sehr Unangenehmem beschäftigt war und daß dessen Frau, sonst heiter und mittheilsam, gedrückt und traurig umherschlich, oh, ich erinnere mich, als ob das erst gestern geschehen wäre — reichte er mir über den Pult ein Schreiben, indem er mit gefurchter Stirne sagte: „Lesen Sie es aufmerksam durch.“ Unwillkürlich fiel mir Aehnliches ein, wie ich es bereits während meiner Lehrzeit erlebt hatte und wo es sich um jene gewisse Epistel an meinen Vormund handelte; doch hatte ich dießmal wahrlich keine Gelegenheit gegeben, sah

auch nach der ersten Zeile, daß ich mich geirrt; doch war das, was ich las, noch betrübender.

Mein Prinzipal schrieb an den Präsidenten der Handelskammer, daß er nach jahrelangem, mühseligem Kämpfen und Ringen augenblicklich außer Stande sei, seinen Verpflichtungen nachzukommen und er sich als insolvent erklären müsse.

Ein harter Schlag für die beiden alten Leute und begreiflicherweise auch für mich, der ich nun voraussichtlich wieder vom Zweige in die weite Welt hinauspfeifen konnte.

Doch sollte es für mich so schlimm nicht kommen; denn wenn auch das Fallissement ausbrach, wobei sich indessen, zur Ehre meines Prinzipals gesagt, Alles in musterhafter Ordnung befand und der Prozentsatz des Verlustes für die Gläubiger nur ein äußerst geringer war, der, wie ich glaube, später noch ganz gedeckt worden ist, so blieb ich doch vorläufig noch für Monate im Hause, um bei der Liquidation thätig zu sein, und erhielt dann durch Vermittlung meines Prinzipals eine Stelle in dem benachbarten Barmen und, wie es mir damals schien, mit einer Standeserhöhung, denn ich wurde Reisender für ein noch ganz junges Geschäft in Färberseife und italienischem Baumöl für Tuchfabriken.

Mein neuer Prinzipal, Herr Dahl, spekulirte bei zu erwerbenden Kundschaften der großen Tuchfabriken und Fär-

bereien in Aachen und Burtscheid auf die dortigen Bekannten meines Vaters, um einen älteren und bedeutenderen Konkurrenten auszustechen. Das gelang mir anfangs recht gut und in manchen Häusern, wo man sich meiner aus den Knabenjahren her noch erinnerte, gab man mir deßhalb Aufträge, die aber selten zu Nachbestellungen führten, auch wohl, ehe sie effektuirt werden konnten, wieder abgelehnt wurden. Auch will ich nicht verschweigen, daß ich nach der zarten, liebenswürdigen, veilchenduftenden Seide, für die grobe Fabrikseife und das ranzige Gallipoliöl keine Sympathie empfand; doch war der Hauptgrund meines abermaligen Geschäftswechsels, daß mich Herr Brüning, der unterdessen Agenturen für rohe Seide wieder erhalten hatte, in sein Haus zurückrief.

Uebrigens war mein Aufenthalt in Barmen für mich insofern nicht ohne Nutzen gewesen, als ich dort mit Freiligrath bekannt und innig befreundet wurde und durch ihn eine Menge fähiger, talentvoller, junger Leute kennen lernte. Sie hatten ihren wöchentlichen, geselligen Zusammenkünften den Namen „Freiligrathverein" gegeben und hier wurden dramatische Werke, besonders von Goethe, Schiller und Shakespeare mit vertheilten Rollen gelesen.

Was mich betrifft, so hatte ich bis jetzt im Vorlesen nie etwas zu leisten vermocht. Ich gieng, sobald mich die Sache interessirte, zu energisch, ja leidenschaftlich in's Zeug

und überhaſpelte mich ſchließlich häufig ſo, daß ich nicht weiter konnte und ganz undeutlich wurde. Hier nun nahm ich mich zuſammen, um den meiſtens komiſchen Rollen, die mir zugetheilt wurden, vor ſolcher Geſellſchaft gerecht zu werden, und erinnere mich noch, daß ich zum Beiſpiel die Rolle des Hofmarſchalls Kalb in „Kabale und Liebe“ ſo las, daß die Andern vor Lachen nicht weiter konnten und ebenfalls galt mein „Falſtaff“ für eine ganz heitere Leiſtung, natürlich aber war der Maßſtab, den wir anlegten, ein beſcheidener, und würde irgend ein gewähltes Auditorium ſchwerlich durch uns befriedigt worden ſein. Nach der Vorleſung folgte ein luſtiges Mahl, das meiſtens bis ſpät in die Nacht dauerte. Von all den meiſt liebenswürdigen Freunden, aus denen jener Freiligrathverein beſtand, habe ich außer Freiligrath nach Jahren nur einen Einzigen, den mir am wenigſt ſympathiſchen, wiedergeſehen. Zwei Andere, ein Arzt, Doktor Rohl, und ein junger Kaufmann Zulauf wanderten in Folge getäuſchter Hoffnungen des achtundvierziger Jahres nach Texas aus; ein dritter, Polizeikommiſſär Hutſteiner, der das für einen preußiſchen Beamten unverzeihliche Verbrechen begangen hatte, mit freiſinnigen jungen Leuten umzugehen, wurde in Folge davon von Barmen weggemaßregelt, verkümmerte und ſtarb früh, und ein vierter endlich, der Einzige unſeres Kreiſes, der kleine literariſche Erfolge aufzuweiſen hatte, Hermann Püttmann, Redakteur der Barmer

Zeitung, entwich, um Verfolgungen zu entgehen, in die Schweiz, durfte aber später nach Deutschland zurückkehren, war eine Zeit lang Redakteur des Feuilletons der Kölnischen Zeitung und wanderte später mit seiner Familie nach Australien aus, wo er vor zwei Jahren als Herausgeber einer deutschen Zeitung in Melbourne starb.

Damals, wo die Censur in Preußen noch in so schöner Blüthe stand, daß ich sogar eines Tages gewarnt wurde, weil ich auf einer kleinen lithographischen Handpresse meines Prinzipals, Herrn Brüning, Weinetiketten ohne polizeiliche Erlaubniß gedruckt, reizte es uns, den strengen Preßverboten entgegenzuwirken, weßhalb wir ein fliegendes Blatt gründeten, die „diabolische Kneipzeitung" mit dem Beiblatte „der Katzenjammer", das vermittelst Ueberdruck allerdings nur in wenigen Exemplaren abgezogen wurde; doch erschienen nur vier bis sechs Nummern, da der Drucker, ein uns freundlich geneigter Lithograph, fast in einen bösen Konflikt mit der Behörde gerathen wäre.

Eines der Mitglieder unseres Vereines war auch der Buchhändler Langewiesche in Barmen, bei dem Freiligrath wohnte, und übernahm Letzterer, wie bekannt, die Herausgabe des malerischen und romantischen Westfalen, in Verlag von Langewiesche, und zog eines Morgens nach der rothen Erde ab, von vielen seiner Bekannten und Freunden, worunter auch ich mich befand, bis nach Siegburg, dem Schlosse

Wittekind's, begleitet. Dort feierten wir ein ſolennes Abſchiedsfeſt und entließen den theuren Freund, dem es vergönnt war, frei in die Welt hinauszuziehen, mit den beſten Glück- und Segenswünſchen.

Doch hatte er ſich eine Arbeit aufgeladen, die ihm, dem Poeten, nicht gelingen mochte, deren Laſt ihn drückte und die er nach kurzer Zeit auf die Schultern ſeines Freundes Levin Schücking warf; ein paar herrliche Gedichte hatte Freiligrath zur Einleitung geliefert und die Briefe, die er an Freunde auf dieſer Reiſe in Weſtfalen ſchrieb, ſind in ihrer Art außerordentlich ſchön, doch konnte es ihm nicht gelingen, das bisweilen ſo langweilige Feld der Proſa zu ackern und ſtatt, wie es ſein Verleger und auch wohl der Leſer wünſchte, gradlinige Furchen zu ziehen, ſpähte er nach poetiſchen Stoffen in Wald und Flur und entſchlüpfte endlich dem ihm unbequemen Joche, indem er an den Rhein zog und ſich in Unkel, wo ich ihn ſpäter wieder traf, niederließ.

Wenn auch, wie oben ſchon erzählt, mein Prinzipal Herr Brüning ſeine Geſchäfte im kleinen Maßſtabe wieder aufgenommen hatte, ſo war doch gerade deßhalb für mich keine dauernde und lohnende Beſchäftigung mehr bei ihm zu finden, weßhalb ich mich nach einer anderen Stellung umſah, wobei es mir ein paar Mal begegnete, daß Prinzipale, die ſonſt an meiner Perſönlichkeit oder dem, was ich leiſten konnte, nichts auszuſetzen hatten, Anſtoß daran nahmen, daß ein

paar Geschäfte, in denen ich thätig gewesen war, fallirt oder liquidirt hatten und das für ein böses Omen ansehen wollten.

Aufrichtig gesagt war mir selbst dadurch der Handelsstand, für den ich nie eine große Vorliebe gehabt, ganz zuwider geworden; ich will auch gestehen, daß mein Umgang mit den oben erwähnten jungen Leuten, unsere bisweiligen literarischen Beschäftigungen mich vollständig von Haupt- und Kassabuch abzogen. Freiligrath hatte mir beim Weggehen ein kleines Stehpult geschenkt, worauf er selbst häufig gearbeitet hatte und wer weiß, ob dieses nicht mit Schuld daran war, daß ich mir eines Tages wieder Feder und Papier kaufte und eine kleine humoristische Skizze anfieng, die erste, von der ich später Einiges brauchen konnte. Sie war aus dem kaufmännischen Reiseleben, wo ein junger Mann sich seinen Kunden vorstellt: „Ich heiße Specht — mein Name ist Specht — ich reise in Indigo — in blauem Indigo.“ Fertig ist diese Skizze allerdings nie geworden, doch begann ich in Folge dieser Arbeit kleine Entwürfe zu machen, ja flüchtige Erinnerungen aus meinem Soldatenleben im Frieden niederzuschreiben, die einem meiner damaligen Freunde, dem Buchhändler Rudolph Neuburg, so gefielen, daß er, der übrigens ein äußerst lebhafter, ja excentrischer junger Mann war, mich hoch und theuer beschwor, dem Handelsstande vollständig Lebewohl zu sagen und mich der Schriftstellerei zuzuwenden.

Es war dieß allerdings ein leicht hingeworfener Rath, den ich aber, auch leichthin, zu befolgen beschloß.

Vielleicht kann ich zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich selbst, allerdings noch sehr im Unbewußten, etwas von dem ahnte, was in mir versteckt lag, und wurde das gänzliche Loslassen meiner bisherigen Verhältnisse für mich zum Heile:

Denn es riß mich unter gewaltigen gefährlichen Strömungen „nach oben".

Auch hatten sich meine Verhältnisse leider so gestaltet, daß ich mit meinen zahlreichen Gläubigern nur durch einen Saldovortrag zu ihren Gunsten, auf dem Papiere natürlich, abzurechnen vermochte, wobei ich mir und ihnen allerdings feierlich gelobte, später sämmtlichen Forderungen, soweit ich dazu im Stande sein würde, gerecht zu werden, und darf ich hinzufügen, daß ich ihnen auch und nach nicht zu langer Zeit gerecht geworden bin.

Mein Freund Neuburg, der in der Buchhandlung von Langewiesche beschäftigt war, hatte eine Stelle bei dem Buchhändler Paul Neff in Stuttgart erhalten, und was war natürlicher, als daß er mich dringend einlud, ihn dorthin, als an einen der bedeutendsten Sitze des deutschen Buchhandels, zu begleiten. „Dort," sagte er, „findest du Journale genug, die deine kleinen Arbeiten gerne aufnehmen werden, dort ist überhaupt ein literarisches Leben, du kannst nützliche Bekannt-

ſchaften machen, vielleicht ſogar Johann Georg Cotta kennen lernen, dort giebt es reiche Bibliotheken, ein vortreffliches Theater und eine reizende Gegend an den Ufern des Neckars, wo ſich äußerſt billig leben läßt und der Gulden ſo viel als hier der Thaler gilt."

„Abgemacht, wir reiſen zuſammen!" — und ſo fuhren wir an einem ausnahmsweiſe heiteren Apriltage aus Elberfeld nach Köln, beſtiegen dort Abends das aufwärts gehende Dampfboot und landeten früh gegen fünf Uhr in Unkel, wo wir Freiligrath beſuchen wollten. Es war ein heller, faſt heißer Morgen, das Siebengebirge erglühte herrlich im Strahle der aufgehenden Sonne, von drüben ſchaute der Rolandsbogen ernſt herüber, langſam und majeſtätiſch umſchloß der leuchtende Strom Inſel und Kloſter Nonnenwerth und ich ſchwelgte heiter, faſt glücklich in den Erinnerungen an vergangene Tage. Alles, was mich gedrückt, hatte ich hinter mir gelaſſen, ich athmete friſch und fröhlich auf und war im leichten Sinn der Jugend von dem ſeligen Gedanken erfüllt, einer beſſeren Zukunft entgegen zu gehen.

Wie wir durch den Fährmann, der uns vom Dampfer herübergebracht, erfahren hatten, wohnte Freiligrath dicht am Rhein in einem ſtattlichen Hauſe, durch einen Thorbogen von dem dazugehörigen Garten getrennt, und da es noch zu früh war, um den Freund in ſeiner Ruhe zu ſtören, ſo drangen wir in dieſen Garten, um dort in einer ſchon vollkommen

grünen Fliederlaube auf dem Tiſche ein großes Glas weißen Wein zu finden, in dem ſich ein Buſch Feldblumen befand, außerordentlich bezeichnend für ein luſtiges, poetiſches Rheinlandleben, wie es mir noch erinnerlich war.

Freiligrath empfieng uns herzlichſt und wir fanden dort einen jungen Studenten aus Bonn — Dralle — der, eine äußerſt leichtlebige Natur, ſpäter gleichfalls nach Stuttgart kam, dort „Viktor Hugo“ überſetzte, ſich nebenbei durch allerlei luſtige Streiche bekannt machte und endlich nach London gieng, wo er heute noch als ſolider Familienvater im Kreiſe der Seinigen lebt. Dralle lag im Wohnzimmer Freiligrath's auf einer Matratze am Boden, rings von Bücherhaufen umgeben, nicht etwa für ihn zum Studium, ſondern es war Freiligrath's Bibliothek, die dieſer gerade zu ordnen und aufzuſtellen im Begriffe war.

Auch wir fanden in gleicher Art Platz für einige Tage, die wir zu Fußpartien in die Umgegend benutzten, um Abends am Ufer des Rheines unter der oben erwähnten Fliederlaube eine luſtige Maitrankbowle zu trinken. Dann ſchlug die Trennungsſtunde, ein aufwärtsgehender Dampfer entführte uns dem lange nachſchauenden und nachwinkenden Freunde, und wir fuhren ſtromaufwärts bis Mannheim, von wo wir mit der Retourgelegenheit eines Lohnkutſchers über Karlsruhe nach Stuttgart reiſten. Auf der erſten Hälfte dieſes Weges leiſteten uns ein paar hübſche junge Mädchen Geſellſchaft,

die Töchter eines Försters vom badischen Schwarzwalde, was ich hier nur erwähne, weil ich vermuthe, mein guter Freund Rudolph habe unterwegs, ohne daß ich es gemerkt, ein kleines freundschaftliches Verhältniß mit einer derselben angeknüpft, denn nach langen, langen Jahren erhielt ich von einer unserer damaligen Reisebegleiterinnen eine Anfrage nach ihm, den aber damals schon die kühle Erde deckte.

Bemerkenswerther aber als diese Begegnung waren unsere Reisebegleiter bis Stuttgart, die sich in Karlsruhe am frühen Morgen zur Abfahrt vor dem kleinen Gasthofe zusammen fanden, zwei junge Leute, allerdings älter als wir, die den Rücksitz einnahmen, da wir schon vom vorhergehenden Tag im Besitze der Lohnkutsche gewesen waren. Der Eine, still und bescheiden, einfach gekleidet, sprach im badischen Dialekt, das heißt, er antwortete ziemlich kurz auf die an ihn gestellten Fragen, während der Andere, der mit einer gewissen schäbigen Eleganz gekleidet war, an den Füßen hohe Stiefel, auf dem Kopfe einen weichen Filzhut von gar seltsamer Form trug; sogleich nach der Abfahrt hatte er den Gesprächsfaden in die Hand genommen, sich nach dem Ziele und Zweck unserer Reise erkundigt, um hierauf mit ungemein geläufiger Zunge einen Abriß seines eigenen Lebens zu geben. Er war Schauspieler, Künstler ersten Ranges, wie er sagte, Charakterdarsteller, und begab sich nach Stuttgart, wo unter Theodor Döring's Leitung ein königliches Sommertheater in Cannstatt

entstehen sollte, bei dem er Engagement zu finden hoffte. — „Dauerndes Engagement, später an der Hofbühne selbst“ — setzte er mit erhobenem Kopfe hinzu, „sobald man sich erst von dem überzeugt haben wird, was ich zu leisten im Stande bin.“

Von diesen Leistungen ließ er uns unterwegs beim Füttern der Menschen und Pferde bereitwillig Einiges hören und sehen, was bei mir, der ich das Theater überhaupt nur ein paar Mal in meinem Leben besucht, von erstaunlicher Wirkung war. Er deklamirte Wallenstein's Monolog:

„Es giebt im Menschenleben Augenblicke,“

mit rollenden Augen, wüthender Geberde und dröhnender Stimme, die aber am Schlusse, wo man:

„Roß und Reiter niemals wiedersah!“

zu einem leisen, kaum vernehmbaren Flüstern herabsank. Dazu trug er über die Schulter ein kurzes Mäntelchen, blau mit rothem Futter, in das er sich malerisch zu drapiren verstand, jetzt als Herzog von Friedland, wobei ihm sein Stock als Schwert diente, und gleich darauf, indem er das scharlachene Futter auswärts wandte, eine rothe Hahnenfeder, die er in der Tasche hatte, auf den Hut steckte, als Mephisto „mit langem, spitzem Degen, das Mäntelchen von starrer Seide“.

So fuhren und giengen wir unseres Weges, erstaunt über die Vielseitigkeit unseres Reisegefährten und überzeugt,

daß wir seinen Namen schon in den nächsten Tagen hinter einer glänzenden Rolle auf dem Hoftheaterzettel lesen würden; er, freundlich und herablassend, gab uns jungen Leuten, die wir in die Welt hinauszogen, um unser Glück zu machen, kluge Verhaltungsregeln; hatten wir doch kein Geheimniß daraus gemacht, daß Neuburg Buchhändler sei, ich mich der Schriftstellerei widmen wolle und der Dritte, der ruhige, stille Gefährte nach Stuttgart gieng, um eine Stelle im Singchor der dortigen Oper zu erhalten — „ein hartes Stück Brod" — hatte ihm der große Mime achselzuckend zur Antwort gegeben, „doch genügend für bescheidene Wünsche, sowie für eine Brust, in welcher nicht der ungebändigte Muth seine Spannkraft übt." Leider aber giengen, wie ich vorausschicken will, die Hoffnungen dieses Künstlers nicht in Erfüllung, er fand an der Stuttgarter Hofbühne keine Anstellung, auch habe ich ihn nicht wieder gesehen, ja weiß mich nicht einmal mehr seines Namens zu erinnern, während sein stiller bescheidener Kollege sogleich beim Singchor angestellt wurde, nicht nur in guten Verhältnissen dauernd dort blieb, sondern auch das Glück hatte, eine Tochter von europäischem Ruhme zu bekommen, die berühmte Klaviervirtuosin Anna Mehlig.

Es war am Abend des 15. April 1840, als wir nach langer und langsamer Fahrt mit müden Gäulen in Stuttgart eintriumphirten und Neuburg und ich in dem heute

noch bestehenden Gasthofe „König von Württemberg", damals einem der ersten der Hauptstadt, an der Ecke der Kronprinz- und Langenstraße, abstiegen. Meine Baarschaft war äußerst gering, dagegen meine Erwartungen und Hoffnungen außerordentlich groß. Hatten mich doch die Erzählungen des großen Mimen, mit dem ich gereist, Einblicke in das Theaterleben, ja bis hinter die Coulissen thun lassen, die mich entzückten und bei denen sich mir ein neues Feld der Bestrebungen aufthat. Von wie vielen jungen Leuten hatte er erzählt, die von der Universität weg oder aus dem Kaufmannscomptoir ohne Vorbereitung frischweg zur Bühne gegangen waren und glänzend reussirt hatten. Ja er hatte Namen genannt, vielleicht wahre, vielleicht falsche, die ich alle bis auf einen vergessen, nämlich den des Stuttgarter Hofschauspielers Moritz, des allmächtigen Regisseurs, wie er versicherte, von dessen Vergangenheit und jetziger Stellung er die kühnsten und unglaublichsten Dinge erzählte. Seinen Reden nach wurde Moritz mindestens allwöchentlich einmal in das Kabinet das Königs berufen, um dort die privaten Wünsche seiner Majestät entgegen zu nehmen, und dann erzählte er uns flüsternd hinter der vorgehaltenen Hand, eine Dame, die dem Könige nahe gestanden, würde Moritz schon lange geheirathet haben, wenn es ihm möglich wäre, von seiner Frau, einer ungeheuer reichen böhmischen Gräfin, geschieden zu werden, natürlicherweise alles Thorheiten und

Uebertreibungen, deren einzig Wahres darin bestand, daß Moritz, ein bedeutender Schauspieler, auch bei dem Könige beliebt, im Hause jener Dame, der Fräulein v. Stubenrauch, befreundet, allerdings mit einer Baronin Sch., die aber in kleinen Verhältnissen in Wien lebte, verheirathet war.

Mir rieth unser Reisebegleiter, mich der Theaterkritik zuzuwenden, dem leichtesten und einträglichsten Geschäft, bei dem man sich vornehmen müsse, ohne Ansehen der Person und deren Leistungen, seien sie gut oder schlecht, konsequent zu loben oder zu tadeln, dabei, um Aufsehen zu erregen, zuerst einem anerkannten Künstler tüchtig zu Leibe zu gehen, um scheinbar den Standpunkt der Unparteilichkeit und der unbeugsamen Kritik einzunehmen und dadurch das Andern gespendete Lob um so wirksamer zu machen. „Man wird Sie gut bezahlen," schloß er, „man wird Sie fürchten, man wird Ihnen von allen Seiten entgegenkommen, und ich kann Sie versichern, solch ein Theaterkritiker, dem schöne Augen lächeln, der von den weichsten Händen gestreichelt wird, hat ein ganz beneidenswerthes Loos!"

Glücklicherweise bin ich niemals in den Fall gekommen, von seinen Lehren Gebrauch zu machen. Alles, was dergleichen Kritiken und Reklamen anbelangt, war mir von jeher zuwider gewesen, und wie ich selbst niemals Schritte gethan habe, mich loben zu lassen, so widerstand es mir, die Feder, Andere betreffend, dafür anzusetzen und wenn ich ein-

mal genöthigt geweſen wäre, einem Freunde gefällig zu ſein, hätte ich ihm viel lieber eine Novelle geſchrieben. Auch habe ich kein Talent für dergleichen Beſprechungen und wie ich auch das Gute ſtets empfand und empfinde, ſo war mir doch von jeher die Gabe verſagt, dieſes Genießen und Empfinden in die richtigen Worte zu kleiden; vielleicht aber hätte ich es auch darin durch Uebung zu etwas gebracht; doch wozu leeres Stroh dreſchen oder auf dürrer Heide graſen, wenn einem die ſaftige Wieſe des vollen Menſchenlebens zu Gebote ſteht! So dachte ich damals ſchon, habe, dem Altmeiſter folgend, ſtets in's volle Menſchenleben gegriffen und bin über Stoffe nie verlegen geweſen. Daß ich dabei und bei meiner geringen Schulbildung jede Art von Tendenz ſorgfältig vermied, ja anfänglich ſogar allen Fremdwörtern und bedenklichen Reflexionen aus dem Wege gieng, habe ich mir ſelbſt nie zum Vorwurf gemacht und iſt wohl gerade die natürliche unbefangene Art, mit der ich meine Anſchauungen niederſchrieb, hauptſächlich mit der Grund, daß dieſelben, wie ſie gegeben waren, auch aufgenommen wurden und meinen Schriften eine ſo weite Verbreitung verſchafften. Nie nahm ich mir vor, ſtrenge nach dieſer oder jener Richtung hin zu wirken, und ehrlich will ich es ausſprechen, daß ich keinen größeren Ehrgeiz hatte, als zur Unterhaltung meiner Leſer beizutragen, und zufrieden war, dieſen Zweck und dabei ein angenehmes, behagliches Leben zu erreichen. So wünſchte

ich, daß man mich und meine Schriften beurtheilt und mit dem frohen Waldvogel vergleicht, der gleichfalls singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, der den Vergnügten heiterer werden läßt und dessen lustige Weisen selbst ein bedrücktes Gemüth auf Augenblicke umzustimmen vermögen.

Am Morgen nach unserer Ankunft stellte sich mein Freund Neuburg seinem Prinzipale vor und ich flanirte ohne Zweck und Ziel durch die Straßen Stuttgarts. Hier war vor Kurzem das Standbild Schiller's, von Thorwaldsen modellirt, enthüllt worden und man bewunderte damals noch ungetheilt die lebensvollen Formen des vortrefflichen Monuments, fand es auch nicht unpassend, daß der Dichter und Philosoph nachdenklich mit gesenktem Kopfe dasteht, statt sich aus dem Anblick des Himmels Begeisterung zu holen; während es später Mode wurde, den berühmten Bildhauer darob in Wort und Lied zu verunglimpfen und die Statue des großen Dichters als verunglückt darzustellen. Ich war und bin nicht dieser Ansicht und liebe heute noch diese erste Thorwaldsen-Schillerstatue, besonders nach so manchen späteren verunglückten Versuchen, dem großen Dichter und Denker die Nase zu erheben.

Zu gleicher Zeit war in Stuttgart das große Buchdruckerfest gefeiert worden und sah man noch Gruppen von Festgästen die Straße durchziehen. Das Alles gefiel mir außerordentlich wohl, dieß muntere Leben und Treiben überall, dazu heimelte

mich der Klang der schwäbischen Sprache an, besonders aus dem Munde der frischen jungen Mädchen, denen ich zahlreich begegnete, weiß mit dunklem Haar und dunklen Augen, die freundlich herschauten, wenn man hinübersah; ja, die dem stehenbleibenden Fremden unter freundlichem Lächeln die weißen Zähne zeigten. Bewundernd umkreiste ich die gewaltigen Thürme des alten Schlosses der Grafen und Herzoge von Württemberg, betrachtete dann das neue Schloß, hoch oben mit der goldenen Krone geschmückt und fühlte mich eigenthümlich durch den Gedanken angeregt, daß unter demselben ein wirklicher König wohne, den ich hoffentlich in den nächsten Tagen irgendwo zu sehen bekäme. Neben der Residenz sah ich ein anderes Gebäude mit hohem, eigenthümlich verziertem Giebel, das meine Aufmerksamkeit fesselte; seitwärts hatte es von korinthischen Säulen getragene Hallen, kunstreiche freiliegende Treppen, über denen geharnischte Steinfiguren zierlich geschnitztes Gebälk trugen: das ehemals so berühmte Lusthaus württembergischer Herzoge, heute das königliche Hoftheater, das ich als solches mit ganz besonderer Ehrfurcht betrachtete. Die angeklebten Zettel links und rechts von der Eingangsthüre besagten, daß „Norma", eine Oper von Bellini, gegeben wurde und trotz meiner sehr geringen Baarschaft beschloß ich Abends der Vorstellung beizuwohnen.

Dann klang Militärmusik von der benachbarten Königsstraße herüber, zahlreiche Spaziergänger folgten derselben und

der aufziehenden neuen Wache, erfüllten den Schloßplatz, wo auch ich mich der Menge anschloß und hier unseren Reisebegleiter Mehlig wiederfand, der freudig aus dem Hoftheatergebäude kam, wo er vor dem Hofkapellmeister Peter von Lindpaintner Probe gesungen und für den Singchor angenommen worden war. Er zeigte mir den damals schon berühmten Dirigenten der Oper und Komponisten, sowie einige andere Künstler, die eben das Hoftheatergebäude verließen, und machte mich dann mit erhobenen Augenbraunen auf einen anderen Herrn aufmerksam, der zu ihnen trat. Dieser war von mittlerer Größe, hatte ein glatt rasirtes, offenes und heiteres Gesicht, trug einen dunklen Gehrock, weite blaue Beinkleider, in deren Taschen er seine Hände versenkte, während er mit lauttönender kräftiger Stimme sprach — Regisseur Moritz, den ich hier schon aus Dankbarkeit so deutlich als möglich vorstellen muß, da er es war, der sich meiner schon in kurzem auf's freundlichste annahm und, wie ich im nächsten Kapitel erzählen werde, viel zum Aufschwunge meines Schicksals beitrug.

Fünftes Kapitel.

Künſtleriſche Verſuche.

Wie ſchon früher bemerkt, war ich äußerſt ſelten in's Theater gekommen und hatte noch niemals der wirklich guten Aufführung einer Oper beigewohnt. Was Wunder alſo, daß ich hier förmlich wie berauſcht der Introduktion des Orcheſters zu Norma lauſchte und mich ſeltſam erregt und bewegt fand durch die mächtigen Stimmen, die ich hier zum erſten Male hörte, durch die vortreffliche Scenirung, vor Allem aber durch die Seherin ſelber, eine hohe majeſtätiſche Figur, die in für mich ergreifender Art dem keuſchen Lichte des Mondes ihr Opfer darbrachte.

Ich hatte mir einen Parterreſitz gekauft, und da der Zuſchauerraum ziemlich beſetzt war, ſo nahm ich es dankbar an, daß ein junges hübſches Mädchen mir bereitwilligſt etwas Platz neben ſich einräumte. Auch zeigte ſie mir den König

und die Königin in ihrer Loge, was für mich vom höchsten Interesse war, nannte mir die Namen einiger Sänger und Sängerinnen, flüsterte überhaupt so lustig und ungenirt in mich, den Fremden hinein, daß ich mich über die allerliebste Schwäbin freute und schon in der ersten Scene beinahe laut gelacht hätte, als sie bei Verschwinden des Mondes im Druidenwalde sagte: „Schauen Sie doch, wie sich der Mond verschlupft." Sie war keine Stuttgarterin, sondern aus der Nähe von Heilbronn, nur zum Besuche in Stuttgart, und als sie acht Tage später wieder nach Hause gieng, trennten wir uns beinahe traurig, wie alte Bekannte, haben uns auch niemals wiedergesehen.

Diese kleine Bekanntschaft aber, zugleich mit dem gewaltigen Eindruck, den die Aufführung der Norma, sowie ein paar Tage später die der Griseldis auf mich machte, worin die Stubenrauch und Moritz auftraten und wo ich abermals neben dem hübschen Mädchen saß, hinterließ mir einen tiefen Eindruck und fachte die in jedem jugendlichen Gemüthe glimmende Begeisterung für das Theater bei mir so mächtig an, daß ich mich zu dem Wagniß entschloß, mein Glück auf jenen gefährlichen Brettern zu versuchen.

Allerdings war ich nach Stuttgart gekommen mit dem Entschluß, mich der Schriftstellerei zu widmen aber mein leicht empfänglicher Sinn und mein zu raschen Entschlüssen geneigtes Wesen ließen mich schnell zu der Aenderung einer

urſprünglichen Idee gelangen, welche eine ungleich raſchere und auch ſcheinbar glänzendere Carrière in Ausſicht ſtellte. Der Gedanke, auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, eine große (vielleicht erſte) Rolle zu ſpielen, wollte mich nicht mehr verlaſſen und verfolgte mich am Tage auf meinen Wegen durch die Stadt und zur Nachtzeit in mein Zimmerchen und wollte in der Unterhaltung mit meinen Freunden nicht mehr von mir weichen. Ich prüfte in mancher Stunde in ſtiller Nachtzeit, oder Morgens frühe, meine geiſtigen wie phyſiſchen Kräfte und war mit dem Reſultate dieſer wahrſcheinlich ſehr nachſichtigen Prüfung außerordentlich zufrieden. Auch hatte ich nach einer erſten, kurzen Unterredung mit Moritz die Ueberzeugung gewonnen, daß ich in dieſem einen Freund und Gönner gefunden habe. Und darin täuſchte ich mich allerdings nicht.

Daß ich mein Glück beim Theater verſuchen wollte, ſtand alſo feſt; doch ſchwankte ich noch zwiſchen Oper und Schauſpiel, denn wenn es auch ſchon ein Genuß ſein mußte, als Räuber Moor vor die Lampen zu treten, ſo war doch die Rolle eines Don Juan oder bei tieferer Stimmlage eines Saraſtro nicht zu verachten. Auch entſchloß ich mich in Erinnerung an den zweiten Baß, den ich, wie früher erzählt, bei unſerem militäriſchen Quartett geſungen, zu dieſem Fache und ſtand eines ſchönen Morgens vor dem geſtrengen Kapellmeiſter von Lindpaintner, um meine Stimme unterſuchen zu

laſſen, wobei es mich einigermaßen verwirrte, daß der Regiſſeur Moritz mit der ihm eigenen raſchen Bewegung in's Zimmer trat und dem Kapellmeiſter zurief: „Laß dich nicht ſtören, ich werde warten, bis du mit dieſem jungen Menſchen fertig biſt!“ Das war nun allerdings ſehr ſchnell und ohne günſtiges Urtheil für mich geſchehen, denn Lindpaintner ſagte, nachdem ich ein Dutzend Takte geſungen: „Sonderbar, ich hätte geglaubt, aus dieſer breiten Bruſt müſſe ein armsdicker Ton herauskommen und ſo, wie es iſt, kann ich Ihnen nicht rathen, ſich zum Geſange auszubilden.“

Moritz, der mich forſchend betrachtet hatte, trat raſch näher und fragte: „Sie haben wohl große Luſt, zum Theater zu gehen — gut denn, ſo verſuchen Sie es beim Schauſpiele, Sie ſehen mir ziemlich intelligent und bildungsfähig aus. Was waren Sie früher; erzählen Sie mir das ſo kurz, aber auch ſo deutlich und verſtändlich als möglich.“

Ich nahm mich zuſammen, bezwang mein ſprödes Organ ſo viel als möglich und gab ihm mit heiterer Miene und ihn offen anſchauend einen Abriß meines Lebens, der ihm ebenſo wie meine Perſon zu gefallen ſchien; denn, als ich geendet, ſagte er kopfnickend: „Wer weiß, was aus Ihnen noch Alles werden kann, Sie ſcheinen mir wenigſtens eines Verſuches werth, ich werde mit dem Herrn Grafen — das war der Hoftheaterintendant Graf Leutrum von Ertringen — über Sie reden, auch dürfen Sie mich beſuchen.“

Damit verabſchiedete er mich durch eine Handbewegung und ich gieng hinweg, faſt taumelnd vor Glück, ohne übrigens zu wiſſen, was ich denn eigentlich geworden ſei, aber in dem Gedanken, ſchon ganz dem Verbande des königlich württembergiſchen Hoftheaters anzugehören.

Letzteres war indeſſen für mich von größter Wichtigkeit, denn dadurch ſowie auf die dringende Empfehlung des damals allmächtigen Regiſſeurs Moritz erhielt ich freien Eintritt in's Parterre und, was für die Folge noch wichtiger für mich war, ich durfte auf die Bühne gehen, um dort das höchſt intereſſante Leben hinter den Couliſſen gründlich kennen zu lernen. Wer ſich einiger meiner Schriften erinnert, in welchen Theaterverhältniſſe vorkommen, wird mir vielleicht das Zeugniß geben, dieſe Lehrzeit hinter den Couliſſen wohl benutzt zu haben.

Ach und wie glücklich fühlte ich mich allabendlich bei dem ſtets Neuen und Intereſſanten, das ich dort erlebte; die bald glänzend erhellte, bald dämmerige Bühne, in Wahrheit eine Welt für ſich, war hier auf der Rückſeite in ihrer ſcheinbaren Unordnung, bei dem haſtigen Treiben der Maſchiniſten und Zimmerleute, mit den großen und kleinen Künſtlern und Künſtlerinnen, mit dem luſtigen Völkchen, das coſtümirt und friſirt aus- und einſtrömte, ſo etwas ganz Anderes und Reizenderes, als wenn man im Zuſchauerraume ſitzend, Alles ſo glatt und ordentlich ſich abwickeln ſah. Dabei protegirte

mich Moritz, ohne mir indeſſen irgend eine Anleitung ſelbſt zu geben oder geben zu laſſen, aus lauter Wohlgefallen an meinem ſtets heiteren und aufgeräumten Weſen, ſtellte mich ſeinen Kollegen und Kolleginnen als einen äußerſt talentvollen jungen Mann vor, und ſo war ich auch bei allen dieſen bald ein gern geſehener Gaſt auf der Bühne. Döring gab mir ſeine Rolle zum Halten, in welche er hinaustretend noch krampfhaft geblickt hatte, nachdem er ſich vorher durch die Mittheilung einer äußerſt pikanten Anekdote zerſtreut, gab mir auch wohl ſein Heldenſchwert; Maurer, nachdem er ſich geräuſchvoll geſchnäuzt, blickte mich kopfnickend und mit durchdringendem Blicke an mit der Frage: „Wann werden Sie endlich einmal auftreten?“ Die Damen grüßten mich freundlich, plauderten auch wohl ein paar Worte mit mir und ſelbſt die hinter den Couliſſen ſtets ernſte Stubenrauch grüßte mich als Maria Stuart huldvoll und herablaſſend, als mich ihr Moritz, mit dem ſchnarrenden r—r—r—r ſeiner Stimme, als einen äußerrrſt ſtrrrebſamen jungen Mann vorſtellte. In beſondere Affektion hatte mich der damalige Garderobeverwalter Gnauth, Bruder des bedeutenden Komikers, genommen und erzählte mir gern Geſpenſtergeſchichten aus jener Zeit, in welcher er unter den ſchwarzen Huſaren gedient hatte. Auch ermahnte er mich, ja recht ſtille und beſcheiden zu bleiben, ſelbſt wenn ich es einmal zu Etwas gebracht hätte, „was ich bei Ihrem ſtillen, anſtändigen Weſen

ſchon glaube — denn ſähen Se," ſetzte er in ſeinem ſächſiſchen Dialekte hinzu, „bei allen Denen, die gleich ſo dreiſt und gewaltig anfangen, hat's gewöhnlich nie lange gedauert, ja wenn ſo Einer recht übermüthig auftritt und gleich ſo thut, als wenn er ſchon was Rechtes wäre, ſo ſage ich immer: Warte nur, warte nur, dich were mer ooch noch kurz kriegen — und das Theater hat ſe ooch Alle kurz gekriegt, darauf können Se ſech verlaſſen."

Ich erinnere mich dieſes Geſprächs deßhalb noch ſo lebhaft, weil es beim Beginne der Oper „Fra Diavolo" ſtattfand, als ich, nichts Böſes ahnend, zuſchauend hinter der erſten Couliſſe nicht einmal den Hoftheaterintendanten bemerkte, der plötzlich hinter mir ſtand und meine Schulter berührte. „He, junger Mann," ſagte er mit hochemporgezogenen Augenbraunen und in ſeiner kurzen, abgebrochenen Sprechweiſe, „Sie wollen nächſtens auftreten — Moritz hat mir's geſagt — und haben ſich noch gar nicht vor den Lampen verſucht — ſehr ſchlimm, ich muß ſorgen, daß es recht bald geſchieht — kommen Sie mit mir — kommen Sie."

Gerechter Gott! Er hatte doch nicht im Sinn, mich in einer Oper hinauszuſchicken; — überhaupt — bei dem Gedanken, vor das Publikum treten zu ſollen, fühlte ich eine kleine Schwäche in meinen Knieen, und doch war dem ſo: ich mußte ihm in die Garderobe folgen, er winkte dem Garderobeverwalter herbei und ſagte ihm mit hocherhobenem Kopfe:

„Dieſen jungen Mann augenblicklich als Diener Fra Diavolo's anziehen! Er ſoll ihm den Mantel hinaustragen, damit er ſich an die Lampen und das Publikum gewöhnt! Sapperment — es iſt traurig, daß ich auch noch an ſolche Kleinigkeiten denken muß."

Dann wurde ich koſtümirt, geſchminkt und mit dem Mantel des großen Räubers in die Couliſſe geſtellt; der Inſpizient gab mir zur Zeit einen kleinen Stoß und als ich herausſchritt, war es mir gerade zu Muthe, als ſchwanke der Boden unter meinen Füßen.

Moritz, dem ich am andern Tag dieſen Auftritt erzählte, lachte unbändig darüber und meinte dann aber, ernſt werdend: „Einen Verſuch mit Ihnen muß ich aber jedenfalls in nächſter Zeit machen, ſei es auch nur, um zu ſehen, wie ſich Ihre Figur ausnimmt und wie Ihr Organ, das ſich allerdings bedenklich weich anhört, von der Bühne herabklingt."

„Doch bitte ich dieſen Verſuch nur in einer Probe zu machen," bat ich ſchüchtern.

„Ei was Probe!" entgegnete er, „bei der Probe nimmt man ſich nie ſo zuſammen wie bei der Vorſtellung, ich werde ſchon wiſſen, wie weit ich es mit Ihnen wagen kann."

Moritz bewohnte damals ein Parterrelogis der Schloßſtraße und war dieſe Junggeſellenwohnung für mich, da ich nie etwas Aehnliches geſehen, von höchſter Eleganz; überall Fauteuils und andere weich gepolſterte Sitze und Liegegelegen-

heiten mit zierlich rothgeblümtem Zitz überzogen, Teppiche auf dem Boden, Bilder und Lithographieen an den Wänden, kleine Statuetten in den Ecken mit grünen Pflanzen umgeben, alles Holzwerk von weiß polirtem Ahorn!

Moritz war ein liebenswürdiger Gesellschafter, ein amüsanter Erzähler, besonders stark in den treffendsten Vergleichungen, von denen ich hier nur eine, die Theaterleitung überhaupt betreffend, anführen will. „Sehen Sie," sagte er, „da giebt man mir ein Viergespann vortrefflicher edler Pferde in die Hand, um damit in raschem, ungehindertem Laufe das vorgestreckte Ziel zu erreichen, aber, sagt man mir, du darfst die Vorläufer durchaus nicht mit Ziehen belästigen, mußt das Sattelpferd schonen und sollst den Handgaul unter keiner Bedingung anstrengen. Nun fahr zu, so rasch du kannst."

Er war ein Lebemann, der oft ein paar leichte kleine Verhältnisse zu gleicher Zeit unterhielt, hatte damals in Stuttgart einen äußerst dummen Bedienten, den er „Viehkerlchen" nannte, und einen wachsamen, aber sehr häßlichen Hund mit Namen „Puff".

Für mich waren die Besuche bei ihm von großem Interesse; befanden wir uns allein, so mußte ich ihm häufig seine Rollen überhören und unter seinen Bekannten, die ich hier traf, lernte ich sehr interessante Männer kennen, die er stets durch ein paar wohlwollende freundliche Worte für mich zu

intereſſiren wußte, ſo den Hofrath von Münch, Adolf Menzel, Auguſt Lewald, der damals die „Europa“ herausgab und mit dem ich lange Jahre in freundſchaftlichem Verkehre blieb.

Nach einer Vorſtellung der „Griſeldis“, worin er den Parzival und Fräulein von Stubenrauch die Griſeldis gab, fühlte ich mich ſo gewaltig und poetiſch angeregt, daß einige Verſe, die ich in Begeiſterung niederſchrieb, mir gelungen genug erſchienen, um ſie ihm vorzuleſen. Er nahm ſie nicht nur wohlwollend, ſondern auch erſtaunt, etwas Dichteriſches in mir zu entdecken, auf und warf dann leicht hin: „Daraus kann immerhin Etwas für Ihre Zukunft werden, wenn es was ja möglich iſt, mit dem Theater nicht gehen ſollte; jedenfalls wollen wir dieſes Gedicht verwerthen, ich werde es, dem Fräulein von Stubenrauch vorlegen und bin überzeugt, Sie wird mir erlauben, daß ich Sie in ihr Haus bringen darf.“

Davor bangte mir allerdings ein wenig, denn neben der großen Künſtlerin, die ich hoch verehrte, war die ſchöne ernſte Frau auch eine gar vornehme Dame und hatte ich bis jetzt den Salon einer ſolchen noch niemals betreten; auch konnte meine Geſellſchaftstoilette durchaus nicht auf Eleganz Anſpruch machen; doch gieng das beſſer, als ich gedacht, ſie empfieng mich freundlich, ja herzlich, lobte meine ſchwachen Verſe und lud mich ein paar Tage ſpäter zum Eſſen ein. So wurde ich, der unbekannte junge Menſch, mit der Freundin des Königs bekannt und hat ſie ein Anrecht auf meine

Dankbarkeit. In den langen Jahren unſeres Verkehrs, der bis zu ihrem Tode gedauert, habe ich ſie ſchätzen, ja verehren gelernt; ſie war wohlwollend und milde gegen Jedermann, hat im Stillen perſönlich ſowie durch Einwirkung viel Gutes gethan, ihre Stellung in keiner Weiſe mißbraucht, was wohl Niemand beſſer als ich in meinen ſpäteren Verhältniſſen zu beurtheilen vermag; verkehrte ich doch dadurch ebenſo häufig mit ihr als mit den höchſten Perſonen des Hofſtaates, und wenn dort über Protektionen ihrerſeits geſprochen wurde, ſo betrafen dieſe außer Theaterangelegenheiten, wo ſie allerdings allmächtig war, meiſtens nur eine untergeordnete Bedienſtenſtelle oder dergleichen, wodurch ſie irgend Jemand glücklich machte. Sie hat ſtets einen guten und beſänftigenden Einfluß ausgeübt und häufig ſelbſt in die höchſten Kreiſe hinauf vermittelnd eingewirkt, zum Guten geſprochen und ſo den tiefen Haß, mit dem man ſie und Alles, was mit ihr bekannt und befreundet war, verfolgte, gewiß nicht in ſolchem Maße verdient.

Auch für ſich ſelbſt hatte ſie es nie verſtanden, die Gunſt ihres Freundes, wie ſie es wohl vermocht hätte, auszubeuten, und wenn ſie auch mit dem, was ſie beſaß, bis an ihr Ende ſehr anſtändig leben konnte, ſo hat ſich doch das Gerücht von ihren großen Reichthümern ſpäter als eine Fabel und als böswillige Verläumdung herausgeſtellt und hätten dieſe Verläumdungen, unter denen ſie ihr Leben lang

zu leiden hatte, auch in Württemberg wo noch viel schlimmere ungerügt stattgefunden, billigerweise nicht aufkommen sollen.

Doch habe ich während meines viele Jahre langen Aufenthaltes in der Hauptstadt Württembergs die Bemerkung gemacht, daß sich wenige Städte so durch kleinliche Klatschsucht, Mißgunst und Neid, vor Allem aber durch ein unbegrenztes Mißtrauen gegen Jeden auszeichneten, der nicht das Glück hat, an den Ufern des Nesenbaches geboren zu sein. Allerdings habe ich wohlwollende, mir aufrichtig zugethane Menschen dort kennen gelernt, die mich durch herzliche Freundschaft für das viele Unangenehme entschädigt, was ich den obengenannten Eigenschaften, die aber in's Schwäbische übersetzt als derbe Biederkeit, ehrliche Gutmüthigkeit zu gelten pflegen, verdanke. Einheimisch im wahren Sinne bin ich dort niemals geworden, sondern stets ein Fremder geblieben, dem eben nicht weiter zu trauen ist, als man ihn zu beobachten vermag. Dank für das Viele, was ich in Stuttgart gewirkt und geschaffen, habe ich wenig erhalten, öffentlichen Dank oder Anerkennung gar keine, wogegen die Väter der Stadt oft gegen minder verdiente Männer nicht karg mit ihrem Ehrenbürgerrecht waren. Dagegen aber reden heute noch und werden noch lange, lange Jahre für mich reden die schönsten Anlagen und Gebäude, für deren Entstehung ich gewirkt, ja, von denen ich wohl sagen kann, daß sie ohne mich vielleicht erst nach langen Jahren zur Verschönerung

Stuttgarts beigetragen hätten. Durch die Schloßplatzanlage und das Wasserwerk mit seinen herrlichen Fontänen, durch den Königsbau und die große Markthalle, die ich als Direktor der königlichen Bauten und Gärten geleitet, prägte sich der schwäbischen Hauptstadt eine großstädtische Physiognomie auf und ist der Anstoß, der dadurch zur Verschönerung der Stadt gegeben worden, wohl die Hauptursache gewesen, daß sich später der allgemeine Verschönerungsverein mit seiner nicht genug zu würdigenden Thätigkeit bildete. Auch die königliche Villa bei Berg, die ich gewissermaßen in's Leben rief, darf ich nicht unerwähnt lassen und muß dabei meines treuen Freundes, des Oberbaurathes von Leins gedenken, dieses trefflichen Mannes, der mit seiner kleinen Statur und den großartigen Conceptionen dem großen Florentiner Brunelleschi zu vergleichen; Leins, der die Schloßplatzanlagen mit ihren prachtvollen Brunnenschalen entwarf und ausführte, den Königsbau und die Villa bei Berg erbaute, aber dafür so wenig als ich das Ehrenbürgerrecht der Stadt erhalten hat, sondern vielfach angefeindet, durch ein Gebaren leiden mußte, das sich auf die kleinlichste, oft gehässigste Art breit machte und dem großen Künstler und Baumeister manche bittere Stunde bereitete.

Doch wo bin ich plötzlich hingerathen?

„Was ich besitze, sah' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, war mir zu Wirklichkeiten —"

und muß ich mir in Wirklichkeit Gewalt anthun, um wieder

ſo objektiv fortzufahren, wie es dieſe Blätter verlangen und bedingen. —

Eduard Devrient kam zu einem Gaſtſpiel nach Stuttgart, das mit Hamlet ſchließen ſollte, und befand ich mich Nachmittags vorher bei Moritz, als der Theaterdiener eintrat und meldete: „Herr Sch., der den Fortinbras zu ſpielen hatte, ſei plötzlich erkrankt und müſſe die Rolle neu beſetzt werden.“ Es war dieß für Moritz, der ſich mit den Vorbereitungen zu einer kleinen Reiſe beſchäftigte, ein unangenehmer Zwiſchenfall, und daß er mir ſchon früher prophezeit, er werde mich eines Tages von heute auf morgen vor die Lampen ſchicken, das ſchien ihm jetzt plötzlich wieder einzufallen, er ſchickte den Theaterdiener mit den Worten: „Ich werde das ſelbſt arrangiren“ fort, und als wir allein waren, ſagte er mir kategoriſch: „Sie ſollen und müſſen den Fortinbras ſpielen — keine Einwendung! — ich werde das ſchon machen und verantworten, hoffentlich reüſſiren wir und haben dann Alles gewonnen!“

Wie mir zu Muthe war, brauche ich wohl nicht zu ſchildern, ich, der ich noch nie ein Wort auf der Bühne geſprochen, ſollte von oben bis unten geharniſcht, ein kriegeriſcher Held und Königsſohn ſtolz vor meinen Mannen einherſchreitend, mit wenig aber gewichtigen Worten die große Tragödie ſchließen, indem ich Wehe über die Gefallenen rufend, die däniſche Krone in Empfang nähme.

„Gehen Sie jetzt mit der ausgeſchriebenen Rolle“ —

der Theaterdiener hatte sie dagelassen — „nach Hause, lernen die paar Worte sogleich pünktlich auswendig und kommen Sie heute Abend zu mir, damit ich Sie überhöre.“

Dieß geschah, auch hatte ich mir die Worte des norwegischen Prinzen auf's genaueste eingeprägt, so daß ich die Rolle, wie jener berühmte Gedächtnißkünstler, hätte rückwärts hersagen können, doch nahm Moritz, nachdem ich mein Auswendiggelerntes hergesagt, den Bleistift und strich kopfschüttelnd den größten Theil meiner Partie. „Thut nichts,“ sagte er dabei, „wenn Sie so wenig als möglich sprechen, das Publikum ist ohnedieß durch die Länge der Tragödie gelangweilt und froh, wenn der Vorhang fällt; morgen bei der Probe werde ich Ihnen das energische Herauskommen einstudiren und dann wird's schon gehen.“

Aber es gieng so schlecht als möglich und Moritz, der bei der Hauptprobe selbst die Geduld verlor, schrie mich an, ich solle für einen norwegischen Krieger und Königssohn doch nicht so verteufelt kleine Schritte machen und nicht wie ein bleichsüchtiges Mädchen heraustrippeln! „Herrrrgott im Himmel!“ schrie er mit dem schnarrendsten R, das ihm möglich war, „Fortinbras war doch kein Berliner und hat gewiß nicht gesagt: Mein Glück empfang ich trauernd.“ Er strich noch Einiges von der Rolle weg, indem er sagte: „Behalten Sie nur wenigstens den letzten Satz fest im Kopfe und marschiren Sie, wie ich Ihnen das jetzt nochmals vormachen

will, in einem anständig weiten Bogen heraus.“ Dann befahl er noch dem Inspizienten, im Falle je etwas Schlimmes vorkommen sollte, den Portalvorhang sogleich niederzulassen.

Ungewöhnlich rasch kam der Abend heran und ich, der ich mich stets mit einem angenehmen Gefühle auf die Bühne begeben, betrat dieselbe, nachdem ich unten am Eingange meinen Namen auf dem Theaterzettel gelesen, heute — es war am 10. September 1840 — lange, lange vor Beginn des Stückes, scheu und verzagt, und fand, daß hier Alles einen sehr ernsten Eindruck auf mich machte. Bei einem Trauerspiel ist es überhaupt hinter den Coulissen durchaus nicht so behaglich, wie bei dem fröhlichen und lustigen Leben einer Oper oder eines Ballets; Alles ist still, der Inspizient und die andern Beamten gehen auf den Fußspitzen umher, sehen sich bei dem kleinsten Geräusch zornig um und jeden Augenblick heißt es „Sssst! — ssssst!“ — Die ersten Künstler stehen hinter den Coulissen und wagen kaum eine halblaute Bemerkung über den fremden Kollegen, der den Hamlet spielt, über sein Kostüm oder eine verfehlte Stellung. Ophelia, heute Fräulein von Stubenrauch, rauschte nach jeder Scene in ihre Garderobe zurück; Döring — Polonius — war verstimmt, denn der Gast hatte ihm durch sein rasches Einfallen eine sehr gute Bemerkung abgeschnitten; das Gefolge des alten Königs und die norwegischen Krieger des Prinzen Fortinbras lungerten hinter der Bühne, die dänischen Hofdamen

führten halblaute Haushaltungsgeſpräche und ſtrickten ſehr lange wollene Strümpfe; die Zimmerleute ſtrichen faul und verdroſſen einher, denn es gab nicht viel zu thun, keine ſchönen Dekorationen, und doch alle Augenblicke eine Verwandlung. Hinter der Scene iſt ein großer Raum, welchen die Helle der Gaslichter nicht erreicht und welcher im tiefen Halbdunkel liegt; dort ſpaziert in der ſchwarzen Rüſtung Maurer als Geiſt von Hamlets Vater auf und ab. Schon zu Anfang des Stückes ſtieß ich hier auf ihn, wie er — ein ſehr fettes und korpulentes Geſpenſt — mit ſchweren, dröhnenden Schritten auf- und abgieng. Da ich ganz am Schluſſe aufzutreten hatte, war ich begreiflicherweiſe noch nicht angekleidet und zog vor dem ſchwarzen eiſernen Manne verehrungsvollſt den Hut. Der Geiſt von Hamlets Vater blieb ſtehen, nahm eine ſtarke Priſe und fragte: „Sie treten, wie ich gehört habe, heute zum erſten Male auf?“

„Ihnen zu dienen, Herr Maurer! Ich mache heute meinen erſten theatraliſchen Verſuch.“

„So bewundere ich Sie,“ entgegnete der Geiſt, „daß Sie noch nicht coſtümirt ſind.“

„Ich habe geglaubt, ich habe noch vier Stunden Zeit und brauchte mich deßhalb mit dem Anziehen nicht zu beeilen.“

„Junger Mann,“ verſetzte das Geſpenſt, nachdem es ſich heftig geſchnauzt, „Sie müſſen nicht vergeſſen, daß Sie,

wie geſagt, heute zum erſten Male auftreten, daß Sie von Kopf bis zu Füßen in einen Harniſch geſteckt werden, und ſo in Blech eingewickelt, bewegt man ſich verflucht ſchlecht, das kann ich Sie verſichern, man muß ſich ſtundenlang daran gewöhnen."

Bei dieſen Worten raſſelte der Geiſt von Hamlets Vater bedeutend mit ſeiner Rüſtung und gieng klirrenden Schrittes von dannen; ich aber beherzigte ſeinen Rath und gieng in die Garderobe, um mich von dem bei ſolchen Angelegenheiten anweſenden Flaſchnermeiſter wappnen zu laſſen. Man zog dem Prinzen Fortinbras gelbe Tricots an, einen blauen Leibrock mit kurzem Schoß, beſchiente und bepanzerte denſelben von unten bis oben, ſetzte ihm den Helm auf und gürtete ihm das lange Schwert um. Der Friſeur ordnete meine Haare, klebte mir einen verwegenen Bart auf und der Garderobeverwalter Gnauth war Hochſelbſt ſo freundlich, meine Backen roſenroth zu färben. So ſtand ich endlich da, zuſammengeſchnallt und gepreßt — ein armes Opfer der Kunſt — und nicht im Stande eine Bewegung zu machen, welche einer menſchlichen ähnlich ſah; die Arme konnte ich nicht an den Leib bringen, ſondern mußte ſie immer abgeſtreckt halten; die Knieſcheiben, welche etwas zu lang für mich waren, erlaubten mir nicht auf natürliche Art meine Beine zu biegen und ſo mußte ich, wenn ich gehen wollte, mit den Füßen eine Seitenbewegung machen, wie die Ma-

troſen zu thun pflegen und was man ſpreitſpurig zu nennen pflegt. Dabei raſſelte der Harniſch auf eine unerträgliche Art, und wo ich mich hinter den Couliſſen ſehen ließ, ſchrie der Inſpizient ſein: „Sſſſt! — ſſſſt!“ und die Schauſpieler welche gerade hinaustreten wollten, hießen mich ſo weit als möglich zurückweichen. Dieß Alles verurſachte mir ein begreifliches moraliſches und phyſiſches Unbehagen, wobei es mich nicht einmal aufzurichten vermochte, daß der Geiſt von Hamlets Vater ſich mit meinem Anzuge vollkommen einverſtanden erklärte und Moritz mir ein paar ermunternde Worte ſagte.

Der dritte Akt war vorbei und die zu langen Kniescheiben hatten den armen Prinzen Fortinbras faſt wund gedrückt; der Inſpizient ſah mich beim Beginn des vierten Aktes ſcharf durch die Brille an und ſagte mir mit gleichgiltigem Tone, als wenn das gar nichts wäre: „Im nächſten Akt kommen Sie.“ Ja, im nächſten Akte, dachte ich und fühlte ein Fröſteln unter der kalten Rüſtung, im nächſten Akte! Ja, wenn dieß vielleicht erſt nach einem Monat geſchehen könnte! Aber nein, das wird in einer halben Stunde vor ſich gehen! Meine Zeit iſt um, der Zeiger geht unaufhaltſam vorwärts, meine Stunden, meine Minuten ſind gezählt, wie die eines zum Tode Verurtheilten. Es ergriff mich eine namenloſe Angſt. —

Der fünfte Akt begann und ich konnte mich von der

gewiſſen Idee einer vollkommenen Niederlage nicht los machen. Ich war überzeugt, dem todten Hamlet auf die Naſe zu treten oder ſonſt etwas Ungeheuerliches zu begehen, um mich vor dem ganzen Publikum lächerlich zu machen. Schon längſt hatte mich der Inſpizient in die betreffende Couliſſe beordert, hinter mir raſſeln meine Mannen, das Gefolge des Prinzen Fortinbras, das mit ihm eindringt in die däniſche Hofburg, wo ich wild und trotzig auftretend, die Krone in Empfang nehmen ſoll. Gerechter Gott! Ich, wild und trotzig! fuhr ich doch erſchreckt zuſammen, als mir der Inſpizient ſagte: „Aufgepaßt, jetzt kommen Sie ſogleich!“ Doch raffte ich allen meinen Muth zuſammen, wenn gleich meine Mundwinkel zuckten, mein ſtarres Auge ſchon beinahe jetzt nichts mehr ſah und ich, mich ſcheu umſchauend, bei mir überlegte, ob es nicht noch thunlich ſei, nach rückwärts zu entfliehen.

Hamlet lag ſterbend am Boden!! — — „Hinaus!!“ ſagte der Inſpizient, und da er zugleich mein Gefolge kommandirte: „Vorwärts“, ſo fühlte ich von hinten einen gelinden Druck und ſtolperte ein paar Schritte vorwärts. — Ich mußte eine Couliſſenſtange überſchreiten, die vor mir am Boden lag und über welche ich faſt ſtürzte, da ich ſie nicht ſah, fühlte auch zu gleicher Zeit, daß an der Rüſtung etwas geriſſen war und eine Knieſcheibe klaffte. Der Hof des Königs und die däniſchen Damen ſahen mich mit Entſetzen

an; dicht vor mir lag der todte Königssohn mit seiner Nase, wie absichtlich, um sich darauf treten zu lassen. Die Prosceniumslampen tanzten auf und ab, bildeten seltsame Schlangenlinien, das Publikum wogte vor mir wie ein stürmisches Meer und ich stotterte etwas Weniges von Niederlage und Mord, von einem Fest, das in diesen heiligen Hallen, wo man keine Rache kennt, vor sich gienge, dann drückte mir Jemand eine Krone in die Hand und wie hierauf der Portalvorhang langsam herunterſank, erwachte ich ebenso langsam aus einem entsetzlich drückenden Gefühle und erst, als ich die Prosceniumslampen nicht mehr sah, holte ich tief Athem, ließ die Krone fallen und fühlte mich wie erwacht aus einem wirren gespenstigen Traume. —

Herr Edmund Zoller, später mein Kollege bei der Redaktion von „Ueber Land und Meer", der dieß mit erlebt hatte, schilderte mir diesen großen Augenblick auf's Lebendigste.

Als ich am andern Tage schüchtern bei Moritz eintrat, empfieng er mich allerdings laut lachend, wurde aber bald sehr ernst und sagte mir achselzuckend: „Nach dem, was wir gestern erlebt, werden Sie selbst wohl nicht mehr an eine Spur von Talent zum Schauspiele glauben — allerdings trage ich an diesem gründlichen Durchfall die Hauptschuld — denn ich hätte Sie nicht herausgehen lassen sollen, wir haben va banque gespielt, Sie dabei freilich verloren, ich aber die

Ueberzeugung gewonnen, daß aus Ihnen niemals ein auch nur erträglicher Schauspieler werden würde."

„Traurig für mich, denn —"

„Im Gegentheil," fiel er rasch ein, „Sie werden mir später für mein Experiment von gestern und für meine heutige Aufrichtigkeit Dank wissen, denn, wenn schon bei jeder Kunst die Mittelmäßigkeit etwas Erbärmliches ist, so vor Allem bei unserem Handwerk, doch wäre ich trotz alledem nicht so grausam, Ihnen den Boden unter den Füßen wegzuziehen, wenn ich Ihnen nicht und mit voller Ueberzeugung etwas Anderes und Besseres anzurathen hätte."

Ich horchte hoch auf.

„Sie haben mir da neulich," fuhr er auf- und abgehend fort, „eine flüchtige Skizze über Ihr Militärleben mitgetheilt, ich gab sie Lewald, der mir gestern Abend nach der Vorstellung auf's günstigste darüber sprach und sein Erstaunen ausdrückte, daß Jemand, der dergleichen schreiben könne, es vorgezogen habe, einen so miserablen Fortinbras zu spielen. Die militärische Skizze an sich erklärte er allerdings noch nicht für druckreif, will Ihnen aber bei der „Europa" kleine Arbeiten geben und Ihnen dieselben anständig honoriren. Gehen Sie sogleich zu ihm hin und theilen Sie ihm mit, was ich Ihnen gesagt," bemerkte Moritz, indem er mich hinausbegleitete.

Wer war nun wieder glücklicher als ich; denn wenn

ich an ein nochmaliges Auftreten auf der Bühne dachte, so fühlte ich einen wahren Schauder, so viel hatte ich gestern Abend durchgemacht.

Lewald wohnte damals im sogenannten „Bazar" auf der Königsstraße und lebte auf ziemlich großem Fuße. Ein Bedienter in Livrée empfieng mich und als ich endlich vor den „großen Handelsmann im Süden", wie ihn Moritz scherzhaft zu nennen pflegte, gelassen wurde, empfieng er mich herablassend, aber wohlwollend und freundlich. Lewald war in den besten Jahren, hatte volles, dunkles Haar, einen gleichen Schnurrbart und aus einem zartgerötheten Gesichte leuchteten seine schönen geistvollen Augen, er trug einen seidenen Schlafrock von persischem Muster, sprach einige gütige Worte zu mir, schützte, sich empfehlend, dringende Geschäfte vor und ließ dann seinen ersten Redaktionsgehilfen kommen, Cohn, den ich schon bei Moritz, der ihn „Cöhnchen" zu nennen pflegte, kennen gelernt. Cohn war derselbe, der sich durch Herausgabe des hannover'schen „Port Folio" bekannt gemacht hat und der später im Irrenhause starb. Mir übertrug er Uebersetzungen für die Europa, und eigenthümlich genug war meine erste Arbeit eine Erzählung aus Mister Humphrey's Wanduhr von dem Engländer Dickens, die ich aus dem Französischen in's Deutsche übertragen mußte.

Mein Freund Neuburg, der unterdessen in seinem Buchhandel thätig gewesen war, hatte freundschaftlichen und thät-

lichen Antheil an meinen bisherigen Schicksalen genommen, ja mir redlich auf späteren Wiedererſatz von ſeiner Einnahme mitgetheilt, und ſo war es mir möglich geworden, mein Leben, zuweilen allerdings auf recht kümmerliche Art, zu friſten.

Man lebte damals in Stuttgart noch außerordentlich wohlfeil; ſo aßen wir bei einem braven Metzger in der Nähe der Hirſchſtraße um zwölf Kreuzer ſo gut zu Mittag, daß zum Abendbrode ein Glas Bier, Brod und Käſe genügte, was Alles zuſammen damals kaum ſechs Kreuzer koſtete.

Wir hatten anfänglich eine gemeinſchaftliche Wohnung am äußerſten Ende der Sophienſtraße, zogen aber nach vier Wochen mehr in den Mittelpunkt der Stadt; Neuburg zu einem Kollegen des gleichen buchhändleriſchen Geſchäftes, ich aber in das kleine Zimmer eines Hinterhauſes in der Friedrichsſtraße, deſſen Lage mich entzückte, da es auf drei Seiten von Gärten umgeben, jetzt im Monat Mai wie in einem Blüthenmeere lag. Prachtvoll war der Anblick von meinem Fenſter aus, wo ich ſtundenlang träumeriſch ſitzen, in das zarte Grün der Gräſer und Geſträuche ſchauen, mich am Duft der Blumen und Blüthen erfreuen und dem lieblichen Geſange der Vögel lauſchen konnte.

Heute noch überkommt mich eine Wehmuth, wie an ein vergangenes, unwiederbringlich verlorenes Glück, wenn ich an jenes ſo beſcheidene Stübchen denke, meine erſte, eigentliche, ſo recht behagliche Wohnung. Mehr als einmal habe

ich sie auch in Schilderungen benutzt, wenn ich etwas recht Heimliches und Gemüthliches darstellen wollte. Hier unter Blüthen und Vogelsang nahm ich die flüchtigen Skizzen aus meinem „Soldatenleben im Frieden" wieder vor, stellte sie zusammen, änderte und feilte daran, fand aber jetzt eigentlich zum ersten Male, daß in meiner rechten Hand, von jenem Sturze mit dem Pferde her, einige Schwäche zurückgeblieben war, die mir ein längeres Schreiben peinlich, ja unmöglich machte. Auch hatte ich schon öfters gefunden, daß mir die besten Gedanken und lebendigsten Bilder anflogen, wenn ich im Zimmer auf- und abgehend, mir gleichsam selbst Etwas vorerzählte, weßhalb ich auf die bei meinen sehr bescheidenen Mitteln allerdings kühne Idee kam, es mit einem Schreiber zu versuchen, dem ich hin- und hergehend diktiren wollte. Dazu fand ich einen der älteren Choristen, der für das Theater Rollen abschrieb, auch in ganz kleinen stummen Partien beschäftigt war, wie zum Beispiel als Diener Dulcamara's im „Liebestrank" in der Tracht eines Bajazzos hinten auf dem Wagen stand und die Zettel mit den Anpreisungen der Wundermittel vertheilte. Er hieß Lindner, war ein stiller, braver und fleißiger Mann, und kann ich schon an dieser Stelle sagen, daß ich ihm, wie man später hören wird, zu seinem Glücke verholfen habe; denn heute ist er Kanzleirath und der glückliche Besitzer eines oder mehrerer Orden.

Damals freilich nahm er mein Ersuchen, für mich zu schreiben, mit bedenklichem Kopfschütteln auf und meinte: „ob dabei für mich und alsdann auch für ihn wohl etwas zu verdienen sei“; gewagt war es allerdings von mir, der ich selbst wenig besaß, einen Sekretär zu engagiren; doch vertraute ich meinem guten Stern; Lindner kam und ich diktirte ihm das erste Kapitel des Soldatenlebens im Frieden genau so, wie es heute in mindestens fünfzigtausend Exemplaren verbreitet ist. Dann wurde die Arbeit sauber abgeschrieben und mit Moritz überlegt, welches Journal dadurch glücklich gemacht werden sollte.

„Die ‚Europa‘“, meinte er kopfschüttelnd, „wird Ihnen nur ein kleines Honorar zahlen und Ihren Namen nicht so bekannt machen, als wenn es Ihnen zum Beispiel gelänge, beim ‚Morgenblatte‘ anzukommen.“

„Ach ja, ‚Morgenblatt‘ und ‚Cotta'sche Buchhandlung!‘ Welche Aussichten müßten sich alsdann für mich eröffnen!“

„Doktor Hermann Hauff, der Redakteur des ‚Morgenblattes‘“, fuhr Moritz fort, „selbst ein vortrefflicher Schriftsteller und großer Gelehrter, gibt auf Empfehlungen gar nichts; ich kenne ihn wohl, will Ihnen auch eine Visitenkarte zur Einführung bei ihm geben, doch muß Ihre Arbeit für sein Blatt vollkommen brauchbar sein, wenn er sie annehmen soll, was ich, so gut mir dieselbe auch gefällt, doch nicht beurtheilen kann; er ist ganz außerordentlich wählerisch.“

Daß ich nicht ohne Zagen zu ihm, dem berühmten Manne, einem Bruder des zu früh verstorbenen Wilhelm Hauff, gieng, wird man ebenso begreiflich finden, als daß ich der die Vorthüre öffnenden Frau des großen Gelehrten auf's schüchternste mein Anliegen vortrug, den Herrn Doktor sprechen zu dürfen; doch flößte mir die nicht unfreundliche Art, mit welcher mich dieselbe, nachdem sie mich scharf betrachtet, unter einem Aufwerfen des Kopfes an das Studierzimmer wies, wobei sie sagte: „Da klopfen Sie an und gehen hinein, er läuft gerade spazieren," einigen Muth ein.

Es war hier keine Eleganz in Teppichen und Nippsachen, wie bei Lewald, sondern ein sehr einfach möblirtes Zimmer, das ich betrat, Bücher über Bücher an drei Wänden, am Fenster ein Stehpult, und an dem Stehpult Doktor Hermann Hauff selbst, in einem ziemlich abgetragenen röthlichen Schlafrock, eine lange Pfeife rauchend, während er mit weiten Schritten hin- und hergieng, auch blieb er nur einen Augenblick stehen, als ich ihm die Karte von Moritz überreichte, die er kopfnickend hinnahm, worauf er mich durch eine Schulterbewegung ersuchte, an seinem Spaziergange Theil zu nehmen.

„Sie sind auch beim Theater?"

„Ich hatte allerdings die Absicht, Herr Doktor, finde aber, daß mir das Talent zum Schauspieler fehlt."

„Sehr gut, wenn man so etwas frühzeitig genug einsieht."

„Habe deßhalb auch verzichtet, und da ich schon früher schriftstellerische Versuche gemacht, so möchte ich mir erlauben, Ihnen eine Arbeit zu übergeben, die vielleicht" — hier blieb er stehen und sah mich mit seinen klaren Augen scharf an, während ein leichtes Lächeln um seinen Mund spielte —, „die vielleicht," wiederholte ich schüchtern, „die, wenn möglich — die, wenn sie Ihnen gefallen sollte, vielleicht Aufnahme finden könnte."

„Im ‚Morgenblatte', meinen Sie?" — fuhr er seinen Spaziergang wieder aufnehmend fort, wobei er seine Hände in den Taschen des Schlafrocks vergrub und etwas hin- und herwackelnd weiterschritt.

„Ja das kommt allerdings darauf an, ob ich sie brauchen kann. Legen Sie das Manuskript" — ich hatte dasselbe hervorgezogen — „nur dort auf meinen Schreibtisch."

„Ach, Herr Doktor, es wäre mein glühendster Wunsch und würde ich eine Aufnahme in's ‚Morgenblatt' als das größte Glück betrachten."

„Ich begreife das, und wenn Ihre Arbeit mir genügt, so will ich sehen, was zu machen ist."

„Darf ich mir vielleicht erlauben wieder vorzukommen?"

„Ja, Anfangs der nächsten Woche."

Die Tage bis dahin kamen mir wie ebenso viele Jahre vor, und noch banger als das Erstemal klopfte ich wieder an seine Thüre. Daß er mich kopfnickend anlächelte, flößte mir

ein freudiges Gefühl ein, und als er mir sagte: „Ihre Arbeit ist hübsch, recht hübsch, ja so gut, daß ich sie für eine der nächsten Nummern des ‚Morgenblattes' bestimmt habe," erfüllte mich dies mit einem Entzücken, das ich unmöglich zu schildern vermag. Gedruckt zu werden und gar im Cotta'schen „Morgenblatte", war eine Seligkeit, die mich förmlich verwirrte, weßhalb ich, nachdem er mich freundlich entlassen, in die Berge hinauslief, um dort, einsam durch den Wald streichend, über mein Glück nachzudenken.

Daß diese meine erste Arbeit „das Soldatenleben im Frieden" bei seinem Erscheinen außerordentlich gefiel, ja gewissermaßen Aufsehen erregte, darf ich wohl ohne Ueberhebung sagen. Es war etwas Neues, frisch Ursprüngliches und, die es lasen, versicherten, es sei ihnen gerade so, als erlebten sie selbst das Erzählte.

Moritz beglückwünschte mich auf die herzlichste Art und sagte mir als, wie es schien, für ihn höchste Anerkennung, daß der Leibarzt des Königs, Obermedizinalrath von Hardegg, ein ebenso vortrefflicher Arzt als geistvoller Mann, der selten anderes als Wissenschaftliches las, meine Erzählung ausnehmend belobt, ja sich auf die Fortsetzung freue. Lewald war verstimmt, daß ich die Europa nicht bevorzugt, blieb mir aber trotzdem freundlich gewogen.

Wohl aber mit am glücklichsten machte es mich, wenn ich im Lesezimmer des sogenannten „obern Museums" die

Gäste meine Skizzen unter herzlichem Lachen lesen und Einer dem Andern dieselbe empfehlend reichen sah.

Rasch schrieb ich neue Kapitel, die ich dem guten und mir stets freundlich geneigten Doktor Hauff brachte, und eines Tages klang seine Frage: „Ob ich vielleicht Geld brauche" wie Musik in meinen Ohren. Das erste durch meine schriftstellerischen Arbeiten verdiente Geld! — Anerkennung und Honorar! — War ich nicht auf dem besten Wege, etwas Rechtes zu werden?! —

Auf meine Bitte schrieb er mir eine Anweisung von fünfzig Gulden auf die Cotta'sche Kasse, mit der ich mich zum Geschäftsführer und Kassier Herrn Ludwig Roth begab und hier das Glück hatte, Herrn Johann Georg Cotta selbst kennen zu lernen.

Er trat zufällig aus seinem Schreibzimmer, eine mittelgroße etwas geschniegelt angezogene Gestalt, sich leicht in den Hüften wiegend, hatte ein wohlwollendes Gesicht mit klugen Augen, dunkles Haupthaar und einen etwas nach oben gedrehten schwarzen Schnurrbart, dessen Spitzen durch eine auffallende Bewegung des Mundes, wenn er sprach, eigenthümlich zuckten.

Herr Roth stellte mich ihm als den Verfasser des „Soldatenlebens im Frieden" vor, worauf er beifällig mit dem Kopfe nickte und in einem etwas affektirt klingenden Tone sagte: „Freu' mich sehr! Eine hübsche Arbeit, die mir

von allen Seiten gelobt wird, fahren Sie so fort und ich werde Sie im Auge behalten; Herr Roth, wenn ich bitten darf —"

Damit war ich entlassen, sehr zufrieden, den damals ersten Buchhändler Deutschlands kennen gelernt zu haben; von da an sah ich ihn häufig, trat später auch zu ihm in. gesellschaftliche Beziehungen und habe ihn stets sich gleich bleibend, freundlich und wohlwollend für mich gefunden, was ich nicht von allen meinen spätern Verlegern rühmen kann. Mit Herrn Ludwig Roth, einem etwas derben und nicht immer angenehmen Geschäftsmanne, der aber von da ab jahrelang meinen gefälligen Kassier machte, blieb ich bis zu dessen Tode in freundschaftlichstem Verkehre, und habe ich es ihm nie vergessen, daß er mir auch bereitwillig hie und da kleine Vorschüsse gab. Nun traf es sich aber — und das war wieder eine jener seltsamen Schicksalsfügungen, die für mich von so großer Bedeutung wurden — daß im Herbst des Jahres 1840 ein Stallmeister des Königs, Freiherr von Taubenheim, eine Fahrt in's gelobte Land vorhatte, gewissermaßen ein Gelübde erfüllend, das er für die Verwirklichung eines Herzenswunsches gethan. Er liebte nämlich eine Nichte des regierenden Königs, Gräfin Marie von Württemberg, und wenn diese schöne und vornehme Dame auch seine Neigungen erwiederte, so stellten sich doch begreiflicherweise dieser Verbindung einige Schwierigkeiten, nicht seiner Per-

sönlichkeit, wohl aber seiner Stellung, obgleich er zugleich königlicher Kammerherr war, entgegen. Diesen vortrefflichen, liebenswürdigen und durch und durch edlen Charakter zu schildern, wie es ihm gebührt, wird mir um so leichter, da er in allen diesen Eigenschaften von Jedermann gekannt, geschätzt und geliebt wurde. Man könnte sagen: er war, wie der Kaiser Maximilian, „der letzte Ritter", wenn man unter diesem Worte ein hochpoetisches, romantisches Gefühl, ein Herz ohne Furcht und Tadel, unerschütterlich in seiner Freundschaft, stets zum Helfen bereit, milde gegen seine Untergebenen, empfänglich für alles Elend, freigebig gegen Arme, vornehm und ritterlich in seinem ganzen Wesen, kurz einen Edelmann vom reinsten Wasser verstehen will, auf den der Ausspruch Shakespeare's anwendbar ist:

„Nehmt Alles nur in Allem; ihr werdet nimmer seines Gleichen sehen."

Taubenheim, von hoher, schlanker Gestalt, angenehmen Gesichtszügen und seelenvollen Augen, Virtuose in allen körperlichen Uebungen, einer der vortrefflichsten Reiter, hochgebildet, mehrere fremde Sprachen gleich der deutschen sprechend und schreibend, war damals eine der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten Stuttgarts. Von seiner Gewandtheit im Reiten, wenn er den König, der ihn liebte, begleitete, erzählte man sich die außerordentlichsten Dinge, und ebenso interessant war es, ihn heute bei großen Veranlassungen in

voller Uniform zu sehen und morgen in entlegene Straßen und unscheinbare Häuser zu begleiten, um menschliches Elend zu lindern. Häufig erblickte man dabei seinen Rappen irgendwo angebunden, ein Pferd von so eigenthümlicher Bauart, daß es schon dadurch von Jedermann gekannt war. Dieses edle Thier mit dem tiefsten Senkrücken, den ich jemals gesehen, war trotz seines hohen Alters noch immer ausgezeichnet als Renner und Springer und erregte das Erstaunen der Zuschauer, wenn es zum Beispiel auf dem Rennplatze die mehrere Fuß hohe Barriere mit der größten Leichtigkeit nahm. Wenn der stattliche Reiter dort mit ihm erschien, so lief ein Gemurmel des Beifalls durch die Reihen.

Den Freiherrn von Taubenheim lernte ich nun gleichfalls bei Moritz kennen und war entzückt von der Liebenswürdigkeit, mit der auch er von meinen kleinen literarischen Erfolgen sprach, und fühlte mich hochgeehrt, seiner Mutter, einer vortrefflichen, allverehrten Dame vorgestellt zu werden. Dort lernte ich auch ihre Schwester Fräulein von Lewer kennen, eine geistvolle, hochgebildete Dame, und darf wohl sagen, daß ich mit meiner einfachen Natürlichkeit und meinem heiteren Wesen auf Beide einen möglichst günstigen Eindruck machte. Hier tangirte ich auch schon die höchste Gesellschaft, indem ich eines Tages die Ehre hatte, eben jener Gräfin Marie von Württemberg vorgestellt zu werden.

In Stuttgart, wo man von jeher mehr als nöthig und

billig sich um das Thun und Lassen seines Nebenmenschen bekümmert, sprach man in allen Kreisen von der bevorstehenden Reise Taubenheim's nach dem Orient und auch bei Moritz wurde derselben häufig erwähnt, doch erschrak ich fast, als Letzterer mir eines Tages in seiner raschen Weise sagte: „Wenn wir es möglich machen können, daß Taubenheim Sie auf seiner orientalischen Reise mitnimmt, so ist Ihr Glück gemacht! Wenigstens haben Sie einen tüchtigen Schritt dazu gethan!"

„Aber wie wäre das möglich?"

„Auf Taubenheim, wie auf seine Mutter und Tante haben Sie einen ganz günstigen Eindruck gemacht; Hardegg spricht überall lobend von Ihren Soldatengeschichten, prophezeit Ihnen gute schriftstellerische Erfolge, und so viel ich unsern verehrten Taubenheim kenne, wird es ihm durchaus nicht unangenehm sein, die Erlebnisse seiner Reise später gedruckt zu sehen."

Wenn ich auch das Richtige seiner Behauptungen einsehen mußte, so hatte ich doch nicht den Muth, auch nur in meinen kühnsten Träumen an das Gelingen zu denken, war daher auch auf's höchste und freudigste überrascht, als mir Moritz wenige Tage nachher sagte: „Was ich, aufrichtig gesagt, halb und halb im Scherze eingefädelt, scheint sich realisiren zu wollen. Herr v. Taubenheim, ohne gerade zuzusagen, hat auch meine Idee nicht geradezu abgelehnt und mir

voller Uniform zu sehen und morgen in entlegene Straßen und unscheinbare Häuser zu begleiten, um menschliches Elend zu lindern. Häufig erblickte man dabei seinen Rappen irgendwo angebunden, ein Pferd von so eigenthümlicher Bauart, daß es schon dadurch von Jedermann gekannt war. Dieses edle Thier mit dem tiefsten Senkrücken, den ich jemals gesehen, war trotz seines hohen Alters noch immer ausgezeichnet als Renner und Springer und erregte das Erstaunen der Zuschauer, wenn es zum Beispiel auf dem Rennplatze die mehrere Fuß hohe Barriere mit der größten Leichtigkeit nahm. Wenn der stattliche Reiter dort mit ihm erschien, so lief ein Gemurmel des Beifalls durch die Reihen.

Den Freiherrn von Taubenheim lernte ich nun gleichfalls bei Moritz kennen und war entzückt von der Liebenswürdigkeit, mit der auch er von meinen kleinen literarischen Erfolgen sprach, und fühlte mich hochgeehrt, seiner Mutter, einer vortrefflichen, allverehrten Dame vorgestellt zu werden. Dort lernte ich auch ihre Schwester Fräulein von Lewer kennen, eine geistvolle, hochgebildete Dame, und darf wohl sagen, daß ich mit meiner einfachen Natürlichkeit und meinem heiteren Wesen auf Beide einen möglichst günstigen Eindruck machte. Hier tangirte ich auch schon die höchste Gesellschaft, indem ich eines Tages die Ehre hatte, eben jener Gräfin Marie von Württemberg vorgestellt zu werden.

In Stuttgart, wo man von jeher mehr als nöthig und

billig sich um das Thun und Lassen seines Nebenmenschen bekümmert, sprach man in allen Kreisen von der bevorstehenden Reise Taubenheim's nach dem Orient und auch bei Moritz wurde derselben häufig erwähnt, doch erschrak ich fast, als Letzterer mir eines Tages in seiner raschen Weise sagte: „Wenn wir es möglich machen können, daß Taubenheim Sie auf seiner orientalischen Reise mitnimmt, so ist Ihr Glück gemacht! Wenigstens haben Sie einen tüchtigen Schritt dazu gethan!"

„Aber wie wäre das möglich?"

„Auf Taubenheim, wie auf seine Mutter und Tante haben Sie einen ganz günstigen Eindruck gemacht; Hardegg spricht überall lobend von Ihren Soldatengeschichten, prophezeit Ihnen gute schriftstellerische Erfolge, und so viel ich unsern verehrten Taubenheim kenne, wird es ihm durchaus nicht unangenehm sein, die Erlebnisse seiner Reise später gedruckt zu sehen."

Wenn ich auch das Richtige seiner Behauptungen einsehen mußte, so hatte ich doch nicht den Muth, auch nur in meinen kühnsten Träumen an das Gelingen zu denken, war daher auch auf's höchste und freudigste überrascht, als mir Moritz wenige Tage nachher sagte: „Was ich, aufrichtig gesagt, halb und halb im Scherze eingefädelt, scheint sich realisiren zu wollen. Herr v. Taubenheim, ohne gerade zuzusagen, hat auch meine Idee nicht geradezu abgelehnt und mir

in Kurzem eine definitive Entschließung versprochen; Lewald war gerade zugegen und sagte lächelnd: „Das wäre Etwas für mich, Aufsehen machend im deutschen Buchhandel — ‚ein Flug in den Orient' von August Lewald."

Aufrichtig gesagt, hatte ich mich jetzt schon so in die entzückende Idee, eine solche Reise machen zu dürfen und später ein Buch darüber zu schreiben, hineingelebt, daß ich auf einsamen Spaziergängen, die ich machte, schon begann, eine Vorrede zu entwerfen und diese auch niederschrieb, überschwenglich phantastisch und deßhalb gänzlich unbrauchbar, wie ich mich noch vor kurzem, als ich diese Vorrede zufällig unter meinen Papieren fand, überzeugte, doch erleichterte ich damals durch die Abfassung derselben gewissermaßen meine Seele, ich vermochte freier aufzuathmen und mein Glück, wenn es kommen wollte, ruhiger zu erwarten.

Ach und als es dann nun wirklich kam, bebte ich vor Freude und fühlte meine Augen naß werden; Taubenheim willigte ein, mich, den fremden, unbekannten, unbedeutenden jungen Menschen mitzunehmen und half mir dabei in der zartesten Weise; für die Reisekosten brauchte ich keinen Ersatz zu leisten, sollte mir aber ein kleines Kapital, fünfhundert Gulden, für meine sonstigen persönlichen Bedürfnisse verschaffen und, da mir das in jener Zeit gänzlich unmöglich war, so ließ er mich diese Summe gegen spätere Heimzahlung unter seiner eigenen Bürgschaft aufnehmen, half mir auch

auf die liebenswürdigste Art, die Reiseutensilien vervollständigen, schenkte mir ein paar Terzerolen und erlaubte mir, ihn so oft ich wollte zu besuchen, was für mich von großem Werth war; bei welcher Gelegenheit ich auch seine verehrte Mutter und Tante häufiger sah und das Herz der ersteren ganz besonders gewann, als ich eines Tages auf ihre Frage: „Nicht wahr, Sie werden meinem Sohn nützlich und angenehm sein, wo es Ihnen möglich ist?“ offen und ehrlich die Antwort gab: „Gewiß, Frau Baronin, und ich werde ihn mit Liebe begleiten.“

Cotta hatte mir ein ausnahmsweise gutes Honorar für meine Beiträge für „Morgenblatt“ und „Augsburger Allgemeine Zeitung“ bewilligt, Doktor Hermann Hauff gab mir seinen Segen und ermahnte mich besonders, für sein Morgenblatt zu schreiben, zu welchen Arbeiten ich mir ein Notizbuch mit weicher Lederdecke anschaffte, um es in der Satteltasche bei mir führen zu können, meinen Koffer ließ ich mit Riemen und Schnallen für Kameelritte herrichten — welches Entzücken schon allein dieser Gedanke! und — Moritz vervollständigte meine Reisegeräthe, indem er mir einen blau und roth gefütterten Schlafrock zum Geschenk machte — „bunte Farben, wie sie die Orientalen lieben!“ sagte er lachend; aus seiner Theatergarderobe fügte er ein kurzes römisches Schwert hinzu, welch letzteres ich später in der Wüste gegen eine Feuerzange im eisernen Etui, das zugleich

als Pistolenladstock gebraucht werden konnte und heute noch in meinem Besitz ist, vertauschte.

So kam denn nach dem Cannstatter Volksfest, wo ich von manchen Leuten als Begleiter Taubenheims mit großer Neugierde betrachtet wurde, der Tag unserer Abreise heran.

Es war am Abend des letzten Septembers 1840, eines unfreundlichen regnerischen Herbsttages, als ich von meinen Bekannten und Freunden Abschied nahm, um meine Reise in den Orient anzutreten.

Von wichtigen Momenten meines Lebens erinnere ich mich gern kleiner Umstände, die mir in den Augenblicken bemerkenswerth erschienen. So wurde an demselben Abend Calderon's „Leben ein Traum" gegeben. Mir kam mein eigenes Leben in dem letzten Jahre, besonders der Augenblick meiner Abreise, so zauberhaft, fast wie ein schöner Traum vor. Meinem Freunde Moritz sagte ich in der Theatergarderobe ein herzliches Lebewohl in dem Augenblicke, wo er sich aus dem ärmlichen Costüm des unglücklich Verstoßenen in das glänzende des Königssohnes warf. Lachend reichte er mir die Hände, diese Metamorphose auch mir prophezeiend. Und er hatte Recht. Wenn ich mich auch seit jenem dunklen, traurigen Herbstabend nicht zum Glanze eines Königssohnes erhob, so giengen mir doch schöne Tage auf, Tage, die gewiß mit den herrlichsten Edelsteinen wetteifern könnten.

Wollte ich nun hier in geordneter Weise fortfahren, meine Erlebnisse zu erzählen, so hätte ich weiter nichts zu thun, als meine Reise in den Orient, wie sie unter dem Titel „Daguerreotypen“ im Jahr 1842 hier in Stuttgart erschien, wenn auch nur im Auszuge wiederzugeben, doch würde auch selbst letzteres für die Vielen, welche das Buch bereits kennen, langweilig sein, und da ich obendrein versichern kann, daß meine orientalischen Fahrten ohne jeden dichterischen Schmuck, aber treu der Wahrheit gemäß geschildert sind, so genügt wohl die Hinweisung darauf und wird vielleicht Mancher, der diese Lücke für sich ausfüllen möchte, nach dem erwähnten Buche greifen.

Wie schon früher erzählt, hatte Cotta mich zu Beiträgen für seine Journale ermuntert und sandte ich ihm auch von Wien aus Verschiedenes für die Augsburger Allgemeine Zeitung, dann von Konstantinopel etwas über unseren höchst interessanten Ritt mit dem Briefcourier, von Rustschuk über den Balkan nach Adrianopel und Stambul, sowie über unseren Schiffbruch am Bord des Dampfers „Seri Pervas“, worin ich mit Fallmerayer, der damals in Konstantinopel lebte, und dem Taubenheim unsere Schiffbruchgeschichte erzählte, konkurrirte. Doch wurden alle diese Artikel wenig bemerkt, und erst als ich von Beirut aus, wo wir bei monatelangem Aufenthalte und häufigen Excursionen im Libanon Gelegenheit hatten, Land und Leute, besonders die hoch-

interessanten Beduinenstämme, die kometenartig kamen und wieder verschwanden, kennen zu lernen und, als ich unsere Züge nach Baalbek, nach den Libanoncedern, nach Damaskus und Palmyra in den „Briefen aus Syrien“ für das Cotta'sche Morgenblatt schilderte, wurde man aufmerksam auf mich und ich hatte die Freude, darüber sehr anerkennende Stimmen aus der Heimath zu vernehmen; ja Freiligrath fand sich später dadurch zu einem Gedichte „Im Hafen“ angeregt, worin er, mich freundlich begrüßend, sagte:

„.... Wir lasen Deine Lieder,
Wir sah'n Dich zieh'n im Bügel und zu Fuß!
Grüß' Gott daheim! Du bist im Lande wieder;
Die Hand, den Mund, da hast Du meinen Gruß!
Du hörst ihn gern: — nicht wahr, oft hast Du trübe
Dein flatternd Zelt am Abend Dir gebaut?
Hast nach der Heimath, hast nach Treu' und Liebe,
Nach Kuß und Handschlag grollend ausgeschaut?

Gewiß! Und mehr noch! In der Cedern Dunkel
Und auf der Rast am Saum des Wüstenquells
Hast Du gedacht auch an mein rheinisch Unkel,
An Rolandseck und an den Drachenfels;
Hast Du gehört des Widerhalles Tosen,
Der aus der Lurlei felf'gen Schluchten bricht;
Hat Dir geblitzt mit seinen blühenden Rosen
Der Kölner Dom, das ew'ge Steingedicht.“

Sechstes Kapitel.

Reise in den Orient und ihre Folgen.

Welch' hohen und doppelten Genuß ich durch den wunderbaren Wechsel dieser Reisen selbst sowie dadurch hatte, daß ich das Erlebte, noch erregt vom lebendigsten Eindrucke, niederschrieb, vermag ich nicht mit Worten auszudrücken, ja es war so unsagbar traumhaft schön, daß ich mich, einsam am Meer sitzend, indem ich auf die Wellen hinausschaute oder auf den schneebedeckten Gipfel des Libanon, selbst mit der Frage überraschte: ist dieß Wahrheit oder nicht vielmehr ein schöner Traum, zusammengesponnen aus den märchenhaften Geschichten und den Liedern unseres Freundes Freiligrath, Lieder, die mein Reisegefährte nach Stuttgart, der gute Neuburg, so begeistert vorzutragen wußte? — und doch war alles Wahrheit, herrliche, prächtige Wahrheit, wie ich mit Entzücken bemerkte, wenn am felsigen Gestade von Beirut die Wellen donnernd

aufſchäumten, oder wenn mich im Gehöft unſeres kleinen Hauſes der arabiſche Hengſt, den ich in Damaskus geholt, luſtig anwieherte. Ja, es war alles die lautere, herrliche Wahrheit, ſo phantaſtiſch es auch erſchien, wenn dort ein paar ernſte Beduinen unter den hohen ſchlanken Palmen hielten und faſt unabſehbare Kameelzüge langſam vorüberkamen, um ihre fremdartigen Waaren zum Hafen zu bringen, ja, alles begab ſich ſo, wie ich es ſah, wie ich es mit Luſt wieder erzählte; und der arme junge Menſch, der vor wenig Monaten noch bekümmert in die Zukunft blickte, ſtand mit einem Male auf geebnetem Wege, um aufwärts zu ſteigen, hoch hinweg über ſeine kühnſten Hoffnungen.

Und ein liebenswürdiger, zuvorkommender und in jeder Beziehung guter und edler Reiſechef war und blieb Baron von Taubenheim für mich, er freute ſich über meine ſtets unverwüſtliche heitere Laune, lachte über meine luſtigen Einfälle und Lieder, rief mir häufig bei unſern ſcharfen und wilden Ritten, wenn ich dicht hinter ihm blieb, ein ermunterndes Bravo zu und ließ mich meiſtens in ſeinem Zimmer wohnen. Letzteres war mir um ſo angenehmer, als ſich unſere beiden anderen Reiſebegleiter enger zuſammenſchloſſen, wenn auch dadurch ein gemeinſchaftliches vergnügliches Reiſeleben durchaus nicht ausgeſchloſſen blieb.

Von dieſen Reiſebegleitern war der eine ein junger Maler, der jetzige Hofmaler Hofrath Friſch aus Darmſtadt, der andere

ein junger Mediziner, Sohn des Hofzahnarztes Bopp aus Stuttgart; der erstere machte im Auftrage und auf Kosten des Königs von Württemberg die Reise mit, er sollte für den König, der damals sein maurisches Schloß, die „Wilhelma" bei Cannstatt, baute, arabische Gebäude, besonders Zimmereinrichtungen, Geräthschaften, Waffen u. dgl. zeichnen und beabsichtigte für sich Studien für künftige Bilder zu sammeln, sowie auch die Herausgabe eines Werkes über unsere Reiseerlebnisse, von denen aber nur wenige Blätter erschienen sind. Er war ein angenehmer, lustiger Gesellschafter, ein vorzüglicher Reiter, und wenn er zuweilen übermüthig jubelnd, im vollen Galop an uns vorüberflog, konnte Taubenheim lachend sagen: „Frisch sieht wieder einmal aus, wie das verkörperte Bild des Leichtsinns." Bopp war ein ruhiger, ernster Schwabe, der sich ebensowenig an uns als an andere innig anschloß, dabei aber ein höchst anständiger Charakter. Er machte auf seine eigenen Kosten die Reise, trieb Naturwissenschaften, suchte Kranke in ihren Häusern oder in Spitälern auf, wobei es ihm selbst nicht an Muth fehlte, später in Jaffa el Arisch und Kairo Studien über die Pest zu machen, die damals ungewöhnlich stark in Syrien und Egypten auftrat. Leicht hätte er in den Fall kommen können, diese Studien an uns selbst zu machen, denn aus Jaffa, wo sich die sämmtliche Kavallerie der geschlagenen Armee Ibrahim Pascha's befand und wir in der Todtenkammer des Kapuzinerklosters

untergebracht wurden, mußten wir Nachts bei Sturm und Regen fliehen, um nicht in den Pestcordon eingeschlossen zu werden, und waren wir und unsere Effekten Morgens bei Anbruch eines kühlen Tages so durchnäßt, daß ich, als einziges kaum noch nothdürftig, trockenes Kleidungsstück den blauen Schlafrock, den mir Moritz verehrt hatte, anziehen mußte, wobei ich unter einem aufgespannten Regenschirm, auf einem kleinen Esel reitend, äußerst komisch ausgesehen haben soll.

Unwillkürlich sind diese Einzelheiten, die man besser und behaglicher in meiner orientalischen Reise nachlesen kann, der Feder entschlüpft, da, während ich so jene Erinnerungen wachrufe, die ganze herrliche Zeit, die für mich in jeder Hinsicht von so außerordentlicher Wichtigkeit war, auf's lebendigste vor mich tritt, so daß ich ihr gewaltsam enteilen muß, um nicht lang und langweilig zu werden. Baron Taubenheim hatte es übernommen, für die Gestüte des Königs von Württemberg möglichst edle und schöne arabische Pferde zu kaufen, fand aber erst in Damaskus jenen werthvollen Hengst, den ich später dort holte, nachdem er beim Sonnentempel von Baalbek eine schöne Stute erhandelt. Eigenthümlich war es, wie wenig wirklich werthvolle Pferde wir bis dahin und auch später sahen, in Beirut nur ein einziges, aber unvergleichlich schönes, einen Grauschimmelhengst, dem Gouverneur Izzed Pascha gehörig, das wundervollste Bild

eines ächt arabiſchen Pferdes, aber unverkäuflich; denn als Taubenheim mehr im Scherze nach dem Preiſe fragte, ſtrich der Paſcha mit jenem nicht zu verkennenden Zungenſchnalzen ſeinen grauen Bart und meinte: Das Pferd ſei ihm nicht feil und wenn man ihm die Citadelle von Beirut mit Dukaten voll geſtrichen dafür böte.

So blieb es denn bei unſerem Hengſte und der Stute, welche letztere, gerade als wir den Zug durch die Wüſte antreten wollten, ein Fohlen warf, das wir in Decken gewickelt, auf dem Rücken eines Kameels mit uns nach Kairo führten, ſpäter zu Schiff nach Malta, wo wir, als der Peſt verdächtig, eine dreiundzwanzigtägige Quarantaine halten mußten, und dann nach Neapel, wo die Pferde ſpeziell meiner Aufſicht übergeben wurden, da Taubenheim mit den beiden andern Reiſebegleitern über Rom und Florenz nach der Heimath zurückkehren wollte, während ich mit dem Dampfer nach Genua und von dort nach Mailand gehen ſollte.

Um meine Dankbarkeit zu beweiſen, übernahm ich bereitwillig dieſe nicht ganz leichte Miſſion, deren Verantwortlichkeit nicht verkennend, und faſt hätte ich ſchon in der zweiten Nacht das Unglück gehabt, den Hengſt und das Fohlen zu verlieren, da erſterer bei dem ſtarken Schwanken des Schiffes plötzlich ganz unbändig wurde, wie toll um ſich ſchlug, bis er ausgleitend in ſeinem Kaſten zuſammenbrach und dort liegen blieb, während das Fohlen zu viel Klee gefreſſen hatte

und vielleicht einer Indigestion erlegen wäre, wenn es mir nicht gelungen wäre, ihm, unter Beihilfe eines würdigen italienischen Sängers, der als erster Bassist von San Carlo in Neapel nach der Mailänder Scala gieng und der als Vater einer zahlreichen Familie einige chirurgische Instrumente besaß, von hinten Erleichterung zu verschaffen.

Zur Wartung der Pferde begleitete mich ein Reitknecht, den Taubenheim in Beirut angenommen hatte, er hieß Nuding und erschien dort eines Abends in unserem Hause, fast weinend vor Freude, schwäbische Landsleute anzutreffen; eigenthümliche Schicksale hatten ihn in der Welt umhergetrieben, ja fast zu einer historischen Person gemacht, denn er war es, der im Dienste Louis Napoleons bei der Boulogner Affaire jenen Adler in Pflege hatte, der dazu bestimmt war, sich auf den Hut des Usurpators niederzulassen. Nach jenem mißlungenen Versuche war Nuding nach England zurückgekehrt, dort von einem Kapitän für Indien engagirt worden und auf dem Wege über Beirut nach Egypten, wo er uns aufsuchte und an Taubenheim die dringendste Bitte stellte, ihn wieder mit nach der Heimath zu nehmen, was denn auch geschah. Mit der sorgsamen Pflege der Pferde nach englischer Art vertraut, war er in dieser Richtung brauchbar und erleichterte mir dadurch die lange Reise von Genua nach Stuttgart, während welcher ich abwechselnd eines der Pferde ritt und Nuding mit dem andern und dem

Fohlen ziemlich weit vorauszog. In Genua mußte ich raſten, theils um den Pferden Erholung zu gönnen, theils auch um nicht vor einem gewiſſen Zeitpunkte, der Rückkehr des Königs, der ſich auf Reiſen befand, in Stuttgart anzukommen.

Ich hatte am Hafen einen guten Stall, ſowie ein paar hübſche Zimmer mit der Ausſicht auf das Meer gefunden und verlebte hier, meine Tagebücher durchſehend und ordnend, auch weitere Skizzen für das Stuttgarter Morgenblatt ſchreibend, ein paar behagliche, unvergeßlich ſchöne Wochen. Frühling war es dem Kalender und meinem Herzen nach, und in Duft und Blüthen bräutlich geſchmückt erſchienen mir die prachtvollen Umgebungen Genua's. Der Ruf meiner ſchönen arabiſchen Pferde hatte ſich bald in der Stadt verbreitet und wir mußten gewiſſe Stunden des Tages beſtimmen, wo der Stall nach vorheriger Anfrage und Empfehlung irgend Jemandes beſucht werden durfte, was Nuding manche kleine Geſchenke eintrug; auch hatte dieſer Treffliche, der uns ja durch das heilige Land begleitet, einen kleinen Handel mit Jordanwaſſer, Erde vom Thal Joſaphat, Olivenzweigen vom Oelberg u. dgl. angelegt, wobei ich nicht ganz ſicher bin, ob er nicht ſein Waarenlager an Waſſer, Erde und Olivenzweigen häufig in Italien komplettirte.

Hie und da ritt ich den Cham, den Hengſt, nach dem prachtvollen Spaziergang Genua's, das Acqua sola, was aber immer mit einiger Gefahr für mich ſelbſt, ſowie für

die blendenden Hüte mancher schönen Genueserinnen verbunden war, denn bei seinem tollen, oft ganz unbändigen Wesen hatte er die üble Gewohnheit, meistens dann, den Schaum weit umherspritzend, zu wiehern, wenn die herbeieilenden Damen seinen aalglatten Hals strichen und die sammtartige Haut an seinem Maule bewunderten; doch lachten sie über den fleckig gewordenen weiß und rosa Atlas, fanden auch seine sonstigen Extravaganzen allerliebst und meinten, wenn er sich einmal gar zu gewaltig gegen andere vorüberkommende Pferde wandte: „Ah, ah, comme il est étourdi!“ —

Endlich mußte es auch hier geschieden sein, ich brach meine Zelte und alles Uebrige ab, sattelte und ritt an einem wundervollen Frühlingsmorgen von dannen, brauchte sechs Tage bis Mailand, eine Wegstrecke, die man heute in eben so viel Stunden durchfährt; doch wenn auch jenes langsame Dahinziehen — es gieng zur Schonung der Pferde meistens im Schritt — an sich wenig Kurzweiliges bot, so habe ich doch die Schönheiten jener langgestreckten Thäler, mit ihren schäumenden Bergwassern, ihren malerischen Ortschaften, reichen Schlössern und Klöstern, alten Burgruinen, nie mehr so wie damals genossen und sie auf's Lebendigste und Angenehmste in meinem Gedächtnisse festgestellt.

In Pavia fand ich den ältesten Sohn aus dem Hotel Reichmann in Mailand, an das ich wegen Unterkunft meiner

Pferde geschrieben, wurde von Signor Alfons, einem vortrefflichen lieben und guten Menschen, mit dem ich von jener Zeit die herzlichste Freundschaft unterhalten, auf's Zuvorkommendste empfangen, in sein elterliches Haus, sowie in seine eigene Familie eingeführt. Er hatte eine liebenswürdige Frau, eine Neapolitanerin, Donna Emilia, die unterdessen leider gestorben ist, sowie zwei hübsche, damals kleine Mädchen, die aber schon längst ihren eigenen Hausstand gegründet haben, und welche diese Zeilen als freundlichen Gruß von mir nehmen mögen.

Auch in Mailand verlebte ich eine schöne unvergeßliche Zeit, hatte ich doch wieder ein gutes Stück meiner weiten und nicht immer gefahrlosen Reise hinter mir, war mit meinen Pflegebefohlenen vortrefflich untergebracht, fühlte mich gesund, froh und glücklich, brauchte nicht für den nächsten Tag zu sorgen und hoffte auf mein gutes Glück, daß es mir gelingen werde, die Pferde eben so wohlaussehend nach Stuttgart zu bringen, sie vielleicht dem Könige selbst vorstellen zu dürfen, und knüpfte daran allerlei kühne Träume à la Königin Golkonda. Dazu schien mir auch eine Bekanntschaft sehr dienlich, die ich hier auf ein Empfehlungsschreiben Taubenheim's gemacht, und die mich auch jetzt schon in die angenehmsten Beziehungen zu einem ebenso geistvollen, als liebenswürdigen Manne, dem Grafen Gustav Neipperg brachte, dessen ältester Bruder Alfred eine Tochter des Königs Wilhelm

von Württemberg, Prinzessin Marie, vor kurzem geheirathet hatte und nun in Stuttgart lebte.

Welche Aussichten für meine lebhafte Phantasie, besonders da mich Graf Gustav in kurzer Zeit so liebgewann, daß ich ihn womöglich täglich besuchen mußte, wobei er es sich in der liebevollsten Weise angelegen sein ließ, meine noch recht mangelhaften Kenntnisse, besonders der französischen und englischen Literatur, zu vermehren. Ganz besonders schwärmte er für Lord Byron, hatte einen großen Theil von dessen Dichtungen vortrefflich übersetzt und las mir stundenlang aus den Gesängen des Childe Harold vor. Auch für Musik interessirte er sich auf's lebhafteste und protegirte unter anderem einen Italiener, der eine neue außerordentlich vereinfachte Kompositionslehre geschrieben hatte, die sich aber nicht bewährte. Bei dem Grafen Neipperg fand man ausgezeichnete Leute der verschiedensten Nationalitäten und lernte ich hier eines Tages den berühmten Phrenologen Castle kennen, der auch meinen Kopf betastete und darüber einen für mich recht schmeichelhaften Bericht machte; auch wohnte ich verschiedenen anderen phrenologischen Sitzungen an, wobei es rührend war, wie Graf Gustav Neipperg stundenlang unermüdlich den Sekretär seines Schützlings machte und dessen holperiges Französisch elegant und fließend niederschrieb.

Graf Neipperg war ein auffallend schöner Mann, Aristo-

krat vom reinſten Waſſer, mit lebhaften geiſtreichen Zügen, leuchtenden Augen und einem hellblonden ſo dicht und feſt gekräuſelten Haar, wie ich nie ähnliches geſehen; ſelbſt von einer alten und ſehr vornehmen Familie (die Herren von Neipperg kommen ſchon im elften Jahrhundert in Schweizerchroniken vor) verkehrte er in den erſten Mailänder Häuſern, war der Liebling der Damen, mit denen er, als Maltheſerritter und deßhalb zum Cölibat verurtheilt, um ſo freier und ungezwungener zu verkehren vermochte.

Leider war dieſem ausgezeichneten Manne, meinem hochverehrten und lieben Freunde, kein langes Leben beſchieden; wenige Jahre darauf, nachdem ich ihn in Mailand kennen gelernt, kam er zum Beſuch ſeines Bruders, des Grafen Alfred, nach Stuttgart; es war im Spätherbſt und, abgehärtet durch eine Waſſerkur in Prießnitz bei Gräfenberg, reiſte er in leichter Kleidung mit dünnen feinen Schuhen, wodurch er ſich wahrſcheinlich eine Erkältung zuzog, die in einen Typhus ausartete, dem er im ſchönſten Lebensalter erlag. Von ſeinen vielen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, Ueberſetzungen, Tagebüchern u. dgl. iſt bedauerlicherweiſe durch folgenden eigenthümlichen Umſtand nichts erhalten worden. Bei einem Geſpräche, das beide Brüder, wenige Tage vor Graf Guſtav's Erkrankung, am Kamine ſitzend, hielten, warf Letzterer den Wunſch hin, daß ſich einſtens nach ſeinem Tode ein guter Freund finden möge, der ſeine ſämmtliche ſchrift-

liche Hinterlaſſenſchaft ungeleſen verbrennen ließe — „wozu auch Sachen aufbewahren, Erinnerungen, Gedanken, Gefühle, von denen die meiſten Anderen unverſtändlich ſind und bleiben!“ — wenige Wochen ſpäter wurde er zu Grabe getragen und als nicht lange darauf auch mit Anderem ſein ſchriftlicher Nachlaß von Mailand geſandt wurde, ließ ihn Graf Alfred, dem Wunſche des Bruders gemäß, ſogleich verbrennen.

Wie ſchwer mir von ſolch liebenswürdigem Manne und hochverehrtem Freunde der Abſchied wurde, als ich endlich Mailand und das gaſtliche Haus meines Freundes Alfons Reichmann verlaſſen mußte, vermag ich nicht zu ſchildern, der Letztere gab mir noch auf der erſten Tagereiſe zu Pferde das Geleite, und als wir am andern Morgen ſchieden, wäre ich gar zu gern mit ihm wieder nach dem ſchönen Mailand zurückgekehrt. Welch angenehme Tage hatte ich dort verlebt, welch ſüße Erinnerungen blieben mir nicht nur von da, ſondern folgten mir lebendig bis zum Fuße der Alpen, mich aus dunklen Augen heiß begrüßend, als ich am Abend des andern Tages in Chiavenna einritt.

Dann traten die Alpen zwiſchen meine italieniſchen Erinnerungen und mich, und als ich auf der anderen Seite derſelben ankam und die erſten dichten Tannenwälder wieder um mich rauſchen hörte, den köſtlichen heimiſchen Harzduft einſog, dem munter, ja oft wild und ungezogen dahinbrauſenden jungen

Rheine zuſchaute, wie er ſchäumend durch die Via mala rauſchte, dann deutſche Sprache hörte, deutſche Geſichter ſah, da wandte ich mich wieder ungetheilt der Heimath zu und jubelte laut auf, als ich endlich die weite glänzende Fläche des Bodenſee's vor mir ausgebreitet liegen ſah.

Als ich dann wenige Tage ſpäter wieder in das Stuttgarter Thal kam, eigenthümlicherweiſe von Tübingen her, da ich mich den Erinnerungen der alten Univerſitätsſtadt zu Liebe zu einem kleinen Umweg hatte verleiten laſſen, und ſchon die erſten Häuſer der Reſidenz vor mir liegen ſah, wurde ich nach glücklich zurückgelegter Reiſe auf's freundlichſte, ja herzlichſte durch Frau von Taubenheim, die hier oben ein reizendes Landhaus beſaß, empfangen und habe es als eine gute Vorbedeutung betrachtet und auch bewahrheitet gefunden, daß mir die edle Dame bei meiner Wiederkehr ein rührend freundliches Wort ſagte und ihre Hand zum guten Willkommen reichte.

Hier oben empfieng mich auch der königliche Stallmeiſter Baron Julius von Hügel und geleitete mich die neue Weinſteige hinab, dann um die Stadt herum, auf Fußwegen und Wieſenpfaden, wo ſich heute die ſtattlichen Häuſer der Olgaſtraße erheben, nach dem königlichen Leibſtalle, wo ich nach langer mühſamer Tour vom Sattel ſtieg, glücklich und zufrieden, daß ich meine theuren Pflegebefohlenen nicht nur wohl und munter abgeliefert, ſondern auch glatt und glänzend

ausſchauend, und Cham den Hengſt in ſo kecker Laune, daß er ſich, kaum den Stallduft empfindend, unter dröhnendem Gewieher auf die Hinterbeine erhob.

Das ſah auch der Stallmeiſter Baron von Hügel, ein vortrefflicher Reiter und Pferdekenner, als etwas ganz Außerordentliches an, da früher die meiſten arabiſchen Pferde ziemlich herabgekommen Stuttgart erreicht hatten. Doch bezeugte ich auch meinem Reitknechte Nuding mit großem Vergnügen, wie ſehr er ſich der Pflege und Wartung der Thiere angenommen, wie er ſie förmlich mit gutem Hafer und ſüßem Klee ausgeſtopft und welchen Fleiß er unter ſtetem, obligatem Pfeifen, wie es in England Mode war, auf das tägliche Putzen mit Strohwiſch, Striegel und Kartätſche verwandt. Nuding wurde auch ſogleich in dem königlichen Leibſtalle aufgenommen und blieb dort, gerne von ſeinen orientaliſchen Reiſen erzählend, gewiß auch noch immer Jordanwaſſer und heilige Erde verkaufend, bis an ſeinen vor wenigen Jahren erfolgten Tod.

Der König wurde in den nächſten Tagen von ſeiner Reiſe erwartet, „wo gewiß weiteres erfolgen werde“, wie mir Baron Hügel in verbindlichem Tone ſagte, und dann begab ich mich in das Hotel zum König von England, um dort in einem guten Zimmer, mit der angenehmen Nummer 44 — ich habe die durch vier theilbaren Zahlen ſtets als von guter Vorbedeutung angeſehen — von meinen Strapazen auszu-

ruhen. Hier fand ich auch meine Reiseeffekten wieder, die ich in Mailand vorausgeschickt, meinen Koffer, sowie kleine Einkäufe von Waffen, Nargileh und Pfeifenrohren, Schärpen und Beduinenkopftücher, und freute mich wie ein Kind auf den Augenblick, wo ich in einer eigenen Wohnung alle diese Schätze, um mich her ausstellen und ausbreiten könne.

So war ich denn wieder in Stuttgart, und weil damals eine Reise in den Orient noch nicht zu den alltäglichen Dingen und zu den leichten und gewöhnlichen Touren wie heut zu Tage gehörte, so wurde ich nach Gebühr angestaunt und bewundert. Moritz empfieng mich auf's herzlichste und nie habe ich seine Worte vergessen, die er in den ersten Tagen lachend ausrief: „Was sind Sie für ein glücklicher Mensch, haben in Ihrer Jugend diese herrliche Reise gemacht, sind gesund und munter wieder gekommen, haben auch als Schriftsteller schöne Erfolge gehabt und finden sich hier sogleich von gierigen Buchhändlern umgeben, die bereit sind Alles, was Sie schreiben, zu drucken.“ Allerdings und höchst angenehmer Weise für mich, war an Letzterem etwas Wahres; denn Cotta, der große Freiherr, wie wir ihn nannten, empfieng mich mit einer wohlthuenden Beachtung; wies auch schmunzelnd auf das nebenliegende Kassenzimmer, wo ziemliche Gelder als Honorar für meine vortrefflichen Beiträge, wie er sich freundlich ausdrückte, für mich bereit lägen, und sprach die Hoffnung aus, mich als steten Mitarbeiter für seine Journale betrachten

zu können. Glückſelige Zeit! — unter welch' ganz anderen Gefühlen wandelte ich jetzt durch die Straßen Stuttgarts! Von allen Seiten erſuchte man mich für dieſe oder jene Zeitſchrift zu ſchreiben, und trat ich auch in jenen Tagen zum erſten Male mit Heinrich Laube in Verbindung, der damals die Zeitung für die elegante Welt redigirte und mir in ſeiner kurzen eigenthümlichen Weiſe ſchrieb: „Sie haben gewiß von Ihrer orientaliſchen Reiſe ein ſtrotzend volles Tagebuch mitgebracht, von dem ich mit Vergnügen etwas erwarte.“

Die Leipziger Modezeitung beeilte ſich ein Porträt „des geſchätzten Autors“ zu bringen und eines Tages ſtellte ſich mir ein ſchmächtiger junger Mann mit blaſſen ſanften Geſichtszügen als der ſeinen Verlag eben begonnen habende Buchhändler Adolf Krabbe vor und machte mir, ſowohl für die damalige Zeit, als auch für meinen immerhin noch nicht ſehr bekannten Namen glänzende Vorſchläge für die Herausgabe meiner orientaliſchen Reiſe. Auch erbot er ſich ſogleich ein Buch von mir zu drucken und zwar die „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden“, welche im Morgenblatte erſchienen waren und die zugleich mit der phantaſtiſchen Erzählung „Vier Könige“ ein artiges Bändchen gaben. Mein erſtes unſterbliches Werk erſchien im Jahre des Heils 1841. Adolf Krabbe blieb ſeitdem über dreißig Jahre nicht nur mein Verleger, ſondern auch bis zu ſeinem vor einem Jahre erfolgten Tode ſtets ein guter Berather und Freund, auch ſo

anhänglich und uneigennützig, wie es ein Verleger nur sein kann, ja sogar nicht ohne einen Anflug von Dankbarkeit, und selbst anerkennend, daß er sein hübsches Vermögen großen Theils durch meine Schriften erworben habe.

Unterdessen war der König Wilhelm zurückgekehrt, hatte sich die angekommenen arabischen Pferde vorführen lassen, dabei freudig ausgerufen: „die sehen ja so vortrefflich aus, als wenn sie von meinen Gestüten hereinkämen," und Tags darauf erhielt ich ein Schreiben von dem damaligen Oberststallmeister, Freiherr von Maucler, mit der Weisung, ihn zu besuchen, worauf er mir als Anerkennung Seiner Majestät einen schönen werthvollen Brillantring übergab und mir zugleich Tag und Stunde bestimmte, um den persönlichen Dank des Königs zu empfangen — eine Audienz bei Seiner Majestät! — ob mir schwindelte! — und ob ich nicht etwas verzagt meine Garderobe musterte, die leider keinen schwarzen Frack aufwies, glücklicherweise aber ein ähnliches Kleidungsstück, einen sogenannten Reitrock von brauner Farbe, in dem ich mich gar nicht übel ausnahm. So auf's Beste geschmückt, auch mit tadellosen Handschuhen versehen, begab ich mich pünktlich zu der angegebenen Stunde in das sogenannte Fahnenzimmer der Residenz, wo mich ein königlicher Kammerdiener in hellblauem mit Silber gesticktem Rocke empfieng und, nachdem er einen prüfenden Blick auf die Uhr über der Thür geworfen, Seiner Majestät meldete.

Der König ſtand in Civilkleidern am Fenſter und wandte ſich, nachdem ich unter tiefen Bücklingen eingetreten, raſch und freundlich gegen mich, dankte in herzlichen Worten für die Sorgfalt, die ich ſeinen Pferden bewieſen und ſagte dann auf einen jungen Mann, der neben ihm ſtand, deutend: er habe ſchon durch ſeinen Schwiegerſohn, den Grafen Neipperg, mit Vergnügen erfahren, wie ſehr ſeine Pferde bei Kennern in Mailand gefallen. Auch ohne Nennung des Namens würde ich den Grafen Alfred an einer auffallenden Aehnlichkeit mit ſeinem Bruder Guſtav ſogleich erkannt haben; daſſelbe ſchöne, vornehme Geſicht, bei dieſem nur ernſter als bei jenem, dieſelben lichten klaren Augen, daſſelbe eigenthümlich blonde, krauſe Haar. Graf Alfred ſtand neben einem Seſſel, auf dem ſeine Gemahlin, Prinzeſſin Marie ſaß, und auch dieſe redete mich lieb und freundlich an, forſchte nach dem Befinden Taubenheim's, unſeres verehrten Reiſechefs, und that einige Fragen in Betreff des heiligen Landes und Jeruſalems. Sie war eine liebliche, zarte Erſcheinung, mit guten ſeelenvollen Augen, die denen des Königs ſehr ähnlich ſahen, ſie war im höchſten Grade anmuthig, und wenn ſie mit ihrer zum Herzen dringenden Stimme ſprach, ſo ſpielte ein bezauberndes Lächeln um ihre feinen Lippen. Ihren Vater liebte ſie ſchwärmeriſch, und wenn ſie ihn, was häufig geſchah, anhaltend betrachtete, ſo erwärmte ſich ſichtbar der Ausdruck ihrer Züge. Sie war die älteſte Tochter des Königs

und ihre Verbindung mit dem ſchönen Grafen eine Neigungsheirath, die nur nach langen Kämpfen zu Stande kam, denn, wenn auch Graf Alfred Neipperg, Sohn des Grafen Adalbert Neipperg, Gemahls der Frau des erſten Napoleon, der Erzherzogin Marie Luiſe, Majoratsherr eines, wie ſchon früher bemerkt, ſehr vornehmen Hauſes war, ſo ſchien er doch einer königlichen Prinzeſſin nicht ebenbürtig. Die Liebe aber hatte alle dieſe Schwierigkeiten beſiegt, und Prinzeſſin Marie von Württemberg war Gräfin Neipperg geworden, ihr aber das Prädikat „Königliche Hoheit“ geblieben. Nachdem ich, Seiner Majeſtät nochmals verbindlich dankend, auf's freundlichſte entlaſſen war, trat ich in das Fahnenzimmer zurück, wohin mir Graf Neipperg ſogleich nachfolgte, mir, von dem ihm ſein Bruder Guſtav ſo viel Liebes und Gutes geſchrieben, herzlichſt die Hand gab und mir ſagte: Ich ſolle ihn, ſo oft als ich wolle, beſuchen und ſei er ſtets zwiſchen drei und fünf Uhr zu Hauſe anzutreffen.

Daß ich das königliche Schloß unter einem ſehr glücklichen, ja gehobenen Gefühle verließ, wer möchte mir das übel nehmen? War doch kaum ein Jahr vergangen, ſeit ich, ein mittelloſer, gänzlich unbekannter junger Menſch, hier in Stuttgart angekommen war, nicht wiſſend, wie ſich meine Zukunft geſtalten würde, und nun dieſer plötzliche Umſchwung, das koſtbare Geſchenk des Königs in der Taſche, ſeinen freundlichen Dank im Herzen und das Bewußtſein, vielleicht eine

Schriftstellerlaufbahn vor mir zu haben, die, wenn sie mich auch nicht zum berühmten Manne machte, doch meine Zukunft bei bescheidenen Ansprüchen sicherte! —

Ich mußte lachen, als ich an dem Theatergebäude, wo ich noch vor Kurzem zu meinem Privatvergnügen im Chor mitgesungen und als Fortinbras so glänzend durchgefallen war, vorüberschritt. Die aufziehende Wachparade spielte gerade den Priesterchor aus Norma, den ich zuletzt im Hafen von Marmarizza an der kleinasiatischen Küste von der Musikbande eines englischen Linienschiffes spielen gehört, und dessen Klänge mir meinen ersten Theaterbesuch hier in Erinnerung brachten, wo mich das gute Rickele von Gundelsheim darauf aufmerksam gemacht: „wie sich der Mond verschlupfe" — — welcher Umschwung des Glücksrades!

Vor allen Dingen suchte ich mir nun eine anständige Wohnung und fand sie im Parterre eines Hauses in der Kanzleistraße, wo ich mich behaglich, ja fast elegant einrichtete; natürlich durfte ein breiter türkischer Divan als morgenländische Erinnerung nicht fehlen, sowie ein großer Lehnstuhl, einige Sessel, alles mit schönem rothgeblümtem Zitz überzogen, dazu ein Schreibtisch, kurz Alles, was zu einer Garçonwohnungseinrichtung gehört; dann ordnete ich meine Waffen und Pfeifen, verzierte die Wände nach Junggesellengeschmack, mit Lithographien von zweifelhaftem Werthe und noch zweifelhafteren meistens weiblichen Figuren, stellte dazu passende

Gipsstatuetten auf, die ich billig in Mailand gekauft, schaffte das nöthige Handwerkszeug, Papier, Federn und Tinte an und forschte nach meinem ehemaligen Schreiber Lindner, der auch so freundlich war, mir die Morgenstunden, die ihm der Theaterdienst frei ließ, zu widmen.

Ich begann damit, meine Tagebücher zu ordnen, um aus ihnen, sowie dem schon Gedruckten in der „Allgemeinen Zeitung" und dem „Morgenblatt" meine orientalische Reise zu schreiben.

Rasch erweiterte sich auch der Kreis meiner Bekannten, ich erhielt nicht nur Zutritt in guten bürgerlichen Familien, sondern war auch in adeligen Häusern gern gesehen, wo mich theils Taubenheim, der unterdessen gleichfalls zurückgekehrt war, einführte, sowie auch Moritz, dem ich unter anderem die Bekanntschaft des Grafen Alexander von Württemberg verdankte, der, eine poetisch angelegte, ritterliche, liebenswürdige Natur, vor Kurzem seine „Lieder des Sturms" herausgegeben hatte. Er wohnte Sommers auf seinem reizenden Landhause Serach bei Eßlingen, und dort, sowie Winters in seinem Hause in der Stadt, hatte ich Gelegenheit hochinteressante und berühmte Leute, Justinus Kerner, Lenau, Emma von Niendorf und Andere nicht nur kennen zu lernen, sondern auch mit Ihnen in bleibenden Verkehr zu treten.

Serach, das Landhaus des Grafen Alexander, damals noch ein anspruchsloser, aber behaglicher Bau auf der Höhe

des Berges, wunderwoll einsam gelegen, hatte für mich etwas ungemein Anziehendes, und betrachtete ich es schon damals als das Höchstzuerreichende, so oder ähnlich einmal wohnen zu können, an weiten Fenstern zu sitzen, die auf irgend ein stilles Thal giengen, oder am Bergabhange unter breitästigen Buchen und Tannen zu lagern, vielleicht dabei das Murmeln einer Quelle zu hören und dem Weih zuzuschauen, wie er hoch in der Luft seine stillen Kreise zog. — —

In Serach war es außerordentlich gemüthlich, Wirth und Wirthin von einer wohlthuenden, ungezwungenen Freundlichkeit. Die nicht zu großen traulichen Zimmer, Waffen und Jagdgeräthschaften an den Wänden und in schmucklosen Rahmen die bekannten Kupferstiche Riedingers, hohe und niedere Jagd betreffend; draußen lagen die mächtigen Hunde des Grafen, oder begleiteten sie ihn in wilden Sprüngen, wenn er uns in Joppe und Jägerhut mit Gemsbart und Spielhahnfeder gegen Eßlingen entgegengeritten kam, dann zeigte er uns sein kleines Anwesen, die Verbesserungen, die er angebracht, neue Pflanzungen, und mit großem Stolze einen Felsblock, den er, mit sammt den Alpenrosen die auf ihm wuchsen, hatte kommen lassen; beim Mittagessen aber bereitete er einen vortrefflichen Salat, den er aus zwölf bis sechzehn Kräutern und Stauden selbst zusammen gesucht hatte.

Wie schmerzlich hat es mich in späteren Jahren oft berührt, wenn ich hier vorüberkommend das traulich einsame

Anwesen so verändert, vergrößert, erweitert, glänzend verschönert und deßhalb in seiner Behaglichkeit zerstört wiedersah; neben neuen großartigen Gebäuden wurde die ehemalige Wohnung des Grafen mit dem einfachen Giebel, an dem ein mächtiges Hirschgeweih prangte, kaum noch bemerkt; breiter Weg und große Lichtungen hatten die schattige Einsamkeit vertrieben und ein neues und anderes Geschlecht neues und anderes Leben hier hervorgerufen.

Und doch würde es mich noch trauriger stimmen, wenn ich das alte Serach wieder gefunden hätte, ohne eine alte wohlthuende, freundliche Erinnerung an die alten Bekannten und lieben Gesichter, den Hausherrn und die blendend schöne Hausfrau mit den lieblichen Kindern. Ach! und dies Familienleben hat das herbe Schicksal so grausam zerstört! Ich werde später erzählen, wie ich den Grafen Alexander nach vielen Leiden, Täuschungen, ja Entbehrungen sterbend in Florenz wiedersah; dann nach seinem Tode fielen die schon früher gelockerten Familienbande gänzlich auseinander; die Gräfin verheirathete sich wieder, ebenso die älteste Tochter, die zweite gieng in's Kloster und von den beiden Söhnen, talentvollen und schönen jungen Männern mit dem stolzen Namen Grafen von Württemberg, ist der jüngere kürzlich unbemerkt gestorben, während der ältere heute noch als Liederkomponist in Wien lebt.

Das ganze Leben des Grafen Alexander hätte Stoff zu einem düsteren Roman gegeben, sein Ringen auf der Höhe

seiner gesellschaftlichen Stellung zu bleiben, wozu doch die Mittel nirgends ausreichten, das Unglück, dem königlichen Hause nahe verwandt zu sein und doch dieser Verwandtschaft nicht gerecht werden zu können, dazu manche Schatten, hervorgerufen durch den heiteren lebenslustigen Sinn der weit jüngeren Gräfin.

Wie so Vieles, was ich in der Schule des Lebens kennen gelernt, so steht auch dieses glänzende Elend eines mittellosen aber vornehmen Hauses noch deutlich vor mir und ich vergesse nie das peinliche Gefühl, das es uns, den Gästen, später oft verursachte, die Dienerschaft mürrisch, ja widerwillig jeden Befehl ausführen zu sehen.

Im Gasthofe zum König von England, wo ich bei meiner Rückkehr abgestiegen war und Mittags, auch meistens Abends mit Moritz und andern Bekannten speiste, war ich dem wackeren Wirthe, Herrn Schwaderer, einem braven und jovialen Manne, ein so lieber und gern gesehener Gast, daß es mich später in Verlegenheit brachte, weil es unmöglich war, von ihm eine regelmäßige Rechnung zu bekommen und ich deßhalb eines schönen Tages vor einem tüchtig angeschwollenen Conto stand; doch kümmerte uns das Beide äußerst wenig und ich führe es nur zum Beweise an, wie leicht es schon damals in Stuttgart war, in Schulden zu gerathen, auch danke ich dem guten alten Herrn mit dem weißen borstigen Haar noch heute für seine Zuvorkommenheit,

mit der er uns schmunzelnd die besten Speisen, die feinsten Weine anpries, wobei es seine stehende Redensart war: „laissez-moi faire“ und verdanke ich dem gastlichen Hause viele schöne und in mancher Hinsicht genußreiche Stunden. Was damals von ausgezeichneten Leuten nach Stuttgart kam, Schriftsteller, Dichter, Musiker, dramatische Künstler und Künstlerinnen, wohnte im Könige von England oder vermehrte wenigstens unsere tägliche und oftmals sehr heitere Tafelrunde.

Hier lernte ich auch den schon damals bekannten Maler Gegenbauer kennen, berühmt geworden durch seine herrlichen Fresken aus der württembergischen Geschichte, die er im königlichen Residenzschlosse geschaffen hat; lange, lange Jahre bis zu seinem Tode bin ich mit ihm in möglichst engem Verkehr geblieben und war er mir stets ein lieber und wohlwollender Freund; meistens spielten wir nach Tisch alla morra um eine Tasse Kaffee; auch machte mich hier Moritz gleich am ersten Tage mit einem blassen, jungen Manne bekannt, dessen hellblondes sorgsam gekräuseltes Haar eine gut angelegte Stirne bedeckte und der, ohne hübsch zu sein, intelligente Züge hatte. Es war ein neu engagirter Schauspieler, ein angehender junger Liebhaber, Feodor Löwe, der hier erst seine künstlerische Laufbahn beginnen sollte.

Moritz, der, wie man bereits an mir gesehen hat, Lust und Talent zum Protegiren hatte, auch nicht leicht nachließ,

wo er einmal seinen Hebel ansetzte, hatte sich vorgenommen, aus dem jungen Löwe einen guten Schauspieler und ein sehr brauchbares Mitglied des Stuttgarter Hoftheaters zu machen, welch' Letzteres ihm auch gelang; Löwe, gesellschaftlich und literarisch durch und durch gebildet, sehr fleißig, hatte einen ausgesprochen guten Geschmack für Costüm und Charaktermasken jeder Art, und war deßhalb trotz seiner Größe stets eine angenehme, meistens historisch richtige, häufig auch malerisch hübsche Erscheinung. Wie Moritz für ihn und er für Moritz sorgte, habe ich in meiner humoristischen Skizze: „In Scene setzen" benutzt und beschäftigte sich in der That die Sorge seines Regisseurs und Freundes auf's peinlichste damit, seinem Schützlinge möglichst gute Rollen zuzuwenden, ihn in Costümen dem Publikum auf's vortheilhafteste vorzuführen und — das war die Schattenseite dieser Art von Protektion — jede Vergleichung mit begabteren Künstlern fern zu halten. Löwe, der ein anerkennungswerthes poetisches Talent besaß und auch ein paar Gedichtsammlungen veröffentlicht hat, die des Guten und Schönen viel enthalten, hatte auch in Stuttgart seinen guten Weg gemacht, kam allmählig in den Besitz der Rollen eines ersten Charakterliebhabers, wurde Regisseur, heirathete eine Schwester der Fräulein von Stubenrauch und war bis zum Tode König Wilhelms eine durch diese Beziehungen mächtige Person bei dem königlichen Hoftheater. Neben guten Eigenschaften war

er übrigens genug auf ſich ſelbſt bedacht, um Freunde, deren Stellung zweifelhaft geworden war, in gewiſſen Kreiſen zu verläugnen, wenigſtens im Umgang mit ihnen äußerſt vorſichtig zu ſein, wie ſelbſt Moritz und ich in ſpäteren Zeiten erfahren mußten.

Zu jener Zeit kam Thorwaldſen nach Stuttgart und wurde von König Wilhelm und von der Stadt mit großen Ehren empfangen und bewirthet; er wohnte im König von England, wo ihm ſtets eine königliche Hofequipage zur Verfügung ſtand und von wo er auch in einem Viererzuge zu weiteren Touren, zum Beiſpiel nach Hohenheim und über die königlichen Geſtüte abgeholt wurde. Auch veranſtaltete ihm der König ein großes Bankett in den Räumen des Cannſtatter Curſaales, zu welchem, obgleich Seine Majeſtät, gemäß damaliger Etikette, nicht daran Theil nahm, ſämmtliche Miniſter befohlen wurden, wobei die artige Geſchichte vorfiel, daß der Finanzminiſter von Herdegen beſorgt einen Kollegen fragte: „Aber was kann man denn eigentlich mit einem ſolchen Manne reden?“ Thorwaldſen, der kein Deutſch ſprach, ſoll damals einen ſchwunghaften Toaſt mit einem dreimaligen Neigen des Hauptes und dreimaligem merci beantwortet haben.

Am Tage darauf gab ihm die Stadt, ſowie die Kunſtſchuldirektion, ein Feſt auf der Silberburg, und wurde der Altmeiſter nach Beendigung deſſelben gegen Mitternacht unter fortwährendem Jubel zahlreich herbeigeſtrömter Zuſchauer mit

Fackelbegleitung junger Kunſtgenoſſen nach ſeiner Wohnung zurückbegleitet, ihm vorher aber noch vor dem Denkmale Schiller's eine großartige Ovation gebracht.

Ob er damals, wie früher ſchon in den zwanziger Jahren geſchehen, den gleichfalls hochberühmten Bildhauer Dannecker beſuchte, weiß ich nicht genau anzugeben, glaube es aber kaum, weil Dannecker zu dieſer Zeit ſchon 83 Jahre alt war und vollkommen zurückgezogen lebte. Auch hieß es, er ſei kindiſch geworden, was aber, wie mir ſein Schüler, der gleichfalls rühmlichſt bekannt gewordene Bildhauer Profeſſor Wagner, verſicherte, durchaus nicht der Fall war und ſich wohl mit durch den Umſtand verbreitet hatte, daß Dannecker, der ſeine Wohnung nicht mehr verließ, dort mit einer eigenthümlichen Unruhe und Lebendigkeit unter den Abgüſſen ſeiner eigenen Meiſterwerke, ſowie der Antiken verkehrte, wie ich ſelbſt noch geſehen habe. Dort ſchritt er betrachtend, auch wohl an einem Glaſe mit Wein nippend, durch den Saal, der ſeine Sammlungen enthielt, ſowie durch die anſtoßenden Ateliers, Sommers in einer kurzen hellen Jacke, ein Sammetkäppchen auf dem weißen Haar. Häufig erſchien er auch, freudig geſtikulirend, am Fenſter ſeines im erſten Stock gelegenen Eßzimmers, wenn die Wachparade aufzog und ein befreundeter Offizier, Oberſt von Hayn, einen von Dannecker beſonders geliebten Marſch ſpielen ließ. Daß ihm ſeine berühmte Schillerbüſte ſchließlich weggenommen

werden mußte, weil er am Hinterkopfe gar zu rücksichtslos fortarbeitete, ist allerdings wahr, doch hatte sich der alte Herr in den Kopf gesetzt, daß wallende Locken für einen so ernsten Denker doch wohl nicht recht passend seien, weßhalb er sie in schlichteres Haar umwandeln wollte.

Das Jahr 1841 war für Stuttgart überhaupt reich an großen Ereignissen und wurde am 27. September, dem Geburtstage König Wilhelms, das 25jährige Jubiläum einer segensreichen und für das Volk glücklichen Regierung in einer ganz außerordentlich glänzenden Weise unter Betheiligung von Deputationen des ganzen Landes gefeiert. Stuttgart war bis in seine entlegensten Straßen verziert, wie ich es später nie mehr gesehen habe, und jedes einzelne Haus zeigte irgend einen Schmuck in Blumen, Früchten, Kränzen, Laubwerk, bunten Tüchern, Fahnen, Gemälden und Bildhauerarbeit, besonders in Porträts, Büsten und Namenszügen des Königs. Den Mittelpunkt des Ganzen bildete die Enthüllung des Modells zur Festsäule, wie sie später in Granit ausgeführt wurde, auf dem äußeren Schloßplatze, und daran anschließend der Festzug des ganzen Württembergerlandes, Abordnungen, Deputationen, Repräsentationen aus alter und neuer Geschichte, Kunst und Gewerbe aus jedem Oberamte, aus jeder größeren und kleineren Stadt, zu Fuß, zu Pferd und auf geschmückten Wagen, jeder Einzelne ächt und schön costümirt, jede Gruppe kunstvoll und sinnreich zusammengestellt.

An dem Zuge selbst mögen an 30,000 Menschen Theil genommen haben und gegen 100,000 Nichteinheimische an diesem Festtage in Stuttgart gewesen sein.

Von jeher hat es mir Vergnügen gemacht, Freunde bei mir zu sehen und Bekannten einen vergnügten Abend zu bereiten, weßhalb ich auch, sobald ich eingerichtet war, meine bescheidenen Salons in der Kanzleistraße eröffnete und mindestens einmal in der Woche Gäste empfieng, wo bei Thee und Butterbrod oder einem Glase Bier oder Wein geplaudert, gescherzt und gelacht wurde. Hier fanden sich nach und nach die eigenthümlichsten Elemente zusammen und war es damals in Stuttgart wohl der einzige neutrale Grund, auf dem sich die verschiedenartigsten Gesellschaftsschichten begegneten. Kamen doch Schriftsteller, Musiker, Dichter und Schauspieler, auch wenn sie sich nur ein paar Tage in Stuttgart aufhielten, zu mir; Einer brachte den Andern, und da ich auch unter dem Adel und der Diplomatie Bekannte hatte, so sah ich auch aus diesen Kreisen Manchen von altem und gutem Namen: die Fürsten von Hohenlohe, den Prinzen Napoleon, Graf Croubelli, der als österreichischer Botschafter in Rom starb, Graf Bentivoglio, einen Nachkommen König Enzio's, ein Bild vollendeter männlicher Schönheit, Neipperg, Taubenheim; von der jüngeren Generation die Freiherren von Wimpfen, die aber später zu den Bestandtheilen eines anderen Kreises gehörten, von dem ich seiner Zeit erzählen werde.

Wie viele von Allen denen, die zu jener Zeit auf dem breiten Divan ihren Tschibuk oder Nargileh rauchten, oder unter der gewissen roth leuchtenden Lampe ihren Thee tranken, sind indessen schon gestorben, andere verdorben, verschollen, überallhin zerstreut! Und wenn ich heute, wie zuweilen geschieht, an jener Parterrewohnung vorübergehe und dort ein einsames Licht brennen sehe, so kommt die Erinnerung an jene heiteren glücklichen Abende oft mit tiefer Wehmuth über mich, den unterdessen auch alt Gewordenen. Das sind noch dieselben Zimmer, die gleiche Hausthüre, zu der wir ein- und ausgiengen, Alles ist in dieser Straße unverändert geblieben und nur die Genossen jener Zeit sind so ganz, ganz anders geworden, wenn man sie nicht unterdessen in Ost und West zur Ruhe gelegt hat.

In jener Zeit lernte ich auch einen bedeutenden Künstler kennen, mit dem ich von damals bis heute in engster Freundschaft geblieben bin, den Maler Karl Müller, Sohn und Enkel der berühmten Kupferstecher, der nach jahrelangem Aufenthalt in Rom zur Heimath zurückkam und hier einige Bilder malte, die großes Aufsehen machten. Schüler von Ingres in Paris, zeichnete er wundervoll und seine Skizzen, auch aus der gegenwärtigen Zeit, sind von einer Feinheit und Eleganz, wie ich sie selten bei einem Künstler gesehen habe; dabei war er von gutem, treuem, liebenswürdigem Charakter, bis zur Aufopferung gefällig, kurz von den Menschen,

die uns im Leben begegnen, einer der Wenigen, von denen man ſagen konnte, daß ſie uns nie getäuſcht, daß wir in ihrem Weſen niemals eine auch nur zweifelhafte Falte entdeckt; ſelbſt ſeine Fehler, wenn man ſie ſo nennen will, ſeine leicht aufbrauſende Heftigkeit, waren für ſeine Freunde meiſtens ergötzlich, nie verletzend, ebenſo wie ſein oft komiſch ausgedrückter Kummer darüber, daß er Müller heiße, dieſes entſetzliche Schickſal für einen Künſtler, zwiſchen Hunderttauſenden von anderen Müllern unterzugehen. Und doch iſt er nichts weniger als untergegangen, und wenn von ſeinen zahlloſen und vortrefflichen Zeichnungen, ſchönen Entwürfen und Bildern nur ſein großes, berühmt gewordenes Gemälde, „das Oktoberfeſt in der Villa Borgheſe bei Rom“ auf dem Landſitz des Königs Karl von Württemberg bei Stuttgart, übrig geblieben wäre, ſo würde das den Namen des Meiſters Karl Müller für alle Zeiten unvergeſſen machen. Begreiflicherweiſe gehörte auch er damals zu unſerem heiteren Kreiſe, von welchem ich noch eine ergötzliche Karrikatur von ſeiner Hand bewahre, in welchem Genre er gleichfalls ausgezeichnet war.

Wenn ich bis jetzt das Haus meines verehrten Freundes, des Grafen Alfred Neipperg, noch nicht weiter erwähnte, ſo geſchah es, um mir das Beſte bis zuletzt aufzuheben. Wie ehrenvoll war ſein und der Prinzeſſin Marie Wohlwollen für mich, wie viel Schönes habe ich Beider Güte zu verdanken! Wurde ich doch gleich von Anfang an, Dank der Empfeh-

lung seines Bruders Gustav, von dem Grafen Alfred nicht als fremdbleibender Besucher, sondern in gewisser Beziehung als Hausgenosse betrachtet; zu jeder Zeit wurde ich bei ihm vorgelassen, saß dann stundenlang mit ihm plaudernd und die vortrefflichsten Cigarren rauchend Winters an seinem hohen Kamin, in welchem mächtige Holzklötze loderten, und wenn gegen Abend die Zeit herankam, wo er zur königlichen Tafel seine Generalsuniform anzog, mußte ich meistens sitzen bleiben und die Prinzessin erwarten, deren gewinnende, sich stets gleich bleibende Freundlichkeit mich ihren hohen Rang vergessen ließ, und lernte ich dabei, was für meine späteren Geschichten von großem Nutzen war, wie natürlich, ungezwungen und selbst in harmlosen Scherzen sich auch die höchsten Personen, wenn sie, wie hier voll Geist, voll tiefen Gefühls und warmen Herzens sind, zu unterhalten vermögen.

Graf Alfred Neipperg war als Majoratsherr der Familie in den Besitz schöner, in der Nähe von Heilbronn gelegener Güter getreten, die allerdings unter Verwaltung von Pächtern ziemlich heruntergekommen waren, und die er sich nun bemühte durch zweckmäßige Bewirthschaftung, Herstellung der fehlenden oder verfallenen Gebäulichkeiten, besonders aber durch Waldkulturen, auf weit ausgedehnten, dürftig bewachsenen Flächen in die Höhe zu bringen, was ihm auch vortrefflich gelang. Er besaß dort bei dem Flecken Schweigern eine herrschaftliche Wohnung, langgestreckte einstöckige, allerdings reich,

elegant und dabei wohnlich eingerichtete Gebäude, begreiflicherweise das Schloß genannt, ohne diesen Namen zu rechtfertigen; prachtvoll aber war der Park, der dazu gehörte, besonders aber die Gartenanlagen, mit ausgedehnter Obst- und Blumenzucht, und war namentlich die Letztere eine ganz besondere Liebhaberei des Grafen, für welche er keine Kosten sparte, und zeigten seine Beete, Winters seine zahlreichen Glashäuser, das Schönste und Kostbarste an fremdländischen Pflanzen und Blumen; er hatte einen ausgezeichneten Gärtner, bei dem, wie ich hier vorausgehend erwähnen will, ich eines Tages die Bekanntschaft von Ludwig Pfau machte, der damals noch ein ganz junger unbekannter Mensch, Gehilfe in der Gärtnerei seines Vaters zu Heilbronn war.

Das Schloß hatte eine ganze Reihe von Gastzimmern, jedes auf's behaglichste eingerichtet, zwischen dem Billardsaal und der Bibliothek, also zwischen leiblichen und geistigen Unterhaltungsräumen liegend, wohin hauptsächlich während des Winters Freunde des Hauses eingeladen wurden, um an den großen Treibjagden Theil zu nehmen, deren Reviere von dem Grafen Alfred, der ein ausgezeichneter unermüdlicher Jäger war, auf's sorgfältigste gehegt, gepflegt und geschont wurden und die unter die Besten des damals vor dem Jahre 1848 so wildreichen Schwabenlands gehörten.

Seine Bibliothek vermehrte er mit fast allem guten Neuen, was im Buchhandel erschien, und führte über die

Tausende von Bänden einen ganz eigenthümlich eingerichteten Katalog, der an Ausführlichkeit nichts, dagegen an rascher Uebersichtlichkeit Manches zu wünschen übrig ließ.

So groß durchweg in Allem der Charakter des Grafen auch angelegt war, so hatte er doch eine ungemeine Vorliebe für das Schematisiren, Systematisiren und eine fast kleinliche Sucht, alles strengstens nach Reih und Glied zu ordnen, und so eine allerdings in Manchem musterhafte Ordnung herzustellen, die aber, was seine Pflanzen und Blumen anbetraf, häufig in's Komische gieng, wie denn genaue Freunde von ihm behaupteten, daß diese Blumen, Pflanzen und Bücher ihm erst dann wirkliche Freude gewährten, nachdem er sie sauber mit eigener Hand katalogisirt habe.

Wenn das aber Eigenthümlichkeit genannt werden konnte, vielleicht auch Schatten, sowie seine rasch ausbrechende aber eben so rasch wieder verfliegende Heftigkeit, so verschwanden dieselben neben den vielen glänzenden und edeln Eigenschaften seines Charakters; er war von nobler und durchaus hochherziger Gesinnung, stolz, aber nicht hochmüthig, sparsam und doch wieder wohlwollend und freigebig, dabei allerdings unbeugsamen Willens, sowohl zum Guten als zum Schlimmen, und muß ich, um gerecht zu sein, unter Letzterem die oft schroffe Rücksichtslosigkeit hervorheben, mit welcher er sich gegenüber seiner hochgeborenen Gemahlin die vollkommenste und unabhängigste Freiheit des Handelns zu wahren suchte;

dagegen hielt er wieder strengstens auf die Würde des Hauses, duldete weder Nachlässigkeiten einerseits, noch Ueberschreitungen anderseits irgend welcher Art, selbst nicht von seinen ältesten und besten Freunden, war aber wiederum, was die Freundschaft selbst anbetraf, zuverlässig und unwandelbar, wie ich selbst erfahren habe.

Gleich in der ersten Zeit unseres Bekanntwerdens lud er mich ein, ihn nach Schweigern zu begleiten, und als ich dann mit ihm, dem Schwiegersohn des Königs, in seinem mit vier Postpferden bespannten Coupé, Bediente und Jäger hinten auf, dahin abfuhr und wir seine fast übergroßen Cigarren rauchten, mußte ich mir lachend gestehen, daß ich es doch in kurzer Zeit schon ziemlich weit gebracht habe. Von späteren ähnlichen Fahrten, die ich von da an häufig mit ihm machte, erinnere ich mich, wie ergötzlich, fast komisch, er nie etwas vergaß, was ihm einmal bemerkenswerth erschien, und wie er, wenn ich mich so ausdrücken darf, selbst seine Gedanken und Erinnerungen streng wie in einem Kataloge geordnet mit sich herumtrug. Bei irgend einem Triebe auf der Jagd war eine Rehgeis geschossen worden, für welches Vergehen er mich in Verdacht hatte. Bei dem Vorfall selbst aber fragte er nur ganz kurz: „Nicht wahr, Hack'" — so nannte er mich — „die Geis haben Sie geschossen?" was ich natürlicherweise auf's eifrigste verneinte; er sprach auch weiter nichts darüber, als bis wir das nächste Mal nach Schweigern

fahrend den Ort Bietigheim, wo wir umgespannt hatten, verließen und nach einigem Fahren die Ruinen seines Stammschlosses Neipperg vor uns sahen, wo er mich plötzlich wieder fragte: „Nicht wahr, Hack', die Geis haben Sie damals doch geschossen?“ welche Frage er von da ab stets genau an derselben Stelle that, so daß ich endlich, sobald wir die Burg Neipperg vor uns sahen, schon an mich halten mußte, um nicht zu lachen, oder auch wohl vorkehrend sagte: „Die Geis habe ich gewiß nicht geschossen.“

Dieses Schweigern nun war mir natürlich schnell lieb geworden mit seinem Parke, seinen Gärten, Winters mit seinen etwas flachen, schneebedeckten Umgebungen, mit seinen herrlichen Jagden, bei denen ich allerdings gestehen muß, daß für mich, der ich nie ein passionirter Jäger gewesen bin, der dazu gehörige Apparat, das Hinausfahren in nebeliger Morgendämmerung, das Gebell der Hunde, das Aufstellen der Treiber und Jäger, besonders aber jene Stunden der Einsamkeit, wo ich an prachtvollem, sonnendurchglänztem Wintertag lauschend an irgend einer Waldecke stand, nicht zu vergessen auch den Frühstückstrieb — so hieß die Ruhestunde um die Mittagszeit, wo im Walde ein opulentes Frühstück mit den feinsten Weinen servirt wurde — für mich weit angenehmer und interessanter war, als das Erlegen des Wildes selber. Ja zuweilen drückte ich mich unter irgend einem Vorwand an dem frühen Aufstehen vorbei, um später gemächlich nachzukommen,

wobei ich mich eines ergötzlichen Vorfalls erinnere, als ich es wieder einmal ſo in Begleitung des Miniſters Karl von Hügel that, der gleichfalls kein großer Nimrod war, und wir langſam dahinſchlendernd endlich den Frühſtücksplatz erreichten, um dort die übrige Geſellſchaft zu erwarten, uns damit unterhielten, gegenſeitig die Jagdhüte in die Höhe zu werfen, um darnach zu ſchießen. Faſt aber hätte das Graf Alfred übel vermerkt, da er herbeieilend, um ſich nach dem Schießen zu erkundigen, unſere Allotria bemerkte; von da ab wurde mein Aufſtehen am Morgen inſofern ſcharf kontrolirt, als er mich ſelbſt weckte und alle Zwiſchenthüren offen ſtehen ließ, um beſtändig nach mir zu rufen.

Herrlich waren die Abende nach jenen Jagdpartien, wenn man ſo müde, durchfroren, häufig auch durchnäßt, oft nach ſtundenlanger Fahrt zurückkehrte und dann in ein ſanft durchwärmtes Schlafzimmer kam, wo ſich ſchon ein Diener befand, um ſowohl beim Auskleiden als auch beim wieder Ankleiden behilflich zu ſein; denn zum Diner um ſechs Uhr wurde ſorgfältig Toilette gemacht, ſchon dem hohen Range der Gäſte zu lieb, aus welchen meiſtens dieſe Jagdgeſellſchaften beſtanden, worunter Freunde des Hauſes, Fürſten, Grafen und Barone, auch hervorragende Mitglieder des diplomatiſchen Corps waren. Und daß das Menu ſelber ſowie die Ausführung zu dieſem ausgezeichneten Kreiſe paßte, muß ich heute noch gerührt erwähnen, denn Monſieur Mocchi, der

Koch des Grafen Neipperg, der ihn bei solchen Gelegenheiten stets nach Schweigern begleitete, war in der vollsten Bedeutung des Wortes ein Künstler, wie sie leider heut zu Tage bei uns nicht mehr gefunden werden.

Alles das war für mich ein neues und fruchttragendes Kapitel im Lehrbuche meines Lebens, und wer meine „Namenlosen Geschichten“ gelesen, wird sich gewiß einer Schilderung jener Tage und Abende erinnern.

Häufig im Frühjahre und Sommer war ich auch mit dem Grafen wochenlang allein in Schweigern, wo wir seine umliegenden Güter, Schlösser und neugepflanzten Waldungen abritten, auch wohl im Schweiß unseres Angesichts der Rebhühnerjagd oblagen, dann wieder bei Regenwetter lesend und rauchend stundenlang zu Hause saßen, oder die Gewächshäuser durchstrichen, und in solchen Tagen der Einsamkeit kam mir einstmals die Idee, die eigene romantische Liebes- und Heirathsgeschichte des Grafen, umwoben von der oft melancholischen Stille des großen Parkes, zu einem Märchen zu gestalten, was ich denn auch nach Stuttgart zurückgekehrt sogleich that; ich vergesse nie den Augenblick, wie ich ihm bald darauf, als wir wieder zusammen draußen waren, eine saubere Abschrift meines Märchens „Schloß Schweigern“ übergab, wie er sich augenblicklich auf einen Sessel niederließ und meine Arbeit wohlgefällig lächelnd durchlas; ja sie hatte ihm ganz außerordentlich gefallen und gefiel auch später meinem Ver-

leger Adolf Krabbe so wohl, daß ich mich daran machte, noch einige ähnliche Phantasieen zu schreiben und sie unter dem Titel Märchen, illustrirt von J. B. Zwecker, herauszugeben. Im Lauf der Jahre haben sie manche Auflage erlebt, sind wohl gelitten bei Alt und Jung, auch kürzlich noch mit neuen Bildern von Ofterdinger herausgekommen, und ließ ich ihnen ein Jahr nach ihrem Erscheinen „den Pilgerzug nach Mekka", arabische Sagen und Märchen, folgen.

Auch die Prinzessin Marie, des Grafen Gemahlin, hielt sich Sommers zuweilen in Schweigern auf, natürlich mit großem Train von Hofdamen, Kammerfrauen, zahlreicher Dienerschaft und Equipagen; es stellten sich dann auch Besuche ein, oder es wurden Besuche in der Nachbarschaft gemacht, bei welcher Gelegenheit wir auch eines Tages nach Weinsberg fuhren, um Justinus Kerner zu besuchen; sein Augenleiden hatte damals schon angefangen und gab ihm Veranlassung, Mädchen und Frauen, besonders wenn sie hübsch waren, aus allernächster Nähe zu betrachten, was häufig freundlich gewährt, oft aber auch lachend abgewehrt wurde. Kerner war damals schon sehr wohlbeleibt, trug gewöhnlich einen langen schwarzen Rock, der Aehnlichkeit mit einem Talar oder einer Kutte hatte, redete Bekannte nie anders an, als: mein Lieber, mein Guter oder mein Bester, und war meistens von einer stillen gemüthlichen Heiterkeit, voll von Schwänken und und guten Einfällen. Das kleine Haus am Fuß der Weiber-

treu, wo Kerner wohnte, hatte etwas sehr Poetisches, aber auch etwas Ernstes und Melancholisches; die kleinen, dunklen Zimmer, das seltsame Klagen der Aeolsharfen, die Abbildung des Hausgeistes, wie er zuweilen erschienen sei, das große Buch der Kleckfographien, auf einander geriebene Tintenkleckse, die dadurch mannigfaltige abenteuerliche Gestaltungen annahmen, die Handschrift des Zufalls oder geheimnißvoll wirkender Elementargeister hier ganz passend im Element der Tinte, welche Kleckse oft die seltsamsten Teufelsfiguren bildeten, und von denen ich es nicht verschwören möchte, ob ihnen nicht hie und da nachgeholfen wurde. Dann trat uns, dicht am Hause stehend, der aus den Bauernkriegen furchtbar berühmt gewordene Thurm der Grafen von Helfenstein entgegen, von welchem diese mit ihren Freunden in die Spieße der unten harrenden Bauern gestürzt wurden; oben auf diesem Thurm eine Terrasse mit einem Fernrohr, das Justinus Kerner Besuchern eigenhändig irgendwo hinzurichten pflegte und dann sie auf einen leuchtenden Punkt aufmerksam machend sagte: „Das ist das Kreuz auf dem Grabe der Seherin von Prevorst.“ Unten im Hofe stand ein alter Fensterladen mit einer buntbemalten Figur, welche die Geige spielte, von der Kerner schmunzelnd sagte: „Das ist der Lenau“; bekanntlich war der unglückliche Dichter ein Virtuos auf der Violine und häufig wochenlang als Gast Kerner's in Weinsberg.

Die Erhaltung der malerischen Ruinen der alten Burg Weibertreu hat man wohl dem Justinus Kerner allein zu verdanken; denn nicht nur wandte er von seinem mäßigen Einkommen viel darauf, sondern wirkte und sammelte auch sonst unermüdlich, und wenn man heute die reinlich gehaltenen Mauern und Trümmer sieht, durch die sauber gepflegten Wege wandelt oder auf dem moosbewachsenen Stein sitzend ausruht, so erscheint einem unwillkürlich die ehrwürdige Gestalt des berühmten Dichters und vortrefflichen Arztes, von welch letzterem mir sein Sohn Theobald einige hier oben vorgefallene ergötzliche Geschichten erzählte. Auf dem Thurme wehte nämlich eine rothe Fahne, über deren Bedeutung sich einer jener oft so umständlich fragenden Besucher erkundigte, worauf ihm der Oberamtsarzt Doktor Justinus Kerner ernsthaft zur Antwort gab: „Ja sehen Sie, mein Bester, der Amtsbezirk ist so groß, daß ich den Leuten unmöglich gute Rathschläge in Betreff der Jahreszeit oder bei allenfalls ausgebrochenen Krankheiten persönlich ertheilen kann, und ziehe ich denn hier verschiedene Fahnen auf; roth bedeutet, daß geschröpft oder zu Ader gelassen werden soll; grün: daß Brechweinstein zu nehmen ist, und gelb: daß man es mit Rhabarber versuchen soll."

Mit Bezug auf die Legende, daß die Weiber von Weinsberg ihre Männer, um sie vom Tode zu erretten, als kostbarste Habe aus der belagerten Burg getragen, sieht man

heute noch an einer Mauernische von der Hand des Dichters geschrieben:

„Getragen hat mein Weib mich nicht,
Aber ertragen;
Das war ein größeres Gewicht
Als ich mag sagen!“

Siebentes Kapitel.

Um- und Aufschwung.

Meine Reise in den Orient war unter dem Titel „Daguerreotypen“ erschienen und hatte der umsichtige Verleger, besonders für Württemberg berechnet: „Reise des Baron von Taubenheim in den Orient,“ beigefügt und so den gefeierten Namen desselben meinem noch unbekannteren vorgesetzt, was von guter Wirkung war, denn Krabbe versicherte mich, das Buch gienge ganz ordentlich, und da man an dem, was ein nie zufriedenzustellender Verleger sagt, stets hundert Prozent zu addiren oder zu subtrahiren hat, so mußte das Buch einen außergewöhnlichen Absatz haben, wie das auch in der That der Fall war.

Unterdessen hatte ich meine Beziehungen zu Freunden und Bekannten bestens aufrecht erhalten, blieb durch Moritz und Fräulein von Stubenrauch mit dem Hoftheater in an-

genehmer Verbindung, wozu noch kam, daß der Chef desselben, Graf Leutrum, seinem ehemaligen Fortinbras, dem mittlerweile bekannt gewordenen Schriftsteller, der auch mitunter über die Kunst schrieb, einen Sperrsitz verlieh, den ich auch redlich ausnützte. Auch wurde mir, als gewesenem Mitglied der Bühne, der Zutritt hinter die Coulissen gestattet, von welcher Erlaubniß ich nicht nur in den Zwischenakten Gebrauch machte, sondern wo ich auch bei oft gesehenen Vorstellungen ganze Abende zubrachte. Für mich eine höchst interessante und lehrreiche Zeit, die ich mannigfach, später am bedeutendsten in meinem „Europäischen Sklavenleben" verwerthete. Das Leben und Treiben hinter den Coulissen ist für sich selber eine Welt im Kleinen und kann nur aus eigener gründlicher Anschauung studiert werden, und habe ich mich jahrelang mit besonderer Vorliebe diesem höchst angenehmen Studium hingegeben, auch später dort einen Faden angeknüpft, der nach und nach zu einem festen mich durch das Leben begleitenden Bande geworden ist; allerdings ist dort oben eine Welt der Täuschungen und vieles, was uns in trügerischer Helle reizend costümirt glänzend umflittert, als gediegenes Gold uns wünschenswerth erscheint, stellt sich bei nüchternem Tageslicht ganz anders dar.

Meinen guten Neuburg, mit dem ich nach Stuttgart gekommen, sah ich häufig, bis er nach ein paar Jahren die Stadt verließ und nach Augsburg gieng, von wo ich noch

hie und da Briefe von ihm erhielt; dann aber hörte ich nichts mehr von ihm und erfuhr erst später, daß er in seiner Vaterstadt Göttingen gestorben sei.

In früheren Jahren hatte man im Hoftheater Maskenbälle veranstaltet, die aber nach und nach aus Mangel an Theilnahme, wie es hieß, nicht mehr stattfanden, und meinte eines Tages Fräulein von Stubenrauch: „es wäre wohl wieder einmal eines neuen Versuches, bei dem sich auch der König einmal sehr amüsiren würde, werth“ — und ich, der ich ja so oft von dem Kölner Karneval erzählt, sollte es unternehmen, ein paar maskirte Züge, Scenen und dergleichen zu arrangiren. Natürlich war ich gern dazu bereit, da ich mir Geschicklichkeit und Phantasie genug zutraute; es war allerdings mein erster derartiger Versuch, der aber ganz hübsch ausfiel und in dem wir eine allerdings bizarre Idee, die ich erdacht, ausführten, alle möglichen Thiere: Wolf, Schaf, Hund, Esel, ferner Kanarienvögel, Gans, Taube u. s. w. mit täuschend nachgemachten Köpfen und charakteristisch costümirt, tanzten mit Blumen in weiß und goldenen Töpfen, was ein höchst lebendiges, malerisches, etwas tolles Durcheinander gab. Theilnehmer an dieser Quadrille waren junge Leute aus den besten Häusern der Stadt; im Balletsaale wurde probirt, ja zuweilen auch zugesehen, wie die hübschen Tänzerinnen eine großartige Pantomime für denselben Zweck einstudirten, was natürlicherweise viel Gerede in der Stadt

gab, auch ließ ich die Requisiten zu meiner Quadrille von Leuten in den fertig gewordenen Thierköpfen offen und sichtbar in's Theater tragen, Costüme bei verschiedenen Schneidern machen, die auch nicht verfehlten, darüber zu plaudern; so kam es, daß, weil ziemlich lange vorher der Abend bestimmt war, an dem der Ball stattfinden sollte, drei Tage vor demselben schon eine solche Menge von Karten ausgegeben war, daß man mit dem Verkaufe einhalten mußte. Ich selbst führte als stattlicher Haushahn mit entsprechendem Kopf auf stolz gebogenem Halse und prachtvollem Schweife, sonst im Costüme eines gespreizten eitlen Kavaliers, mit Sporen und langem spitzen Degen, den Hut unter dem Arm, die Quadrille an und eröffnete sie durch ein äußerst majestätisches Krähen. Alle Welt amüsirte sich köstlich und der Erfolg des Balles, für den ich mich auch in dieser Richtung verbürgt hatte, war gesichert, und indem man noch lange von dem wirklich schönen Feste sprach, wurde auch mein Name häufig lobend und mit Anerkennung genannt. Soviel ich mich erinnere, war es der letzte Maskenball, der im Hoftheatergebäude gegeben worden ist und auf dem ich thätig war.

An Auber's Oper „Gustav oder der Maskenball" dagegen betheiligte ich mich fast bei jeder Aufführung, indem ich mich unter die Vermummten auf der Bühne mischte, auch wohl Züge oder einzelne Scenen arrangirte; so fuhr ich einstmals als Arlequino costümirt mit einem Schlitten, vor den

sechs Schimmel gespannt waren, allerdings nur travestirte Männer, über die Scene und warf dieses Fahrzeug, in welchem sich die schon genannten Grafen Crouvelli und Bentivoglio als Pantalon und Trufaldin befanden, dicht vor dem Souffleurkasten, zum großen Ergötzen der Zuschauer, um.

Damals gehörte auch zu unserer Gesellschaft im „König von England" ein Apotheker Berg, älter als wir jungen Leute, ja selbst als Moritz, der uns doch um manche Jahre voraus war. Papa Berg, wie er von uns Allen genannt wurde, war ein tüchtiger Chemiker, sonst ein stiller ernster Mann, der aber, indem er bei uns sitzend ruhig seine verschiedenen Schoppen Wein trank, großes Gefallen an unsern lustigen Schwänken und Anekdoten hatte; mich, der ich ihn zuweilen in seinem Hause besuchte, mochte er ganz besonders leiden und sagte mir eines Tages, er habe die Idee gefaßt, Stuttgart mit Gas zu versehen — damals gab es nur ölbrennende Straßenlaternen — und möchte zum Geburtstage des Königs am 27. September Seiner Majestät gerne eine Probe davon im Foyer des Hoftheaters veranstalten, die ich vorstellen und nöthigenfalls erklären sollte.

Die Erlaubniß dazu hatte er von meinem hochverehrten Freunde Taubenheim erhalten, der nach der Pensionirung des früheren Hoftheaterchefs Grafen Leutrum die Führung der Intendanz zu seinem Posten als erster Stallmeister übernehmen mußte, bei welcher Gelegenheit Seine Majestät die

witzigen Worte sagte: „Der Pegasus hat meinen Intendanten abgeworfen, weßhalb ich die Zügel in die Hand meines besten Stallmeisters geben will."

Daß ich dem guten Papa Berg bei seiner Gasvorstellung recht gern nützlich sein wollte, verstand sich von selbst, hatte ich doch dabei die Aussicht, den König nochmals zu sehen, wahrscheinlich von ihm angeredet zu werden. Die Vorbereitungen für diese neue Art von Beleuchtung wurden auf dem Balkon vor dem Foyer getroffen, wobei auch ich nach besten Kräften und mit großem Interesse half; dünne Blechröhren wurden so versteckt als möglich im Innern des Saales angebracht, wo das Gas theils durch mit Epheuranken verzierte Wandarme leuchten sollte, theils in dem Kronleuchter in der Mitte, was alles natürlich recht provisorisch aussah; doch leuchtete unser Gas bei der Probe am Vorabend ziemlich weiß und klar, weßhalb ich denn am festlichen Abend in möglichst eleganter Toilette, doch nicht ohne einiges Herzklopfen der Vorstellung entgegensah. Die bestimmte Stunde schlug; rothe Lakaien öffneten die Flügelthüren, und als der König und die Königin, dem gesammten Hofstaate voraus, auf der Schwelle erschien, hörte ich sogleich an seinen freundlichen Worten: „Ah, wie hübsch!" daß ihm die blendende Helle gegenüber der früheren Kerzenbeleuchtung außerordentlich gefiel. Dann rauschte es heran und quoll herein, blendende Toiletten, gestickte Uniformen, blitzende Brillanten und wehende Federn,

Sterne und Orden durch alle Rubriken, und nachdem der König, mich sogleich wieder erkennend, äußerst wohlwollend mit mir sprach, sich auch in aller Kürze die Einrichtung erklären ließ, kassirte ich gleichfalls von vielen Andern eine ganze Summe von Anerkennungen für Papa Berg, der für solche Präsentationen selbst keine Neigung hatte und sich draußen auf dem Balkon versteckt hielt, ein. Folgen hatte übrigens diese Vorstellung für ihn nicht, doch war damit immerhin für die Gasbeleuchtung ein Anstoß gegeben worden, der König interessirte sich lebhaft dafür; doch dauerte es noch einige Jahre, bis das neue Licht durch eine Genfer Aktiengesellschaft der Residenz Stuttgart aufgieng. Der arme Berg erlebte das übrigens nicht mehr, da er nicht lange nach jener Vorstellung plötzlich am Schlage starb.

Ich aber war durch jene Vorstellung wieder günstig in die Erinnerung Seiner Majestät zurückgerufen worden und erfuhr, daß er sich auch sonst freundlich über meine Arbeiten und Bestrebungen ausgesprochen habe.

Die königliche Familie bestand zu jener Zeit aus Seiner Majestät dem König Wilhelm, der Königin Pauline, einer geborenen Herzogin von Württemberg, Gemahlin dritter Ehe, deren Tochter, Prinzessin Katharine, dem Kronprinzen Karl und der jüngeren Prinzessin Auguste; aus der zweiten Ehe des Königs mit der ebenso geistvollen als liebenswürdigen, heute noch von den Württembergern hochverehrten Großfürstin

Katharine von Rußland, Wittwe des Herzogs von Oldenburg, lebten zwei Töchter, Sophie, die Königin der Niederlande, und Prinzessin Marie, meine erhabene Gönnerin; beide zeichneten sich, wie ich von letzterer schon erwähnt, durch die vortrefflichen Eigenschaften ihrer Mutter, Geist, Liebenswürdigkeit und herzliches Wesen aus, waren als älteste Kinder ganz besondere Lieblinge ihres Vaters und bildeten in ihrer Anhänglichkeit den einen Theil der Familie, der von dem andern durch einen Riß aus schon erwähnten und in manchen Beziehungen nicht zu rechtfertigenden Ursachen gewissermaßen getrennt war. Doch hatte auch die Hauptbetheiligte der andern Seite nichts gethan, um jenen Mißton der Familie zu mildern, mindestens um ihn weniger auffällig zu machen, ihn wohlwollend zuzudecken oder sogar ganz verschwinden zu lassen, und wenn vielleicht ein freundliches, sogar selbst mehr durch den Verstand als durch das Herz diktirtes Entgegenkommen Vieles ausgeglichen hätte, so wurde dagegen durch schroffes Auftreten und berechnende Kälte jener Riß stets vergrößert und endlich unheilbar gemacht; doch hat der König dabei auf's genaueste und korrekteste die Stellung seiner Gemahlin nach Außen zu wahren gewußt, lebte mit ihr vor den Augen der Welt wie im ungetrübtesten Einvernehmen, war fast täglich mit der Königin in seiner Theaterloge zu sehen, speiste stets mit derselben, häufig im engen Familienkreise, und trug auf's peinlichste Sorge, das Ansehen ihrer hohen Stellung zu bewahren.

Daß ich das Haus der Fräulein von Stubenrauch; wo der arme, unbekannte junge Menſch freundlich und herzlich aufgenommen worden war, wo ich manche angenehme, heitere Stunde verlebt, auch ferner und nach wie vor beſuchte, verſtand ſich von ſelbſt, und wäre das Gegentheil jedenfalls ein Beweis häßlicher Undankbarkeit geweſen; auch will ich nicht verhehlen, daß es mich wie ſo viele Andere lebhaft zu der intereſſanten Frau hinzog, die, eine vortreffliche Künſtlerin, ſo angenehm in der Unterhaltung war, ſtets gütig, ſtets wohlwollend, und in deren Hauſe man ſehr häufig einen Kreis liebenswürdiger, geiſtreicher, ja berühmter Männer und Frauen fand. Doch war ich damit bei der einen und ſehr zahlreichen Hofpartei doppelt und dreifach angeſtrichen in's ſchwarze Regiſter gekommen, und wenn man mir auch damals und ſpäter nie offen und gewaltſam entgegenzutreten vermochte, ſo hat man doch nach und nach auf's vorſichtigſte Körnchen um Körnchen zuſammengetragen, um mich ſtolpern und endlich fallen zu machen.

Zu jener Zeit kam der Kronprinz Karl, der in Tübingen ſtudirt hatte, von einer Reiſe nach England zurück; er ſollte nur bis zu einer weiteren Reiſe nach Italien in Stuttgart bleiben und trat hier zum erſten Male in die Welt; das war natürlich ein Ereigniß in der Stadt und bei Hofe, wo ſich jeder, ſoweit es der Anſtand zuließ, dem jungen Herrn zu nähern ſuchte, um ſich ſchon im Voraus von der künftigen

Gnadensonne erwärmen, wenigstens bescheinen zu lassen, oder auch, um das Wesen des Thronerben, seine Gemüthsart, seine Tugenden und allenfallsigen Fehler kennen zu lernen.

Ueber alles das war noch sehr wenig in die Oeffentlichkeit gekommen. Kronprinz Karl, ein zarter, leicht erregbarer Knabe, hatte seine Spiele und ersten Lehrjahre zuerst bei Gouvernanten und einem schwäbischen Präceptor unter den Augen der Mutter verbracht, hatte dann als Erzieher einen Genfer Professor, Herrn Tremplay, erhalten, dem später, als der Kronprinz heranwuchs, zwei Gouverneure, der Generalmajor Graf Sontheim und Hauptmann Hardegg beigegeben wurden. Letzterer, ein wissenschaftlich gebildeter Offizier, ersterer dagegen in keiner Eigenschaft des Verstandes ausgezeichnet, welche beide die sogenannte militärische Erziehung des Kronprinzen leiteten, zu welchem Zweck er einige Zeit in dem stillen Ludwigsburg zubrachte. Auch auf einer Reise nach Berlin hatten ihn diese Herren begleitet, wo der Kronprinz unter Anderem die Bekanntschaft Bettina's gemacht und von dieser überspannten Frau angezogen und äußerst zuvorkommend aufgenommen worden war. Wie weit nun die eben genannten Erzieher befähigt waren, ein so eigenthümliches Naturell wie das des jungen Prinzen zu bilden, vermag ich allerdings nicht zu beurtheilen, möchte aber behaupten, daß bei allem, was sein Lernen und seine Erziehung anbetraf, viel zu ernst, streng und pedantisch vorgegangen worden ist, weßhalb auch

der Prinz noch in ſpäteren Jahren ſeine Erzieher, beſonders den General Hardegg, nur als ſtrenge Zuchtmeiſter bezeichnete, die es nicht verſtanden, des eigenthümlichen, in ſich gekehrten, zum Mißtrauen geneigten Knaben Zuneigung und Liebe zu gewinnen und ihn dadurch für alle Eindrücke der Außenwelt empfänglicher zu machen.

Allerdings lag dieſe ſtrenge Erziehung im Willen des Königs, dem freilich eine ähnliche Erziehung, aber unter ganz anderen Bedingungen zu Theil geworden und zum Heile ausgeſchlagen war. Der Kronprinz hatte mit Leichtigkeit Sprachen erlernt, trieb etwas Muſik und ſchwärmte ſehr dafür, las viel und das Verſchiedenſte durcheinander, beſonders Dramatiſches, wofür er ſich gleichfalls intereſſirte. Körperliche Uebungen hatten wenig Reiz für ihn, er liebte es nicht mit eigenen Pferden ſelbſt zu fahren, war ein mäßiger Reiter und bei der Jagd intereſſirten ihn mehr als das Erlegen des Wildes die dazu eingeladenen Perſonen, ſowie Wald und Flur im Schneelicht und Sonnenſchein; denn dafür hatte er warmes poetiſches Gefühl, wie ich auch auf den ſpäteren Reiſen häufig wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Von Natur wohlwollend und freigebig, ja letzteres, da er den Werth des Geldes nicht kannte, oft in allzu großem Umfange, ſchloß er ſich doch ſchwer an Jemanden an, wohl in Folge einer Schüchternheit, die es ihm auch unbehaglich machte, mit Fremden oder Unbekannten eine Converſation zu beginnen und

fließend fortzuführen, wie auch unter dem Drucke eines Mißtrauens, das sich häufig bei Personen zeigte, wo man es am allerwenigsten vermuthete und wo auch oft durchaus keine Ursachen zu entdecken waren. Während er seinen Freunden treu ergeben war, konnte sich diese Freundschaft doch manchmal aus geringfügigen Ursachen in's Gegentheil verkehren; doch bewies er auch anderseits ein felsenfestes Vertrauen, das schwer zu erschüttern war.

Der Kronprinz war von hoher wohl gewachsener Gestalt, sein Gesicht interessant und zugleich mit dem Ausdruck der Augen schneller Aenderungen fähig, wie ich sie selten bei Jemand wahrgenommen; jetzt offen, freundlich, ja herzlich blickend, konnten seine Züge ein anderes Mal finster, ja hart erscheinen.

Wie so häufig die Thronfolger, stand auch er mit dem Könige, seinem gestrengen Vater, auf keinem behaglichen oder freundschaftlichen Fuß, woran übrigens der König ein wohl gemessenes Theil der Schuld trug, da er den sich stets schüchtern Zurückziehenden nicht in liebevoller Weise ermunterte, ja das Naturell des Sohnes nicht verstand, der allerdings in der Jugend nicht die glänzenden Gaben und Eigenschaften des Vaters zeigte und weder Soldat noch leichtlebiger Kavalier war, und dem es vom Schicksal nicht bestimmt war, die Thronfolge von Vater auf Enkel in gerader Linie zu erhalten.

Bei der Sparsamkeit des Königs wurde für den Kronprinzen eine bescheidene, aber anständige Wohnung im Parterre des königlichen Schlosses eingerichtet; in der Armee bekleidete er damals mit einundzwanzig Jahren den Rang eines Rittmeisters, hatte deßhalb auch noch keinen Adjutanten; und es war ihm nur ein Begleiter, gleichfalls Offizier, Graf Zeppelin, von der Feldjägerschwadron, für die englische Reise zugetheilt worden. Er frühstückte und speiste stets mit der königlichen Familie zusammen, hatte einen Wagen des Marstalls zu seiner Verfügung und ein paar Reitpferde, von denen er übrigens, zum Kummer seines Vaters, äußerst mäßigen Gebrauch machte.

Der Kronprinz war damals mündig geworden; doch sollte ein eigener Hofstaat erst nach Beendigung der in Aussicht stehenden Reisen eingerichtet werden und stand seinem ganzen Haus- und Rechnungswesen sein einziger Kammerdiener, Herr Zimmer, ein braver und geordneter, schon älterer Mann vor. Die bei der Mündigkeit zufallende Apanage wurde von einem Beamten der Oberhofkasse, Herrn Hofrath von Ehrenspiel, verwaltet, einem ebenso vertrauten als tüchtigen Rechnungsbeamten; doch fehlte jetzt schon eine nothwendige Mittelsperson, theils um die Korrespondenzen des Prinzen zu besorgen, alle die vielen Anforderungen Hilfsbedürftiger zu erledigen, sein jetzt größer werdendes Rechnungswesen zu besorgen, ihm durch Notizen und Anmerkungen die Durchsicht

einer Menge von Zeitungen zu erleichtern und ihn auch mit dem, was auf dem Gebiete der Kunst und Literatur Neues erschien, auf dem Laufenden zu erhalten, kurz ein Sekretär „des commandements“ wie der gebräuchliche Ausdruck war, eine wichtige Stelle beim Thronfolger, für die man sich eben anschickte eine Wahl zu treffen.

Daß es genügende Bewerbungen darum gab, wird man ebenso begreiflich finden, als daß junge Leute aus den besten adeligen Häusern sich eine Ehre daraus gemacht hätten, diese Stelle anzunehmen.

Vielleicht wird man es komisch, kühn, anmaßend, jedenfalls aber als einen Beweis lebhafter Phantasie betrachten, daß ich jenen hohen Posten für mich als sehr passend erachtete, ja diesem Gedanken eines Tages Moritz gegenüber, allerdings mehr im Scherze, Worte verlieh. Doch wenn dieser auch sonst den kühnsten Plänen häufig noch etwas zuzusetzen pflegte, so meinte er doch in diesem Falle kopfschüttelnd, selbst für den unglaublichen Fall, daß der König für dieses Projekt gewonnen werden könnte, so sei doch auch die Königin bei dieser ersten Anstellung ihres Sohnes nicht ganz zu umgehen, und endlich drittens und schwerstens die volle Einwilligung des Kronprinzen selbst zu erwirken.

Dazu wußte nun Niemand Rath, auch gab es keine Personen, mit denen der Kronprinz besonders und eifrig verkehrte, und selbst seine Jugendgespielen sahen ihn nur selten

und, wie es hieß, nur in größeren Zwischenräumen; auch kannte ich von diesen nur die beiden Freiherren von Wimpffen, Wilhelm und Dagobert, liebenswürdige, gebildete junge Männer, beide Offiziere, von denen der älteste, Wilhelm, hie und da an meinen früher erwähnten Abendgesellschaften Theil genommen, und war gerade er die Handhabe, die das Rad meines Glückes auf's neue in Bewegung setzte.

Wenn ich im Vorwort dieser Blätter mit als Entschuldigung ihres Entstehens gesagt, daß die Geschichte meines Lebens romanhaft und vielleicht deßhalb interessant erscheine, Manches in derselben sich wie künstlich arrangirt oder mit dichterischer Freiheit behandelt darstelle, so wird man zugeben müssen, daß dieß besonders seit meiner Ankunft in Stuttgart der Fall war, als Baron von Taubenheim seine Reise in den Orient antrat, ich, durch meine ersten schriftstellerischen Arbeiten bekannt geworden, ihn begleiten durfte, in Folge davon das Glück hatte, die Pferde des Königs in gutem Zustande zurückzubringen und dadurch mit Seiner Majestät in einem Zeitpunkt in Berührung zu kommen, wo die wichtige Stelle eines Sekretärs des Kronprinzen besetzt werden sollte, mit dem in Verbindung zu treten mir durch einen jungen Freund gelang, dessen Bekanntschaft ich wenigstens nach dieser Richtung hin so absichtslos als nur möglich war gesucht hatte. Fehlte auch nur ein einziges Glied in dieser Glückskette, so gestaltete sich meine Zukunft jedenfalls ganz anders.

Daß sich der Kronprinz mit seinen vertrautesten Freunden hie und da bei kleinen heimlichen Trinkgelagen, die nicht im königlichen Schlosse gehalten wurden, amüsire, erzählte man sich unter der Hand, fand das auch von einem lebhaften jungen Herrn, der vor nicht allzu langer Zeit die Universität absolvirt, ganz begreiflich, und viele von denen, die mit ernster Miene und Achselzucken darüber sprachen, würden eine Einladung dazu freudig angenommen haben.

Diese wurde mir eines Tages im Auftrage des Kronprinzen zu Theil und ich angewiesen, mich Abends nach acht Uhr in einem kleinen Wirthshause in Zuffenhausen, natürlich in gewöhnlicher Toilette, einzufinden. Da ich nur eine sehr mittelmäßige Droschke fand und es obendrein noch in Strömen regnete, so kam ich erst um neun Uhr an und fand die Gesellschaft, sechs junge Leute von fast gleichem Alter, schon in außerordentlich heiterer Laune um einen einfachen Holztisch sitzend, auf welchem eine große Bowle mit einem für solche Gelage höchst unzweckmäßigen Getränke, einem warmen, sehr starken Punsch, stand. Ich wurde vorgestellt, mit freundlichen Worten und einem herzlichen Drucke der Hand willkommen geheißen, und da es unbehaglich ist, einer schon ganz angeheiterten Gesellschaft in ganz nüchternem Zustande anzuwohnen, so bemühte ich mich diesen Fehler auf's schnellste zu verbessern und fand man mich in Folge davon, auch weil ich mich natürlich und unbefangen wie immer gab, von angenehmer,

liebenswürdiger Ausgelaſſenheit und deßhalb würdig, auch künftig dieſem Kreiſe anzugehören. Uebrigens iſt es bei dieſen Geſellſchaften, ſo viel auch Gegentheiliges davon gefabelt wurde, ſtets ſo anſtändig, ſo harmlos, ohne alle und jede Ausſchweifung zugegangen, daß ſelbſt ein Oberhofprediger dieſen Gelagen hätte beiwohnen können, und kann ich mit feierlichem Schwur verſichern, daß außer dem Bacchus nie einer anderen Gottheit gehuldigt worden iſt; es wurde geplaudert, Anekdoten erzählt, gelacht, auch mitunter geſungen, wozu der „junge Herr" ſelbſt den Anſtoß gab, da er es liebte, bei dieſen Gelegenheiten in Recitativen an der Unterhaltung Theil zu nehmen.

Daß dieſe Geſellſchaften eine Zeit lang in jenem kleinen Dorfe gehalten wurden, lag in dem unſchuldigen Beſtreben, der an ſich harmloſen Sache einen geheimnißvollen Anſtrich zu geben. Später kamen wir auf meine Veranlaſſung im Schloſſe ſelbſt, auch in meiner Wohnung zuſammen und hatte ich auch bald ſo viel Einfluß erlangt, um das ſchädliche warme Punſchgebräu abzuſchaffen und an deſſen Stelle eine kalte Bowle oder einen duftigen Maitrank treten zu laſſen.

Wie Gleiches öfters in Romanen, lyriſchen und dramatiſchen Dichtungen vorkommt, klagte auch der Kronprinz häufig, daß Fürſten keine wahren Freunde hätten, daß, wenn auch bei unſern heiteren Geſellſchaften von Wein und Wort angeregt die Standesunterſchiede ſo ziemlich verſchwänden, ſo

ständen sie doch am andern Morgen, bei klarem Bewußtsein, wieder so kalt und schroff zwischen uns und ihm, daß Keiner alsdann das freie Wort von heute und das unbeschränkte Sichgehenlassen wagen würde. Ganz genau erinnere ich mich, daß, als er uns wieder einmal jenen Vorwurf machte und ich auf dem Boden behaglich ausruhend lag, er sich speziell an mich wendend hinzufügte: „Ja und ich sage, daß Sie es zum Beispiel nicht wagen würden, morgen, wenn Sie nüchtern geworden sind, so vor mir auf dem Boden zu liegen, und doch würde es mich freuen, wenn Sie es thun würden," worauf ich ihm lachend entgegnete: daß sich morgen allerdings unsere beiderseitige Lage geändert hätte, ich mich aber auch alsdann nicht geniren würde, seinem Wunsche Folge zu leisten. Das hatte er nicht vergessen und als wir wenige Tage darauf nüchtern wie Karthäuser in seinem Salon im Schlosse bei ihm waren, sagte er plötzlich: „Nun will ich doch sehen, ob Sie auch beim klarsten Bewußtsein frei und ungenirt mit mir umgehen, wie es unter guten Bekannten sein soll, und den Kronprinzen vergessen, indem Sie sich dort so bequem als möglich auf den Teppich niederlegen."

War es nun die gänzlich ungezwungene Art, mit der ich das nun wirklich that und meine Heiterkeit dabei, was ihm gefiel, genug, er wandte sich mit der Frage an die Andern: Ob sie gleichfalls so wie unter guten Kameraden mit ihm umgehen würden? — worauf ihm einer die richtige Antwort

gab: „Ganz gewiß, doch lieber ohne den von mir gegebenen Beweis wiederholen zu müſſen“ — eine Wiederholung, die jedenfalls lächerlich geweſen wäre.

Von da an ſah ich ihn häufiger, er erzählte mir gern von ſeiner Reiſe in England und Schottland, klagte auch wohl über ſeine Umgebung, wobei er beſonders einer tiefen Mißſtimmung gegen den ihm beigegebenen Kavalier, den Grafen Zeppelin, nicht Herr werden konnte, und wenn er alsdann von der bevorſtehenden italieniſchen Reiſe, auf die er ſich freute, ſprach, konnte er leidenſchaftlich ausrufen: „Ihn täglich um mich ſehen zu müſſen, wird mir alles Schöne verderben.“

Graf Zeppelin hatte davon, wie ich wohl glaube, keine Ahnung, traf ſeine Vorbereitungen zu der neuen Reiſe und hatte ſich einen mehrwöchentlichen Urlaub geben laſſen, um ſeine Braut, eine geborene Planta, auf der Inſel Reichenau bei Conſtanz zu beſuchen; für ihn war indeſſen der Baron Karl von Berlichingen zur Dienſtleiſtung kommandirt worden. Eines Tages ſagte Baron Julius von Hügel, der ſich ſtets durch häufig ſcharfe, aber meiſtens außerordentlich zutreffende Bemerkungen auszeichnete, eben aus dieſer Veranlaſſung, allerdings ſcherzhaft, zu Zeppelin: „Nimm dich in Acht, dem Berlichingen iſt nicht über den Weg zu trauen; er wird dir bei dem Kronprinzen die Schuhe austreten.“

Faſt erſchrak ich, als mich Aeußerungen des Letzteren

mindeſtens den Wunſch erkennen ließen, Berlichingen ſtatt des Andern bei ſich zu behalten und würde er ſchon damals das kurz abgemacht haben, wenn er nicht überzeugt geweſen wäre, damit bei dem Könige, der unter anderen vielen vortrefflichen Eigenſchaften auch die hatte, nie Jemanden aus Laune oder Widerwillen zu entlaſſen, auf den entſchiedenſten Widerſpruch zu ſtoßen. Auch erlaubte ich mir beſcheidene Vorſtellungen darüber zu machen und ihm zu ſagen, daß ſolch ſchroffe Wechſel ohne denkbar triftige Gründe jedenfalls ein unangenehmes Gerede veranlaſſen müßten, was er endlich einzuſehen ſchien, dann aber heftig erregt in dem Gemache auf- und abgieng, die Hände in einander rieb, wie er bei ſolchen Veranlaſſungen wohl zu thun pflegte und endlich vor mir ſtehen bleibend ausrief: „So werde ich ihn denn wohl behalten müſſen, würde mich aber auf jene Reiſe nur alsdann wirklich freuen, wenn auch Sie mich begleiten könnten.“

Daß ich dadurch auf's höchſte und freudigſte überraſcht war, wer wird das bezweifeln! — ich dankte ihm mit gerührten Worten für ſeine gütigen Geſinnungen, ſetzte aber bedauernd hinzu, daß die Ausführung ſeines Wunſches wohl unmöglich ſein würde, da ich in meiner beſcheidenen Lebensſtellung ſchwerlich ſeiner Umgebung eingereiht werden könnte. „O doch,“ rief er darauf lebhaft aus, „das gienge ganz gut, wenn Sie mein Sekretär werden wollten!“ —

Hätten in dieſem Augenblicke ſämmtliche Glocken der

Stadt oder ein Chor von Engelsſtimmen deutlich meinen Namen geklungen und geſungen und Glück verkündendes: „Heil, Heil!“ beigefügt, ich würde nicht freudiger überraſcht worden ſein, als wie ich dieſe Worte aus dem Munde des Kronprinzen vernahm. Ich war ſprachlos vor tiefer Bewegung, weßhalb er, dieß bemerkend und ſelbſt gerührt geworden fortfuhr: „Ja, ich bin überzeugt, daß Sie mir gute und treue Dienſte leiſten würden, mir anhänglich ſein und offen und ehrlich mit mir reden werden, wie Sie es bisher ohne Furcht und ohne ängſtliche Erwägung gethan. Ich weiß wohl,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „daß wir dabei auf Widerſtand ſtoßen werden, denn Viele ſtrebten nach dieſer Stelle und Niemand wird es begreifen, wenn ich Sie, einen gänzlich Fremden, keiner hieſigen Familie Angehörenden dazu wähle; doch iſt mir gerade dieſe Unabhängigkeit erwünſcht und wird es auch meinem Vater ſein. Ueberzeugt bin ich, daß Sie zu mir halten werden und auch eine Mittelsperſon zwiſchen Geſellſchaftsſchichten, mit denen ich ſonſt ſchwer in Berührung komme, ſein werden. Am meiſten wird meine Mutter dagegen ſein, weil Sie das Haus in der Neckarſtraße beſuchen, was mir ganz gleichgiltig iſt, da ich überzeugt bin, ja da ich es weiß, daß von dorther kein irgendwie nachtheiliger Einfluß auf meinen Vater geübt wird.“

In dieſer Art wohlmeinend, mit tiefer Ueberlegung, ja hochherzig und die Verhältniſſe ſcharf und richtig beurtheilend,

sprach er noch eine längere Zeit, fließend und gewandt, wie er es bei ähnlichen Veranlassungen gerne zu thun pflegte. Wie häufig auch später konnte er mir stundenlang sein Innerstes enthüllen, seine Wünsche, seine Gefühle, seine Bestrebungen, seine Befürchtungen, irgend welchen Kummer unverhohlen vor mir offen legend, ohne sich selbst, häufig auch ohne Andere zu schonen. Für diese, mehrere Jahre hindurch oft stundenlang dauernden Unterredungen, wenn man das so nennen konnte, da meistens er sprach und ich nur in wenigen kurzen, oft scharfen und mißbilligenden Worten meine Ueberzeugung frei und offen entgegenhielt, hatte ich mir das gewiß richtige Bild gemacht, als betrachte er mich wie eine Schreibtafel, der man seine geheimsten Gedanken anvertraut, um sie durch einen Hauch des Mundes wieder auszulöschen und so habe ich es stets gehalten, habe wissentlich sein Vertrauen niemals mißbraucht, habe nur seine häufigen Klagen in meinem Herzen behalten, um ohne sein Vorwissen Manches auszugleichen, manche seiner Wünsche zu erfüllen, manche peinliche Scene zu verhindern; auch darf ich es hierbei nicht verschweigen, wie häufig ich allein für diese Zwecke das Haus in der Neckarstraße besuchte, wo man bereitwillig für alles Gute und Edle in dieser Richtung eintrat.

Des Kronprinzen uneingeschränktes Vertrauen habe ich jahrelang besessen, ihm auch freundschaftlich nahe gestanden, bin aber nie sein Günstling gewesen. Ja, er, der leicht geneigt

war, mit jungen Männern seines Alters ein herzliches, wenn auch oft sehr kurz dauerndes Freundschaftsbündniß zu schließen, machte mich bei Anfängen solcher Verbindungen stets zu seinem Vertrauten, und habe ich ihm auch darin meine bestimmt ausgesprochene Meinung, meinen guten Rath, meine reifere Lebenserfahrung zur Verfügung gestellt.

Um nun wieder auf meine Anstellung zurückzukommen, so hielt es der Kronprinz für dringend nothwendig, vorläufig mit Niemand darüber zu reden, um alle Demonstrationen, alle Intriguen zu vermeiden, selbst mit dem König wollte er nur äußerst vorsichtig sprechen und auch ich sollte meine Schritte thun, damit das strengste Stillschweigen bewahrt würde.

So schieden wir, ich glückselig wie es ein Mensch nur sein konnte, in der gehobenen Stimmung kaum fühlend, daß ich den Weg vor mir betrat und erlebte auch in den nächsten Tagen nur eine Steigerung dieses Glückes, da ich sowohl von dem Prinzen als auch von anderer Seite her erfuhr, daß der König unsern Plan günstig aufgenommen und das strengste Stillschweigen darüber versprochen. Ich aber sollte mich in den noch bis zur italienischen Reise zur Verfügung stehenden Monaten — alles das eben Erzählte gieng im Frühjahr 1843 vor sich — so viel als möglich in Sprachen, besonders in der französischen, ausbilden und nebenbei auf der königlichen Hofkammer beschäftigt werden, um dort in Ab-

miniſtration und Rechnungsweſen einiges zu profitiren, womit eine gar komiſche Epiſode meines Lebens begann.

Die königliche Hofkammer mit ihren Domänenräthen und Reviſoren war unter dem Chefpräſidenten die Verwalterin des königlichen Vermögens, der Civilliſte und Domänen, eine ebenſo genau als ſtrenge und unerbittlich nur auf den Vortheil ihres Allerhöchſten Herrn ſchauende Stelle. Wer zum jeweiligen Präſidenten mit dem Titel Excellenz ernannt wurde, galt als die höchſte Vertrauensperſon im ganzen Lande und von dem, was dieſer Hofkammerpräſident dekretirte, war keine Appellation denkbar und möglich, und bin ich überzeugt, daß Seine Majeſtät ſelbſt, die übrigens auch vortrefflich zu rechnen verſtand, nicht immer ſeinen Willen gegen den ſeines Beamten durchzuſetzen vermochte; denn Zahlen entſcheiden und von Zahlen läßt ſich nichts wegdiſputiren oder wegbefehlen. Damals kannte ich noch nicht das große, graue, ſo nüchtern ausſehende Haus in der Friedrichsſtraße, wo ſich die Bureau- und Sitzungsſäle der Hofkammer befanden und wo im zweiten Stock der Herr Präſident wohnte; doch gieng ich alsbald aus, das Gebäude zu betrachten und zwar um die erſte Nachmittagsſtunde, um die Herren Beamten eintreten zu ſehen und an ihren Phyſiognomieen den Maßſtab deſſen, was ich zu erwarten habe, vielleicht anlegen zu können — lauter ältere, ernſte und ſehr würdig ausſehende Männer, alle im ſchwarzen Rock mit hohen Halsbinden und ditto Cylinder, und wenn

auch gar einer derſelben noch entfernt von dem Hauſe mit einem Bekannten geplaudert und gelacht hatte, ſo legte ſich ſein Geſicht doch ſogleich in hofkämmerliche Falten, wenn er ſich dem grauen Hauſe näherte. Herr von Gärttner, der ſpätere Finanzminiſter, war damals Hofkammerpräſident, natürlich ausgezeichneter Beamter, äußerſt ſtreng und in ſeinem Weſen ſehr kurz angebunden, dabei als ſarkaſtiſch und als Jemand bekannt, der gegen ſeine Untergebenen äußerſt ſcharfe Bemerkungen liebte. Zu ihm gieng ich am andern Vormittage, wurde auch, als vom königlichen geheimen Kabinet bereits annoncirt, alsbald von dem ergrauten Kanzleidiener, der mich ſcheu von der Seite betrachtete, gemeldet, vorgelaſſen und nicht allzu unfreundlich empfangen.

„Was Sie eigentlich bei mir wollen oder ſollen," meinten ſeine Excellenz kopfſchüttelnd, „weiß und verſtehe ich eigentlich nicht, doch da es Seine Majeſtät befohlen, ſo habe ich dagegen nichts einzuwenden und Sie dem Herrn Kammerreviſor Honold zugewieſen, der ſehen wird, was man mit Ihnen anfangen kann und bitte ich nur zu bemerken, daß man hier die Kanzleiſtunden pünktlich einzuhalten pflegt und daß es" — hier erhob ſeine Excellenz die Stimme ein wenig — „auf der Hofkammer ſehr ruhig und friedlich hergeht." Dann nickte er mit dem Kopfe, ich machte meine ehrfurchtsvolle Verbeugung und ſuchte den Herrn Kammerreviſor Honold auf, der mich ernſt und gemeſſen, jedoch ganz artig empfieng und

mir den richtigen Rath gab: mich zuerst verschiedenen Herren, die auf den Kanzleien beschäftigt waren, vorzustellen, ja er war freundlich genug dieß mit mir zu besorgen und brachte mich zuerst zu dem Kanzleidirektor, Herrn Hofrath Link, einem liebenswürdigen und außerhalb des Bureau's jovialen und heiteren Manne, dem ich während dieser Lehrzeit zu unendlichem Danke verpflichtet wurde; er behielt mich gleich bei sich, indem er mich zum Sitzen einlud und sagte mir dann lachend: „Er habe meine Geschichten gelesen und sich ganz köstlich dabei amüsirt," eine Anerkennung, die mir gerade hier außerordentlich wohl that. „Sie sollen hier Rechnen lernen," fuhr er, sich die Hände reibend, heiter fort, „zu welchem Zwecke weiß ich nicht, geht mich auch nichts an; na, man wird Ihnen keine zu schwierigen Aufgaben geben und Sie werden schon damit zurechtkommen, lassen Sie sich nur ziemlich pünktlich bei uns sehen, besonders des Vormittags und werde ich dagegen dafür sorgen, daß Sie Nachmittags zuweilen beurlaubt werden; fangen Sie morgen oder übermorgen an, wie es Ihnen gerade paßt, und erzählen Sie mir dann, was man Ihnen zu thun gegeben."

So fieng ich denn schon am andern Tage an, auf der Hofkammer thätig zu sein, zu welchem Zweck mir ein Tisch und ein Stuhl angewiesen wurde, und dann brachte mir der Herr Hofkammervisor Honold einen Haufen kleiner viereckiger Zettel, deren Inhalt ich nachrechnen sollte und die ich mit

solchem Erstaunen betrachtete, daß selbst über das ernste Gesicht des Beamten etwas wie ein leichtes Lächeln flog.

Es waren Frühstücksrechnungen der königlichen Familie, von den betreffenden Kammerdienern oder Kammerfrauen ausgestellt und der Empfang gegenüber dem Chef der Hofhaltung bestätigt. So und so viel an Kaffee und Zucker, an Milch, Weißbrod und feinem Gebäck, an Butter und Eiern. Das mußte gehörig addirt, kontrolirt und nachgesehen werden, ob ein Mehrbedarf durch die angeführten Umstände gerechtfertigt erschien; eine an sich nicht schwierige Arbeit, nur etwas einförmig und langweilig, zu der mir übrigens so genügend Zeit gelassen wurde, daß ich es eine Woche später für keine Sünde hielt, dazwischen an meinen Wachtstubenabenteuern, die ich während jener Zeit begonnen, weiter zu schreiben.

Wachtstubenabenteuer auf der königlichen Hofkammer schreiben! — eigentlich eine fürchterlich vermessene Idee! —

Später erhielt ich auch wichtigere Arbeiten, durfte die Heu- und Haferrechnungen des Marstalls, ja auch den Verbrauch in der königlichen Theatergarderobe nachrechnen, was letzteres jedenfalls unterhaltender war, auch bei den Artikeln Gazeröcke und Tricots meiner Phantasie weiteren Spielraum gewährte, bin aber alles in allem überzeugt, daß meine Arbeiten insofern nicht gewürdigt worden sind, als sie gewiß von einem eifrigeren Beamten nochmals nachgerechnet und kontrolirt wurden. Es war eben eine gnädige, von Seiner

Majestät erlaubte Spielerei, für mich aber von großem Werth, da es später heißen konnte, ich habe auf der Hofkammer gearbeitet und dort Einsichten in die Verrechnungen des königlichen Hofhaltes genommen.

So sah das auch mein freundlicher unmittelbarer Chef, Herr Hofrath Link an, und nachdem er mich eines Tages seiner Frau und seinen liebenswürdigen Töchtern vorgestellt, gab er mir häufig kleine Aufträge, bald hierhin, bald dorthin, die mich aber schließlich stets nach dem angenehmen, befreundeten Haus in der Alleenstraße führten. Ach, und in diesem Hause bei lieben vortrefflichen Menschen habe ich die angenehmsten Stunden meines Stuttgarter Lebens verbracht.

Im zweiten Stocke wohnte Hofrath Link mit seiner Familie, einer herzlich guten Frau, einem Sohn und mehreren Töchtern, von denen die älteste damals sechzehn Jahre alt, ein ebenso liebenswürdiges als geistreiches Mädchen, leider schon den Keim einer Brustkrankheit, der sie auch nach einigen Jahren erlag, in sich tragend; dabei war sie von so glücklich heiterem Temperamente, daß es Jeden mit Wehmuth erfüllen mußte, der sich ihre bleichen schönen Züge und die fast unheimlich strahlende Gluth der wundervollen, großen schwarzen Augen zu deuten wußte. Man nahm mich mit ungeheuchelter Freude auf, ergötzte sich an meinem unverwüstlichen Humor und gab sich ebenso heiter und unbefangen, so daß wir häufig kindische Spiele trieben, unbegreiflich für einen auf der Hof-

kammer arbeitenden Beamten, dem so wichtige Geschäfte, wie das Revidiren der königlichen Frühstücksrechnungen aufgetragen waren, worüber begreiflicherweise gleichfalls herzlich gelacht wurde.

Hofkammerrath Link hatte zwei außerordentlich schöne Katzen, einen röthlichen Kater und eine blaugraue Kätzin, erstere „das Füchsle", diese „das blaue Weib" genannt, denen zuweilen zur possirlichsten Heiterkeit, besonders zur Unterhaltung der jüngeren Geschwister, Baldrian gegeben wurde, und wenn sie wie toll übereinandersprangen und sich auf dem Boden kugelten, so standen wir dabei und lachten uns die Thränen aus den Augen. Doch gieng es auch häufig ernsthafter zu, wir beschäftigten uns gesetzt und gemessen, plauderten über die Ereignisse des Tages, lasen auch Gedichte, oder eines der jungen Mädchen erfreute uns mit Klavierspielen. Bei all diesem Geselligen und diesen Spielen war aber fast immer ein Bäschen der Hofräthin Link, Tochter der Madame Stirnbrand, die im ersten Stocke wohnte, zugegen, und wenn sie nicht zufällig oben war, wenn ich kam, wurde sie durch Klopfen auf den Fußboden oder durch lautes Rufen aufmerksam gemacht und erschien sogleich, um an unsern Unterhaltungen Theil zu nehmen; sie war aus erster Ehe der Madame Stirnbrand mit einem Kaufmann Kutter aus Triest, hieß Karoline, wurde aber als einzige Tochter ihrer Mutter und als Liebling des ganzen Hauses nur einfach das Kind oder das

„Kend", wie es im Schwäbischen lautete, genannt. Sie war damals kaum sechzehn Jahre alt, das frischeste, blühendste Bild üppigster Gesundheit, sie hatte fast die gleichen schönen Augen wie ihre kränkelnde Cousine, dagegen aber durch einen bläulichen Schimmer gemildert; auf ihrem vollen Gesichte, besonders um die starken rosigen Lippen, spielte stets ein schalkhaftes Lächeln als ein Widerhall aus ihrem stets froh und glücklich gestimmten Herzen; an Allem, was ihr Angenehmes begegnete, mußte ihre Umgebung Theil nehmen, sowie sie stets darauf bedacht war, durch irgend etwas zu beglücken, weßhalb sie sich meistens in einer freudig erregten Stimmung befand und somit alles in allem eine liebliche, höchst sympathische Erscheinung bot.

Zwischen uns beiden hatte sich eine Sympathie rasch und gegenseitig entwickelt, und wenn ich kam, war es selbstredend, daß das Kind auch sogleich erscheinen mußte, ja, nachdem ich kurze Zeit darauf auch in der Wohnung des ersten Stockes bei der ernsten Madame Stirnbrand in gehöriger Form eingeführt worden war, ersparte ich mir meistens die zweite Treppe und unser oft lautes und kindisches Treiben wurde im ersten Stock fortgesetzt, bis die Bewohnerin desselben genug hatte, uns wieder hinauf oder in den Garten verwies, oder dem „Kend" eine Beschäftigung gab, bei der es still sitzen mußte und ich ihm helfen oder wenigstens zuschauen konnte. Madame Stirnbrand sowie ihre Schwester waren

aus einer guten alten ſchwäbiſchen Familie, Töchter des Oberamtsarztes Doktor Hartmann in Göppingen, und erſtere, wie ſchon oben bemerkt, in zweiter Ehe mit dem Porträtmaler Herrn Stirnbrand verheirathet, einem fleißigen und braven Künſtler, damals beinahe dem einzigen ſeines Faches in Stuttgart, der ſich durch ſaubere Arbeiten und durch eine ſchätzenswerthe Aehnlichkeit ſeiner Bildniſſe auszeichnete. Stirnbrand hatte eine merkwürdige Jugend verlebt, wußte nicht, wer ſeine Eltern waren, noch aus welchem Land oder Ort er ſtammte. In früheſter Jugend war er von einem zufällig vorüberkommenden Manne den Händen einer Zigeunerin entriſſen worden, die gerade im Begriff geweſen, den nur mit einem Hemdchen bekleideten Knaben in's Waſſer zu werfen, dann aber ſchleunig entflohen war. Ein Brandflecken auf der Stirn war Urſache, daß man ihm den Namen Stirnbrand gab.

Das Haus, in welchem er in Stuttgart mit ſeiner ſchon aus früherer Ehe wohlhabenden Frau wohnte, hatte er ſelbſt gebaut und in demſelben ein hübſches, geräumiges Atelier eingerichtet, wo wir den „Künſtler", wie er im Hauſe nur genannt wurde, hie und da beſuchen durften, wobei wir uns an der oft merkwürdigen Aehnlichkeit bekannter Perſonen, beſonders der Familienangehörigen, erfreuten. Hier war auch ein lebensgroßes Porträt des Kindes in der Tracht einer Münchner Kellnerin mit Mieder und Riegelhäubchen zu ſehen, unter welchem das friſche, blühende Geſicht reizend erſchien.

Stirnbrand, ein ſtiller, freundlicher, ſtets harmoniſch und froh geſtimmter Mann von unverwüſtlichem Humor, war auch wegen ſeiner Talente, eine Geſellſchaft zu erheitern, bekannt und geliebt. Wie draſtiſch und komiſch ſtellte er mit einem Offiziersfederhute oder auch nur mit einem aus Papier nachgemachten Hute auf einem Stuhle reitend den Einzug der drei Monarchen in Paris vor; wie ergötzlich wußte er die Geſchichte vom Sohne der Wäſcherin zu erzählen, der ſich mit ſeinem weißen Höschen auf das friſch geſchriebene Epitaphium ſetzte und dann einen korrekten Abdruck der Grabſchrift mit ſich herumtrug. Wir krümmten uns oft vor Lachen, wenn er hinter einem Vorhange die Leiden jener alten Frau ſchilderte, die durch Applikation eines gewiſſen Inſtruments Linderung ſuchte, dann aber in quälender Unruhe verharren mußte, bis der Schreiner kam, um den defekt gewordenen gewiſſen Stuhl zuſammenzuflicken. Wie vortrefflich war ſein Schusterbube, der einen Auftrag zu beſorgen hatte, aber nie über die Worte, die er zuletzt weinend wiederholte, hinauskam: „e Komplement vo meim Meiſter und meiner Meiſterin!“ —

Glückliche Stunden und Abende, die wir in dem heiteren, gaſtfreien Hauſe verbrachten, bei den liebenswürdigſten Wirthen und der ſtets auserleſenen Geſellſchaft, Künſtlern aller Art, Schauſpielern und Sängern. Wie viel angenehme und wichtige Bekanntſchaften habe ich hier angeknüpft, und dabei war man nicht pedantiſch noch zu wähleriſch, wie es damals und

auch heute noch die einseitige Stuttgarter Sitte vorschrieb und vorschreibt. Hier lernte ich Etzel, den später so berühmt gewordenen Ingenieur kennen, Karl Müller, von dem ich oben schon gesprochen, hier traf ich Dingelstedt, Geibel, Lenau, die Musiker Lindpaintner, Kücken, die Maler Rustige und Zwecker, welch' letzterer, ein Frankfurter, stets zu allen muthwilligen Streichen aufgelegt war, wie er denn eines Morgens, bei Tagesanbruch, von einer am Abend vorher stattgefundenen sehr zahlreichen Gesellschaft die bemerkenswerthesten oder ihm auffällig erscheinendsten Persönlichkeiten auf einem dem Hause gegenüber liegenden Bretterzaun mit Kohle in Lebensgröße karrikirt hatte. Allerdings standen damals in der Alleenstraße nur wenige Häuser auf einer Seite, auch war die Gegend still und abgelegen, trotzdem wurde „das Zweckerche", wie wir ihn nannten, von der guten Madame Stirnbrand, obgleich sie herzlich über die Karrikaturen gelacht, dieser Veröffentlichung wegen tüchtig abgekanzelt, nachdem die Dienstmädchen des Hauses mit Seife und Bürste die tolle Gesellschaft schon in aller Morgenfrühe hatten vertilgen müssen. Hier im Stirnbrandschen Hause verkehrte auch Taubenheim und seine Frau, die Prinzen von Hohenlohe, kurz, was sich vom Adel für jenen Kreis interessirte, der gern über die Alltäglichkeit des Lebens hinaustrat und geselligen Zusammenkünften einen künstlerischen Anstrich zu geben wußte. Ach und was ist heute von den damaligen Bewohnern jenes gastlichen Hauses übrig geblieben! —

Nicht nur das gute Fräulein Link erlag dem unerbittlich fortschreitenden Brustleiden, sondern auch von der ganzen Familie lebt heute, außer Herrn und Frau Stirnbrand hochbetagt — nur noch ein Bruder und die jüngste Schwester! —

Und das gute, liebe Kind! — mein Liebling, meine Freundin, die mir mehr hätte werden können, wenn ich nicht damals schon in jugendlicher Leidenschaft durch ein anderes Band gefesselt gewesen wäre, durch ein Band, das mich jedenfalls vor verschiedenen sonstigen Thorheiten bewahrte und nach und nach zum unlösbaren Bande wurde! — — Sie, die mir trotz alledem ihr Leben lang die herzlichste Anhänglichkeit bewahrte — heirathete mehrere Jahre später einen Rittmeister Grafen Normann und ist schon längst gestorben! — — ein gar zu früher Tod des einzigen, heißgeliebten Kindes, den die achtzigjährige Mutter heute noch ebenso tief schmerzlich als in der ersten Stunde empfindet, und wenn ich Madame Stirnbrand, wie zuweilen geschieht, besuche, so unterläßt die schwarzgekleidete tiefgebeugte Frau nie, mir mit thränenden Augen zu sagen: „Ach, Sie wissen es doch nicht, wie gut Ihnen das Kind gewesen ist.“ Vater Stirnbrand, der sein Alter nicht genau weiß, aber von den Neunzigen nicht weit entfernt sein muß, führt mich gern vor das Bild mit dem Riegelhäubchen und meint: „Nicht wahr, ich habe doch nie ein ähnlicheres Bild gemalt wie dieses hier?“

Und wenn ich dann das Haus verlasse, die bekannten

Zimmer mit der großen Epheuwand, welche das Kind so emsig gepflegt, wenn ich den unvergeßlichen Ton der Thürglocke beim Schließen höre, die unveränderten Treppen hinabsteige, dann in den Garten schaue mit der kleinen Gipsfigur mitten im Grünen, so berühren mich auf's schmerzlichste alle die stummen Zeugen jener damals so schönen, glücklichen Jugendzeit.

Doch wollen wir, wenigstens in der Erinnerung, nun dahin zurückkehren, um weiter zu erzählen, wie mir in der oben geschilderten Art meine Lehrzeit auf der königlichen Hofkammer rasch und angenehm verflog. Allerdings traf ich hie und da bei meinen häufigen Ausgängen mit dem gestrengen Chef zusammen, was mir, wenn er nicht besonders gut gelaunt war, einen ernsten, ja finstern Blick eintrug, wogegen er sich auch zuweilen in sarkastischer Weise nach meiner werthen Gesundheit erkundigte und es begreiflich fand, daß ich mir nach meinen anstrengenden Kanzleiarbeiten die nöthige Bewegung und Erholung gönne.

So waren denn ein paar Monate verflossen, als er mich eines Tages auf sein Arbeitszimmer kommen ließ und eine Unterredung ungefähr mit den Worten einleitete: „Sie haben nun eine Zeit lang Muße gehabt, um zuzuschauen, wie man hier fleißig und pünktlich zu arbeiten versteht, auch sind die Herren mit Ihrer Aufmerksamkeit und Ihrem guten Willen zufrieden, und da Herr Hofrath Link, der das Vergnügen

hat, Sie genauer als ich zu kennen, Sie beſtens empfiehlt, ſo will auch ich Ihnen gerne für Ihre Zukunft behülflich ſein, je nach Ihrem Wunſche, den ich mir anzugeben erſuche, um irgend welche Schritte für Sie zu thun."

Was ſollte ich ihm darauf für eine Antwort geben, da der Kronprinz, mit dem ich nach wie vor in gutem Verkehr ſtand, den Zeitpunkt, um weitere Schritte zu thun, noch immer nicht für gekommen erachtete. Auch bemerkte ich an der lauernden Miene ſeiner Excellenz, daß er mich wohl im Verdacht habe, etwas ganz beſonderes zu erſtreben, vielleicht war auch trotz alledem in meiner Angelegenheit Etwas ruchbar geworden. Doch that ich das möglich Klügſte, indem ich mich für ſein Wohlwollen bedankte, im Uebrigen aber vorgab, noch kein beſtimmtes Ziel in's Auge gefaßt zu haben. „Bei Hofe," fuhr er deßhalb fort, „wüßte ich wirklich nicht, wo Sie placirt werden könnten, zum Staatsdienſte mangelt es Ihnen an den nöthigen Vorkenntniſſen, und ſo bliebe denn nur eine Poſtſekretärsſtelle, zu welcher ich mich gerne für Sie verwenden will."

Bei meinem beſten Dank für ſeine Güte konnte ich doch unmöglich ein leichtes Lächeln verbergen, an dem er übrigens, gut gelaunt, wie er zufällig war, Theil nahm und mich hierauf mit den Worten verabſchiedete: „Sie ſehen doch wenigſtens meinen guten Willen, den ich Ihnen auch noch dadurch beweiſen will, daß ich Ihnen Ihre völlige Freiheit wieder

gebe; mehr bei uns zu lernen als bisher geschehen, ist nicht gut möglich und betrachte ich deßhalb Ihre Lehrzeit auf der Hofkammer als abgeschlossen — das heißt," fuhr er rascher fort, „wenn es nicht allenfalls Ihr dringender Wunsch ist, noch weiter zu addiren und revidiren."

Somit war ich denn entlassen, verabschiedete mich von den wohlwollenden Herren droben und suchte den Kronprinzen auf, um ihm die eben gehabte Unterredung mitzutheilen, worüber wir Beide auf's herzlichste lachten; doch schien es auch meinem hohen Gönner jetzt nothwendig geworden, von seiner Seite weitere Schritte zu thun, womit ich natürlicherweise sehr einverstanden war.

Seine Excellenz den Herrn Hofkammer-Präsidenten von Gärttner sah ich später zuweilen und konnte er dann wohl lächelnd sein Bedauern ausdrücken, daß ich nicht Postsekretär geworden sei. Als ich später im Schlosse wohnte, besuchte er mich hie und da, wobei er einmal meinen offenstehenden Weißzeugkasten musterte und mir seine Bewunderung über meine schöne und zahlreiche Wäsche aussprach.

„Ein Beweis, Excellenz," gab ich zur Antwort, „daß ich auf der Hofkammer Sparsamkeit und Ordnungsliebe gelernt," worauf er ein kurzes Lachen ausstieß und sich freundschaftlichst empfahl.

Da nun die Bombe, meine Anstellung betreffend, auf's beste vorbereitet, geladen und mit Zünder versehen war, so

bedurfte es nur eines Feuerfunkens, hier eines Wortes aus dem Munde des Königs, um sie mit dem allergrößten Eclat platzen zu machen und die erste Nachricht soll auch von der außerordentlichsten Wirkung in allen Hofkreisen gewesen sein. Sie wurde zuerst mit ungläubigem Kopfschütteln aufgenommen, dann unter mitleidigem Achselzucken über die Allerhöchste Verblendung oder unter gerechter Entrüstung über das unmöglich Erscheinende, einem jungen Menschen von unbekannter Herkunft, einem Literaten, einem Ausländer diesen wichtigen Posten, der ihn in unmittelbare Berührung mit dem Thronerben brachte, anzuvertrauen. Ja, selbst im königlichen Familienkreise soll es heftige Erschütterungen gegeben haben, die aber alle an der Festigkeit des Königs sowie an dem bestimmt ausgesprochenen Willen des Kronprinzen scheiterten. Doch gab man sich anderseits damit noch nicht zufrieden, man schwieg plötzlich im weitesten Umfange der betreffenden Kreise über diese Angelegenheit, um Contreminen zu graben, die meine Anstellung schließlich doch noch verhindern sollten, und somit verzögerte es sich bis in den Oktober 1843 hinein, ehe meine Anstellung durch nachfolgendes Dekret bestätigt wurde:

„Durch höchste Entschließung vom 12. Oktober haben Seine Königliche Majestät den von des Kronprinzen Königlicher Hoheit in Dienst genommenen Literaten Hackländer von Elberfeld (!?) in Beziehung auf dieses

gebe; mehr bei uns zu lernen als bisher geschehen, ist nicht gut möglich und betrachte ich deßhalb Ihre Lehrzeit auf der Hofkammer als abgeschlossen — das heißt," fuhr er rascher fort, „wenn es nicht allenfalls Ihr dringender Wunsch ist, noch weiter zu addiren und revidiren."

Somit war ich denn entlassen, verabschiedete mich von den wohlwollenden Herren droben und suchte den Kronprinzen auf, um ihm die eben gehabte Unterredung mitzutheilen, worüber wir Beide auf's herzlichste lachten; doch schien es auch meinem hohen Gönner jetzt nothwendig geworden, von seiner Seite weitere Schritte zu thun, womit ich natürlicherweise sehr einverstanden war.

Seine Excellenz den Herrn Hofkammer-Präsidenten von Gärttner sah ich später zuweilen und konnte er dann wohl lächelnd sein Bedauern ausdrücken, daß ich nicht Postsekretär geworden sei. Als ich später im Schlosse wohnte, besuchte er mich hie und da, wobei er einmal meinen offenstehenden Weißzeugkasten musterte und mir seine Bewunderung über meine schöne und zahlreiche Wäsche aussprach.

„Ein Beweis, Excellenz," gab ich zur Antwort, „daß ich auf der Hofkammer Sparsamkeit und Ordnungsliebe gelernt," worauf er ein kurzes Lachen ausstieß und sich freundschaftlichst empfahl.

Da nun die Bombe, meine Anstellung betreffend, auf's beste vorbereitet, geladen und mit Zünder versehen war, so

bedurfte es nur eines Feuerfunkens, hier eines Wortes aus dem Munde des Königs, um ſie mit dem allergrößten Eclat platzen zu machen und die erſte Nachricht ſoll auch von der außerordentlichſten Wirkung in allen Hofkreiſen geweſen ſein. Sie wurde zuerſt mit ungläubigem Kopfſchütteln aufgenommen, dann unter mitleidigem Achſelzucken über die Allerhöchſte Verblendung oder unter gerechter Entrüſtung über das unmöglich Erſcheinende, einem jungen Menſchen von unbekannter Herkunft, einem Literaten, einem Ausländer dieſen wichtigen Poſten, der ihn in unmittelbare Berührung mit dem Thronerben brachte, anzuvertrauen. Ja, ſelbſt im königlichen Familienkreiſe ſoll es heftige Erſchütterungen gegeben haben, die aber alle an der Feſtigkeit des Königs ſowie an dem beſtimmt ausgeſprochenen Willen des Kronprinzen ſcheiterten. Doch gab man ſich anderſeits damit noch nicht zufrieden, man ſchwieg plötzlich im weiteſten Umfange der betreffenden Kreiſe über dieſe Angelegenheit, um Contreminen zu graben, die meine Anſtellung ſchließlich doch noch verhindern ſollten, und ſomit verzögerte es ſich bis in den Oktober 1843 hinein, ehe meine Anſtellung durch nachfolgendes Dekret beſtätigt wurde:

„Durch höchſte Entſchließung vom 12. Oktober haben Seine Königliche Majeſtät den von des Kronprinzen Königlicher Hoheit in Dienſt genommenen Literaten Hackländer von Elberfeld (!?) in Beziehung auf dieſes

Dienstverhältniß den Titel eines Sekretärs gnädigst verliehen, wovon der Sekretär Hackländer hiemit in Kenntniß gesetzt wird."

unterzeichnet auf den Befehl des Königs. Bellnagel.

Es war dieß der Chef des geheimen Kabinets, der damals noch den Titel Staatssekretär führte, ein kleiner, etwas wunderlicher Herr, der es liebte, französische Brocken in die Unterhaltung zu mischen und mir eines Tages sagte: „Ah ça, mon cher! man hätte Ihnen für Ihre Stellung wohl den Titel ‚Geheimer Sekretär' geben können, parbleu, ich konnte es aber nicht durchsetzen." Doch hatte gerade seine Excellenz die Ausfertigung meines Dekrets länger bei Seite geschoben, als gerade nothwendig war.

Aber nun hatte ich sie in Händen, schwarz auf weiß am 14. Oktober Nachmittags erhalten und habe ich das Papier mindestens ein Dutzend mal durchlesen und mich darauf sogleich beim Kronprinzen unter Bezeugung wärmsten Dankes gemeldet. Abends war ein Concert in dem damaligen sogenannten Redoutensaale, wo jetzt der Königsbau steht, in welchem der berühmte Virtuose Dreyschock spielte. Dorthin begab ich mich, machte Bekannten und Freunden gegenüber kein Hehl aus meiner erfolgten Anstellung und war darnach überzeugt, daß es am andern Tage die ganze Stadt wisse.

Von meiner glückseligen Gemüthsstimmung kann ich un-

möglich eine Schilderung entwerfen, schien doch nun meine Zukunft für alle Zeit geborgen, hatte ich doch eine ebenso hohe als ehrenvolle Stellung erreicht, eine Stellung, in der ich Nützliches und Gutes zu wirken vermochte, und das zu thun hatte ich mir fest vorgenommen und gelobt.

Dann aber begann eine Zeit emsigen Schaffens und tüchtiger Sorge, ich mußte sogleich die Geschäfte des Kronprinzen übernehmen, seine Correspondenzen, Rechnungen, seine Kasse, und obgleich sich in letzterer nur ein paar tausend Gulden befanden, so erschrak ich doch fast über die Größe einer solchen Summe, die ich noch nie beisammen gesehen hatte und schaffte sie mir so bald als möglich vom Halse, indem ich rückständige Rechnungen des Kronprinzen bezahlte. Meine erste Beschäftigung war übrigens, wie ich nicht verschweigen will, die Bestellung einer Visitenkarte gewesen:

F. W. Hackländer,
Sekretär Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen
Karl von Württemberg.

vermittelst welcher ich alsdann meinen Besuchen den allergrößten Nachdruck gab.

Auch das Französische wurde mit doppeltem Eifer wieder vorgenommen und war Baron Taubenheim so freundlich, mit mir in eine für mich lehrreiche Correspondenz zu treten, indem er mir meine Briefe verbessert und korrigirt zurückgab.

Neben dem mir ausgesetzten Gehalte von jährlich acht-

hundert Gulden nebſt freier Wohnung ſowie nach damaligem württembergiſchem Gebrauch ſechs Meß Buchenholz, zwölf Scheffel Dinkel und ſechs Scheffel Roggen erhielt ich für die bevorſtehende italieniſche Reiſe, wie die andern Begleiter, Equipirungsgelder, die mir ſehr gut zu ſtatten kamen, da, wenn ich auch anſtändig gekleidet gieng, meine Garderobe nicht von der Art war, um im Gefolge ſeiner königlichen Hoheit zu reiſen und mit demſelben hohe und höchſte Kreiſe beſuchen zu können.

Die kleinen Geſellſchaften beim Kronprinzen oder in meiner Wohnung dauerten indeſſen fort und gab die bevorſtehende italieniſche Reiſe begreiflicherweiſe häufig und genügenden Stoff zur Unterhaltung. Wie ich mich darauf freute, vermag ich nicht zu ſagen; allerdings hatte ich ein Stück von Sizilien, Neapel, Genua und Mailand geſehen, ein wonnevolles Koſten dieſer herrlichen Städte in ſchönen Frühlingstagen, doch hatte alles, was ich genoſſen, nur meine Sehnſucht verſchärft, auch das übrige Wunderland Italien kennen zu lernen; und welch prachtvolle Gelegenheit bot ſich jetzt dafür! — im Gefolge eines lebensluſtigen, wohlwollenden und kunſtſinnigen jungen Fürſten, der mich in ſeiner Liebenswürdigkeit ſeinen hohen Rang wenn auch nicht vergeſſen ließ, ſo doch alles Beengende und unerquicklich Förmliche davon abzuſtreifen wußte und ſo den Umgang mit ihm zu einem äußerſt behaglichen zu machen verſtand.

Dazu kam noch die angenehme Art, in welcher diese Reise stattfinden sollte, mit eigenen Wagen und Bedienten, Extrapost und Vorausbestellung, so viel nur möglich war, Benutzung der besten Gasthöfe und dabei überall die schönste Gelegenheit, alles Interessante, Merkwürdige und Lehrreiche unter gediegener Leitung zu sehen, auch die gesellschaftlich besten Kreise besuchen zu können und somit nicht nur Land, sondern auch Leute kennen zu lernen. Da trotz alledem möglichst gespart werden sollte, so fand man neben dem vorausgehenden Fourgon, der sämmtliches Gepäck führte, einen Wagen für den Kronprinzen und den ihn begleitenden Reise-Chef, seine Excellenz den Oberststallmeister General von Maucler, einen dritten Wagen für das Gefolge, den Adjutanten, einen Arzt und mich, genügend. Doch war Baron Taubenheim, der diese Ausrüstungen zu treffen hatte, so freundlich, den für mich als Jüngsten bestimmten Rücksitz unserer Kalesche durch eine Polsterung für die Fahrten bei Tag und Nacht etwas bequemer machen zu lassen.

Da ließ mich der General von Maucler, der, beiläufig gesagt, ein naher Verwandter des zur Begleitung bestimmten schon früher erwähnten Grafen Zeppelin war, zu sich rufen und eröffnete mir allerdings in der wohlwollendsten und freundlichsten Weise: Er habe die Bestimmung getroffen, daß ich, begleitet vom Kammerdiener des Prinzen, in dem Fourgon vorausreisen solle. „Viel bequemer für Sie, als in der

Kaleſche rückwärts zu fahren," ſetzte er hinzu. Doch machte mich dieſe Eröffnung einigermaßen ſtutzend, gab mir Stoff zur Ueberlegung und wenn ich erwiderte: „daß ich mich den Befehlen des Kronprinzen unbedingt fügen würde," ſo beſchloß ich doch, bei einem erprobten und ruhig beobachtenden Freund auch Raths darüber zu holen, der aber mit mir darin vollkommen einig war, daß, wenn auch der junge Schriftſteller Hackländer ſich Nichts daraus zu machen brauche, mit einem braven Manne, wie der Kammerdiener Zimmer war, gemeinſchaftlich in einem Wagen zu fahren, dieß jedoch für den Sekretär des Kronprinzen eine ganz andere Sache ſei und vergeſſe ich nie, wie jener Freund lachend ausrief:

„Klug ausgeſonnen, Pater Lamormain! —
Wäre der Gedank' nicht ſo verwünſcht geſcheid,
Man wär' verſucht, ihn herzlich dumm zu nennen."

Gelang es, mich in den Fourgon zur Dienerſchaft zu bringen, ſo war damit ein Vorgang geſchaffen, der ſich leicht weiter ausnützen ließ, um den „Literaten von unbekanntem Herkommen", den fremden, nicht einmal adeligen jungen Menſchen auf den ihm gebührenden Standpunkt zurückzuſchrauben. Daß ich aber mit meiner Meldung darüber an den Kronprinzen, die mir der Oberſtſtallmeiſter geſtattete, einen ſolchen Spektakel, ja, ein Unheil für den Betreffenden hervorrufen würde, hätte ich wahrlich nicht erwartet. Doch war der Kronprinz, wie ich bereits erzählt, auf's Aeußerſte gegen

seinen bisherigen Kavalier, den Grafen Zeppelin, gereizt, und kaum hatte ich die Fourgongeschichte berichtet — es war Abends kurz vor Beginn des Theaters — so sprang er in einer Heftigkeit, wie ich sie nie an ihm erlebt, auf und rief zornig: „Das ist wieder eine abgeredete Geschichte dieser hochmüthigen Familie gegen Sie, auch um mich zu kränken; doch kommt sie mir sehr erwünscht und werde ich sogleich mit meinem Vater darüber reden.“ Dann nahm er hastig seinen Hut und eilte an mir, der ich sprachlos dastand, vorüber, um sich durch das Schloß und durch den bedeckten Theatergang in die Loge des Königs zu begeben. Da die Vorstellung bereits begonnen hatte, mußte er bis zum Zwischenakte warten und bat dann seinen Vater um eine kurze Unterredung im Vorzimmer, bei der es, wie ich später erfuhr, sehr laut und heftig zugegangen sein soll. Der Kronprinz, von dem Standpunkte ausgehend, daß es auf eine Kränkung für mich und auch für ihn abgesehen sei, hatte den Grafen Zeppelin als muthmaßlichen Urheber bezeichnet und seinem Vater auf's bestimmteste erklärt, er sei deßhalb nicht mehr im Stande, gemeinschaftlich mit demselben zu reisen, bäte dringend, ihn entlassen und dafür den Karl von Berlichingen mitnehmen zu dürfen. Bedauerlicherweise für Graf Zeppelin mochte auch der König den Zusammenhang für richtig halten oder dem so bestimmt ausgesprochenen Wunsche seines Sohnes nicht entgegentreten, genug, er sagte achselzuckend, wie er bei solchen

Gelegenheiten gerne zu thun pflegte: „Das sind Sachen deines eigenen Haushaltes, in denen ich dir nicht widerstreben will, sondern dir deinen freien Willen lassen muß.“

Dieser schroffe Wechsel so kurz vor einer großen Reise, zu welcher der Betreffende schon alle Anstalten getroffen, mußte natürlicherweise großes Aufsehen erregen und meine an sich schon zahlreichen Feinde vermehren, gab man mir doch die Schuld, gegen den Grafen Zeppelin intriguirt zu haben, ein Vorwurf, der nicht ungerechter sein konnte, denn ich hatte damals mit demselben kaum ein Dutzend Worte gewechselt, als er mich in herzlicher Art zu meiner neuen Stellung beglückwünschte; aber seine eigene Stellung zum Kronprinzen war — aus welchen Gründen, wußte ich nicht, habe es auch nie genau erfahren — von der englischen Reise her schon so gespannt, daß es nur des Kleinsten bedurfte, um eine Verbindung jäh zu zerreißen, die freilich im andern Falle auf der ganzen Reise zu den unangenehmsten Scenen geführt haben würde.

Wie ich mir stets erlaubte, dem Kronprinzen unverhohlen meine Meinung zu sagen, so auch hier, indem ich ihm meine Ansicht nicht verschwieg, daß es wohl besser gewesen, jene Verbindung, wenn sie unmöglich geworden, gleich nach der Rückkehr von der englischen Reise zu lösen, als jetzt wegen einer Kleinigkeit den Vorwurf der Unbeständigkeit auf sich selbst zu laden; ja, ich habe mich bemüht, ihm jahrelang die

Sache wieder in Erinnerung zu bringen, den Grafen Zeppelin, gegen den er sich häufig aussprach, zu vertheidigen, ihn auch herzlich gebeten, das Verhältniß wieder in's Geleise zu bringen und glaube mit dazu beigetragen zu haben, daß er ihn später zum Hofmarschall seines Hauses wählte.

Dagegen muß ich auch anerkennen, daß mich unser Reisechef, General von Maucler, nie auch nur im geringsten die Entfernung seines Neffen entgelten ließ; er behandelte mich im Gegentheil stets wohlwollend und freundlich, unterstützte und verbesserte meine Correspondenzen in fremden Sprachen und machte mir das schwierige Amt eines Reisekassenführers so leicht als möglich. Der General war überhaupt ein vornehmer, liebenswürdiger, alter Herr, vom gewinnendsten Wesen, den wir Alle liebten und verehrten, dem auch ich dienlich war, wo es in meinen Kräften stand und dem ich die leidige Fourgongeschichte auch dadurch zu vergelten strebte, daß ich, als er später in Neapel schwer erkrankte und noch schwach mit uns zurückkehrte, die weite Reise nach Stuttgart auf dem Bock der Kalesche machte, um ihm und dem Arzte den ganzen innern Wagen zur Verfügung zu stellen.

Dieser Arzt war Doktor Klein, Generalstabsarzt der Armee, ein stets freundlich lächelnder Herr, zu dem ich übrigens nie in ein recht intimes Verhältniß gekommen bin; als ächter Schwabe mit dem ausgesprochensten schwäbischen Accent

vermochte auch er wohl zu dem „preußiſchen Ausländer“ kein großes Vertrauen zu faſſen.

Karl von Berlichingen hatte bei ſeiner hohen und breiten Geſtalt etwas Unbeholfenes in ſeinen Bewegungen, ſo daß ſeine Freunde lachend von ihm ſagten: er habe von der Natur zwei linke Füße erhalten. Höchſt ſelten betheiligte er ſich während der langen Fahrten an der Unterhaltung, pfiff aber, wenn er ſich behaglich fühlte, die erſten Takte der „Fahnenwache“, die gleiche Weiſe ſtets in einer anderen Tonart wiederholend. Dem Kronprinzen war er anfänglich durch ſeine Schweigſamkeit bequem, auch weil er ſich nie einen Widerſpruch erlaubte, ſondern nur das that, was ihm befohlen war, wogegen es der weit lebhaftere und gebildetere Graf Zeppelin vielleicht durch allzu viel Gegentheiliges verdorben hatte, gleichwie Doktor Klein, der ebenfalls mit in England geweſen war.

So rückte der Tag der Abreiſe heran, zu welchem der Prinz Hugo Hohenlohe, Meiſter der „Glocke“, noch eine ſolenne Abſchiedsfeier in ſeiner Wohnung, die damals im Hauſe des Buchhändlers L. Hallberger war, veranſtaltete, wozu außer Freunden und Bekannten des Kronprinzen, ſämmtliche Glockenmitglieder eingeladen waren und wo es bei einem opulenten Menu, bei den feinſten Weinen, bei Reden und Toaſten, an denen ſich auch der Kronprinz betheiligte, hoch genug hergieng, was gegen drei Uhr, wo wir uns trennten,

am Besten von dieser frühen Morgenstunde, von der malerischen Unordnung der Tafel und den leeren Flaschenbatterien, sowie der ausgelassenen Laune sämmtlicher Betheiligten bezeugt wurde.

Der Kronprinz lud mich ein, mit ihm nach Hause zu fahren; doch statt sich, als der Wagen hielt, durch das kleine Gärtchen im vollen Laufe, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, in sein Appartement zu begeben, forderte er mich noch, wie oft bei ähnlichen Gelegenheiten geschah, zu einem Spaziergange auf, um auf dem Asphalttrottoir der Planie hin und her gehend, mir in lebhaften Schilderungen seine Eindrücke des heutigen Abends zu wiederholen: Geistreiches und Gewöhnliches, Erfreuliches und Verletzendes, aber mit dem Schlußresultat, daß er sich bei den guten lieben Bekannten, die ihm, wie er wohl wisse, im Allgemeinen anhänglich und sehr zugethan seien, die Meisten auch ehrlich und ohne Falsch, so vortrefflich amüsirt habe, daß ihm eine Wiederholung große Freude machen würde.

„Leider aber unmöglich," erlaubte ich mir ihm zu entgegnen, „da Sie ja übermorgen früh Ihre Reise antreten."

Der Kronprinz ließ sich jedoch dadurch nicht beirren, und befahl mir, am nächsten Morgen so bald als möglich zum Prinzen Hugo zu gehen und ihn mit seinem Wunsche bekannt zu machen.

Damit entließ er mich und lief eilig in's Schloß. Auch

ich ſuchte mein Zimmer auf, befahl dem Diener, mich um halb acht Uhr zu wecken und als dieß geſchehen, erhob ich mich müde und verdrießlich, um meine Botſchaft auszurichten. Kaum wollte mich der Jäger des Prinzen Hohenlohe, obgleich ich im Auftrage des Kronprinzen kam, vor ſeinen Herrn laſſen, der mich ſchlaftrunken empfieng und der ſchon über meinen bei ſo früher Morgenſtunde zuerſt vorgebrachten Dank des Kronprinzen ſehr verwundert erſchien, ſich aber im höchſten Erſtaunen aufrichtend meine Botſchaft anhörte, um dann wieder auf ſein Lager zurückſinkend ſeinem Jäger den Befehl zu geben: Alles ſtehen und liegen zu laſſen, die Einladungen, wie geſtern, herum zu ſchicken, nur das Menu zu verändern und für friſchen Wein, beſonders viel gut gekühlten Champagner beſorgt zu ſein.

Wie ich übrigens dem Kronprinzen vorausgeſagt und wie es auch begreiflich iſt, war dieſe Wiederholung nur eine matte Copie des geſtrigen herrlichen Abends, beinahe jeder war übernächtig und müde, die herzlichen Wünſche und alles dergleichen auf die Reiſe bezügliche konnten doch unmöglich, ſelbſt nicht von ſo gewandten und geiſtreichen Rednern, wie Dingelſtedt, Taubenheim und Andre, wiederholt werden, auch waren zwei Uneingeweihte in den Perſonen des Baron von Berlichingen und des Doktor Klein anweſend, mit denen ich gegen Mitternacht, von dem Bankett weg abfahren ſollte und die ziemlich verblüfft in unſer Treiben ſchauten, weßhalb

ich sehr zufrieden war, als gegen Mitternacht unser Reisewagen gemeldet wurde und wir Erlaubniß erhielten, die Gesellschaft zu verlassen.

Glücklicherweise war es mir damals noch möglich im Reisewagen zu schlafen, weßhalb ich auch die schmerzliche Trennung von so Manchem weniger empfand, ja mit der Elastizität der Jugend trotz des trüben Novembermorgens, der endlich aufdämmerte, mich sogleich wieder behaglich in meine Verhältnisse fand. Da wir Extrapost fuhren, hatte ich unterwegs auf jeder Station mit den Posthaltern abzurechnen und die Postillone zu befriedigen, was nicht immer gelang, die aber so durch Wachen und Schlafen getheilte Zeit rascher vergehen machte.

Wir fuhren über Eßlingen, Göppingen nach Ulm, also eine Zeit lang den gleichen Weg wie vor kaum einem Jahre bei unserer orientalischen Reise, kamen dann über Illertissen Nachmittags nach Memmingen, wo der Kronprinz, der erst Morgens von Stuttgart wegfuhr, über Nacht blieb, während wir, nachdem wir gemeinschaftlich mit ihm, der sehr ermüdet ankam, zu Nacht gegessen, sogleich unsere Reise fortsetzten; gegen Mitternacht erreichten wir Kempten, wo ich später noch häufig des Nachts durchreiste, dabei stets den Posthalter, seinen Sekretär und was sonst um den Weg war, begreiflicherweise nur im Schlafrocke sah, weßhalb ich mir einen Einwohner von Kempten nur in solchem Gewande der Nacht vorzustellen

vermochte. Ueber Neſſelwang gieng es dann nach Reutte, wo der Kronprinz abermals ſchlief, und wo uns beim Nachteſſen ein Ragout von Gemſen vorgelegt wurde.

Am andern Tage fuhren wir bei Zirl und an der Martinswand vorüber, bei der uns der Poſtillon die durch ein Kreuz bezeichnete Stelle wies, wohin ſich Kaiſer Maximilian bei der Gemsjagd verſtiegen hatte und wo ihm vom Thal aus ſchon die erhobene Monſtranz, den letzten kirchlichen Troſt vermittelnd, gezeigt worden war, bis ihn jener kühne Jäger rettete.

Hinter Innsbruck ſah ich zum erſten Mal die erhabene Pracht der mit Schnee und Eis bedeckten Alpenwelt, die auf mich einen großen Eindruck machte; angenehm aber und äußerſt behaglich empfanden wir einige Stunden ſpäter den langſam eintretenden, aber immer merklicher werdenden Uebergang in ein milderes Klima, die ſchroffen Felswände, oben mit ihren leuchtenden Spitzen, unten mit den blendenden Schneehalden, blieben hinter uns, die ſchäumenden Bergwaſſer, die uns bisher übermüthig ſprudelnd begleitet, echte Gebirgsſöhne, wurden ruhig und manierlich und erſchienen wie gebändigt durch den Anblick der weiten und herrlichen Thäler bei Brixen und Bozen; hier ſahen wir ſchon immergrüne Eichen, hohe tiefdunkle Cypreſſen neben eigenartig gebauten Häuſern, die Weinreben, allerdings jetzt blätterlos, in Guirlanden von Maulbeerbaum zu Maulbeerbaum gezogen,

kurz eine ganz andere Scenerie, für uns um so freundlicher, als wir, die wir gestern noch tüchtig gefroren, heute unter dem warmen glänzenden Sonnenschein unseren Pelzfußsäcken entschlüpften und die Kalesche so weit als möglich öffneten. In Trient blieben wie der Kronprinz so auch wir über Nacht, was für mich um so bemerkenswerther ist, als er hier zum ersten Male meinen Dienst als Sekretär in Anspruch nahm, um ein Tagebuch zu beginnen, wie ich ihm dringend angerathen.

Ich hatte geglaubt, er würde seine Reiseeindrücke schildern, statt dessen aber griff er nach Stuttgart zurück und ließ die dort gebliebenen Bekannten und Freunde sowie auch seine Reisegesellschaft mit Geist und Geschick eine meistens sehr scharfe Revue passieren. Schließlich kam auch ich an die Reihe, doch wurde meine Neugierde über mich selbst nicht befriedigt, da er plötzlich auf andere Begebenheiten übergieng.

Leider blieb dieß Tagebuch bald wieder liegen, was ich heute noch, wenn ich den mir verbliebenen Anfang durchblättere, aufrichtig bedauern muß.

In Verona blieben wir einige Tage und ließ ich die alten und ältesten Bauwerke und Erinnerungen dieser hochinteressanten schönen Stadt mächtig auf mich einwirken, weßhalb mir auch das damals Gesehene und Angestaunte weit lebhafter geblieben ist, als wiederholtes Sehen bei späterem mehrmaligem weit längerem Aufenthalte. Unvergeßlich blieben mir die malerischen Grabmäler der Scaliger, ernst und in

ihrer tiefen Ruhe ungestört, mitten im lebendigen Straßentreiben stehend, ebenso das angebliche Haus der Capuletti, wo ich bei nächtlichem Vorüberschreiten sehr geneigt war, Flötenspiel und Geigenklang aus den hohen Fenstern ertönen zu hören oder Degengeklirr an der Pforte; ja selbst jenen marmornen Brunnentrog, der mit der unglücklichen Julie in Zusammenhang gebracht wird, habe ich damals tief ergriffen betrachtet und in wehmüthiger Stimmung von der benachbarten Wand einige Epheublätter abgebrochen und in einem Briefe nach Hause geschickt.

Eigenthümlicherweise machte damals das herrliche Amphitheater keinen so gewaltigen Eindruck auf mich, als da ich es später einmal mit einer festlichen Menge angefüllt sah und so erst recht seine Größe zu bewundern vermochte.

Begreiflich wird man es finden, daß ich zuweilen in diesen Blättern nicht umgehen kann Reiseeindrücke zu schildern, doch soll dieß nur so flüchtig als möglich geschehen, da es sich hier um keine umständliche Beschreibung des Gesehenen und Erlebten handelt, sondern nur zuweilen um einen richtigen Hintergrund, auf dem es mir leichter wird, die Bilder jener Reisetage faßlich und ersichtlich vorüberzuführen; auch ist ja schon so viel über das Wunderland Italien geschrieben worden, Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes — zu welcher Kategorie meine eigenen Schilderungen gehören, will ich unentschieden lassen — daß es wahrhaftig kein dringendes Be-

dürfniß mehr iſt, darüber noch weiter Papier und Tinte zu verſchwenden. Doch will ich hier nicht unterlaſſen, jungen angehenden Schriftſtellern den Rath zu geben, Reiſe- oder Länderbeſchreibungen in Novellenform genießbarer zu machen, wie ich es häufig ſelbſt ſchon gethan und wobei ich mich, da ich alsdann der Phantaſie größeren Spielraum gewähren durfte, ſehr wohl befunden habe.

Wir wohnten in Verona in dem Albergo due torre, einem alten, düſteren Palaſte, ehemals der Familie gleichen Namens angehörend, hatten den ganzen erſten Stock in Beſchlag genommen und erregten deßhalb mit unſern drei Wagen und zahlreicher Dienerſchaft kein geringes Aufſehen, und obgleich der Kronprinz unter dem Namen eines Grafen Karl von Teck reiſte, ſo mußte doch ſein Inkognito gerade dieſes Namens wegen, den der König in Italien gleichfalls zu benutzen pflegte, etwas durchſichtig ſein, denn ich ſelbſt hörte, als der Kronprinz die Treppen hinaufſtieg, von ſehr hübſchen jungen Mädchen, die ſich zum Zuſchauen eingefunden, flüſtern: „ciè un principe d'una casa regnante“ was ich hier nur erwähne, weil dieſe hübſchen Freundinnen des Hauſes, es waren Venezianerinnen, die zum Beſuche da waren, ſpäter, als ſich der Prinz ermüdet zurückgezogen hatte, auf die liebenswürdigſte und naivſte Art an unſeren Unterhaltungen Theil nahmen, ja ein komiſch klingendes Wort, das ich von einer derſelben im Nebenzimmer gehört: „Smor-

zate il lume“ und einige Tage darauf zum Beſten gab, war in Rom Schuld daran, daß wir uns vor dem Papſt Gregor XVI. eines herzlichen Lachens nicht erwehren konnten, in das übrigens Seine Heiligkeit herzlich mit einſtimmte.

Venedig lag für jetzt noch nicht in unſerem Reiſeplan und ſollte auf dem Rückweg beſucht werden, weßhalb wir den Weg nach Guaſtalla und Parma über Mantua nahmen. Mich intereſſirte die in flacher ſumpfiger Gegend auf einer Inſel im Mincio liegende Feſtung nur, weil ich im Einfahren über lange dröhnende Holzbrücken an Andreas Hofer, der 1810 hier erſchoſſen wurde, dachte, und es ſummte mir das:

„Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer lag,“

noch lange nachher im Kopfe. Ueberhaupt waren es hiſtoriſche Erinnerungen, die ich mir beſonders im Betrachten der darauf bezüglichen Bilder und Denkmäler feſt in's Gedächtniß prägte, wie ich denn auch in Guaſtalla die Zeit des Umſpannens zur Beſichtigung der Broncestatue Ferdinand Gonzaga's auf der Piazza benützte.

In Parma reſidirte damals noch die Erzherzogin Marie Luiſe, Gemahlin Napoleon des Erſten, und blieben wir dort einen Tag, theils um die herrlichen Gemälde Correggio's und Anderer zu ſehen, ſowie auch um Ihre Kaiſerliche Majeſtät, wie die Herzogin immer noch genannt wurde, zu beſuchen.

Der Kronprinz mit Gefolge wurde auch ſogleich zur Tafel geladen und die Zeit bis dahin benutzt, um alles Sehenswürdige zu betrachten. Zum Anzug war hofmäßige Civilkleidung gewünſcht worden, zu welcher General Maucler für uns ſchwarzen Frack und Beinkleid, dazu Schuhe mit ſeidenen Strümpfen, weiße Halsbinde, den Degen an der Seite, ſowie den Uniformshut unter dem Arm anordnete, was äußerſt komiſch ausſah und meine Befangenheit, wie ich aufrichtig geſtehen will, bedeutend vermehrte. Auch war die Art, wie wir von der reich galonirten Dienerſchaft, von dem Hofmarſchall, den Kammerherren und Kavalieren empfangen wurden, im allergrößten Stile; wir betraten einen großen Saal, in deſſen einer Ecke ſich die Damen und Herren der ehemaligen Kaiſerin befanden, während wir in der andern Ecke aufgeſtellt wurden, worauf, als Ihre Majeſtät erſchienen und ſich dicht vor ihren Hofſtaat ſtellte, der große Zwiſchenraum zuerſt von dem Kronprinzen durchſchritten wurde, der begreiflicherweiſe auf's Liebenswürdigſte und Zuvorkommendſte begrüßt an der Seite der Kaiſerin blieb. Selten habe ich eine Dame von größerer Häßlichkeit geſehen; zu jener Zeit erſt 54 Jahre alt, war ihre hohe Figur von einer unbeſchreiblichen Magerkeit, die Züge ſchlaff und tief gefurcht, die großen etwas gerötheten Augen müde blickend, der faſt zahnloſe Mund durch die ſtark herabhängende habsburgeriſche Unterlippe noch mehr entſtellt, kurz, keine Spur mehr jener lieblichen

österreichischen Prinzessin, von der Napoleon nach seinem Hochzeitstage zu einem Vertrauten sagte: „Sie ist reizend und frisch wie Rosen."

Mich interessirte sie ganz besonders, auch als Gemahlin des Grafen Neipperg, mit dem sie noch bei Lebzeiten Napoleons verheirathet wurde und vermochte ich das Loos dieses auffallend schönen und vornehmen Mannes nicht beneidenswerth zu finden; doch hatte sie noch einen Sohn von ihm, den heute noch lebenden österreichischen Feldzeugmeister Montenuove, und war damals in dritter oder vierter Ehe mit dem Grafen Pombel verheirathet.

Jene Betrachtungen anzustellen hatte ich genügend Zeit, so lange der Kronprinz und General Maucler mit ihr plauderten und bis der große Augenblick kam, wo wir Uebrigen auf dem äußerst glatten Parketboden gegen sie avanciren mußten, zu welchem Zweck Ihre Majestät jedem Einzelnen mit dem Finger winkte; und ich, der zuletzt kam, sah schon den Augenblick vor mir, wo mir bei meinem ersten Debüt an einem fremden Hofe der Degen zwischen die Beine kommen und ich ausgleitend vor die Füße der hohen Dame gelangen würde; doch gieng Alles gut von statten, ja sie näherte sich mir sogar ein paar Schritte, worauf sie mich betrachtend, ihre Hände übereinander legte und dann sagte: „Nun, Sie haben sich wohl die schönen Sachen von Parma recht angesehen?" dabei überflog ein leichtes Lächeln ihre

Züge und verschönerte dieselben soviel als möglich, worauf ich, mich tief verbeugend, erwiederte: „Gewiß, Majestät, soviel es die Zeit erlaubte, haben wir die unvergleichlichen Kunstschätze Ihrer Residenz angestaunt, vor Allem die Werke Correggio's."

„Ach ja, das ist schon der Mühe werth; waren Sie auch im Kloster S. Paolo?"

„Gewiß, Majestät."

„Was ist Ihnen dabei aufgefallen?"

Ich besann mich einen Augenblick, doch fiel mir glücklicherweise sogleich ein, worauf sie anspielte und sagte deßhalb: „Nun, die für eine geistliche Dame etwas eigenthümliche Deckenverzierung, nackte Amoretten eine Weintraubenguirlande tragend."

„Was mag sich die Frau dabei gedacht haben, als sie das malen ließ, warum gerade Amoretten und Weintrauben?"

„Vielleicht als peinigende Erinnerungen, wenn sie aufwärts gen Himmel schaute, als moralische Geißelung."

„Ah, da haben Sie ganz Recht," gab sie heiter zur Antwort, worauf sie sich rasch zur Seite wendend fortfuhr: „Und sie wird vielleicht zu solchen Erinnerungen Ursache genug gehabt haben."

Dann gieng es zur Tafel, die wie die meisten dergleichen steif und förmlich verlief, und wobei die ehemalige Kaiserin

ſelbſt faſt gar nichts anrührte, ſondern mit übereinandergelegten Armen bemüht war, den Kronprinzen zu unterhalten, weßhalb auch dieſer faſt zu keinem guten Biſſen kam.

In Bologna blieben wir abermals, doch viel zu kurz für die vielen Sehenswürdigkeiten dieſer alten hochintereſſanten Stadt, und fieng hier ſchon eine Reiſequal an, die wir dem Doktor Klein verdankten, der in ſeinem „Förſter“ alles nur eben Bemerkenswerthe angeſtrichen hatte und uns auch nicht die unbedeutendſte Kapelle oder in Kirchen das verſteckteſte oft von Kerzen und Weihrauchdampf völlig ungenießbar gewordene Bild erließ, wodurch bei der Kürze der Zeit unſer Umherwandern oft eine wahre Hetzjagd wurde; mich intereſſirte hauptſächlich die alte Stadt ſelbſt, die Arkaden in allen Straßen, der Campo Santo, die ſchiefen Thürme, und in der Academia delle belle arti blieb mir nur die heilige Cäcilie Raphael's in lebhafter Erinnerung.

Da man von der Straße über den Apennin damals allerlei Räubergeſchichten erzählte, ſo blieben, als wir Abends von Bologna abfuhren, unſere drei Wagen dicht bei einander und wurden in Vertheidigungszuſtand verſetzt, indem wir unſere ſchweren doppelläufigen Reiſepiſtolen luden und leicht faßlich neben uns legten, auch waren keine Vorausbeſtellungen gemacht worden, weßhalb unſere Fahrt obendrein bei ſehr ſchlechtem Wege, langſam von ſtatten gieng. Unvergeßlich blieb mir dabei ein hübſches Bild dicht vor den Thoren der

Stadt, wo betende Frauen vor einem Muttergottesbilde lagen, deſſen milde Züge bei der finſtern Nacht nur durch eine trübe brennende Ampel erhellt wurden, ganz geeignet, uns droben lauernde Banditen vorzuſtellen, für deren Wohl die Heilige hier unten angefleht wurde.

Doch erreichten wir am andern Tage Florenz, ohne irgend welches Abenteuer erlebt zu haben und fanden im Hotel de l'Europe bei Herrn Schobinger den erſten Stock ſeines prachtvollen Hauſes für Seine Königliche Hoheit den Prinzen Karl von Württemberg nebſt hohem Gefolge in Bereitſchaft.

Achtes Kapitel.

Italienische Erinnerungen.

Florenz, damals noch Hauptstadt des Großherzogthums Toskana, war in diesem Jahre glänzender und zahlreicher besucht als seit langer Zeit. Da es der Winter- und Hauptsaison der schönen Blumenstadt zugieng, fand man schon zu Anfang des Herbstes keine elegante Wohnung mehr; alles war an die vielen Fremden aus allen größeren Städten der Welt vermiethet, die aus alter Gewohnheit hieher kamen, um sich noch einmal recht lustig zu machen, ehe sie nach dem Karneval die ernste Fastenzeit in Rom zubrachten. Es war damals etwas Eigenthümliches um die sogenannte Saison von Florenz, die von Anfangs Oktober bis nach Neujahr dauerte.

Daß die Anwesenheit des Kronprinzen von Württemberg noch mehr zur Belebung dieser Saison beitrug, verstand sich

ebenſo gut von ſelbſt, als daß er ſogleich ſo zu ſagen der Mittelpunkt der geſellſchaftlichen Kreiſe wurde, die er aufſuchte; doch wurde wegen der oben erwähnten eigenthümlichen Miſchung dieſer Geſellſchaft in der Auswahl mit möglichſter Vorſicht verfahren, wogegen wieder Rückſicht auf die zwei befreundeten, ja verwandten Häuſer genommen werden mußte, die nicht zu umgehen waren, obgleich eine allzu große Intimität mit denſelben von dem Könige nicht gerade gewünſcht wurde. Das eine war das Haus des einſtigen Königs Jerome von Weſtfalen, Bruders Napoleon's I., der hier anſcheinend in glänzenden Verhältniſſen lebte, wogegen Eingeweihte ganz genau wußten, daß ſeine Freundin, die Marcheſe Barberini, in deren Palaſte er auch wohnte, die Ausgaben für ſein Hausweſen beſtritt. König Jerome war durch ſeine Heirath mit der Prinzeſſin Katharine, Schweſter des Königs von Württemberg, der Onkel des Kronprinzen geworden und konnte als ſolcher nicht wohl vermieden werden. Seine Tochter, die Prinzeſſin Mathilde, an einen vornehmen, ungeheuer reichen Ruſſen, den toskaniſchen Fürſten Anatol Demidoff verheirathet, wohnte gleichfalls in Florenz und gerade in dieſem Winter befand ſich auch der Prinz Napoleon (Plon-Plon) dorten.

Gleich in den erſten Tagen unſeres Aufenthaltes, ehe wir noch unſere Streifzüge nach Kapellen und Kirchen, Gallerieen und Muſeen, kurz nach Sehenswürdigkeiten aller Art

begannen, mußte der Prinz, wie alle übrigen Sterblichen, seine Besuche in jenen Häusern machen, wo er empfangen zu werden wünschte; doch wurde mir aufgetragen, seine Stelle dabei zu versehen und bestieg ich deßhalb eines Tages nach dem Frühstück die hochelegante, hermetisch verschlossene Equipage, den Kutscher auf dem Bocke und hinter mir zwei Diener in großer Livree, und begann, mit ein paar hundert Visitenkarten versehen, meine Rundfahrt genau nach der vorgeschriebenen Liste. Als angenehme Beigabe warf mir das sich stets in der Nähe des Hotels befindende, schöne und allen Fremden wohlbekannte Blumenmädchen ein riesiges Veilchenbouquet in den Wagen, was ich hier nur erwähne, um der bella Lucia zu gedenken, die, so oft ich ausgieng oder nach Hause kam, stets eine ganz besondere Blüthe für mich in Bereitschaft hatte; obgleich jung, reizend, freundlich gegen Jedermann, hielt sie sich doch stets sehr in anständigen Grenzen und hielt es äußerst schwer, mit ihr vertraut zu werden. So fuhr ich denn an den verschiedenen Palais und Wohnungen vor, alarmirte Portier und Dienerschaft, wurde begreiflicherweise nirgendwo angenommen, sondern ließ durch einen meiner Lakaien die betreffenden Karten überbringen, und damit war denn der Pfad zu Gegenbesuchen und Einladungen geebnet; für die ersteren wurde im Hotel Schobinger ein Buch angelegt, die anderen giengen an General Maucler, der sie dankend annahm oder bedauernd ablehnte.

Trotzdem auch letzteres häufig genug vorkam, so blieb doch unsere Zeit, besonders unsere Abende übermäßig besetzt und es war wahrlich keine Kleinigkeit, den ganzen langen Tag, allerdings unter trefflicher Leitung, dem Geschäfte des Kirchen- und Gallerienbesuchens obzuliegen, um dann Abends gegen neun oder zehn Uhr in großer Toilette verschiedene Gesellschaften nach einander zu besuchen, so daß man selten vor Nachts ein Uhr nach Hause zurückkam. Dabei war weder Berlichingen, noch Doktor Klein, noch ich so in der französischen und italienischen Sprache bewandert, um ohne Weiteres an jedem Gesprächsthema Theil nehmen zu können, wozu noch kam, daß meine beiden Herren Kollegen, sei es aus Bequemlichkeit, sei es aus Schüchternheit, meistens sich lieber an einer bescheidenen Wand placirten, als daß sie sich in den Strudel der Unterhaltung stürzten, ein Beispiel, dem ich als der Jüngste wenigstens anfänglich zu folgen mich verpflichtet fühlte, bis mir später einmal ein Bekannter sagte: es sehe äußerst komisch aus, uns drei Schwaben in schwarzen Fräcken und weißen Halsbinden meistens nicht weit von der Thüre beisammen stehen zu sehen, worauf ich mich denn emanzipirte und mit wahrer Todesverachtung zwischen Marquisen und Herzoginnen hineinstürzte; dadurch habe ich allerdings viel von diesem merkwürdigen Leben und Treiben kennen gelernt, was ich später in den florentinischen Nächten meiner Namenlosen Geschichten, Dichtung und Wahrheit gemischt, verwerthete.

Es war das ein neuer und hochintereſſanter Abſchnitt im Buche meines Lebens; doch hat mich dieſe Lernzeit hier in Florenz ſowie auch ſpäter in Rom keine geringe Mühe gekoſtet. Meine Vorkenntniſſe in Kunſt und Geſchichte waren nicht der Art, um all das Schöne und Intereſſante ſogleich verſtehen und in mich aufnehmen zu können, weßhalb ich viele Stünden damit zubringen mußte, um mich ſo vorzubereiten, daß ich die großartigen Kunſtſchätze mit Nutzen anſchauen und begreifen konnte. Mit Naturſchönheiten, ja ſelbſt mit Architektur gieng es mir ſchon beſſer, doch war es auch bei letzterer für mich der höchſte Genuß, wenn ich es vermochte, mir die herrlichen Räume oder prachtvollen Plätze mit Geſtalten aus der Geſchichte zu beleben.

Für Letzteres war Fürſt Demidoff, der uns häufig bei unſern Exkurſionen, beſonders bei dem Beſuch der prachtvollen Villen um Florenz begleitete, der beſte und angenehmſte Führer, da er es vortrefflich verſtand, einen Palaſt, eine Kirche, einen Platz auf die oben angedeutete Art in Scene zu ſetzen; auch war er ein gediegener Kunſtkenner und Sammler, der in ſeinem Palaſte in der Stadt, beſonders auf ſeinem Landgute San Donato die herrlichſten Kunſtſchätze, ſowohl in Malerei, Sculptur, als auch in Möbeln, Broncen und alten reichen, merkwürdigen Waffen wahre Muſeen angelegt hatte; doch war dabei alles ſo zwanglos und ſcheinbar unwillkürlich aufgeſtellt, daß es nicht den oft langweiligen Eindruck einer

geordneten Sammlung machte, sondern wie Schätze aussah, mit denen der Besitzer sich umgeben, theils um sie zu benutzen, theils auch nur, um sich an ihrem Anblick zu erfreuen.

In San Donato sah ich zu meiner Ueberraschung Statuen und Bilder, die mir durch Zeichnungen oder Beschreibungen bekannt waren, und die ich nicht gedacht hier zu finden und bewundern zu können, so unter letzteren die Hinrichtung Anna Boleyn's nach Delaroche; ein ergreifendes Bild von Gudin, eine weite, prachtvoll gemalte sturmbewegte Seefläche, von keinem Horizont begrenzt, auf der, von den schäumenden Wellen getragen, ein zerschellter Mastbaum schwamm, den der nackte Arm eines eben Untergehenden mit der letzten Kraft umschlungen hielt. Schönere und interessantere Waffen habe ich in einer Privatsammlung nie mehr vereinigt gesehen, und dabei stimmte die Zimmereinrichtung, das Ameublement so schön und geschmackvoll zusammen; so zum Beispiel im Waffenzimmer, wo die tiefvioletten Sammetfenstervorhänge durch blanke Metallketten auseinander gehalten wurden und sich eine Portière so geöffnet befand, daß ein Theil derselben über die Stahlarmschiene eines ganz gepanzerten Ritters hieng. Besonders reich und kostbar waren die kaukasischen Waffen, von denen minder werthvolle als Trophäen im Treppenhause zusammengestellt waren, wobei es wieder so hübsch erschien, daß sich ein Theil der Dienerschaft unten in dem malerischen Costüm der Tscherkessen befand.

Daß ich ſo großes Intereſſe für all dieſe Herrlichkeiten zeigte, gefiel dem Fürſten Demidoff, und er wurde nicht müde, meine vielen Fragen zu beantworten und mir Dieß und Jenes zu erklären; auch nahm er mich zuweilen mit nach dem Palazzo Pitti oder nach der Gallerie degli Uffizi, wo ihn ganz beſonders das Kabinet der koſtbaren Goldſchmiedearbeiten, vor allem die Kunſtwerke Benvenuto Cellini's beſchäftigten; dort machte er mich eines Tages auf einen merkwürdigen Ring der Katharina von Medici aufmerkſam und ließ mir, als ich denſelben ſehr bewunderte, ſpäter eine hübſche Zeichnung davon machen, die ich heute noch bewahre; auch ſchenkte er mir ſein Werk über den Kaukaſus und ſchrieb ein paar freundliche Worte hinein.

Demidoff war ein großer, hagerer Mann von bleicher, faſt gelblicher Geſichtsfarbe; er hatte ſchwarzes krauſes Haar, dunkle geiſtvolle Augen und war immer mit ausgeſuchter Eleganz gekleidet. Bei unſerem erſten Beſuche in ſeinem Hauſe in der Stadt ſollten wir der Prinzeſſin Mathilde, ſeiner Frau, vorgeſtellt werden. Sie beſchäftigte ſich gerade in einem der letzten Zimmer, in ihrem ſogenannten Atelier, mit Malen, in welcher Kunſt ſie mehr als Dilettantin war. Der Kronprinz mit Demidoff giengen zuerſt zu ihr und dann hörten wir ſie bei der Unterhaltung ſo friſch und herzlich lachen, daß es durch fünf große Zimmer ſchallte; auch kam ſie lachend zu uns heraus und begrüßte uns auf die freund-

lichſte Art. Sie war damals eine noch junge ſchöne Frau, von majeſtätiſcher Geſtalt, voll und rund mit friſchen angenehmen Geſichtszügen, ſchönen Augen, einem herrlichen Teint, und alles das noch verſchönert und wie geiſtig durchleuchtet durch ihre liebenswürdige Art zu reden und die beſtändige Heiterkeit, die wie ein Sonnenſtrahl auf ihrem Geſichte lag, ſelbſt ihr häufiges laut ſchallendes Lachen machte ſich bei ihr unverkennbar als Zeichen froher Laune allerliebſt und riß zu gleichem Frohſinn hin.

Das Haus Demidoff war von allen Kreiſen geſucht und gab zu jener Zeit die ſchönſten Feſte, häufig war das Diner, wenn wir nicht im kleinen Kreiſe dort ſpeiſten, von wahrhaft erſchreckender Länge, faſt ein doppeltes zu nennen, denn wenn ſich das reichliche Menu ſeinem Ende zu nähern ſchien, ſo konnte es plötzlich nach einem Punſch à la romaine einen neuen Aufſchwung nehmen, um dann noch lange Zeit zu dauern, was beſonders Baron Berlichingen komiſch ſeufzend empfand, da er alsdann noch länger genöthigt war, jedes Glas Wein, das er trank, durch ein Brodkügelchen zu markiren, wie er zu thun pflegte.

Ferner war mir von großem Intereſſe das Haus des Exkönigs Jerome oder vielmehr die Etage, die er im Palaſte ſeiner Freundin, der Marcheſa Barberini, bewohnte. Hier war man in Möbeln, Bildern, Statuetten von lauter napoleoniſchen Erinnerungen umgeben, ſah hohe Lehnſtühle mit

goldgeſtickten Bienen, Tabourets und Divans mit dem großen N und der Kaiſerkrone; die Livree der übrigens nicht zahlreichen Dienerſchaft zeigte ebenfalls einen Anflug an die Zeit des gewaltigen Bruders, und wenn man hier „Seiner Majeſtät“ gemeldet worden war und von dem mittelgroßen Manne, deſſen kluge Züge und ſprechende Augen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Bildniſſen des großen Kaiſers hatten, empfangen wurde, ſo fand man ſich in dieſer Umgebung wie in einem allerdings etwas verblaßten Zauberkreiſe. Sodann befanden ſich auch unter der Geſellſchaft viele ehemalige Größen, Grafen und Herzoge von ſo und ſo, meiſtens prunkhafte, ja oft berühmte Namen, auch wohl von einem Kammerherrn oder Stallmeiſter begleitet, die ein ganzes Firmament von Sternen auf der Bruſt trugen, äußerſt geſchickt im l'Hombre- und Whiſtſpielen waren und auch ein kleines jeu nicht verſchmähten. Was die Damenwelt anbetraf, ſo war hier gleichfalls viel Abgeblaßtes in reichen und auch wohl in geſchmackvollen Toiletten zu ſehen, viele Brillanten, ob falſch oder ächt, wer möchte das beſtimmen; doch ſah man auch häufig unter dieſem älteren Damenflor wunderbar friſche Roſen, üppige ſinnverwirrende Blüthen, die mit wolluſtathmendem Dufte leicht das Herz gefangen nehmen.

König Jerome war eben ein freundlicher Wirth für alle ſeine Gäſte und wenn man ihn ſo in den Appartements herumgehen ſah, den Kopf etwas gegen rechts geneigt, die

Fingerspitzen in den Westentaschen, so bemerkte man wohl an seinem schlau lauernden Blicke und einem gemüthlichen Lächeln um die Lippen, daß er sich ebenso sehr an dem Behagen seiner Gäste erfreue, als er auch stets bemüht war, einem zufällig vereinzelt Dastehenden zu passender Unterhaltung zu verhelfen oder ihm Höchstselbst etwas anzubieten.

So bezeichnete er mir eines Abends unter verschiedenem Gefrorenen, das die Diener servirten, eines von dunkelbrauner Farbe, das ich vor ihm stehend versuchen mußte, um mein Urtheil darüber abzugeben; es war von eigenthümlichem, allerdings pikantem, aber von dem Gewöhnlichen abweichendem Geschmack, weßhalb ich mit fragendem Blick aufschaute, worauf Seine Majestät schmunzelnd sagte: „Es ist das meine eigene Erfindung, aus Trüffeln bereitet und — sehr gesund."

Ein andermal blätterte ich ein Album durch, als er mit der Frage auf mich zutrat:

„Warum spielen Sie nicht?"

Ich bemerkte ihm, daß bei unserer Ankunft alle Partien schon geordnet gewesen seien; in Wahrheit aber hatte ich keine Lust unter der Chance ein paar Napoleons zu gewinnen, vielleicht das Dreifache zu verlieren.

„Wollen Sie mit einer Dame spielen?"

„Mit Vergnügen, Majestät."

„So kommen Sie mit mir."

Er eilte, seine Fingerspitzen wieder in die Westentaschen

ſteckend, mir voraus und führte mich ſo zu einer ſchon älteren Dame, die ſehr ſtark decolletirt, heute noch an Geſicht, Bruſt und Schultern Spuren einer ehemals gewiß blendenden Schönheit zeigte.

„Gräfin Orloff, Monſieur Hackländer wünſcht die Ehre zu haben, mit Ihnen eine Partie zu ſpielen.“

„Mit dem größten Vergnügen,“ gab die Dame zur Antwort, indem ſie ſich, ſehr raſch und gewandt für ihre Korpulenz, erhob und mir voranſchreitend in das Billardzimmer gieng, wohin uns Seine Majeſtät ſchmunzelnd folgte. Wir ſtellten uns für eine Carambolagepartie an und da die Gräfin Orloff hartnäckig darauf beſtand, daß ich anfangen ſollte, ſo hatte ich durch zwei zufällig gelungene Stöße das Glück, auf vier Points zu kommen, worauf ſie, den König Jerome lächelnd betrachtend, mit eben ſolcher Sicherheit als Eleganz zu ſpielen begann, wie ich früher oder ſpäter nie etwas Aehnliches geſehen; bei den ſchwierigſten Stellungen nahm ſie ſich kaum die Zeit, ein Deſſin zu überlegen. Augenblicklich flog auch ſchon die Kugel dahin, niemals eine Carambolage fehlend, wobei es ihr ganz gleichgiltig ſchien, ob ſie vor- oder rückwärts ſpielte, ob mit dem dicken Ende des Queue oder à pistolet. Genug, ich kam zu keinem weiteren Stoße mehr und die Sache wurde unter einem Lachterzeit, zu dem Seine Majeſtät am lauteſten beitrug, in möglichſter Kürze zu Ende gebracht.

Gräfin Orloff, ehedem eine nicht unbedeutende französische Schauspielerin, war die Frau des russischen Generals Grafen Orloff, der im Kriege ein Bein verloren hatte und dem man mit seinem Stelzfuße fast in allen Salons von Florenz begegnete, ein Bruder des bekannten Orloff. König Jerome war übrigens freundlich genug, sich bei mir wegen meiner schnellen Niederlage gewissermaßen zu entschuldigen, indem er lachend sagte: „Trösten Sie sich mit vielen anderen wackeren Leuten, die gleichfalls der verehrten Gräfin rasch unterlegen sind," worauf sie mit dem Fächer drohend heiter von dannen gieng. Kleine Scherze ähnlicher Art liebte er überhaupt, sowie pikante Unterhaltungen und wenn man ihn so mit seinem schlauen Blick und höchst zufriedener Miene umherblicken sah, wenn er die Gesellschaft so spät als möglich entließ, so hätte man erwarten können, von seinen, des ehemaligen Königs von Westfalen, Lippen abermals jene berüchtigten Worte zu vernehmen: „Morgen wieder lustik."

Den Beinamen Plon-Plon, den man später speziell seinem zweiten Sohn Napoleon beigelegt, gab er auch seinen andern Kindern, ja auch Fürst Demidoff gebrauchte denselben gegen seine Gemahlin, die Prinzessin Mathilde, und habe ich selbst gehört, wie er eines Tages in dem schönen Garten der Familie Torregiano von dem dort befindlichen Thurme herab dieselbe laut mit „Plon-Plon" anrief.

Daß zwischen all den Vergnügungen: Diners, Soireen,

Bällen und Landpartieen, die wir hier mitzumachen oder auszuſtehen hatten, nicht verſäumt wurde, die Kunſtſchätze von Florenz in Kirchen, Gallerien und Privathäuſern zu beſuchen, verſteht ſich von ſelbſt, und wenn ich auch dabei nur in den dringendſten Fällen fehlte, ſo machte ich mich doch, ſo oft es angieng, von jenen oben erwähnten Amüſements los, die mir durch ihre Gleichförmigkeit langweilig wurden, ſtudirte dafür lieber das öffentliche Leben in Trattorien und Kaffeehäuſern oder machte häufige Beſuche bei einer befreundeten angenehmen Familie, einem Signor Franzesky, deſſen Frau, aus Stuttgart gebürtig, ſpäter meine Schwägerin geworden iſt.

König Wilhelm, der zu jener Zeit durch den Bildhauer Hofer die heute im Stuttgarter Schloßgarten befindlichen koloſſalen Pferdegruppen in Carrara anfertigen ließ, hatte mich beauftragt, nach dem Fortgang dieſer Arbeit zu ſehen, weßhalb ich um einige Tage Urlaub bat, um mit Herrn Franzesky die berühmten Marmorbrüche zu beſuchen. Es war das eine ſchöne genußreiche Tour, die wir im offenen Wagen bei dem herrlichſten Wetter machten; wir ſahen den reizenden Badeort Lucca, das düſtre Maſſa mit ſeinem alten herzoglichen Schloſſe, und unbeſchreiblich viel Schönes, für mich Neues, bei der Fahrt durch dieſe wundervolle Landſchaft eigentlich zum erſten Mal Orangen und Citronen im Freien wachſend, gewaltige Camelienbüſche mit unzählig leuchtenden Blumen, Felder voll duftender Veilchen und, was mir be-

sonders interessant war, Lorbeerbüsche mit ihren kirschähnlichen dunkelrothen Früchten, dann tauchten die Berge um Carrara, von Ferne schon glänzend, weiß wie ungeheure Zuckermassen erscheinend, vor uns auf; wir rollten durch die düstern holperigen Straßen des Städtchens vor einen mittelmäßigen Gasthof und verlebten Abends unter Künstlern der verschiedensten Nationalitäten bei vortrefflichem Nostrano einige höchst vergnügte Stunden.

In den letzten Tagen unseres Florentiner Aufenthaltes erlebte ich noch ein recht trauriges Wiedersehen. Der Kronprinz besuchte nämlich, allerdings etwas spät, seinen schwer erkrankten Vetter, den Grafen Alexander von Württemberg, der einiger fataler häuslicher Geschichten wegen bei dem König mißliebig geworden war, weßhalb auch ich es nicht wagen durfte, früher nach ihm zu sehen, was ich in Erinnerung an das freundliche Serach bei Eßlingen so gern gethan hätte. Seine Gesundheit war schon seit Jahren tief erschüttert und hatte er stets den Glauben, in Italien wieder zu genesen, wogegen ihn, dort angekommen, eine unbezwingliche Sehnsucht wieder nach der Heimath zurücktrieb.

Wir fanden ihn in einer kleinen Wohnung, ziemlich entfernt von dem Mittelpunkt der Stadt; mit einer rothen Flanelljacke bekleidet, lag er abgezehrt in seinem Bette, die großen leuchtenden Augen fieberhaft glänzend, in steter unruhiger innerer Bewegung, die sich auch in seinen Worten

ausdrückte, als er nach der ersten herzlichen Begrüßung sagte: Er könne die Stunde der Abreise nach Hause nicht erwarten, da er überzeugt sei, in der frischeren deutschen Luft recht bald wieder zu genesen; seine Frau, die anscheinend tief bewegt am Bette stand, blickte schmerzlich auf und zeigte ein leises Achselzucken, als der Kronprinz und auch Doktor Klein ihm tröstliche Worte sagte, und meinte, als sie uns hinausbegleitete, es sei wohl keine Hoffnung mehr vorhanden und sie würde glücklich sein, diese wohl letzte traurige Reise nach der Heimath zurückgelegt zu haben; kurz, sie geberdete sich so tief bewegt, wie Jemand, der mit der Welt abgeschlossen hat und nur noch der Pflege eines geliebten Mannes lebt, so daß ich gerade deßhalb ein Nachspiel dieses Krankenbesuches nicht verschweigen kann.

Am gleichen Abend nämlich war ein großes Ballfest beim Fürsten Corsini, in dessen herrlichem Palaste die ganze vornehme Gesellschaft von Florenz versammelt war; ich stand an einer Thüre des großen Saales neben dem Prinzen Napoleon und schaute dem Tanzen zu, als dieser aufschauend mich leise anstieß und dann sagte: „Dort drüben am andern Ende des Saales ist soeben eine Dame erschienen, die Ihnen auffallend winkt."

„Mir gewiß nicht — wer könnte das sein?"

„Gehen Sie nur hin," erwiederte er lachend „und lassen Sie die Gräfin nicht warten." Damit verschwand er und ich

bemerkte nun in der That unter der Thüre gegenüber eine Dame, die mir winkte.

Es war die Gräfin Alexander in reicher, hocheleganter Toilette, und als ich mich mit einer Verbeugung näherte, nahm sie meinen Arm und sagte leichthin: „Ich komme etwas spät, führen Sie mich zum Fürsten Corsini.“ Es war das für mich keine angenehme Kommission, da ich bei dem Kronprinzen sowie bei einer Menge von Herren und Damen vorüber mußte, die sie wohl kannten, aber von ihrem Erscheinen nicht gerade erbaut schienen; verursachte es doch auch mir ein unangenehmes Gefühl, wenn ich an den Besuch von heute Morgen und an die leidende Gestalt des Kranken dachte.

Nach Stuttgart zurückgebracht, lebte Graf Alexander von Württemberg nur noch wenige Monate, denn er starb am 7. Juli 1844 zu Wildbad in seinem 43. Lebensjahre.

Endlich war es Zeit von dem schönen Florenz zu scheiden und so fuhren wir denn kurz vor Weihnachten nach einem lang dauernden Abschiedsfeste bei Fürst Demidoff früh Morgens über Perugia gen Rom. Es war das bei Regenwetter besonders für mich eine ziemlich unangenehme Fahrt, da ich die Verrechnung der Wagen zu besorgen hatte und mich stets mit den Postillonen herumzanken mußte, die selbst das reichlichste Trinkgeld troppo poco per un principe d'una casa regnante fanden, und hatte ich kurz vor Peru-

gia, wo wir über Nacht blieben, in dieser Hinsicht noch eine ganz ergötzliche Scene, da ich mir vorgenommen hatte, einmal zu sehen, wie weit die italienische Unverschämtheit eigentlich gehen würde. Zu der uralten Stadt hinauf führte damals noch eine sehr steile und schlechte Straße, weßhalb vor unsere von drei Pferden gezogene Kalesche noch ein paar starke Ochsen gespannt wurden; ich gieng zu Fuß neben her und wurde sogleich von dem Postillon angeredet, der mich beglückwünschte, daß wir endlich das Nachtquartier vor uns haben nach solch schlechter Straße und bei immerwährender Angst vor den Briganten, wobei er begreiflicherweise um ein Extratrinkgeld bat, das ich ihm auch aus dem oben erwähnten Grunde auf's reichlichste gab — poco signore, poco! Ich gab ihm noch etwas, das er gleichfalls nicht ohne Achselzucken einschob, worauf er mich dann auf die armen Ochsen aufmerksam machte, die ohne besondere Vergütung wohl heute Abend nichts zu fressen bekommen würden — povere bestie! — und Mensch und Vieh will doch leben, damit hielt er auf's Neue und nicht ohne Erfolg die Hand hin, begann aber nach einigen Schritten abermals: „Haben Excellenz auch den braven Hund bemerkt, der die ganze Station mit uns gelaufen ist, ein merkwürdiges Thier, und wenn er munter bellend voranspringt, dann wissen die Pferde, daß sie ihm folgen müssen, auch spürt er jeden Strauch am Wege nach Briganten aus und dafür sollte ich wohl etwas be-

kommen, um Brod für ihn zu kaufen.“ Auch dafür gab ich ihm etwas, begierig, ob er nun zufrieden sein würde; doch lächelte er mich höchst verschmitzt an und meinte zu einem wirklich vergnügten Abend für ihn wären ein paar meiner vortrefflichen Cigarren durchaus nothwendig, und wer weiß, was er sonst noch alles verlangt hätte, wenn wir unterdessen nicht vor dem Thore von Perugia angekommen wären.

Wir blieben nur einen Tag in der uralten Etruskerstadt, und wenn uns auch die besten Führer, Wagen und alle sonstigen Hilfsmittel zur Verfügung standen, so war es doch nur ein flüchtiges Jagen durch Kapellen und Gallerien nach Art der Engländer, wobei es kaum möglich war, sich zu vergewissern, ob dieses oder jenes Baudenkmal oder Bild wirklich noch vorhanden sei.

Weit gemüthlicher erschien es mir, bei der Weiterreise von unserem Wagen aus Landschaftsstudien zu machen, und werde ich den tiefen Eindruck nie vergessen, den am andern Tag der Anblick des Trasimenersees auf mich machte; lichtgrün lag der glatte Seespiegel da, sanft geschwungene Hügel, an deren Fuß helle Ortschaften hervorleuchteten, umgeben ihn in weiter Ferne; drüben erheben sich die schneebedeckten Höhenzüge des Apennin und über dem Ganzen ruht eine eintönige, fast wehmüthige Stimmung; doch wirkt wohl auch unsere Phantasie mit, wenn wir an das Schlachtfeld Hannibal's denken, als er hier die Römer unter ihrem Consul

Flaminius vernichtete, den zauberhaften Ruf der Legionen brach und den Weg nach Rom offen legte. Ja, meine ohnedieß lebhafte Phantasie war noch thätiger, und wenn ich träumend vor mich hinschaute, vermochte ich es, die in dem Engpaß drüben bei den Hügeln Eingeschlossenen zu sehen, sowie die Schaaren verzweifelnder römischer Reiter, die in die Fluth gedrängt, massenhaft ihren Tod fanden.

Später habe ich noch öfters diesen Weg gemacht und dabei stets eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen der Landschaft, besonders von Perugia bis Foligno, und den Hintergründen vieler Raphael'scher Bilder gefunden: die weiche sanfte Form der Hügel, einzelstehende Bäume und Sträucher, als wären sie hier nach der Natur gemalt, die gleiche leuchtende, in's grünliche spielende Luftfläche mit ein paar weiß schimmernden Wölkchen. Oft sah ich diesen Hintergrund so fertig vor mir stehen, daß ich unwillkürlich ein Bild mit der heiligen Familie daraus formte.

Nachmittags zu guter Zeit kamen wir nach Terni, wo Souper und Nachtquartier bestellt wurde, obgleich es im Reiseplan lag, sogleich nach ersterem wieder aufzubrechen, und geschah dieß der Vorsicht halber, da der Weg über Narni und Otricoli damals zu den verrufensten gehörte und es nicht unnöthig früh bekannt werden sollte, daß der Kronprinz noch in der Nacht weiter fahren würde. Wir hatten einen herrlichen Abend und habe ich den wundervollen Wasserfall bei

Terni, wohin wir sogleich auf kleinen einspännigen Wagen fuhren, nie prachtvoller glänzen sehen. Es ist unstreitig der schönste in Europa, bedeutender und malerischer selbst als der berühmte Wasserfall bei Schaffhausen, wozu hier, die theils mit reizender Vegetation geschmückte, theils wild zerklüftete Landschaft das ihrige beiträgt. Eine schöne Straße führt das wilde Nerathal aufwärts, wo Burgen, Villen und Klöster zwischen Wäldern von Maulbeer, Kastanien und Korkeichen versteckt liegen, während sich am Wege Rebenguirlanden von einem Baum zum andern schlingen. Schon von Weitem hört man das mächtige Brausen des niederstürzenden Wassers und steht endlich, in Bewunderung versunken, vor den steil abfallenden, wunderlich geformten Tuffwänden, über welche die Wassermassen des Velino mit donnerähnlichem Getöse in drei Absätzen niederstürzen.

Entzückt von dem wunderbaren Schauspiel kamen wir bei anbrechender Nacht nach Terni zurück, wo uns im Hotel ein vortreffliches Souper mit ausgezeichnetem Orvieto erwartete, was unter großer Heiterkeit und mit Zuthat verschiedener Flaschen Montefiascone bis zur schicklichen Zeit der Abfahrt in die Länge gezogen wurde.

Dann ertheilte ich dem mich erstaunt mit offenem Munde anstarrenden Wirth, der zugleich Posthalter war, den Befehl zur raschen Abreise und da ihm selbstredend sein Nachtquartier nebst reichlichem Trinkgeld bezahlt wurde, so gieng

alles recht flink von statten, und ließ ich kurz vor der gemeinschaftlichen Abfahrt einen Reitenden vorausgehen, um auf der nächsten Station die nöthigen Pferde zu bestellen. Es waren prächtige Kerls, diese Postillone hier, die selbst beim dreispännigen Zug vom Sattel fahren; junge, hübsche, schlanke Bursche, mit der kurzen, verschnürten, kleidsamen Jacke in enganliegenden Beinkleidern, aus deren Tasche stets der Griff des dolchartigen Messers hervorschaut; sie trugen den leicht zugespitzten Hut zuweilen mit Bändern umwickelt, auch wohl mit Blumen oder einem Madonnenbilde geschmückt, das schwarze Haar in Zöpfen geflochten an den Schläfen niederhängend, kurz sie waren costümirt, um mit der Zuthat eines Gewehrs über die Schulter die schönsten Räubergestalten abzugeben. Häufig standen sie auch mit diesen insofern in Verbindung, als sie beim ersten Ruf den Wagen anhielten, um ihren Freunden das Geschäft zu erleichtern; öfters geschah es mir, daß wenn ich vor dem Einsteigen die Reisepistolen absichtlich genau untersuchte, der Postillon schmunzelnd fragte: „per i ladri, signor?“ worauf ich ihm dann zur Antwort gab: „no caro mio, pel postiglione, che non fa il suo dovere“ — ein Bescheid, der ihn veranlaßte, sich laut lachend in den Sattel zu schwingen und im vollen Galop abzufahren.

Unser Courier war unterdessen unter lautem Halloh fortgeritten, und fand ich auf der nächsten Station bei unserer

Ankunft ſchon einige ſchlaftrunkene Vorbereitungen zur Weiterbeförderung, bei der zweiten aber, wo ich uns gleichfalls hatte anmelden laſſen, lag alles noch im tiefſten Schlafe, und ich fand nur unſern Courier, der ſchon vor einer halben Stunde hätte da ſein können, beſchäftigt, an der Thür des Poſthauſes Lärm zu machen, als wenn er eben erſt angekommen wäre, auch ſah ich nirgends ein Pferd, das er am Eingang des Orts bei einem Bekannten eingeſtellt haben wollte. Das war mir verdächtig, weßhalb ich, nachdem der nächſte Courier abgefertigt war, und wir unſere Fahrt fortgeſetzt hatten, behutſam den Schlag unſerer geſchloſſenen Kaleſche öffnete, mich auf den Tritt hinausſchwang, um dann hinter den Wagen blickend, meinen Poſtillon zu ſehen, der ſtatt uns voraus durch Dünn und Dick zu galopiren, bequem hinten auf dem Trittbrette ſaß. Vor der Station ſprang er dann hinunter und wußte wahrſcheinlich das Poſthaus auf Nebenwegen raſcher als wir zu erreichen; wenigſtens lag auch hier alles im tiefſten Schlafe, und als endlich der Stall geöffnet wurde und er mir die gleiche Lüge von ſeinem Pferde, das bei einem Bekannten eingeſtellt ſei, aufbinden wollte, packte ich ihn empört am Kragen, ſchüttelte ihn derb und warf ihn rückwärts in einen der Stände hinein, was mir aber beinahe ſchlecht bekommen wäre, denn der Kerl ſprang wüthend auf, zog ſein Meſſer und wollte auf mich eindringen, doch während ich ihm meine Piſtole entgegen-

hielt, wandte ich mich an seine Kameraden, die gleichfalls zu murren anfiengen und hielt ihnen in sehr schlechtem Italienisch eine sehr schöne Rede, worin ich es eines Römers unwürdig erklärte, solchergestalt einen Fremden zu betrügen — „was gewiß keiner von euch gethan hätte!“ — schloß ich, überzeugt daß jeder dieser Hallunken es gerade so gemacht hätte.

Doch war der Courier von nun an flink voraus und die frischen Pferde standen meistens schon bereit, wenn wir ankamen.

In Civita Castellana blieben wir nochmals über Nacht und da wir am andern Morgen sehr frühe aufbrachen, so fuhren wir schon um Mittag in die Campagna di Roma hinab. Es war Winters, ich glaube am 23. Dezember, weßhalb alle Vegetation erstorben war, und obendrein verhüllte ein leichter Regen die Landschaft, was alles zusammen den melancholischen Eindruck dieser großartigen Wüste noch vermehrte; wie ein verschleierter Grabhügel starrte der einsame Soracte empor, undeutlich erschienen auf der andern Seite die schneebedeckten Höhenzüge der fernen Apenninen und die unendlich erscheinende Ebene vor uns zeigte sich unter dem grauen Himmel bei mangelndem Sonnenlichte gänzlich farblos, nur wie ein Gemisch von trübem Licht und tiefem Schatten.

Trotz alledem aber bestieg ich in Storta den Kutscherbock unserer Kalesche, um mit meinen Gedanken allein zu sein, sowie auch um die Kuppel der Peterskirche allmählig aus dem

Nebel aufsteigen zu sehen. „Ecco Roma, signor!“ rief endlich der Postillon sich zu mir umwendend, und dann sah ich es vor mir liegen, allerdings nur ein unbestimmter nebelhafter Streifen, am äußersten Rande der ungeheuren, wellenförmigen Ebene, langsam wachsend und aufschwellend, jetzt mit einem dunklen Punkt in der Mitte — die Peterskuppel; dann wurden die Häusermassen erkennbar, zwischen ihnen Kirchen und Paläste und, immer höher über ihnen emporragend, der gewaltige Sankt Peter in seiner erhabenen Majestät. Bei Ponte Molle fuhren wir über den gelben Tiber und waren eine halbe Stunde später innerhalb der Stadtmauer — in Rom! —

Das oft Gehörte, daß uns Rom bei dem ersten Anblick schon so bekannt vorkommt, uns fast heimathlich anmuthet, erfuhr auch ich, nachdem wir kaum durch die Porta del Popolo eingefahren waren und ich auf dem Platze des gleichen Namens die strahlenförmig einmündenden drei berühmten Straßen, Babuina, Corso und Ripetta vor mir sah. Doch trugen auch zu diesem Eindrucke die oft gesehenen Abbildungen der drei Straßen bei, und entlockte es mir hier ein freudiges Lachen, als ich an eine Stuttgarter Theaterdekoration dachte, welche den Platz und die Straßen in menschenleerster Einsamkeit zeigte und stets in „Don Juan“ vorkam, während Leporello seine ominöse Liste vorträgt; auch der Monte Pincio, der sich zu meiner Linken mit seinen prachtvollen

Wegen, breiten Treppen, dunklen Gebüschpartien und hochragenden Pinien zeigte, war mir aus Bildern bekannt genug, und freute ich mich sehr dieser angenehmen Nachbarschaft, als wir in den Hof des palastähnlichen Hotel Meloni, dicht am Fuß desselben gelegen, einfuhren.

Der Kronprinz bezog im ersten Stocke eine elegante Zimmerreihe und, da auch wir so behaglich als möglich untergebracht waren, schwebte ich bei der herrlichen Aussicht, Rom auf die angenehmste Art sehen und genießen zu können, in einem leicht begreiflichen Freudenrausche.

Herr von Kolb, der württembergische Konsul, empfieng uns am Thore des Gasthofes, ein gefälliger liebenswürdiger Mann, dem Rom durch langjährigen Aufenthalt zu einer zweiten Vaterstadt geworden war, traf auf's sorgfältigste und umständlichste alle Anstalten, um uns durch richtige Zeiteintheilung und Führung alles Sehenswürdige so nützlich als bequem erreichbar zu machen und, wenn er den Kronprinzen nicht selbst begleitete, so übergab er uns der umsichtigen Leitung eines lieben Freundes, des dänischen Konsuls Bravo, eines guten vortrefflichen Mannes, dem ich auch bei späteren Besuchen Roms stets zu großem Danke verpflichtet wurde. Beide sind unterdessen gestorben, doch wird ihr Andenken von all den Vielen, denen sie in gleicher liebenswürdiger Weise mit Rath und That an die Hand giengen, hoch und werth gehalten werden.

Im Hause des Herrn von Kolb, der, wie auch Bravo unverheirathet war, sah man allabendlich die behaglichsten Räume mit Spieltischen und einem einfachen Büffet ausgestattet, wo sich deutsche Reisende, die ihm vorgestellt und von ihm eingeladen waren, auf die angenehmste und ungezwungenste Art zusammen fanden. Häufig war Kolb nicht einmal anwesend, um die Gäste zu empfangen, erschien oft sehr spät, oft auch gar nicht, und da er sich auf diese Art selbst keinen Zwang anthat, so machte er auch für seine Eingeladenen Alles so zwanglos wie möglich.

In gleicher Weise wie in Florenz besorgte ich auch hier die zahlreichen Besuche des Prinzen und bedaure nur, die Liste derselben nicht aufbewahrt zu haben. Wie reich und interessant war sie an berühmten Namen aus den Kreisen der hohen und höchsten Geistlichkeit, der Künstler aller Art, der Fürsten und hohen Würdenträger der Kirche. Vielen hatte ich auch später die Ehre persönlich vorgestellt zu werden oder sie in ihren Ateliers kennen zu lernen, und erinnere ich mich noch deutlich der ehrwürdigen Gestalt des damaligen Kardinals und Staatssekretärs Lambruschini, sah auch Monsignore Antonelli und vergesse nie eines hochinteressanten Besuches bei Kardinal Mezzofanti, dem gewaltigen Sprachkundigen, der uns besonders dadurch in Erstaunen setzte, daß er nicht nur das Deutsche geläufig sprach, sondern auch die Eigenheiten des Nordens und Südens „eine jute Jabe“ des

Berliners von dem „ischt“ und „bischt“ des Schwaben genau zu unterscheiden wußte. Der Kardinal war von mittelgroßer, schmächtiger Gestalt, mit feinen klugen Gesichtszügen, ruhig blickenden Augen und von sehr freundlichem Wesen, er sprach leise und bescheiden und ließ sich das, was er uns von seinen Sprachkenntnissen preisgab, gewissermaßen abnöthigen.

Nur zu bald riefen die Visitenkarten des Kronprinzen einen wahren Strom von Einladungen hervor; doch die eigenartige Zusammensetzung der damaligen römischen Gesellschaft war die interessanteste und malerischste, die man sich nur denken kann. Wir fuhren dann gewöhnlich aus, begleitet von Fackelträgern zu Pferde und eskortirt von päpstlichen Dragonern. Am Fuß der schönen Marmortreppen, die mit Teppichen belegt waren, wurde der Kronprinz von dem Festgeber empfangen und hinauf zu den Damen des Hauses begleitet, die ihm bis zur Thüre entgegengiengen. Wir kamen begreiflicherweise äußerst bescheiden hintendrein, und daß es uns hier in der fremden Gesellschaft häufig wieder gelang „die Wände zu tapezieren“, machte mir durchaus keinen Kummer, denn es gab mir dieß die beste Gelegenheit, von der Ferne meine Beobachtungen anzustellen; wie verwunderlich erschienen mir würdige Kardinäle in ihren violettseidenen Gewändern, auf dem Haupte das rothe Käppchen, oder Monsignoren, Abbaten und andere hohe Geistliche in schwarzen Talaren mit gleichen seidenen oder farbigen

Mäntelchen, bald dort am Spieltiſche ſitzend, bald hier mitten im glänzenden Getreibe des Balles, höchſt vertraulich mit einer der Damen plaudernd, auch wohl irgend eine blendend ſchöne Römerin am Arm, mit dem ſtolzen Gefühl eines Bevorzugten durch die Säle ſchreitend; dazu leuchtende Uniformen aus aller Herren Länder, mitunter auch ſolche, die in der Phantaſie des Betreffenden entſtanden und weder in irgend einer Armee noch in irgend einem Civildienſte gebräuchlich waren. Hier ſah ich auch zum erſten Male Römerinnen von wirklich berauſchender Schönheit, herrliche Köpfe mit jenen wundervollen, träumeriſch blickenden Augen, deren plötzliches Erwachen ſo gefährlich iſt, beſonders wenn dabei ein bedeutungsvolles Lächeln um die feinen, friſchen Lippen ſpielt. Man ſagt den Römerinnen nach, häufig ſei die herrlich geformte Büſte zu ſchwer für die ganze Geſtalt und wenn dieß auch in der That zuweilen der Fall iſt, ſo doch in keiner Weiſe ſtörend, ja eine ganz eigene, ich möchte ſagen, gediegene und behagliche Wirkung hervorbringend. Daß hier auf den Bällen und Feſten aller Art die äußerſt zahlreichen Fürſtinnen, Marquiſen und Gräfinnen, die reichen Fremden der verſchiedenſten Nationalitäten in den prachtvollſten Toiletten erſchienen, verſteht ſich von ſelbſt, doch war es auch bei dieſen Geſellſchaften, wie bei denen, aller anderer größerer und kleinerer Städte, eine glich der anderen, äußerlich wie innerlich, ſo daß ſie bald für die ruhigen und, ich möchte

ſagen, beinahe theilnahmloſen Beſchauer, worunter ich mich vor allen Dingen rechnen mußte, viel an dem anfänglichen Intereſſe verloren.

Ueberhaupt will ich hier geſtehen, daß all dergleichen rauſchende Vergnügungen, beſonders Ballfeſte, mir von jeher nur ſo lange amüſant erſchienen, als ich vom Anblick derſelben etwas lernen konnte, oder als ich das Getreibe ſelbſt für mich zu eigenthümlichen Bildern formte. Da ich in der Jugend keine Gelegenheit hatte, das Tanzen recht zu erlernen, ſo habe ich dieſe edle Kunſt auch nie mit Vorliebe betrieben, begnügte mich an der Unterhaltung, ſowie am Zuſchauen, wobei mir, wie vorhin ſchon bemerkt und ebenſo, wenn ich im Theater die Muſik einer bekannten Oper halb träumend auf mich einwirken ließ, häufig die gelungenſten Fortſetzungen einer Arbeit, mit der ich gerade beſchäftigt war, in den Sinn kamen, ja ſich ſchwierige Verwicklungen, über die ich lange vergeblich nachgedacht hatte, leicht und fließend auflöſten.

Da ich nun auch hier in Rom bei dieſen Bällen und Soireen bald für mich nichts Neues mehr fand, ſo zog ich mich ſachte zurück, wie ich auch in Florenz gethan, und wurde mir das um ſo leichter, als unſer ſparſamer Reiſechef, wenn ich zu Hauſe blieb, nur einen Wagen für nöthig fand, während ſonſt zwei dieſer in Rom ſo theuren Equipagen gebraucht werden mußten; auch der Kronprinz in ſeiner Güte ließ mir Abends gern meine Freiheit, welche ich dazu benutzte,

die kleineren Volkstheater zu beſuchen oder mich im Kaffee Greco mit den Künſtlern zu unterhalten, und mit ihnen die kleinen Trattorien zu beſuchen, wo am lodernden Herde häufig im gleichen Gemache irgend eine römiſche Speiſe zubereitet wurde, zu der wir aus ſtrohumflochtener Flaſche vortrefflichen italieniſchen Wein tranken.

Darüber mußte ich nun am andern Morgen bei meinem täglichen Rapport, der auch hier ſelten ausfiel, umſtändlichen Bericht erſtatten, was ich denn auch im Intereſſe jener Künſtler that und wobei ich dem Prinzen diejenigen bezeichnete, die in ihren Ateliers zu beſuchen wären. Dagegen erzählte er mir gern und ausführlich von ſeiner geſtrigen Soiree, ob er ſich amüſirt oder gelangweilt habe, und ließ es dabei an intereſſanten und oft ſehr wahren Schilderungen nicht fehlen. Gar zu gern würde er mich hie und da auf meinen Exkurſionen begleitet haben, doch mochte ich ihn der Verantwortung wegen nicht dazu ermuthigen und hatte auch unſerem etwas ängſtlichen Reiſechef in dieſer Richtung ein feſtes Verſprechen gegeben. Dagegen vermittelte ich es häufig, daß Künſtler oder empfohlene Fremde zur Tafel geladen wurden, bei der wir an dem vortrefflichen Bravo einen faſt täglichen Gaſt hatten, der uns neben ſeinem ſonſtigen angenehmen Weſen auch dadurch amüſirte, daß er dem ausgezeichneten Menu des Gaſthofes ſtets die vollſte Anerkennung zu Theil werden ließ.

So näherten ſich die belebten Tage des Karnevals und kurz vor der berühmten Woche wurde der Kronprinz zu einer Audienz bei dem Papſte Gregor XVI. eingeladen. Wir hielten unſere Auffahrt an der großen Treppe des Vatikans ſo pompös als thunlich, trugen mehr und minder glänzende Uniformen, wobei ich mir in meinem hellblauen mit Silber allzureich geſtickten Rock, weißen Kaſchemirbeinkleidern, mit dem bordirten zweiſpitzigen Hute, einer etwas weißen Straußenfeder und einem Degen ſehr ſtattlich vorkam. Vor dem Appartement Seiner Heiligkeit wurde der Kronprinz von ſehr beſchäftigt thuenden Geiſtlichen mit ehrerbietiger Kniebeugung, wozu ſie ihre Mützchen abnahmen, empfangen. Dann öffneten Palaſtdiener, dem Namen nach päpſtliche Reitknechte, in ihren maleriſchen Coſtümen, Leibrock von dunkelrothem Seidendamaſt mit lang herabhängenden aufgeſchlitzten Oberärmeln, worunter grauſeidene, enganliegende Aermel hervorſchauten, die ſchwervergoldeten Flügelthüren zu einem Vorſaale. Dieſer war ein hochgewölbtes weites Gemach, hatte nur ein einziges großes Fenſter und war dadurch, ſowie auch durch die dunkle Farbe der koſtbaren Gobelins an den Wänden von ſtrenger, faſt düſterer Wirkung, welche noch erhöht wurde, da ſich ſtatt beweglicher Sitzgelegenheiten und dergleichen nur einige langgeſtreckte Bänke ringsumher befanden. In einem hohen Kamin brannte ein helllohendes Feuer und beleuchtete auf's maleriſchſte einige dort befindliche Monſignori und ſonſtige

hohe kirchliche Würdenträger mit schwarzen und farbigen Talaren, sowie gepanzerte Schweizer-Hellebardiere an der andern Flügelthüre, durch welche wir nun in ein helleres unmittelbar vor dem Empfangssaale Seiner Heiligkeit befindliches Gemach traten.

Hier waren Mönche verschiedener Orden, an den hohen und weiten Fenstern standen plaudernd ein paar Kardinäle, und päpstliche Kämmerer gleichfalls in geistlichen Gewändern führten den Kronprinzen mit ehrfurchtsvoller Verbeugung nach dem Hintergrunde des Saales, wo sich drei Thüren befanden, eine mittlere große, und rechts und links je eine kleinere. Herr von Kolb, der uns bis hieher begleitet, hatte uns schon von diesen drei Thüren erzählt, daß bei Audienzen die große mittlere nur für gekrönte katholische Häupter geöffnet werde, bei andern hohen Personen in gleicher Religion die rechts gelegene, bei uns armen Ketzern aber nur die der linken Seite. Und so war es auch; ich kann dagegen versichern, daß der Empfang Seiner Heiligkeit, auch wenn wir durch die große Mittelthüre eingelassen worden wären, nicht freundlicher, ja herzlicher hätte sein können; er gieng dem Kronprinzen und also auch uns rasch einige Schritte entgegen, reichte ihm beide Hände, und als wir ihm der Reihe nach vorgestellt wurden, gab er jedem von uns seine Rechte symbolisch zum Kusse, doch zog er sie freundlich nickend bei dem Versuche dazu sogleich wieder an sich und begann dann,

während er mitten zwiſchen uns trat, auf die unbefangenſte und leutſeligſte Art eine Konverſation in italieniſcher Sprache mit allerlei ſcherzhaften Wendungen, über die er aber ſelbſt am herzlichſten lachte. Gregor XVI., damals ſchon über ſiebzig Jahre alt, war von kleiner, ſchmächtiger, faſt unbedeutender Geſtalt, wankte ein bischen hin und her, wenn er gieng, und trug den Kopf etwas vornüber geneigt, ſeine Geſichtszüge waren angenehm und drückten Wohlwollen aus, wurden aber etwas entſtellt durch eine ſehr lange, vornen fleiſchige und gerötheté Naſe, Symptome eines Leidens, an dem er ſchon ſeit Jahren erkrankt war und bei dem er von einem deutſchen Arzte, Doktor Ahlert, behandelt wurde; die Augen blickten ſanft und, wenn er erzählte, erglänzten ſie ſchalkhaft. Seine Heiligkeit trug ein weißes Gewand, das bis auf die rothſammtenen, mit einem goldenen Kreuz geſtickten Schuhe reichte, und die Mitte ſeines weißen Haares deckte ein gleichfalls rothes, kleines Käppchen.

Er erkundigte ſich, ob wir auch recht fleißig geweſen wären in Beſuchen der merkwürdigen Kirchen Roms, beſonders Sankt Peters, wo wir gewiß mit Intereſſe ein paar der kurz vorher ſtattgehabten Feierlichkeiten, eine große Meſſe von ihm ſelbſt celebrirt, ſowie die Einführung einiger Kardinäle, mit angeſehen hätten, wartete aber darauf, wie es hohe Perſonen häufig zu machen pflegen, ſelten eine genügende Antwort ab, ſondern ſagte ſelbſt: „Si, si, credo, credo.“

und begann dann händereibend vom Karneval als der größten Beluſtigung ſeiner guten Römer und Römerinnen zu erzählen, ſchilderte uns den Lauf der Barberi, das luſtige Getümmel auf dem Corſo, wobei höchſt ſelten ein Unglücksfall oder ſonſtiges Unangenehmes vorkäme, da ſeine Römer das artigſte und höflichſte Volk, beſonders gegen Fremde ſeien — „brave Leute“ — ſagte er — „mäßig ſelbſt in ihrer Luſt und folgſam der Obrigkeit; denn wenn am letzten Abend des Karnevals, dem Moccolettiabend, wo es mit den Tauſenden von brennenden Lichtchen allerdings etwas toll herzugehen pflegt, meine Dragoner endlich in den Corſo einreiten, um der Luſt ein Ende zu machen, ſo brauchen ſie nur hie und da in die Maſſen hineinzurufen: ‚Adesso, brava gente, è tempo di smorzare i lumi!‘ und die Lichter werden ausgelöſcht und alles zieht ruhig nach Hauſe.“

Dieſes smorzare i lumi, das der Papſt mit ganz beſonderer Heiterkeit betonte, brachte auch uns, wie ich ſchon früher erwähnt, zu einem herzlichen Lachen, in das Seine Heiligkeit, überzeugt, daß nur ſeine humoriſtiſche Erzählung daran ſchuld ſei, auf's kräftigſte und anhaltendſte mit einſtimmte.

Dann entließ er uns, indem er zuerſt jedem von uns die Hand reichte, und dann, ehe er weggieng, mit der Rechten, an der er den Fiſcherring trug, das Zeichen über uns machte. Dreißig Jahre ſpäter hatte ich die Ehre, hier

im Vatikan abermals bei einer Audienz zugelassen zu werden. Es war im Jahre 1874, wo uns Seine Heiligkeit, Pius IX., eine große Gesellschaft der verschiedensten Nationalitäten, hauptsächlich Deutsche, Engländer und Nordamerikaner, empfieng. Statt aber in den eigentlichen Thronsaal, wurden wir in die neben dem vorhin beschriebenen Vorsaal liegende sogenannte Blumengallerie geführt, ein langer, schmaler, hoher und durch eine ganze Reihe von Fenstern freundlich erhellter Raum, gegenüber dem Bogen Raphael's gelegen, und waren hier die Wände mit zarten blumigen Arabesken, durch welche zierliche Vögel schlüpfen, bedeckt. Es war uns angedeutet worden, beim Eintreten Seiner Heiligkeit niederzuknieen, und als nun die Flügelthüren aufgerissen wurden und ein vorauseilender päpstlicher Kämmerer mit lauter Stimme „sua santita" ankündigte, machten wir auch schleunigst alle Anstalten dazu, doch lief in diesem Augenblick ein höherer Geistlicher bei uns vorbei, um mit Wort und Pantomime anzudeuten, daß wir nicht niederknieen, sondern uns nur verbeugen sollten. Dann erschien der Papst, gleichfalls weiß gekleidet, wie sein Vorgänger, auch mit rothsammtenen Schuhen und dem rothen Käppchen; dicht hinter ihm wurde der große purpurrothe Hut mit goldener Verschnürung getragen und dann kam ein ansehnliches Gefolge von Kardinälen, geistlichen Würdenträgern aller Art, Mönche der verschiedenen Orden, Dienerschaft und Hellebardiere, die aber alle am Ende der

Gallerie stehen blieben, während der Papst allein vorschritt, an der einen Reihe hinauf, an der andern hinunter. Wie ehrfurchtgebietend und doch wieder wohlwollend und vertrauenerregend erschien die noch immer imposante Gestalt des heiligen Vaters, das freundliche Lächeln um seine Lippen, der helle Blick der großen schönen glanzvollen Augen!

Trotz des Gebotes hatten sich manche auf die Kniee geworfen, ja ein paar Damen rutschten aus der Reihe hervor, um ihm den Fuß zu küssen, während wir Uebrigen eine tiefe verehrungsvolle Verbeugung machten. Jedem reichte er die Hand mit dem Fischerringe, duldete auch einen Kuß, selbst von den Lippen schöner Damen, und als er zu mir kam, schaute er mich einen Augenblick an, und sagte in italienischer Sprache: „Auch Sie sind Amerikaner?“ worauf ich ihm zur Antwort gab: „Nein, heiliger Vater, ich bin aus Württemberg.“

„Ah, aus Württemberg!“ rief er mit heiterem Lächeln und plötzlich französisch redend, „es ist ein gutes Land, das Württemberg, und ich kenne auch Ihren König, der mich hier besucht hat, woran ich mich gern erinnere.“

Dann schritt er kopfnickend weiter, um dann in die Mitte der zahlreich Versammelten zu treten und, nachdem er wohlwollend und freundlich ringsum geschaut, in hellem, kräftigem und angenehm klingendem Tone zu sagen: „Maintenant je vous donne ma bénédiction générale.

Comme la plupart de vous sont protestants, je vois que vous avez apporté des chapelets pour faire plaisir à vos amis catholiques, je veux les bénir et je veux aussi vous donner ma bénédiction, afin que vous receviez la lumière, qu'il vous faut, pour reconnaître la vérité!" —

Jedenfalls war der heilige Vater an diesem Tage sehr gut gelaunt, oder hielt es für unerlaubt, uns als unschuldige Ketzer für die sogenannte Verfolgung der katholischen Kirche verantwortlich zu machen. Genug, er ertheilte uns den päpstlichen Segen, was, wie ich nicht verhehle, auch auf mich von ergreifender Wirkung war, sagte mit lauter Stimme „addio" und verließ mit seinem Gefolge die Blumengallerie. Daß wir ihm, sobald als es schicklich war, eilig folgten, sämmtliche Damen voraus, ist selbstredend, und erreichten wir auch jenen oben erwähnten Vorsaal früh genug, um seine Heiligkeit, die unterdessen in einem benachbarten Gemach eine weitere Audienz gehalten, nochmals an uns vorübergehen zu sehen; doch schritt ihm hier ein großer, finster blickender Monsignore voraus, der den Versammelten im Gegensatze zu der früheren Begegnung zuherrschte, niederzuknieen, was ich aber hier, so bereitwillig ich mich auch vorher dieser Ehrenbezeugung unterzogen hätte, durch rasches Zurücktreten vermied.

Papst Pius pflegt diese Audienzen und Ansprachen bei

seinen vormittäglichen Spaziergängen durch den Vatikan zu erledigen, indem ihm bald in dieser, bald in jener Gallerie, oder in diesem oder jenem Gemach Andächtige, Gläubige oder Neugierige vorgestellt werden, die er theils mit angenehmen Worten wie uns, theils mit scharfen Bemerkungen begrüßt. Wenn es auch nicht schwer hält, zu diesen Audienzen zugelassen zu werden, so muß man doch irgend eine gute Empfehlung haben, wie wir zum Beispiel von dem verehrten liebenswürdigen Prior des österreichischen Klosters dell' Anima.

Gleich nach Neujahr fängt in Italien die Karnevalsstagione an, zu der die großen Theater, wenn möglich eine gute neue Oper oder ein paar ältere mit den bestmöglichsten Kräften, neu und brillant in Scene gesetzt, bringen, die kleineren Bühnen Possen, Burlesken, Pantomimen mit den bekannten italienischen Maskenfiguren, Arlecchino, Colombine, Truffaldino und Anderem. Die Abendgesellschaften mehren sich dergestalt, daß in diesem Jahre zum Beispiel der Kronprinz, um allen Einladungen gerecht zu werden, oft drei bis vier Soireen in einer Nacht besuchen mußte. Auch gab es schon maskirte Feste, und zu einem derselben, ich glaube beim Fürsten Torlonia, konnte der Kronprinz nicht umhin im Costüm zu erscheinen, bei welcher Gelegenheit ich mit dem Maler L. Werner, bekannt durch seine wundervollen Aquarellen, in nähere Berührung kam, da er beauftragt wurde, dieses Costüm aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts

zu entwerfen und anfertigen zu laſſen. Werner hatte eine auffallend ſchöne Römerin zur Frau, mit allen Vorzügen und Schwächen ihrer Landsmänninnen. Mit mäßiger Bildung verband ſie die Grandezza und das imponirende Weſen dieſer merkwürdigen Weiber, ſo daß man ſie, im Wagen ſich fächernd und aus den dunklen Augen ſtolz umherblickend, für eine Herzogin hätte halten können, welche Illuſion aber augenblicklich verſchwand, wenn man ſie reden, hauptſächlich aber mit Nachbarsfrauen oder auch mit dem guten Werner zanken hörte; ſie war luſtig, vergnügungsſüchtig und ſtets zu Allem aufgelegt, man munkelte übrigens auch zu jener Zeit ſchon von kleinen häuslichen Verdrießlichkeiten in Folge ihres wankelmüthigen Temperaments und wußte genau, daß ſie, wie ſo manche römiſche Frauen, einen Verehrer hatte, der unter dem Namen eines Hausfreundes aus- und eingieng; letzteres verheimlichte ſie auch durchaus nicht und habe ich ſie zu ihrem Mann oft in der naivſten Ruhe ſagen hören: „Don Giovanni war da," oder: „Don Giovanni kommt ſpäter, um mich zu einem Spaziergang auf den Pincio abzuholen."

Sie hatte ein ungemein liebliches Lächeln um die feinen Lippen, wenn ſie irgend einen Wunſch ausſprach, wozu dann die großen römiſchen Augen ſo komiſch demüthig zu blicken verſtanden, und dieß Geberdenſpiel wandte ſie auch eines Tages, als ich da war, gegen ihren Mann an, der aber auf

mich blickend sagte: „Das ist unmöglich.“ Da es sich also offenbar um etwas handelte, wozu ich hätte helfen können, so ließ ich begreiflicherweise mit Fragen nicht nach, bis er mir achselzuckend bemerkte: „Das ist wieder so eine tolle Weiberidee; sie möchte einmal mit Ihnen maskirt in einem der Wagen des Kronprinzen nächste Woche beim Fasching auf den Corso fahren.“

„Si signor, si signor!“ bekräftigte sie mit einem so demüthig aussehenden Gesichtsausdruck, daß ich ihr lachend sagte, daß sich ihre Bitte doch vielleicht erfüllen lasse, wenn ich den Kronprinzen darum bitten würde, für den ja einer der schönsten Balkone im Corso gemiethet sei, weßhalb unsere Wagen öfter nur gebraucht würden, um dorthin zu fahren, auch würde es mir ein Vergnügen machen, sie zu begleiten, ich wüßte aber nicht, auf welche Art ich mich maskiren sollte. Leuchteten schon ihre Augen bei meinen ersten Worten auf, so war sie mit einem Male die Geschäftigkeit selbst und bewies mir mit der ungemeinsten Zungenfertigkeit, daß es für mich ein Costüm gäbe, das mir bei meiner Gestalt und jugendlichen Frische und meinem feinen weißen Teint — ich bitte hier nicht zu vergessen, daß ich damals erst vierundzwanzig Jahre zählte — ganz ausgezeichnet stehen würde, ein Costüm, wozu auch sie einiges beitragen könne, ja ein Costüm, das sie auch für sich selber wählen würde, das einer — Trasteverinerin — „einer Minente“, wie es im Volks-

munde heißt — kurz, den Anzug eines römiſchen Mädchens der unteren Bürgerklaſſe.

Daß Werner und ich aus vollem Halſe lachten, iſt wohl begreiflich, doch ließ ſie ſich dadurch nicht abſchrecken, behauptete, ihre Idee ſei reizend, wir beide würden ganz wundervoll ausſehen und ſie wolle jede Wette verlieren, wenn mich irgend Jemand für einen Mann halten würde. „Das Wetter iſt ja warm, wie im Frühling," rief ſie fröhlich aus und ſetzte mit großer Entſchiedenheit hinzu: „Wir fahren decolletirt und mit entblößten Armen." Da ich zu jener Zeit ſehr geneigt war, irgend einen luſtigen oder gar tollen Streich mitzumachen, ſo wurde es ihr leicht mich zu überreden, und da auch endlich Werner, allerdings achſelzuckend, nichts mehr erwiedern konnte oder mochte, ſo verſprach ich denn, ich wolle den Prinzen bei einer günſtigen Gelegenheit um Erlaubniß bitten. Als ich fortgieng, ſagte ſie mir an der Treppe, ich ſolle jedenfalls morgen zu ihr kommen, um ein paar Coſtümſtücke, die ſie noch beſäße, anzuprobiren.

Daß mir der Kronprinz einen der Wagen zu dieſem Spaſſe bewilligen würde, davon war ich überzeugt und irrte auch darin nicht, nur verlangte er lachend zu wiſſen, in welcher Maske ich erſcheinen werde, was ich aber entſchieden ablehnen zu müſſen erklärte. Ich bat ihn, mir auch für ihn eine Ueberraſchung zu geſtatten. Er war überhaupt in

ſolchen und ähnlichen Dingen von außerordentlicher Güte und Liebenswürdigkeit, die ſogar dann häufig nicht verſchwand, wenn man Forderungen an ihn ſtellte, die jeder andere ſeines Ranges unfreundlich und ſogar barſch abgewieſen hätte.

So erlaubte er zum Beiſpiel trotzdem, daß er den Tabaksdampf haßte — er ſelbſt hat erſt viel ſpäter zu rauchen angefangen — nicht nur, daß wir nach dem Diner unſere Cigarren anzünden durften — Maucler, Klein und ich waren leidenſchaftliche Raucher — ſondern ich erinnere mich eines Falles, daß er ſchon zu einer Soiree gekleidet, im ſchwarzen Frack mit Stern und weißer Halsbinde, im Eßzimmer erſchien, deßhalb auch das Rauchen nicht erlauben wollte; doch ließ der Doktor in ſeiner ſchwäbiſchen Offenheit nicht nach und meinte: „Königliche Hoheit brauchen ja nur den Frack wieder auszuziehen“ — was er denn auch wirklich zu meinem allergrößten Erſtaunen und nicht einmal unfreundlich werdend that.

Ueberhaupt war der Kronprinz zu jener Zeit in ſo angenehmer und umgänglicher Stimmung, daß es eine Freude war, an allen Exkurſionen innerhalb und außerhalb der Stadt Theil zu nehmen, und waren dieſe, obgleich höchſt intereſſant und lehrreich, doch zuweilen in nicht geringem Grade ermüdend. Man denke ſich nur unſere Lebensweiſe: häufig wurde Morgens nach dem erſten Frühſtück oft ſchon

munde heißt — kurz, den Anzug eines römischen Mädchens der unteren Bürgerklasse.

Daß Werner und ich aus vollem Halse lachten, ist wohl begreiflich, doch ließ sie sich dadurch nicht abschrecken, behauptete, ihre Idee sei reizend, wir beide würden ganz wundervoll aussehen und sie wolle jede Wette verlieren, wenn mich irgend Jemand für einen Mann halten würde. „Das Wetter ist ja warm, wie im Frühling," rief sie fröhlich aus und setzte mit großer Entschiedenheit hinzu: „Wir fahren decolletirt und mit entblößten Armen." Da ich zu jener Zeit sehr geneigt war, irgend einen lustigen oder gar tollen Streich mitzumachen, so wurde es ihr leicht mich zu überreden, und da auch endlich Werner, allerdings achselzuckend, nichts mehr erwiedern konnte oder mochte, so versprach ich denn, ich wolle den Prinzen bei einer günstigen Gelegenheit um Erlaubniß bitten. Als ich fortgieng, sagte sie mir an der Treppe, ich solle jedenfalls morgen zu ihr kommen, um ein paar Costümstücke, die sie noch besäße, anzuprobiren.

Daß mir der Kronprinz einen der Wagen zu diesem Spasse bewilligen würde, davon war ich überzeugt und irrte auch darin nicht, nur verlangte er lachend zu wissen, in welcher Maske ich erscheinen werde, was ich aber entschieden ablehnen zu müssen erklärte. Ich bat ihn, mir auch für ihn eine Ueberraschung zu gestatten. Er war überhaupt in

solchen und ähnlichen Dingen von außerordentlicher Güte und Liebenswürdigkeit, die sogar dann häufig nicht verschwand, wenn man Forderungen an ihn stellte, die jeder andere seines Ranges unfreundlich und sogar barsch abgewiesen hätte.

So erlaubte er zum Beispiel trotzdem, daß er den Tabaksdampf haßte — er selbst hat erst viel später zu rauchen angefangen — nicht nur, daß wir nach dem Diner unsere Cigarren anzünden durften — Maucler, Klein und ich waren leidenschaftliche Raucher — sondern ich erinnere mich eines Falles, daß er schon zu einer Soiree gekleidet, im schwarzen Frack mit Stern und weißer Halsbinde, im Eßzimmer erschien, deßhalb auch das Rauchen nicht erlauben wollte; doch ließ der Doktor in seiner schwäbischen Offenheit nicht nach und meinte: „Königliche Hoheit brauchen ja nur den Frack wieder auszuziehen" — was er denn auch wirklich zu meinem allergrößten Erstaunen und nicht einmal unfreundlich werdend that.

Ueberhaupt war der Kronprinz zu jener Zeit in so angenehmer und umgänglicher Stimmung, daß es eine Freude war, an allen Exkursionen innerhalb und außerhalb der Stadt Theil zu nehmen, und waren diese, obgleich höchst interessant und lehrreich, doch zuweilen in nicht geringem Grade ermüdend. Man denke sich nur unsere Lebensweise: häufig wurde Morgens nach dem ersten Frühstück oft schon

um neun Uhr ausgefahren, wobei der unerbittliche Doktor Klein mit der Liſte der Sehenswürdigkeiten, die jeweilig an die Reihe kamen, bewaffnet war und uns häufig in der unbedeutendſten Kirche ſelbſt dann das Betrachten eines oft geringen Bildes nicht erließ, wenn dazu Lichter angezündet werden mußten; bei weiteren Ausflügen wurde das zweite Frühſtück im Wagen oder auch an irgend einem ſchönen Punkte eingenommen, wobei dann beſonders an ſonnig warmen Tagen der Kronprinz unter meiner Beihilfe gegen den geſtrengen Reiſechef konſpirirte, indem wir die Kollation ſo in die Länge zogen, daß die Beſichtigung einiger weiteren Kirchen unmöglich war und wir uns mit einer weit angenehmeren Spazierfahrt längs eines Theils der Stadtmauer begnügen mußten; ſo eines Tages beim Beſuche der Grotte der Egeria, wo auch die vortrefflichen Freunde Kolb und Bravo mithalfen, indem der erſtere herrliche Weine vorausgeſchickt hatte, die, in dem friſchen Waſſer des Nymphenquells gekühlt, ganz ausgezeichnet ſchmeckten. Hier darf ich auch unſerer entzückenden Fahrt nach Tivoli nicht vergeſſen, wo uns ſchließlich der gute Bravo auf den Ruinen durch einen aus Rom mitgenommenen Kartoffelſalat, eine damalige Leibſpeiſe des Kronprinzen, überraſchte. Uebrigens war uns das Wetter in jenem Winter ſo außerordentlich günſtig, wie es ſelten Reiſenden zu Theil wird und wie auch ich es mit ſolch ausdauernder Schönheit nie wieder erlebt habe; wahre

Frühlingstage folgten oft in langen Reihen und in solcher Lieblichkeit aufeinander, daß ich mich nicht erinnern kann, anders als bei Fahrten im offenen Wagen oder bei Nacht einen Ueberzieher gebraucht zu haben. Fast täglich hatten wir mindestens ein paar Stunden Sonnenschein und selbst wenn einmal Regenwetter eintrat, so hatte dieß keine Kälte im Gefolge und, sowie sich wieder der Himmel in tiefem Blau zeigte, erfreuten wir uns auch wieder an entzückend warmem Sonnenschein.

Dabei konnte allerdings in der Besichtigung von Rom und Umgegend, besonders bei all den Erleichterungen, die uns zu Theil wurden, das Möglichste geleistet werden; ich habe aber trotzdem häufig Morgens gezweifelt, ob die große Liste von Kirchen, Palästen, Gallerien und sonstigen Merkwürdigkeiten bis Abends bewältigt sein könne; was aber meistens doch durch unerhörte Ausdauer möglich gemacht wurde, aber nicht ohne uns, mit Ausnahme des Doktors, manch schweren Seufzer auszupressen; überhaupt war das kein genußreiches und lohnendes Sehen, und so oft ich an jene römische Zeit zurückdachte, so flimmerten mir Bauwerke, Bilder, Statuen bunt glitzernd, aber meistens unverständlich wie im Kaleidoskop vor meinen Augen und ich hätte gleich Fausts Schüler den bekannten Ausruf thun mögen. Fehlte es mir doch an der nöthigen Vorbereitung, war mir doch Kunstgeschichte und ähnliche Wissenschaften so fremd als mög-

lich, und wenn ich auch wohl die Namen der großen italieniſchen Meiſter kannte, ſo hatte ich doch von der Vortrefflichkeit ihrer Werke nur einen ſehr ſchwachen Begriff. Auch die liebenswürdige Art, mit der viele der Beſitzer von Villen und Gallerien den Kronprinzen ſelbſt empfiengen, um ihm die Honneurs bei Beſichtigung ihrer Schätze zu machen, ſtörte häufig im ruhigen Betrachten derſelben; denn oft kam man von Lieblingsbildern des Eigenthümers gar nicht mehr weg, oder ein anderes Mal kaum zum Betrachten des Kunſtwerkes, wegen deſſen man gekommen war, wie zum Beiſpiel, bei der berühmten Aurora Guido Reni's im Palaſte Rospigliosi, wo der Kronprinz von dem Fürſten mit ſeinen liebenswürdigen Damen auf den prachtvollen Gartenterraſſen unter blühenden und Früchte tragenden Orangenbäumen ſelbſt empfangen und überall umhergeführt und dann ſchließlich bei dem Frühſtück im großen Saale das herrliche Deckengemälde nur gelegentlich betrachtet wurde.

Ein andermal hatte Konſul Kolb für ein Frühſtück in der berühmten Villa Albani geſorgt, das an einem herrlichen Platze in dem wundervollen Garten ſervirt wurde und wobei die zahlreichen Kunſtſchätze ſo oberflächlich betrachtet wurden, daß, als ich in ſpäteren Jahren zu einer ernſtlichen Beſichtigung hieher kam, mir Alles, mit Ausnahme jenes Frühſtückplatzes, neu und wie nie geſehen erſchien; ebenſo iſt es mir auch mit der reizenden Villa Wolkonsky ergangen,

die gänzlich aus meinen Erinnerungen verwischt, erst später auf mich einen unauslöschlichen Eindruck machte. Gibt es doch auch wohl nicht leicht, dicht bei Rom, einen stilleren Landsitz, wo alles Ruhe und Frieden athmet. Quer durch die große Besitzung zieht die malerische Ruine einer alten Wasserleitung, wo jeder der epheuumrankten gewaltigen Bogen als die schönste Einrahmung der dahinter liegenden Campagna, sowie der fernliegenden tiefblauen Albanerberge dient; dazu die heimlichsten, schattigsten Plätzchen, stets so angelegt, um in träumerischer Versunkenheit jene wunderbaren Aussichten zu genießen, bald mit Marmorsitzen zwischen dichten Orangen- und Citronenbüschen, bald noch heimlicher in einer kleinen Grotte, wobei das Plätschern eines Springbrunnens unbeschreiblich anmuthig wirkt!

Stets, so lang ich denken kann, haben mich Naturschönheiten entzückt, und hat es mir schon in früherer Jugend Freude gemacht, irgend einen schönen Platz mit eingebildeten Grenzen zu umziehen und durch Bäume und Büsche mit den Umgebungen zu Gartenanlagen umzuschaffen, dieselben mit bequemen Wegen zu durchziehen und in der Phantasie ein hübsches Haus zu erbauen, um es natürlicherweise selbst zu bewohnen; Wasser durfte nicht fehlen, wenn möglich ein klarer Bach, der sich durch den Rasen schlängelte, mindestens aber ein hochaufsteigender Springbrunnen; habe ich doch das Alles als Knabe schon verwirklicht, indem ich auf einem

wenige Quadratſchuh enthaltenden Raum mit kleinen Steinchen, gelbem Sand, Raſenſtücken, eine ſolche Gartenanlage herſtellte, in der das Waſſer gleichfalls nie fehlen durfte; auch unter dem Weihnachtsbaum führte ich gelegentlich Aehnliches aus, wo an dem grau papierenen, mit Moos beklebten Felſen das Rad einer Mühle durch wirkliches Waſſer getrieben wurde, das ſich dann tiefer unten als feiner Strahl noch zu mäßiger Höhe erhob.

Auch auf dieſer meiner erſten italieniſchen Reiſe habe ich in Villen und Gartenanlagen gediegene Studien gemacht, auch den Kronprinzen dafür zu intereſſiren gewußt, und iſt mir vieles von dem, was ich hier geſehen, was ich in meinen Notizbüchern, wenn gleich flüchtig beſchrieben oder recht ſtümperhaft gezeichnet, ſpäter von großem Nutzen geweſen. Von jeher habe ich für das Leben auf dem Lande geſchwärmt und es mir als höchſtes Glück vorgeſtellt, ſelbſt etwas Aehnliches zu beſitzen, ja ein ſolches Landhaus Sommers und Winters bewohnen zu können, wo ich es mir alsdann als ganz beſonders behaglich vorſtellte, vom lodernden Kaminfeuer hinweg an ein hohes Bogenfenſter zu treten und auf die ſchneebedeckte Landſchaft zu ſchauen — glückſelige Phantaſieen, die auch ſpäter theilweiſe in Erfüllung gegangen ſind!

Nach dieſen häufig ſehr ermüdenden Fahrten und Gängen durch das alte und neue Rom oder von Ausflügen in die Umgebung kamen wir nie vor einbrechender Nacht zurück, um

uns dann bei dem stets vortrefflichen Diner, wenn solches zu Hause eingenommen wurde, wieder auf die angenehmste Art zu erholen. Oft mußte aber dann gleich nach der Ankunft und sehr eilig große Toilette gemacht werden, weil auswärts gespeist wurde; sonst aber geschah dieses Umkleiden fast jeden Abend nach dem Essen, meistens um zwei oder drei Soireen nacheinander zu besuchen, wobei ein einmal ausnahmsweise ruhiger Abend wie eine festliche Gelegenheit gefeiert wurde.

Zuweilen hatten wir auch einen vollständigen Ruhetag, wenn sich der Kronprinz zu ermüdet fühlte oder wenn das Wetter zu regnerisch und unfreundlich war, da wurden Briefe geschrieben, auch wohl das Tagebuch vervollständigt, auch Besuche gemacht, nach dem Sankt Peter gefahren, um dort in der majestätischen prächtigen Halle, wie in milder Frühlingsluft umherwandelnd, die ringsumher aufgehäuften Schätze zu bewundern.

Daß ich am Tage nach meinem Besuch bei Werners dem Versprechen gemäß dort wieder erschien, ist selbstredend. Ich fand auch Signora Teresina zu Hause und beschäftigt in allerlei Kleidern und Costümstücken umherzuwühlen, um Passendes für unsere Maskerade zu finden. Sie war nicht allein, sondern es befand sich eine Dame bei ihr, mit der, als ihrer besten Freundin, sie mich augenblicklich bekannt machte: „Signor Cavaliere H." — „Signora Nina," — eine

prachtvolle Figur, mit der ſchönen vollen Büſte der Römerinnen und wohl proportionirter Länge der ganzen üppigen Geſtalt; trotzdem hatte ſie Füßchen und Händchen, wie ein fünfzehnjähriges Mädchen und etwas ruhig Melancholiſches in den blendend ſchönen Zügen, die bleich, wie ich ſie ſelten geſehen, glattem antikem Marmor zu vergleichen waren, dazu friſche, volle Lippen, die herrlichſten Zähne und wunderbare tiefdunkle Augen unter ſcharf gezeichnet hochgewölbten Brauen. Sie ſprach wenig und hörte faſt nur dem luſtigen Geplauder ihrer ſtets heiteren Freundin zu, darin einen vollkommenen Gegenſatz bildend; nur wenn ich direkt eine Frage an ſie richtete, was ich zuweilen that, gab ſie flüchtig aufblickend eine beſcheidene Antwort, aber ich hatte gerade genug an dieſem flüchtigen Aufblicken, und fühlte ich mich ein paar Mal förmlich darunter zuſammenzucken, was indeſſen auch Signora Werner zu bemerken ſchien, denn ſie umſchlang dann mit einem Blick auf mich ihre Freundin, küßte ſie herzlich und nannte ſie ihre liebe, ſüße Nina, das beſte Herz auf dieſer Welt: „ma poveretta, ma poveretta.“ Dann gieng es an ein Aufſuchen der Coſtümſtücke und wurde mir Manches, ſogar Unausſprechliches anprobirt, aber ſtets als unbrauchbar verworfen, ſo auch ein Mieder der Signora ſelbſt, bei dem ſie aber ſo fröhlich lachend ausrief: „Unten zu eng und oben viel zu weit,“ daß ſelbſt das ernſte Geſicht der Anderen ein leichtes Lächeln zeigte. Kurz, alles war

unbrauchbar, wie ich auch nicht anders gedacht, und ich erklärte mich gerne bereit, Mieder, Rock und was sonst nothwendig sei, machen zu lassen, doch hatte die Werner einen guten Einfall, als sie mir sagte: „Wenden Sie sich zuerst an Ihre Wirthin, Madame Meloni, und wenn die von früheren Maskeraden noch etwas hat, so kann man es mit wenig Abänderungen passend machen," was allerdings richtig war, denn die Genannte war eine große und sehr starke Dame.

Während dieses Geplauders erkundigte ich mich auch schüchtern, ob nicht auch Signora Nina Lust habe, die Corsofahrt mitzumachen; doch schlug diese kopfschüttelnd ihre Augen nieder und die Andere rief in bedauerndem Tone: „Ach wenn das nur möglich wäre! Ich habe sie selbst schon darum gebeten, sehe aber gleichfalls ein, daß es nicht geht, daß es ganz unmöglich ist."

„Die Signora hat vielleicht einen zu eifersüchtigen Gemahl?"

„Oh, schlimmer als das, nach einem eifersüchtigen Gemahl würde man nicht fragen."

Das erregte meine Neugierde und ich zauderte um so eher, wegzugehen, als Signora Nina sich seufzend erhob, ihren schwarzen Schleier nahm und denselben auf dem Kopfe befestigte. Ich vergaß zu sagen, daß auch sonst mit Ausnahme einer glühend rothen Camelie, die sie an der Brust trug, nichts Farbiges an ihrem schwarzen Anzuge zu sehen war.

„So, du willſt ſchon gehen, poverina?“ ſagte die Andere, ſie abermals umarmend, „bleibe doch lieber da und laß uns noch etwas zuſammen lachen!“

„Nein, nein, ich muß in die Meſſe, du wirſt auch ohne mich lachen, du Glückliche!“ — dabei ſtreifte mich ein Blick ihres düſtern dunklen Auges.

Signora Tereſina, die das auch bemerkte, lachte laut und herzlich und, nachdem ich die kleine Hand der Weggehenden, die ſie mir darreichte, leicht gedrückt, ſchlang ſie den Arm um den Hals der Freundin und führte ſie zum Zimmer hinaus bis zur Treppe, wo ſie laut plaudernd und die Werner luſtig lachend eine Zeitlang ſtehen blieben. Als dieſe wieder in das Zimmer zurückkam, rief ſie im heiterſten Tone: „Denken Sie nur, die Nina glaubt, ich laſſe mir von Ihnen den Hof machen und hätte Don Giovanni verabſchiedet. Iſt das nicht komiſch, nur ſo etwas zu denken; nein, nein, wir Beide ſind gute Freunde und dabei bleibts, nicht wahr? Das habe ich ihr auch auf's beſtimmteſte geſagt und ſie hat's ſo freudig aufgenommen, daß ich mich ordentlich gewundert habe.“

„Wer iſt Signora Nina, was iſt es mit ihr, warum erſcheint ſie ſo traurig?“

„O, die poverina, es iſt eine Geſchichte, wie ſie hier oft paſſirt und wie ſie dem Teufel ſtets Gelegenheiten giebt ſich einzumiſchen, wenn ein Prieſter mit im Spiele iſt. Die

Nina hat vor ungefähr zehn Monaten, noch nicht siebzehn Jahre alt, geheirathet und war so unglücklich ihrem Beichtvater zu gefallen, der ihr auch nach der Hochzeit noch allzu oft geistlichen Trost spenden wollte und meistens dann, wenn der Mann ausgegangen war. Doch hat sie mir bei allem, was ihr heilig ist, zugeschworen, daß sie ihn auch nicht ein einziges Mal bei sich zu Hause allein gesehen, aber, was wollen Sie, ihr Mann ist eifersüchtig geworden, war unklug genug, an öffentlichem Orte gegen den Priester Drohungen auszustoßen, und als man diesen eines Nachts in einer der Seitengassen des Corso erstochen fand, mußte es der Mann der armen Nina gethan haben und er sitzt nun für zwanzig Jahre in Civitavecchia — o poverina, was nützt es ihr, daß sie von ihm geschieden wurde! Wissen es doch die Pfaffen zu verhindern, daß sich ihr ein anderer nähert, trotzdem sie aus guter Familie und wohlhabend ist; sie hoffen sie immer noch in einem Kloster unterzubringen, doch denke ich sie vor solchem Unglück an ihrem Herzen und ihrem schönen Leib zu bewahren."

Mich hatte diese romantische Geschichte auf's höchste interessirt und ich würde mich gern nach der Wohnung der Signora Nina erkundigt haben, wenn ich mich nicht vor der Einmischung der Andern gefürchtet hätte; doch schien die schlaue Römerin meine Gedanken zu errathen, denn sie sagte: „Wie gerne hätte Nina unsere Corsofahrt mitgemacht! Aber wenn

jetzt ihr Beichtvater davon hörte, würde er dem armen Geschöpfe die Absolution verweigern — wie dumm, wie dumm, da sie doch nichts begangen hat und so unglücklich ist; doch hat sie mir versprochen, nach der Fahrt hieher zu kommen, Giovanni kommt gleichfalls und dann wollen wir recht vergnügt sein."

So war denn schon ein artiges Karnevalsabenteuer eingefädelt, weßhalb ich denn mit doppeltem Interesse dem Beginn dieser lustigen Zeit entgegensah. Konsul Kolb hatte dazu für uns die schönsten Vorbereitungen getroffen, einen geräumigen Balkon in der Nähe der Piazza Colonna für die ganze Karnevalszeit gemiethet, und als ich denselben, sowie das dahinterliegende behaglich möblirte Gemach inspizirte, wurde mir in Signor Leppo der Mann vorgestellt, der gegen meine Quittungen die Lieferungen von Blumen und Confetti zu besorgen hatte; auch für Drahtmasken und blechernen Wurfbecher war gesorgt und so konnten wir mit Ruhe der berühmten Woche des Karnevals entgegensehen.

Damals, in den Vierziger Jahren, standen die Vergnügungen desselben noch in schönster Blüthe und sollte er bei der ungewöhnlich großen Anzahl von Fremden und bei dem damals noch regeren Eifer der Römer und Römerinnen besonders festlich begangen werden. Wie vieles hat sich seitdem geändert und wie ganz anders fand ich vor wenigen Jahren das Leben und Treiben auf dem Corso. Manches wie der

so hochinteressante Lauf der Barberi war gänzlich abgeschafft worden, hübsche Masken und Costüme namentlich schöner Frauen sah man nur ausnahmsweise in eleganten Equipagen den Corso befahren, — statt derselben aber zahlreiche dunkle Regenmäntel mit verhüllender Kapuze und Drahtmaske, um sich vor den wirklich brutalen Angriffen der Fremden, besonders der Amerikaner und Engländer zu schützen, welche die Confetti mit verletzender Wucht, oft sogar auf das Trittbrett eines Wagen steigend, den darin befindlichen Damen in's Gesicht schleuderten.

Auch meine kleine Privatangelegenheit war auf's beste vorbereitet, Maler Werner hatte mir alles zum Costüm Nöthige, wie: Mieder, bunte Röcke, eine dunkelblonde Perrücke, frisirt, wie es die Minenten trugen, besorgt und die Unterkleider mit Strümpfen und Schuhen, kurz mit allem, was Knöpf- und Schnürbares dazu gehörte, war mir von unserer liebenswürdigen Wirthin, Madame Meloni, zugesagt, die auch versprochen, mich unter Beihülfe ihrer allerliebsten Kammerjungfer Lucia, einer reizenden Albanerin, anziehen zu helfen.

Ueber das Leben in der römischen Karnevalswoche hier selbst etwas zu sagen, halte ich bei dem vielen Vortrefflichen, minder Guten, Unverständlichen, ja auch Langweiligen, was seit Goethe darüber geschrieben worden ist, für gänzlich unnöthig; ist doch der Verlauf dieser festlichen Woche, vom Einläuten auf dem Capitol und der Spazierfahrt der Senatoren

durch den Corſo, womit ſie die Luſtbarkeiten eröffnen, bis zum Moccolettiabend im allgemeinen ſtets gleichgeblieben, wenn auch mehr oder minder belebt, und ebenſo ſpielte ſich jeder einzelne Tag genau wie der andere ab, vom Erſcheinen der erſten Masken und erſten Wagen ſchon Vormittags bis zum allabendlichen Lauf der Barberi, weßhalb es eigentlich unbegreiflich iſt, wie ſich das Intereſſe an dieſer allgemeinen Tollheit ſo von Tag zu Tag zu ſteigern vermochte. Zuerſt blickt man allerdings förmlich geblendet in die lange Straße hinein, die mit ihren Teppichen vor faſt jedem Balkon und Fenſter, mit den alten gewirkten Tapeten der Gerüſte unten, wo Stühle vermiethet werden, mit dem Kranze ſchöner blumengeſchmückter Frauen, mit dem Gewühl der geputzten und maskirten Menge, wie ein Feſtſaal, wie eine ungeheure, reich ausgeſchmückte Gallerie erſcheint. Und wie prachtvoll lächelte dem dießjährigen Karneval der tiefblaue, ſonnig goldene Himmel, wie entzückend war die milde Frühlingsluft, die dem Dufte unzähliger Blumen ſo recht die natürliche Weihe gab!

Nur ſchüchtern bedienten auch wir uns anfänglich der Wurfſchaufeln, um Confetti auf irgend einen Angreifer zu ſchleudern, oder der Blumenſträuße, um ſie in einen der mit Damen beſetzten Wagen zu werfen; doch wächſt wohl bei keinem anderen Spiele ſo die Fertigkeit mit der Luſt, weßhalb auch ſchon in den erſten Nachmittagsſtunden unſer Balkon einer der gefürchtetſten, aber auch wieder einer der beliebteſten

war, denn wenn er sich bei heftigen Angriffen sogleich in eine weiße Confettimasse hüllte, so wurden dagegen hübsche Damen in ihren Wagen oder reizende Masken auf der Straße mit Blumen oder wirklichem Zuckerwerk überschüttet, woran namentlich der Kronprinz eine große Freude hatte; doch trieb ich es wahrlich nicht minder lebhaft, ja stahl mich schon am ersten Tage zuweilen auf die Straße, um dann allerdings von den Freunden droben, sobald sie mich gewahrten, tüchtig zugedeckt zu werden, ehe es mir gelang, einen Schlupfwinkel zu finden, von dem ich auf weitere Abenteuer ausziehen konnte.

So in's Blaue hinein suchte ich diese allerdings nicht, sondern hatte schon ein paar Mal eine jener Bettlerinnen oder schönen Büßerinnen bemerkt, die, im unscheinbaren grauen Gewande, das prachtvolle Haar einfach um den Kopf gewunden, mit einer weißen Maske vor dem Gesichte, in tiefster Demuth scheinbar um ein Almosen betteln, indem sie aufwärts blickend ihren Hut oder das irdene Töpfchen, das sie an einem farbigen Bande tragen, empor halten — eine Vermummte, welche dieß Spiel häufig unter unserem Balkon trieb, ja auch schon versucht hatte, einen Blumenstrauß hinauf zu werfen, wobei dann bei der Bewegung die jugendlichen Formen ihres Körpers unverkennbar waren. Mich an der nächsten Quergasse versteckt haltend, hatte ich ihr schon ein paar Mal vergebens aufgelauert, — denn es schien gerade, als ob sie das ahnte und

deßhalb alsdann nicht zum Vorſchein käme — und war es ſo ſchon tief Nachmittag geworden, ja einzelne Sonnenſtreifen glänzten nur noch auf den höchſten Theilen der Häuſer, wo ſich dann der Corſo, mit Abendnebel und Staub erfüllt, in jenem eigenthümlichen Dufte zeigt, in welchem das tolle Maskentreiben kurz vor Einbruch der Nacht und kurz vor dem Laufe der Barberi und ſomit vor dem Schluß der heutigen Luſt doppelt phantaſtiſch erſcheint.

Da ſah ich ſie plötzlich wieder, ſie gieng aufwärtsblickend an unſerem Balkon vorüber, ohne ſich aber ſonſt durch irgend etwas bemerkbar zu machen; ich folgte ihr raſch, da mich eine vielleicht thörichte Hoffnung trieb, in der Bettlerin eine Bekannte wieder zu finden.

Es war dieß um die Zeit, wo der Lauf der Barberi vom Platz del Popolo her beginnen ſollte, weßhalb die päpſtlichen Dragoner beſchäftigt waren, die Mitte des ohnehin ſchmalen Corſo's für die rennenden Pferde frei zu machen und frei zu halten, ein Augenblick des tollſten Getümmels, des unbeſchreiblichſten Zuſammendrängens, da jedes noch einen Platz zu gewinnen trachtete, um die vorbeirаſenden Pferdchen zu ſehen — und in dieſem Durcheinander ſollte es möglich ſein, mit Erfolg einer Maske nachzulaufen, die ſich mit einer aalartigen Geſchmeidigkeit durch die dichten Menſchenmaſſen wand? Doch war mir das Glück günſtig, ich erreichte ſie und gerade in der gefährlichen Lage, da ſie, um eine Seiten-

gaſſe zu erreichen, durch eine ſchmale Oeffnung in der Wagenreihe ſchlüpfen wollte, die ſich aber ſo plötzlich vor ihr ſchloß, daß ſie wohl verletzt worden wäre, wenn ich ſie nicht, mit der Bitte um Entſchuldigung, haſtig zurückgezogen hätte, ja ohne Weiteres ihren Arm ergriffen, um ſie, eine neue Stauung der Wagenreihe benutzend, in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren die Barberi in blitzſchnellem Laufe, begleitet von einem unbeſchreiblichen Hallo der Menge, vorübergekommen und wer es je mit angeſehen hat, wie ſich alsdann mit einem Schlage, die bis dahin ſo ſtreng eingehaltene Ordnung der Wagen und Zuſchauermaſſen in das wildeſte Gedränge auflöſt, indem man ſich kaum vor den Pferden und den Tauſenden, allen Seitenſtraßen zudrängenden Menſchen zu retten vermag, wird es begreiflich finden, daß meine Vermummte, ſtatt auf's neue zu entfliehen, ſich bebend vor Angſt feſter an mich anſchloß. Ihre Geſichtszüge unter der weißen Maske, aus der nur ihre Augen leuchteten, zu erkennen, war unmöglich, doch redete ich mir wonnig ein, den Klang ihrer Stimme, als ſie mir mit leiſen Worten dankte, erkannt zu haben und ſagte ihr keck darauf bauend, nachdem wir eine ſtille Nebengaſſe erreicht: „Wie glücklich ſchätze ich mich, der ſchönen Signora Nina einen kleinen Dienſt erwieſen zu haben, der mich über alles freut.“

„Per Dio,“ rief ſie in erſchrecktem Tone, indem ſie verſuchte, ihren Arm aus dem meinigen zu ziehen, „wie

wollen Sie mich erkannt haben, es wäre schrecklich, wenn man mich erkennen könnte."

„Seien Sie unbesorgt, von einem solchen Erkennen ist auch nicht die Rede, aber als ich vorhin Ihre Stimme hörte, war ich entzückt, daß mich meine Ahnung und Hoffnung nicht betrogen."

Darauf nahm sie hastig weiterschreitend meinen Arm auf's neue, schüttelte aber heftig mit dem Kopf, als ich sie bat, ihre Maske abzunehmen, und sagte leise: „Auch dürfen Sie nicht zu weit mit mir gehen, denn meine Freundin wird Ihnen schon gesagt haben, was für mich auf dem Spiele steht, wenn ich erkannt würde."

„Gewiß, und ich fühle die innigste Theilnahme für Sie, bitte aber um einen kleinen Umweg und dabei um die Güte, mich nur für eine Sekunde ihre schönen Züge sehen zu lassen."

Sie sagte nicht ja und nicht nein, sondern führte mich durch Gäßchen, die ich vorher nie gesehen und sichtbar kreuz und quer bis zu einem dunklen Thorgange, in welchem bei einer Biegung nach rechts ein mattes Licht vor dem Bilde irgend eines Märtyrers brannte, dort blieb sie stehen; während sie nochmals herzlich für meinen Schutz dankte, löste sie rasch ihre Maske und ich erkannte nicht nur mit Entzücken ihr schönes Gesicht, sondern fühlte mich wie berauscht, als sie ohne zu zögern, ohne Ziererei ihre frischen heißen Lippen den meinigen näherte.

Dann war sie verschwunden, und nachdem ich den dunklen Thorgang auf der Seite, von der wir gekommen, wieder verlassen, war ich nach einigem Umherirren in dem mir gänzlich unbekannten Stadtviertel sehr glücklich einen Wagen zu finden, der mich aber so spät nach unserem Hotel brachte, daß schon die ganze Gesellschaft beim Diner saß und ich den heitersten Anzüglichkeiten und lustigsten Spottreden nicht entgieng, bei denen häufig die verhängnißvollen Worte „smorzare il lume!“ vorkamen.

Für meine Privatmaskerade mit Signora Werner traf es sich außerordentlich gut, daß der Kronprinz zum dritten Tag des Faschings ein Diner angenommen hatte, von welchem er mich freundlichst dispensirte, und daß er mir im Beisein der Uebrigen einen der Wagen, sowie auch die Benutzung des Balkons zur Verfügung stellte, „da wir Andern,“ wie er mit großer Güte hinzusetzte, „doch morgen nicht dazu kommen, den Corso zu besuchen; es ist auch angenehmer, meinte er, einen Tag vorübergehen zu lassen, damit man das tolle Treiben wieder frischer genießen kann.“ Ich benachrichtigte die Betreffende gleich davon, auch daß ich sie Vormittags durch den Wagen würde abholen lassen, um vom Hotel weg mit ihr auf den Corso zu fahren; denn so hatte es der Kronprinz gewünscht, der auch sie im Costüm sehen wollte, und begierig war, welche Maske ich, was ich ihm bis jetzt verschwiegen, gewählt habe. Die Costümirung selbst, unter

Beihilfe der Madame Meloni und der hübſchen Lucia, war an ſich ſchon höchſt ergötzlich; denn ſie behandelten mich unter lauter Lachen und Tollheiten, wie ein kleines Kind, dem man Schuhe und Strümpfe anziehen muß, und wenn auch Beide anfangs ein bischen ſchüchtern waren, ſo ſchien doch, ſobald ich den erſten Unterrock anhatte, jeder Unterſchied des Geſchlechts aufgehört zu haben, und ſie thaten unter Scherzen vollkommen ſo, als wenn ich ihresgleichen geweſen wäre. So kam es denn, daß ich, vortrefflich angezogen, ſo viel als möglich decolettirt mit nackten Armen aus ihren Händen hervorgieng und wirklich erſtaunen mußte, als mir aus dem Spiegel eine höchſt gelungene Minente von angenehmer Rundung entgegenblickte. Der vollſtändigen Täuſchung war nur mein kleiner Schnurrbart hinderlich, doch meinte Madame Meloni ganz richtig, man würde mich für eine Dame halten, die ſich, um nicht ſogleich erkannt zu werden, den Bart aufgeklebt habe; ſo war es auch in der That, und meine Begleiterin machte mich ſpäter im Corſo einigemal darauf aufmerkſam, wie über uns geſprochen und geſtritten wurde — es ſind zwei Frauen — nein, es iſt ein Mann dabei — gewiß nicht, nur hat ſich die eine ein bischen Bart aufgeklebt. Si signorina una donna con baffi.

Madame Werner kam im offenen Wagen, mich abholend, und als wir dann zuſammen wegfuhren, war ich ſehr begierig, den Eindruck meiner Maskerade auf den Kron-

prinzen zu ſehen, der lachend auf dem Balkon ſtand, bei meinem Anblick allerdings ein bischen ſtutzte, dann aber meiner Begleiterin ein hübſches Bouquet hinabwarf, das ſie dankend an ihre Lippen drückte.

Sobald das Leben auf dem Corſo heute recht begonnen hatte, muß ich ſchon geſtehen, daß wir Beide im wahren Sinne des Worts die Zielſcheibe allgemeiner Aufmerkſamkeit waren, bald mit Blumen und Zuckerwerk begrüßt, häufig aber auch mit ſchnöden Confetti zugedeckt wurden, wobei es aber unſern Angreifern ſehr ergötzlich ſchien, daß wir uns nichts gefallen ließen und beſonders ich mich ſo kräftig wehrte. Es waren höchſt angenehme Stunden, die der damaligen Corſofahrt, und ehe wir es uns verſahen, hoben ſich die Schatten immer höher und höher, ſo den herannahenden Abend verkündend.

„Wenn Ihnen nicht beſonders daran liegt," ſagte meine Begleiterin, „heute wieder die Barberi laufen zu ſehen, ſo würde ich Ihnen vorſchlagen, vor Sonnenuntergang noch einen Beſuch bei meiner Freundin Nina zu machen. Die Aermſte ſitzt jetzt wieder allein und traurig zu Hauſe und würde ſich ganz unbeſchreiblich freuen, auch Ihr ſchönes Coſtüm bewundern zu können; Gerade könnte es keines geben, da man Sie dort im Hauſe auch für eine wirkliche Frau halten wird."

Dazu war ich ſogleich bereit, denn ich hatte viel an die

Aermſte gedacht, ja auch viel nach der hübſchen Bettlerin ausgeſchaut, auch ein paar Mal geglaubt, eine ganz ähnliche Maske zu erblicken, ja einen Veilchenſtrauß ſorgfältig bewahrt, den mir eine derſelben zugeworfen.

So verließen wir denn den Corſo bei Piazza Colonna und fuhren gegen den Platz Navona, in deſſen Nähe der Wagen in eine Seitengaſſe einbog und dann vor einem anſehnlichen Hauſe hielt. Es war dieß eines jener vielen palaſtähnlichen Gebäude Roms, deren urſprüngliche Beſitzer verarmt ihr Eigenthum verkauften oder ſelbſt genöthigt waren, in die einſt ſo ſtattlichen Räume Miethsleute aufzunehmen, deren Aeußeres häufig nicht im Einklange ſtand mit den breiten Marmortreppen und den hochgewölbten Gemächern. Auch hier ſchien dieß der Fall zu ſein, in der ehemaligen Portierloge hauſte ein alter Schuſter, allerdings den gleichen Dienſt verſehend, und ein Blick in den weiten Hofraum, wo ſich noch eine Blumenſchale, aber ohne ſprudelndes Waſſer befand, zeigte mir denſelben mit ſehr zweifelhafter Wäſche angefüllt. Wir ſtiegen raſch in den zweiten Stock des Hauſes, giengen dann kreuz und quer durch einige Korridore, wobei es ziemlich viel Mühe koſtete, ſich den Weg für eine ſpätere Gelegenheit zu merken, und dann klopfte meine Begleiterin an eine kleine Thüre, welche aber erſt auf die hier in Rom gebräuchliche Frage: „chi è?“ und die Antwort „amici“, und zwar von Signora Nina ſelbſt geöffnet wurde.

Die Aermſte war alſo in der That zu Hauſe, ſchien auch ihrem ſorgfältigen Anzuge, beſonders der Friſur ihres wundervollen Haares nach, heute nicht auf dem Corſo geweſen zu ſein, ja uns vielmehr erwartet zu haben; denn obgleich ſie uns mit herzlichſter Freude empfieng, ſchien doch ihre Ueberraſchung nicht allzugroß zu ſein, auch hatte ſie auf einem Tiſchchen Früchte bei feinem weißem Brode und einer ſtrohumflochtenen Flaſche ſtehen.

Wir ließen uns nieder, wobei, als ſich meine Begleiterin zufällig umwandte, mir Signora Nina, raſch ihren Zeigefinger auf den Mund legend, ein Zeichen des Schweigens über unſere Begegnung betreffend machte, welcher Beweis der Vertraulichkeit mich entzückte.

Dann erzählte die Werner in ihrer haſtigen aufgeregten Art, wie herrlich ſie ſich heute amüſirt habe, und wie ſie ſich auch auf das kleine Feſtino bei ſich freue. „Ich bin eigentlich gekommen, dich abzuholen," plauderte ſie, „denn, wenn es auch bei mir für die Gäſte noch zu frühe iſt, ſo kannſt du mir doch als liebe Freundin beim Ausſchmücken der Tafel helfen — willſt du?"

„Mit dem größten Vergnügen, meine Liebe."

„Doch fällt mir eben ein," fuhr die andere aufſpringend fort, „daß ich noch ein paar Sachen zu beſorgen habe, und wenn ich dazu den Wagen nehmen dürfte, wäre ich dem Signor Cavaliere außerordentlich dankbar — längſtens in

einer halben Stunde bin ich zurück." Daß ich sie freudig bat, sich des Wagens je länger je lieber zu bedienen, ist wohl begreiflich; auch bot ich mich an, sie die Treppen hinabzubegleiten, doch warf sie, das ablehnend, rasch ihr Tuch um, und eilte davon, nicht ohne an der Thüre mit leiser Stimme zurückzurufen: „Es ist besser, Nina, du schiebst den Riegel vor, damit dich keine neugierige Nachbarin in Verlegenheit bringt."

„Meinst du," gab die schöne Freundin zögernd zur Antwort, wobei sie mich mit einem Blicke anschaute, der zu innig und süß war, um sie nicht zu der gemeinschaftlichen Arbeit zur Thüre zu begleiten, um dann vereint mit ihr nach dem Sopha zurückzukehren. — —

Es war eben nur eine halbe Stunde und ich bin fest überzeugt, daß Madame Werner viel früher zurückkam, denn kaum hatten wir uns Hand in Hand in ein herzliches Gespräch vertieft, als jene zurückkommend schon wieder leise und bescheiden an der Thüre pochte.

Nina entschuldigte sich, bei dem schon angebrochenen Abend kein Licht angezündet zu haben, doch hätten mir die spielenden Flammen des Kamins — sie hatte sich diesen Luxus erlaubt — zu wohl gefallen, eine Idee, auf welche die Andere so herzlich vergnügt eingieng, daß ich fast eifersüchtig auf die Art geworden wäre, mit welcher sie ihre Freundin an den Busen drückte und ihr Mund, Stirn und Augen mit Küssen bedeckte; dann verließen wir das Haus

und fuhren gemeinschaftlich nach der Wohnung der Madame Werner, wo ich mich für ein paar Stunden verabschiedete und nach Hause zurückkehrte, meine Maskerade abzulegen. Einer der Bedienten half mir dabei und sagte, Lucia lasse sich entschuldigen, sie habe ihre Herrin zu einer Gesellschaft begleiten müssen, man solle nur Alles hübsch ordentlich in einen dafür vorhandenen Korb legen und sie werde es heute Abend noch oder morgen früh selbst aus dem Zimmer abholen.

Bei dem Festino gieng es halb auf römische, halb auf deutsche Art zu, das heißt, es wurde ebensoviel gegessen als getrunken, auch gescherzt und gesungen, doch beschäftigten sich Nina und ich zu viel miteinander, um uns lebhaft an der allgemeinen Unterhaltung betheiligen zu können; dann spät in der Nacht durfte ich sie bis in die Nähe ihrer Wohnung begleiten, wo sie zärtlichen Abschied nehmend mir versprach, morgen um die einundzwanzigste Stunde, das war gegen vier Nachmittags unserer Zeitrechnung, wieder als Bettlerin auf dem Corso erscheinen zu wollen.

An diesem denkwürdigen Tage oder vielmehr in der Frühe des Morgens genoß ich die erste Gardinenpredigt meines Lebens, denn als die hübsche Lucia kam, um den bewußten Korb zu holen, tadelte sie meine Aufführung, um zwei Uhr Nachts noch nicht zu Hause gewesen zu sein, und es kostete mich einige Mühe, sie zu versöhnen. So sind einmal die römischen Karnevalszeiten, wenn man Muße und Ausdauer

genug hat, ſich denſelben in vollem Maße hinzugeben, und da mir das bei meiner angenehmen geſellſchaftlichen Stellung und bei meinen vierundzwanzig Jahren möglich war, ſo machte ich den umfaſſendſten Gebrauch davon, unterließ auch nicht, dem gütigen Kronprinzen allerlei Intereſſantes davon zu erzählen, wobei er häufig lachend ſeine Stellung bedauerte, die ihn verhinderte, mich auch nur ein einziges Mal begleiten zu dürfen.

So kam zum Ende des Karnevals der berühmte Moccolettiabend mit ſeiner wundervollen Steigerung, den tauſend und tauſend Lichtchen an den Fenſtern, an den Brüſtungen der Balkons, auf der Straße an den Equipagen, in den Händen der Fahrenden. Wie hübſch war es zu ſehen, wenn ſie zuerſt vereinzelt wie Feuerfunken erſchienen, um dann raſch anſchwellend, Straße und Häuſer, dieſe bis in die höchſten Stockwerke mit Licht und Glanz zu erfüllen; jeder trägt ſein Moccolo oder Lichtſtümpchen, jedes ſucht die Flamme des ſeinigen zu erhalten und die des andern auszulöſchen, lange Rohrſtangen, oben mit Ruthenbündeln verſehen, fahren wie Beſen alles auslöſchend an den Fenſtern und Balkonen vorbei; von oben wallen plötzlich lange Tücher zum gleichen Zwecke herab; dazu iſt die bisher ſo ſtreng eingehaltene Fahrordnung gänzlich aufgelöſt, jeder Wagen fährt wie und wo er kann, wildes Gejohle und Geſchrei, zugleich mit der Wärme der Lichter und dem Dampf der immer wieder ausgeblaſenen Kerzen erfüllt und verdickt die Luft, ſo daß man endlich wie geblendet und

betäubt dasteht und recht zufrieden ist, wenn man nach Ave Maria die päpstlichen Dragoner in geschlossenen Reihen langsam den Corso heraufkommen sieht, um die Hunderte von Equipagen vor sich her in die nächst gelegenen Gassen zu treiben und der immer noch tobenden Menge den Schluß des Faschings ungefähr mit den Worten des freundlichen Papstes: „Adesso, brava gente, è tempo di smorzare i lumi!“ — zu verkünden.

Damit ist aber der Karneval nur für die öffentliche Straßenbelustigung auf dem Corso beendigt und hat die erregte Menge noch bis Mitternacht Zeit, theils auf Bällen, theils in Schauspielhäusern, Trattorien und Privatwohnungen sich bis Beginn der strengen Fastenzeit gütlich zu thun. Am belebtesten bleiben noch die Häuser am Corso, wo sich heitere Gesellschaften von den Balkonen in die glänzend erleuchteten Zimmer zu einem fröhlichen Festino zurückziehen, und dazu hatte auch unser Vermiether verführerische Anstalten getroffen, und zwar, wie er mir schon Mittags beim Abschluß unserer großen Rechnung erklärte, aus Dankgefühl gegen Sua Altezza, dem er sich erlaube, sein geringes Gemach zu einer Collazione anzubieten.

Davon konnte nun allerdings Sua Altezza, die zu einer großen Abschiedssoiree eingeladen war, keinen Gebrauch machen, weßhalb ich mich, um den guten Römer nicht zu kränken, zu opfern beschloß und dazu mit Erlaubniß des Kronprinzen

meine Gesellschaft eingeladen, auch die italienischen Weinsorten durch gut gekühlten französischen Champagner vermehrt hatte.

Es war ein heiterer, aber auch wieder recht trauriger Abend für mich, dießmal der letzte für mich in Rom, da schon alle Vorbereitungen getroffen waren, um morgen in der Frühe des Aschermittwochs nach Neapel aufzubrechen, und war es wirklich gut, als uns nach strengem Fastengesetz schon die Mitternachtstunde auseinander trieb und mich zu einem letzten schmerzlichen Abschiede von Nina zwang.

Zu Hause fand ich noch Vieles für die Abreise anzuordnen, Besorgungen, Rechnungen aller Art, so daß ich mich erst nach einigen Stunden etwas zur Ruhe niederlegen konnte, um vor dem Morgengrauen wieder aufzustehen, und stimmte es mich durchaus nicht heiterer, daß mir die still vor sich hin weinende Lucia meine Koffer packen half. Wie schwer es auch mir wurde, Rom zu verlassen, brauchte ich ihr nicht zu sagen, doch nickte sie mit dem Kopfe, als sie mir zur Antwort gab: „Ich gehe schon viel leichter von hier!“ und als ich sie verwundert anschaute, fuhr sie fort: „Ja, ich gehe nach Hause, nach Albano, und werde dort den Pietro, den ich eigentlich gar nicht mag, heirathen — denn es ist besser so.“ Ich ließ ihr ein kleines Geschmeide zurück, das sie sehr freute, und nahm dafür zur schmerzlichen Erinnerung ihre Thränen mit, die zwischen meine Sachen gefallen waren.

Der Roman meines Lebens.

Zweiter Band.

Der
Roman meines Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.
1878.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Neuntes Kapitel.

Unsere Sturm- und Drangperiode 1

Zehntes Kapitel.

Bur Brautschau nach Palermo 70

Elftes Kapitel.

Vermählung des Kronprinzen 126

Zwölftes Kapitel.

Feste in der Heimath und Ungnade 174

Dreizehntes Kapitel.

Soldatenleben im Kriege. I. 241

Vierzehntes Kapitel.

Soldatenleben im Kriege. II. 295

Schlußwort 335

Neuntes Kapitel.

Unsere Sturm- und Drangperiode.

Da bei unserer Abfahrt von Rom ein sehr trübes und nebeliges Wetter war, so kam der Tag aus dem Morgengrauen eigentlich gar nicht heraus und brachte besonders für mich die trostloseste Aschermittwochsstimmung, die ich jemals wieder erlebt. Dazu kam gleich zu Anfang die Fahrt durch den langen, öden Corso, der mit seinen zertretenen, durchfeuchteten Confettimassen, seinen zerzausten Blumenresten, mit den melancholischen Spuren von Flittergold, mit den noch überall verschlossenen Balkonen und verhängten Fenstern, den leeren Schaugerüsten an der Straße, wo noch hie und da Lichterstumpen klebten, kurz, mit seinem ganzen übernächtigen Anblick bei der naßkalten Morgenluft etwas unaussprechlich Katzenjämmerliches hatte. Wir wickelten uns fest in unsere Mäntel und ich schaute betrübt auf die Straße, wo hie und da einzelne tief verschleierte Frauen vorbeihuschten, um die

Frühmesse zu besuchen. Das erregte meine Aufmerksamkeit, denn ich dachte an Nina, und als wir bei S. Marcello vorüberfuhren, sah ich sie wirklich dort an der Kirchenthüre stehen und, nur mir verständlich, ein letztes Lebewohl winken! —

Draußen in der mit Dunst und Nebel erfüllten Campagna war es noch trostloser, und da meine beiden Begleiter, die, wie sie versicherten, außerordentlich gut geschlafen hatten, anfiengen, mit kleinen Anzüglichkeiten und Spöttereien unseres römischen Aufenthaltes zu gedenken, so drückte ich mich in meine Ecke, um anfänglich Schlummer zu heucheln, zuletzt aber in einen so soliden Schlaf zu verfallen, daß ich nur bei den Stationen aufwachte, um Pferde und Postillone zu bezahlen, und erst völlig munter wurde, als wir hinter Albano gegen die pontinischen Sümpfe hinabrollten. Auch hatte sich das Wetter etwas aufgeklärt, weßhalb wir auf der Höhe bei Velletri schon das tyrrhenische Meer in einem tiefblauen Streifen glänzen gesehen, und als wir auf den dunklen Sumpfboden der Niederung kamen, den aber eine prachtvolle, breite und meistens schnurgerade Chaussee durchschneidet, war die Sonne so freundlich, die ernste Scenerie etwas aufzuhellen, trübe Wasserlachen zu vergolden und uns Schaaren von Büffeln deutlich sehen zu lassen, die theils zwischen dem Schilfgrase weideten, theils in Wassertümpeln lagen, so daß nur ihre dicken unförmlichen Köpfe mit den boshaft leuchtenden Augen hervorblickten.

In Terracina, wo wir eine Weile rasteten, begrüßten wir, für mich als orientalische Erinnerung doppelt interessant, die erste hoch und frei wachsende Palme, dann gedachte ich des großen Räubers Fra Diavolo, dem ich, wie früher schon erzählt, einstens seinen Mantel nachtragen mußte, und ein paar Stunden später erreichten wir im Molo di Gaëta unser heutiges Nachtquartier, einem der reizendsten, im südlich üppigsten Pflanzenschmucke prangenden Orte dieser schönen Küste des lateinischen Meeres; hier waren Orangen- und Citronengebüsche endlich einmal zur vollen Wahrheit geworden, hier gab es Mitte Februar mindestens damals keinen Winter mehr, die herrlichste Frühlingszeit duftete in Veilchen und Blüthen aller Art und als ich spät Abends im wunderbarsten Mondschein noch durch die Gärten unseres Gasthofes spazierte, fühlte ich mich berauscht wie in einer Zaubernacht.

Leider war hier unseres Bleibens nur bis zum Morgen, da der Kronprinz schon in Neapel angekündigt und dort im Laufe des Tages erwartet wurde; auch er wäre lieber für einige Zeit hier im Molo di Gaëta geblieben, denn wenn auch die hochbelobten Umgebungen von Neapel reizten, gab es doch dort einen königlichen Hof, was immerhin zur Schattenseite des Reisens gehörte. Wie begreiflich zieht man sich nach ermüdender Fahrt gerne so bald als möglich in die Stille seines Zimmers zurück und verwünscht alles Ceremoniell, was uns zwingt, ergebenste Empfangsbegrüßungen höflichst zu

beantworten und ſich für unterthänigſte Fragen nach gutem Befinden und glücklicher Fahrt wenigſtens durch freundliche Mienen zu bedanken.

Wer die rieſige Hauptverkehrsader, die Strada Toledo mit ihrem unglaublichen Verkehr an Fahrzeugen aller Art, an Reitern zu Pferd und Eſel, an Fußgängern und Luſtwandelnden jeder Gattung kennt, wer es erlebt hat, wie ſich der Verkehr ſo zu ſtocken vermag, daß man nur mit der größten Mühe durchkommen kann, der mußte es als eine große Aufmerkſamkeit betrachten, daß der Kronprinz ſchon vor dem Thore der Hauptſtadt durch unſer Glockenmitglied, den hier lebenden Herrn W. Sick, empfangen wurde, der ihm eine leichte, elegante zweiſpännige Kaleſche zur Verfügung ſtellte, vermittelſt der er nicht nur den am Meer gelegenen Gaſthof in ungleich kürzerer Zeit als mit ſeinem ſchweren, vierſpännigen Reiſewagen erreichen konnte, ſondern auch zugleich einen Ueberblick über die Stadt und ihr Treiben erhielt.

Wir kamen eine gute halbe Stunde ſpäter an den Gaſthof Hôtel de Rome und verſäumten dabei glücklicherweiſe den feierlichen Empfang durch den Grafen von Syrakus, Bruder des Königs Ferdinand, der mit verſchiedenen Herren des Hofes und zugleich mit einigen Geſandten erſchienen war, um den Kronprinzen von Württemberg zu begrüßen. Ihn ſelbſt hatte dieſes Ceremoniell nervös aufgeregt, auch die Fahrt ermüdet und ſo fand ich ihn ausruhend, ja kaum dazu

gestimmt, das wundervolle Panorama, wie es sich von dem Altane vor seinem Zimmer dem entzückten Blicke darbot, zu betrachten. Dazu ist wohl das Hôtel de Rome am besten gelegen, da man beinahe von Capo di Monte an das gewaltige Landschaftsbild mit den weichen malerischen Höhenzügen des Vesuvs, mit den reizenden Gestaden bei Portici, Castellamare, Sorrent bis zum Cap Miseno, dann von Capri, Ischia bis zum Posilipp mit seinen zahllosen, prachtvollen Villen vor sich hat. Ich war glücklich, das Alles nach so kurzer Zeit und in so ganz unveränderter Lage wieder zu sehen. Sick, der die Wohnung für den Kronprinzen besorgt, hatte unter anderen freundlichen Empfangsfeierlichkeiten in einem der Salons eine Pyramide erbaut, bestehend aus allen Früchten und feinen Weinen des glückseligen Campaniens, einem riesigen Dessertaufsatz, den in kurzer Zeit zu plündern wir uns Alle zur angenehmsten Pflicht machten. Ueberhaupt war Sick, der schon seit vielen Jahren in Neapel wohnte, ein ebenso angenehmer Cicerone wie Kolb in Rom, und seine Kenntniß des Landes, sowie sein unermüdliches Bestreben, dem Prinzen das Interessante auf die bequemste Art zugänglich zu machen, konnte nicht dankbar genug anerkannt werden.

Auch hier in Neapel waren wir vom herrlichsten Frühlingswetter begünstigt; ich erinnere mich, selten anders als im leichten Rocke ausgegangen zu sein, und wenn wir häufig nach der Dämmerung noch im offenen Boote auf dem herrlichen

Golfe fuhren, so umspielten uns laue Lüfte, wie in einer heimathlichen Sommernacht. Auf's angenehmste entwickelt war auch schon die Vegetation und bei den Massen von frischem, grünem Gemüse, besonders jener köstlichen, kleinen Erbsen, konnte man kaum glauben, sich noch im Wintermonate Februar zu befinden. Durch üppiges Grün, Blumen und Blüthen aller Art, durch den Glanz des Meeres und der durchsichtig feinen Luft, durch die unbeschreiblichen Schönheiten der Bucht von Neapel mit ihren weichen Linien und ihrer stets wechselnden farbenreichen Beleuchtung vergrößert sich stets der Gegensatz zu dem ernsten ruhigen Rom, an das man aber doch bei allem Glanze und aller blendenden Pracht hier stets wie an eine liebe vertraute Heimath zurückdenkt. Bei jedem meiner späteren Aufenthalte in Neapel habe ich diesen Kontrast stets schärfer ausgeprägt gefunden, und wenn ich nach Rom zurückkehrte, das süße Bewußtsein gehabt, wie wenn man von einer sonnighellen, lärmenden, mit allen Genüssen ausgestatteten Landpartie spät Abends ermüdet zwischen seine traulichen vier Wände zurückkehrt.

In gesellschaftlicher Beziehung hatten wir es hier ungleich ruhiger als in Florenz und Rom, auch war die eigentliche Saison, die mit dem Karneval zusammenhängt, vorüber, und dann fühlte sich auch der Kronprinz etwas angegriffen, ja ermüdet, so daß nur die nicht zu umgehenden Einladungen und ein paar allerdings sehr glänzende Hoffeste angenommen

wurden. Liegt doch auch der Hauptreiz Neapels in seiner herrlichen, hochinteressanten Umgebung, und da das Alles in bequemster Art auch für den Kronprinzen zugänglich gemacht werden konnte, so reihte sich ein Ausflug an den andern, zwischen denen nur hie und da Gallerien und Kirchen und häufig das Museum Borbonico besucht wurde. Wie entzückt war ich, in letzterem wieder von den griechischen Skulpturen und Statuen, von den reizenden eleganten Wandmalereien aus Pompeji, von den eben so zierlichen als nützlichen Hausgeräthen, welche die Erde zweitausend Jahre getreu aufbewahrt und die nun hier oft gänzlich unverletzt an einander gereiht vor uns liegen, als seien sie erst gestern im Gebrauch gewesen; sehen wir darunter doch Dinge, wie wir sie genau so heute noch benutzen, andere weit praktischer und in weit edlerer Einfachheit, wie zum Beispiel jene Zimmerglocke, eine kleine in der Mitte durchlöcherte Bronceſcheibe an einem Stricke aufgehängt, woran mit einem hölzernen Klöpfel geschlagen wurde.

Nach dem öfteren Anblick dieser Schätze genießt man erst recht den der verschütteten Stadt selber, wenn man die reizend ausgemalten Zimmerchen in Gedanken mit den oft so üppigen Haushaltungsgeräthen kompletirt oder wenn man sich Plätze und Forum wieder im Glanze der einstigen Ausstattung vorzustellen vermag, die mit Guirlanden bekränzten Götterbilder, die Bronce- und Marmorstatuen, die Opferaltäre,

die Rauchpfannen auf kunſtreichen Füßen, die Vaſen voll duftender Blumen. Und wie leicht wird es hier der Phantaſie gemacht, in der Vergangenheit zu ſchwelgen! Erſcheinen doch die Häuſer, beſonders aber die Straßen genau ſo, wie ſie vor zweitauſend Jahren geweſen, das Pflaſter mit den ausgefahrenen Wagengeleiſen, die Uebergangsſteine, um bei Regenwetter trockenen Fußes über die Straße zu hüpfen, die einfache und ſo gut erhaltene Mühle, als ſei geſtern dort noch Getreide gemahlen worden, die eingemauerten Oelkrüge des Händlers, der Ofen des Bäckers mit ſeinem ſchwarzen Ruße und jenes hübſche Atrium mit ſeinen Wandmalereien, Bildſäulen, Brunnen und Marmorbaſſin! Alles verlockt uns zu dem Glauben, plötzlich Geſtalten in der Tunika und der Toga um jene Straßenecke biegen zu ſehen; erhöht wird dieſer Zauber noch durch den majeſtätiſchen Anblick des Veſuvs, der heute noch wie damals eine fein gezeichnete graue Rauchwolke oft in Geſtalt einer rieſigen Pinie auf dem tiefblauen Himmel zeigt.

Wie gewöhnlich beim Beſuch hoher Perſonen wurde auch für den Kronprinzen eine Ausgrabung veranſtaltet, doch nichts Bemerkenswerthes gefunden, wogegen es mir unter der Hand gelang, ein paar Kleinigkeiten zu erwerben, die mir viel Freude machten und die nebſt ähnlichen Raritäten von meiner orientaliſchen Reiſe, ſowie aus Florenz und Rom, mich veranlaßt haben, jahrelang und nicht ohne Erfolg, wie man

heute noch bei mir ſehen kann, der Jagd auf Alterthümer und dergleichen eifrigſt zu pflegen.

Ueberaus angenehm waren unſere Ausflüge nach Sorrent, von dort mit einem Segelboot nach Capri, wo vor allem die blaue Grotte einen großen Eindruck auf mich machte, dann der Beſuch des Veſuvs, den ich früher mit Taubenheim ſchon beſtiegen, auf deſſen Spitze wir aber dießmal noch Schnee fanden, vortrefflich geeignet, um die Champagnerflaſchen darin zu kühlen; überhaupt wurde auf ſolche Art ſtets das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, und ſo erinnere ich mich heute noch mit wahrem Entzücken unſerer Partieen auf der unnennbar ſchönen Poſilippſtraße nach Puzzuoli und Bajä mit ſeinen reizenden Umgebungen, ſowie eines Frühſtücks am Lago Fuſaro, zu welchem wir ſelbſt die Auſtern vom Grunde herauf fiſchen halfen, nachdem wir die nothwendigen Citronen friſch vom Baume gepflückt.

Doch hatte ich dabei ſchon öfters bemerkt, daß der Kronprinz, der ſonſt nach weit ermüdenderen Fahrten friſch und munter blieb und mit ſichtbarer Luſt und Intereſſe alle dieſe Naturſchönheiten auf ſich einwirken ließ, ſchon ſeit einiger Zeit theilnahmloſer, ja zuweilen abgeſpannt erſchien, auch hie und da über Mattigkeit klagte und es öfter vorzog, ausruhend in ſeinem Zimmer zu bleiben. Auch bei General Maucler zeigten ſich faſt gleichzeitig ähnliche Symptome von Unwohlſein und nachdem Beide ein paar Tage lang das Bett

gehütet, vernahmen wir zu unſerer großen Beſtürzung die Befürchtungen unſeres Arztes, daß er die Krankheit für ein noch allerdings leicht auftretendes Schleimfieber anſehe, gegen welches eine raſche Luftveränderung auch von dem Arzte der öſterreichiſchen Geſandtſchaft dringend anempfohlen wurde. Da aber unter dieſen Verhältniſſen an die Rückreiſe nicht zu denken war, ſo wurde eine Ueberſiedelung von der unmittelbaren Nähe des Meeres hinweg nach einem etwas erhöhten Punkte der Umgegend vorgeſchlagen und zu dieſem Zwecke das leerſtehende Landhaus des Fürſten Ottajano bei S. Jorio, am Fuße des Veſuvs gelegen, gemiethet. Das große ſchloßähnliche Gebäude, welches ich mit Sick ſogleich in Augenſchein nahm, war allerdings vollſtändig möblirt bis auf die Kücheneinrichtung, die zugleich mit einem Koche beſchafft werden mußte, und für letzteren fand ſich in einem Franzoſen, Monſieur Heucleux, die geeignete Perſönlichkeit, den wir engagirten und mit einem ganzen Wagen voll Kaſſerolen, Bratpfannen und allem nöthigen Tafelgeſchirr hinaus ſandten. Heucleux war ein Künſtler in ſeinem Fach, der ſich auf ſeinen täglichen Menu's den Titel eines Officier de la bouche de son Altesse royale le prince royal de Wurttemberg beilegte und nur den kleinen Fehler hatte, daß er ſtets nach Beendigung des Diners total betrunken war und es ſich alsdann nicht nehmen ließ, den Kronprinzen, wenn er ausfuhr, oft mit einem ſo tiefen Bückling zu begrüßen, daß er bei ſeinen

ſchwankenden Verhältniſſen nicht ſelten hinter dem davonrollenden Wagen der Länge nach auf den Boden fiel.

Dieß Schloß des Fürſten Ottajano, welches wir mit beſagtem Koche, unſerer Dienerſchaft und zwei neapolitaniſchen Kutſchern allein bewohnten, war recht behaglich eingerichtet und ſeine Lage am Anfange eines großen Parkes mit prachtvollem Blick auf den unmittelbar dahinter aufſteigenden Veſuv, ſowie einer Fernſicht auf den Golf mit ſeinen leuchtenden Ufern würde unter anderen Verhältniſſen und zu anderer Jahreszeit der angenehmſte Landaufenthalt geweſen ſein; doch waren auch hier bei der immerhin noch winterlichen Saiſon die Landhäuſer ringsumher verlaſſen und die Abende langweilig und zuweilen recht kühl. Alle unſere freundſchaftlichen Verbindungen mit Neapel waren jäh abgebrochen worden, unſere Logen in den Theatern ſtanden allabendlich leer und, ſtatt mich in dem heiteren Straßenleben von Neapel zu vergnügen, hatte ich hier in dem ſtillen, einſamen und deßhalb auch melancholiſchen Parke Gelegenheit, über den raſchen Wechſel alles Irdiſchen nachzudenken. Glücklicherweiſe war bei dem Kronprinzen die befürchtete Krankheit nicht zum Ausbruch gekommen; doch befand er ſich ſo leidend und matt, daß die unbedingte Ruhe hier außen ihm außerordentlich wohl that und er ſeine Zimmer faſt nur verließ, um mit Herrn von Berlichingen eine Spazierfahrt zu machen. General Maucler aber war ſchwer erkrankt und es dauerte einige

Wochen, ehe unſer Arzt mit Sicherheit eine beginnende Geneſung konſtatiren konnte.

Auch hier bewies ſich Sick als getreuer Freund, ſorgte nicht nur auf's beſte für unſere Bedürfniſſe, ſondern kam auch jeden Samſtag heraus, wo er dann bis zum Montage blieb, wenn ihm nämlich drei ſcherzhaft aufgeſtellte Bedingungen erfüllt wurden; es mußte ihm Abends, wenn er im Bette lag, ein leichtes Souper ſervirt werden, er durfte Morgens ein vortreffliches engliſches Raſirmeſſer, das ich beſaß, benutzen, und ferner machte ich mich verbindlich, ihm bei Regenwetter hie und da vorzuleſen, während er behaglich auf einem Divan ausgeſtreckt lag. Was thut man nicht zur Belebung der Einſamkeit und zur Vertreibung der Langeweile! Doch war dieß nur ein einziger Tag zwiſchen zwei Abenden in der Woche. Sonſt herrſchte tiefe Stille in den Räumen des Schloſſes, wir ſchlichen alle auf den Zehen umher, und ſelbſt unſere einzige Unterhaltung, Spaziergänge in die allerdings reizende Umgebung, konnte nur ſpärlich genoſſen werden, da man nie lange ausbleiben durfte, weil der Kronprinz begreiflicherweiſe bald nach dieſem, bald nach jenem von uns verlangte.

Nur den Abend und die frühen Morgenſtunden hatte ich uneingeſchränkt für mich und benutzte die letzteren öfter zu weiteren Touren in die Ebene oder, indem ich den Veſuv bis zum Eremiten hinaufritt, um mit demſelben ein Glas

vortrefflichen Lacrymä Christi zu frühstücken; ein paar Mal unternahm ich auch mit Berlichingen und Klein die vollständige Besteigung bis zur Spitze des Kraters, der gerade wieder einmal angefangen hatte unruhig zu werden und nicht selten zwischen seinem dichten Rauche glühende Steine unter donnerähnlichem Getöse auswarf. Eine unvergeßlich großartige Partie dieser Art war ein abendlicher Besuch, wo wir vor Sonnenuntergang hinaufstiegen und droben bei den in Schnee gekühlten Flaschen den Aufgang des vollen Mondes erwarteten, dessen helles Licht Land und Meer, das leuchtende Wasser des schönen Golfs, die Berge von Castellamare und Sorrent bis zum Cap Miseno, die wie träumerisch in der Fluth ruhenden Inseln, dann die gewaltige Stadt mit ihren Tausenden von Lichtern, kurz Alles, Alles mit unsagbar mildem Glanze übergoß. Besonders großartig und wildprächtig war der Anblick des brodelnden Kraters, dem man der auffliegenden glühenden Steine und des betäubenden Schwefeldampfes wegen nur mit äußerster Vorsicht nahen durfte, indem die Führer rechts und links unsere Arme ergriffen, um eine Ruhepause benutzend, im raschesten Laufe den Kraterrand zu erreichen. Dort blickte man in die Hölle hinab, die Lava leuchtete in allen möglichen Farben und die tief unten aufsteigende Gluth zeigte zwischen dem qualmenden Rauch rothe, grüne, blaue und gelbe Lichter, bis es mit einem Male war, als halte der dröhnende Berg plötzlich den

Athem an, das Zeichen für uns, raſch zurückzulaufen, denn nach wenigen Sekunden hauchte er Rauch und Feuer ſo gewaltig von ſich, daß die weichen, glühenden Lavakuchen hoch emporfliegend oft dicht in unſerer Nähe niederſtürzten — ſehr willkommen unſeren betriebſamen Führern, die dann mit Inſtrumenten wie große Waffeleiſen raſch zufuhren, um die weiche Maſſe zu preſſen und als Erinnerungsſtücke mit der Jahreszahl verſehen zu verkaufen.

In früheren Zeiten, ſo lange ich bei der Artillerie diente, hatte ich mich eine Zeitlang des Guitarreſpiels befleißigt, und da ſich ein ſolches Inſtrument im Schloſſe vorfand, ſo ſtellte ich es nothdürftig wieder her und zupfte zuweilen Abends einige klägliche Akkorde, ſehr zum Entzücken unſerer neapolitaniſchen Kutſcher, die ſich, fern von den Freuden der Hauptſtadt, gleichfalls gewaltig langweilten und dann ihre kurzen Pfeifen rauchend zuweilen mit melancholiſchem Gebrumme mein Spiel begleiteten. Einer derſelben, ein kurzer, runder und dicker Kerl mit verſchmitzten Augen, dem der Kronprinz dieſer rundlichen Formen wegen und auch, weil Naſe und Mund etwas rüſſelartig vortrat, treffend den Namen des „Meerſchweinchens“ beigelegt hatte, redete mich eines Abends mit der Bemerkung an, daß es allerdings hier draußen ſehr ſchön ſei, daß er ſich auch glücklich fühle bei ſo gutem Verdienſt und angenehmer Behandlung, daß es aber doch traurig für einen Familienvater ſei, ſo gar nie die Seinigen

ſehen zu können, und knüpfte daran die Frage: ob ich nicht vielleicht Abends einmal etwas in Neapel zu thun hätte und ihm in dem Falle nicht die Freude machen wolle, daß er mich hinein und wieder herausführe.

Daran hatte ich bei dem weiten Weg — es gab damals noch keine Eiſenbahn — und bei der Befürchtung, ſeine Pferde zu ſehr zu ermüden, nicht gedacht; er aber ſchnippte luſtig mit den Fingern und meinte, den Thieren, die doch hier draußen ſo gut wie gar nichts zu thun hätten, wäre eine ſolche Bewegung ſehr zuträglich. Kurz, ſchon am nächſten Tage nach dem Diner bat ich um einen Urlaub nach Neapel, und die Sache gieng ganz glatt und behaglich ab, Meerſchweinchen fuhr mich auf der ebenen, größtentheils mit breiten Lavaplatten gepflaſterten Straße, die bei eingebrochener Dunkelheit nicht ſo belebt war wie ſonſt, in einer unglaublich kurzen Zeit nach der Stadt. Darin können überhaupt die dortigen Kutſcher das Außerordentlichſte leiſten, ſowohl im unbarmherzigen Antreiben ihrer Thiere, ſeien es Pferde, Maulthiere oder Eſel, ſowie auch im Beladen ihrer Fahrzeuge. Habe ich doch öfter ein ſogenanntes Corricolo, jenes einfache Fahrzeug auf zwei hohen Rädern, zwiſchen denen ſich ein Sitz für nur zwei Perſonen befindet, mit einem Pferde in der Gabel beſpannt, geſehen, das mit vierzehn bis ſechzehn Perſonen beladen war. Gewöhnlich nahm eine vollbuſige Bäuerin und irgend ein Mönch oder Pfaffe die beiden Sitzplätze ein, er die Zügel

haltend, während der Eigenthümer des Fahrzeuges mit der Peitſche bewaffnet hinter ihnen ſtand, an den ſich nun in maleriſchem Durcheinander die übrigen Paſſagiere, aus den verſchiedenſten Ständen beſtehend, anſchloſſen, theils thatſächlich, indem ſie ſich an ſeiner Schulter feſthielten, oder indem ſie ſitzend und liegend den Raum anfüllten, ja zuweilen noch ihre Zuflucht zu dem unter dem Karren befindlichen Netze nahmen.

In Neapel beſuchte ich irgend eines der kleineren Theater, ſoupirte etwas im Café de l'Europe, wo mich Meerſchweinchen abholte, und dann gieng es, was die Pferde laufen konnten, wieder nach S. Jorio zurück, eine herrliche Fahrt, rechts das leuchtende Meer, vor mir in dunklen Umriſſen der Veſuv, von Zeit zu Zeit Feuer aushauchend, was in der Finſterniß gerade ſo ausſah, als würde droben eine Rieſencigarre geraucht.

Den Kronprinzen unterhielt ich am andern Morgen von den Erlebniſſen meiner Fahrt, etwas Wahrheit und Dichtung durcheinander mengend, und amüſirte ihn dadurch ſo, daß er ſelbſt verlangte, ich ſolle recht bald wieder nach der Stadt fahren. Hier hatte ich ſchon früher verſchiedene Häuſer und Familien beſucht, unter anderen die des Generalconſuls von Juß, des Schwiegervaters meines Freundes Alfons Reichmann in Mailand, wo ſich mehrere Abende in der Woche ſtets eine heitere Geſellſchaft zuſammenfand. Herr von Juß

hatte außer Donna Emilia in Mailand noch zwei andere verheirathete Töchter, eine Gräfin und eine Herzogin, deren Männer ich aber nie gesehen habe, da sie stets allein in das elterliche Haus kamen, um den bald größeren, bald kleineren Kreis dort auf's angenehmste zu beleben. Es waren große, prachtvolle Gestalten, heiter und wohlwollend, die mich häufig wie ein Spielzeug betrachteten, sich nebenbei aber auch mit meiner Bildung beschäftigten, indem sie mir die Feinheiten des Ecarté und sonstiger angenehmer Dinge beibrachten — alles in allem eine liebenswürdige Familie, der ich, von meiner Einsamkeit von draußen hereinkommend, manche vergnügte Stunde verdanke. Berlichingen begleitete mich ein- oder zweimal in die Stadt und in's Theater; doch fand er die Fahrt zu anstrengend und gieng lieber frühzeitig zu Bette, wogegen ich mich stets auf den Heimweg freute, besonders um, wenn ich in meinen Mantel gewickelt in der Ecke des Wagens lag, dem periodisch aufleuchtenden Feuer des Vesuvs zuzuschauen.

Merkwürdigerweise fiel es mir, während unseres mehrwöchentlichen Aufenthaltes auf dem Schlosse Ottajano trotz der vielen Zeit und Langeweile, die ich hatte, niemals ein, Papier und Feder zu nehmen, um irgend etwas Schriftstellerisches zu arbeiten, ja es war mir gerade so, als hätte ich darin noch gar keine Versuche gemacht, und brachte es kaum hie und da zu den flüchtigsten tagebuchartigen Aufzeichnungen;

es war eben nichts da, was mich zum Arbeiten nöthigte, und wirkte dieß S. Jorio, zugleich mit meinen nächtlichen Fahrten nach Neapel, wie ein anderes Capua verderblich auf mich ein.

Endlich mit dem Besserwerden des Kronprinzen, sowie des Generals Maucler, schlug unsere Erlösungsstunde aus dem unfreiwilligen, winterlichen Landaufenthalte, zugleich aber auch die des Schlusses unserer Reise, indem wir von Stuttgart den Befehl erhielten, direkt über Genua, Mailand und den Splügen nach Hause zurückzukehren, damit sich der Kronprinz dort vollständig erhole. Schade drum! Sizilien hatte in Aussicht gestanden, sowie später von Mailand eine Reise über Venedig, Udine, Graz nach Wien, von dort ein Abstecher nach Pest und Ofen und dann erst zurück auf einem angenehmen Umwege über Carlsbad, Franzensbad und Nürnberg nach Stuttgart.

Auf der Seefahrt von Neapel bis Genua hatten wir vollkommene Meeresstille und glückliche Fahrt und fuhren am andern Morgen nach Mailand weiter, wo wir im Hotel meines Freundes Reichmann ein paar Tage zur Erholung unserer beiden noch immer Kranken blieben. Dann gieng es weiter, längs dem herrlichen für mich so erinnerungsreichen Comersee nach Chiavenna, und dort die prächtige Alpenstraße hinauf, für mich wieder, weil in anderen Verhältnissen, neu, interessant und im höchsten Grade genußreich. Der Kron-

prinz hatte den Herrn von Berlichingen in ſeinem Reiſecoupé, in unſerer Kaleſche befand ſich der noch immer weit kränkere General Maucler mit dem Arzte allein, denn, wie ich ſchon früher bemerkte, machte ich die ganze Tour von Genua nach Stuttgart, um dem Kranken möglichſt bequeme Lage zu verſchaffen, auf dem Bocke des Wagens, hatte dafür aber auch eine wunderbare Rundſicht, wahrhaft großartig, beſonders hier in der Alpenregion, wo es mich, es war Mitte April, ſehr intereſſirte, den nach und nach eintretenden Wetterwechſel zu beobachten, wie ſich allmählig der noch in Chiavenna ſo klare tiefblaue Himmel nebelhaft umzog und verdüſterte, wie ſich bald zwiſchen Steineichen und anderen immergrünen Pflanzen, kleine Schneeflecken zeigten, die bald größere Dimenſionen annahmen, dann Eiszapfen an Quellen und Häuſern bei bald ſo durchdringend eiſigem Hauche aus Norden, daß ich, dem Poſtillon folgend, meinen wärmenden Mantel anzog und mich durch den aufgeſchlagenen Kragen vor dichten Schneeſchauern ſchützte, die uns nach weiterem Aufſteigen umſauſten, um droben am Zollhauſe das Bild des tiefſten Winters zu finden. Eine mühſam geſchaufelte Bahn, hohe Schneewände auf allen Seiten, worin das graue Zollgebäude mit ſeinem qualmenden Rauchfange faſt verſteckt lag, frierende Douaniers und Poſtillone und dazu der tröſtliche Beſcheid, wegen des großen Schneefalls auf der Schweizerſeite, von hier nur noch im Schlitten weiter zu können.

Welcher Unterſchied gegen geſtern noch, wo wir in Chiavenna bei wahrer Frühlingsluft zwiſchen Lorbeer und Citronen gewandelt, nun hier, wo in die dunſtig heiße Stube nur ſpärliches Licht durch die mit Eisblumen bedeckten Fenſter drang, dazu heulender Sturm um das Haus, bei dem die Poſtillone bedenklich mit den Achſeln zuckten, während ſie mir und der Dienerſchaft halfen, unſere Wagenkaſten von den Rädern zu nehmen und auf die kleinen einſpännigen Schlitten zu vertheilen, deren ich ſechzehn Stück gebrauchte, um alles verladen zu können. Es war ſchon ſpät am Nachmittag, als unſere Karawane ſich endlich in Bewegung ſetzte, zuerſt ein Führer mit vielen Gepäckiſten, dann der Kronprinz in ſeinem Coupé, General Maucler in unſerer Kaleſche, dann zwölf Schlitten mit den Rädern, Deichſeln, dem übrigen Gepäck und der Dienerſchaft, und zuletzt ich, um das Ganze vor mir zu haben und überwachen zu können.

Um uns bildeten die weiten Berghalden eine einzige weiße Schneefläche, aus der nur hie und da ſchroffe Felsmaſſen und Gruppen dunkler hoher Tannen hervorragten. Die Zickzacklinien der Straßen waren gänzlich verſchwunden, wurden auch bei dieſen Winterfahrten nicht benutzt, indem es möglichſt ſchnurgerade und oft ſo erſchreckend ſteil abwärts gieng, daß ſich die Pferde nicht ſelten auf's Hintertheil ſetzten, um rutſchend den Schlitten aufhalten zu können. So lange es Tag war, gieng das alles prächtig und ohne Unfall und

Aufenthalt von ſtatten, nachdem man aber bei dem raſch hereinbrechenden Abend trotz des leuchtenden Schnees nur noch wenige Schritte vor ſich hinſehen und kaum noch die ſehr einfache Fahrbahn erkennen konnte, fiel bald hier, bald da ein Schlitten um, und mußten die Wagentheile und Gepäckſtücke mühſam zuſammen geleſen und wieder aufgeladen werden, auch war ich nicht mehr ganz ſicher, meine ſechzehn Schlitten beieinander zu haben, denn ein paar Mal waren welche der erwähnten Unfälle wegen zurückgeblieben, doch verſicherte mein alter Poſtillon, ich könne ganz ruhig ſein, denn die Pferde ſeien ſo an einander gewöhnt, daß keines zurückbleibe.

Es mochte neun Uhr geworden ſein, als wir unten im Dorfe Splügen, wo das Nachtquartier für den Kronprinzen brieflich beſtellt war, ankamen und wir mit großem Behagen gut erwärmte Zimmer und ein vortreffliches Souper fanden; doch hatte ich mich umſonſt darauf gefreut; denn als ich meine Schlitten abzählte, fehlte mir einer mit den Rädern vom Wagen des Kronprinzen. Vergebens erwarteten wir ihn faſt eine Stunde, während deſſen ich die übrigen Wagen zuſammenrichten ließ, und es blieb mir am Ende nichts übrig, als friſche Pferde einſpannen zu laſſen, um ſelbſt nach dem Verlorenen zu ſuchen, der, wie ich mich jetzt ganz genau erinnerte, ein ganz junger Burſche von vielleicht zwölf bis vierzehn Jahren war.

Langſam gieng es in dem tiefen Schnee und der dunklen Nacht aufwärts, und der Weg wollte um ſo mehr kein Ende nehmen, als wir jetzt den Zickzacklinien der Straße folgen mußten; es wurde elf Uhr, es wurde Mitternacht, wir waren nicht mehr weit vom Zollhauſe entfernt, als wir endlich ſeitwärts der Straße deutliches Rufen hörten und den jungen Burſchen weinend bei dem umgeſtürzten Schlitten fanden, den er aufzurichten nicht die Kraft gehabt hatte; glücklicherweiſe war nichts verletzt und nachdem wir Pferde und Schlitten mühſam wieder auf die Fahrbahn gebracht, gieng es abermals luſtig abwärts. Doch war es gegen zwei Uhr, als wir das Wirthshaus im Dorfe Splügen wieder erreichten, wo ich mich über die immer noch hellerleuchteten Fenſter wunderte und, tief gerührt über die Theilnahme des Kronprinzen, erfuhr, daß er ſich nicht eher zur Ruhe habe begeben wollen, als bis ich von meiner Bergpartie glücklich zurückgekehrt ſei; auch erwartete mich noch ein vortrefflicher Punſch mit nicht zu verachtendem Imbiß und darauf ein ſo tiefer Schlaf, daß mir ſechs Stunden wie ebenſo viele Sekunden vergiengen.

Unſere weitere Reiſe nach Stuttgart bot nichts Bemerkenswerthes und war nur für mich inſofern intereſſant, als ich einzelnes an Gegenden, Ortſchaften, ja Wirthshäuſern wiederſah, an denen ich noch vor Kurzem zu Pferde vorübergekommen war, ein immerhin angenehmer Unterſchied, indem

ich das alles nun behaglich vom Bock der Kaleſche aus betrachtete.

Die Wohnung in der Kanzleiſtraße hatte ich begreiflicherweiſe aufgegeben und fand bei der Rückkehr zwei freundliche Zimmer für mich und eines für meinen Diener in den oberen Räumen des neuen Schloſſes, allerdings Manſardenzimmer, wie die meiſten hier oben, aber hoch und geräumig. Neben der großen Treppe führte eine kleine, etwas dunkle, unmittelbar zu den Gemächern des Kronprinzen im Parterreſtocke, wo dann auch ſogleich wieder meine oft ſtundenlang dauernden Morgenrapporte begannen, das heißt: ich hörte meiſtens ſchweigend zu, wenn der Kronprinz mir anfänglich ſeine Reiſeeindrücke ſchilderte, bald aber darauf zu ſprechen kam, wie er ſeine eigene hohe Familie und das Leben bei Hof und der ſogenannten Geſellſchaft wiedergefunden, dabei machte er artige Pläne für die Zukunft, wollte den König, ſeinen Vater, bitten, ihn auch in die Staatsgeſchäfte einführen zu laſſen, hatte zeitweiſe Luſt, mit dem praktiſchen Militärleben zu beginnen und ſchwärmte daneben für kleine Männergeſellſchaften, für Muſik und ein Liebhabertheater, womit die Abende ausgefüllt werden ſollten.

Da er nun bei unſerer Rückkehr ſeine eigene Haushaltung begonnen hatte, ſo gab es anfänglich für mich genug zu thun, um Manches einzurichten oder ſeinen Wünſchen anzupaſſen, auch gab es ſogleich eine weitläufige Korreſpondenz

und zahlreiche Verrechnungen, bei denen ich um so umständlicher zu Werke gehen mußte, als ich mir vorgenommen hatte, ihm alles vorzulegen und ihn über die unbedeutendsten Dinge selbst entscheiden zu lassen. Er bekam dadurch einen Blick in sein eigenes Rechnungswesen und interessirte sich auch dafür, besonders bei den Geldbewilligungen über die zahllosen Bittgesuche, die oft von ganz amüsantem Inhalte waren. Im Allgemeinen hatte er, wie so viele junge vornehme Herren, durchaus kein Vergnügen, ja kaum ein Verständniß für geschäftliche Abwicklungen, wenn sie nicht irgend eine seiner Liebhabereien betrafen, langweilte sich bei meinen Vorträgen und unterbrach mich häufig ohne jede Veranlassung meinerseits, nur um mir irgend einen Vorfall zu erzählen, zuweilen aber, besonders wo seine Unterschrift nöthig war, war ich gezwungen, ihn fest bei der Sache zu behalten und mußte, selbst auf die Gefahr hin, ihm langweilig zu werden, stets wieder auf die Sache zurückkommen. Allerdings nahm er meine Rechnungsablagen selbst in Empfang, doch hatte ich zur schließlichen Erledigung das Gespenst der mir wohlbekannten Hofkammer vor Augen und habe es auch später sattsam erfahren, welche haarsträubende Ausstellungen sie an der Form und dem Inhalte meiner Rechnungen zu machen versucht.

Zu meinen vielen Schreibereien wurde mir stundenweise ein Hilfsarbeiter gestattet, und da ich überzeugt war, meinem

ehemaligen Schreiber Lindner in jeder Hinsicht vertrauen zu können, so nahm ich ihn auf das kronprinzliche Bureau und begründete dadurch, wie ich es später für viele gethan, seine Zukunft. Bei seiner Anstellung will ich ehrlich gestehen, daß ich auch den Hintergedanken hatte, ihn in meinen Freistunden bei schriftstellerischen Arbeiten verwenden zu können; doch kam ich leider fast gar nicht dazu und habe während der Dauer von fünf Jahren nur einige Märchen geschrieben, um mühsam den ersten Band derselben, zu dem, wie früher erzählt, „Schloß Schweigern" schon vorhanden war, zu vervollständigen; auch auf Zureden Lewald's, der für sein Europa etwas von mir haben wollte, den ersten Theil der Wachtstubenabenteuer.

Das Soldatenleben im Frieden gieng vortrefflich, hatte schon eine neue Auflage erlebt und über meine Reise in den Orient rieb sich Verleger Krabbe im Geheimen freundlich schmunzelnd die Hände. Wenn er auch mir gegenüber oft über schlechte Zeiten und Mangel an Nachbestellungen klagte, und zu Vorschüssen, die mir anfänglich sehr erwünscht waren, nie besonders geneigt war, so bin ich ihm doch großen Dank schuldig, da er stets mit der gewissenhaftesten Treue unsere Abrechnungen besorgte und zu dem raschen Bekanntwerden meines Namens dadurch beitrug, daß er den Muth hatte, von meinen Schriften nach den ersten theuren Auflagen wohlfeilere Ausgaben, und diese in Lieferungen zu veranstalten,

die es auch dem Unbemittelten möglich machten, sich so nach und nach meine Bücher anzuschaffen.

Adolf Krabbe, der ein tüchtiger Buchhändler und Geschäftsmann war, hatte beinahe ohne alles Vermögen mit einem Associé, Julius Jenisch, einem wohlhabenden, jungen Manne angefangen, aber zuerst so wenig Glück gehabt, daß die Firma schon in der Zeit, als er mich gewann, auf schwachen Füßen stand, wobei ich mich noch des komischen Umstandes erinnere, daß, trotzdem mein erstes Buch „Vier Könige", dessen zweite Hälfte aus dem „Soldatenleben im Frieden" bestand, gleich anfangs sehr gut gegangen war, Herr Jenisch sichtbar erschrak, wenn ich auf das Comptoir kam, und mich flehentlich bat, den leichtsinnigen Krabbe, wie er sagte, nicht für etwas Neues „breit zu schlagen", sie hatten damals durch ein paar verfehlte Unternehmungen unter anderem „Spinoza" und „Dichter und Kaufmann" von Berthold Auerbach, Geld verloren und vom zweiten dieser Werke konnte Krabbe mit seiner dünnen Stimme, während er sich wie verzweifelt mit den Fingern in sein spärliches Haar fuhr, ausrufen: „Das Buch ist ein Weltwunder, denn es ist ein Exemplar mehr davon zurückgekommen, als ich ausgegeben habe — wollen Sie dieß merkwürdige Exemplar sehen — da ist es!" —

Was nun meinen Gehalt als Sekretär des Kronprinzen anbetraf, so war derselbe für die neuen glänzenden und da-

durch kostspieligen Verhältnisse, in denen ich mich nun befand, sehr gering, schien aber wahrscheinlich der betreffenden maßgebenden Stelle für den so plötzlich empor gekommenen Fremden genügend zu sein, und so betrachtete auch ich mein spärliches Einkommen gegenüber meinem früheren mühevolleren Verdienst als ausreichend und unerschöpflich. Nebenbei hatte ich ja freie Wohnung und Holz, sowie die damals noch üblichen Naturalien; auch vollkommen freie Station bei den vielen Reisen des Kronprinzen, und wenn man dazu nimmt, wie leicht es damals, wie heute noch, für Jemand von irgend welcher guten ächten oder auch schwindelhaften Stellung in Stuttgart möglich war, die umfassendsten Schulden zu machen, so brauche ich wohl kaum zu sagen, daß ich, der ich stets gern hoch und flott und unbekümmert auf den Wogen des Lebens schwamm, meine Lage auch in pekuniärer Hinsicht als eine äußerst glänzende betrachtete.

Daß ich für Handschuhe und feine Cigarren, letztere für mich, sowie für die vielen Bekannten und Fremden, die ich bei mir empfangen mußte, mehr als ein Drittel meines Einkommens ausgab, kümmerte mich wenig, und wenn sich je einmal die Rechnungen dafür und für Aehnliches zu sehr anhäuften, so wurde Krabbe trotz seines Weigerns doch öfters auf Rechnung zukünftiger unsterblicher Werke „breit geschlagen".

Mit Franz Dingelstedt, der 1843 nach Stuttgart ge-

kommen und Bibliothekar und ſogenannter Vorleſer des Königs geworden war, obgleich Seine Majeſtät ihn nie in den Fall gebracht, dadurch den boshaften Vers von Heine:

„Er lieſt die Gedichte von Matzarath,
Ein Dolch iſt jede Zeile;
Der arme Tyrann, früh oder ſpat,
Stirbt er vor langer Weile! —“.

wahr zu machen, hatte ich mich bald und innig befreundet. Theilten wir doch in Stuttgart das gleiche Schickſal begünſtigter und unverantwortlich bevorzugter Ausländer, Leute, die nur Dichter und Schriftſteller waren, die man mit großem Mißtrauen betrachten und von denen man ſich ſo viel als möglich abſchließen mußte. Mehr als heute lebte man in Stuttgart damals noch in kleinen engbegrenzten Kreiſen, jede Rangklaſſe für ſich, und darf ich hier wohl ſagen, daß in meiner kleinen Geſchichte aus damaliger Zeit „Laternenunglück“ ſehr viel Wahres liegt.

Geſellſchaftliche Vereinigungen, wo ſich Künſtler und Männer der Wiſſenſchaft fanden, waren kaum vorhanden; Auguſt Lewald hatte allerdings einen Verſuch dazu gemacht, indem wir uns auf dem ehemaligen Poſtplatze im ruſſiſchen Hofe trafen; doch war dieſer Verſuch nicht lebensfähig, weßhalb Dingelſtedt und ich im Oktober 1843 die Gründung einer Geſellſchaft beſchloßen, die theils aus Künſtlern, Schriftſtellern und Gelehrten, anderntheils aus geſcheidten Leuten

jedes nur möglichen Standes bestehen sollte. Zu den ersten Berathungen zogen wir die Maler Karl Kurz, Müller und Rustige bei, und da die Sache lebhaften Anklang fand, auch Alles aus den oben genannten Kreisen es sich zur Ehre rechnete, dieser Gesellschaft beizutreten, so war sie baldigst constituirt und trat, ihre wöchentlichen Sitzungen im Café Marquardt haltend, in's Leben. Gegliedert und zusammengesetzt war sie wohl wie nie eine ähnliche; sie hieß „die Glocke", Protektor war der Kronprinz, der den Sitzungen fast regelmäßig anwohnte, als Glockenmeister fungirte der Prinz Hugo von Hohenlohe-Oehringen, die Beamten hießen: der Sprecher, Altgeselle, Hammer, Mantel, Seil und Schwengel, Strang und Junker, der Schatzmeister Klingelbeutel und so weiter, die übrigen Mitglieder Glockenzieher, unter denen neben Allem, was in Malerei, Dichtkunst, Architektur und sonst mit Auszeichnung genannt wurde, sich auch Graf Wilhelm von Württemberg, Graf Alfred Neipperg, Baron von Taubenheim, Obermedizinalrath von Hardegg, General von Rüpplin, Baron vom Holz, Graf Taube, Baron Hügel und Andere, Mitglieder der besten Häuser des Adels, die sich für Kunst und Wissenschaft interessirten, sowie hochgestellte Beamte befanden.

In den ersten Zeiten der Glocke waren Geibel und Liszt in Stuttgart, ersterer als launiger Stegreifredner gefeiert, letzterer noch ganz besonders als Komponist des Glockenbundesliedes, das mit den Worten begann:

„Heil unſerer Glocke, heil,
Heil Hammer, Mantel, Seil,
Heil unſerer Glocke, heil!“

und ſtets zur Eröffnung der Arbeit geſungen wurde. Alle nöthigen Zeichen gab der Meiſter vermittelſt einer großen Glocke, die von der Decke hieng, und wurden dieſe Zeichen, wo es nöthig war, vermittelſt kleiner Glocken in der Hand jedes Mitgliedes (Glockenziehers) erwiedert. Der erſte Paragraph der Geſellſchaftsſatzungen hieß:

„Der Zweck der Geſellſchaft iſt: geſellige Unterhaltung und gegenſeitige Mittheilung literariſcher und artiſtiſcher Arbeiten.“

Für jede Sitzung wurde abwechſelnd von den Mitgliedern ein Protokoll geführt, was nach und nach eine intereſſante, launige und theilweiſe auch höchſt geiſtreiche Chronik bildete. Dazu hatte jeder das Recht und die Verpflichtung, durch Vortrag über Erlebtes, ſowie aus wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Gebieten zur Belehrung und Unterhaltung die ſogenannte Glockenſpeiſe beizutragen. Die Maler brachten Skizzen und Zeichnungen, häufig auch die damals ſo beliebten Karrikaturen, hauptſächlich Glockenmitglieder darſtellend, von denen ſich bald eine große Anzahl vortrefflich gelungener in den Mappen anſammelten, die heute noch theils im Beſitz des Bankdirektors von Sick, theils in dem meinigen ſind. Ungefähr ein Jahr nach dem Entſtehen der Geſellſchaft baute dieſelbe auf Aktien ein eigenes

Lokal im Hofe des Café Marquardt, bestehend aus einem geräumigen Saale, dessen gewölbte Decke nach Art alter Glockenstuben konstruirt war.

Daß über diese Gesellschaft, in der sich neben dem Kronprinzen und Mitgliedern des höchsten Adels des Landes junge, auch unbedeutendere, wenn nur strebsame Künstler befanden, gerade durch diese zwanglose Zusammensetzung manche schiefe und böswillige Urtheile gefällt wurden, verstand sich bei der Stuttgarter Verläumdungssucht ganz von selbst, und wenn gewisse Kreise, für welche der Glockensaal allerdings hermetisch verschlossen war, über unsere Versammlungen sprachen, so geschah das häufig mit aufgehobenen Händen und dem innigsten Bedauern, daß der Thronerbe in so ruchlose Hände gefallen sei. Und doch gieng es bei uns, wenn gleich oft recht lustig, doch stets hochanständig und sittlich zu, und alles, was von Orgien der Glocke damals gefabelt wurde, war blos lügenhafte Erfindung. Auch der Kronprinz lernte gerade in der Glocke ausgezeichnete Leute kennen, die ihm vielleicht sonst fremd geblieben wären, und hat es, wie ich weiß, nie bereut, dort Bekanntschaften gemacht zu haben, denen die Hofkreise allerdings verschlossen waren.

Dingelstedt lieferte längere Zeit noch eine besondere Wochenchronik der Glocke, oft in sehr lakonischer Kürze, wie zum Beispiel eines Abends, wo er mit seiner gewaltigen Stimme daraus deklamirte: „Liszt ist angekommen!“ Geibel,

der den ganzen Winter durch Glockenzieher war, erfreute uns gern mit seinen neuen Gedichten, und Etzel, damals schon ein bedeutender Ingenieur, unterhielt uns von seinen Arbeiten, die sich zu jener Zeit gerade sehr interessant auf die Durchbohrung des Rosensteins bezogen und oft schwierig ja gefährlich wurden, weil der Tunnel unter dem königlichen Landhause in unliebsame Berührungen mit den Fundamenten des Schlosses zu kommen drohte. Verschiedene Male machten wir dort alle mit einander praktische Studien, indem uns Etzel in tiefer Mitternacht hinausführte, um das Thun und Treiben seiner Arbeiter zu erklären.

Was mich anbelangte, so trat ich in der Glocke mit manchen mir bisher fremdgebliebenen Persönlichkeiten von hoher Stellung in nähere Berührung, von denen mich verschiedene liebgewannen, andere aber mindestens fanden, daß ich nicht so gefährlich sei, wie man mich häufig darzustellen liebte.

Für die Vorstellungen des königlichen Hoftheaters hatte ich durch Taubenheim, der neben seinem Amt als erster Stallmeister des Königs immer noch die Leitung des Instituts unter sich hatte, meinen Freiplatz in der ersten Reihe der Sperrsitze begreiflicherweise bestätigt erhalten, wovon ich jahrelang den ausgiebigsten Gebrauch machte. Es vergieng wohl kein Abend, wo ich nicht mindestens eine viertel oder halbe Stunde im Theater war, und wo ich nicht einen Besuch auf der Bühne machte, um dort mit meinen Bekannten und

Freunden, zu denen ich das ganze Personal, vom letzten Zimmermann bis zum hochgebietenden Intendanten rechnen durfte, zu verkehren. Diese Stunden hinter den Coulissen haben damals mit zu meinen angenehmsten und lehrreichsten gehört, und wenn zu irgend welcher Beschreibung praktisch erworbene Kenntnisse nothwendig sind, so zu dem hochinteressanten Theaterleben, wie es sich hinter dem großen Vorhange abspielt; es ist das in der That eine wundervolle Welt für sich, mit ganz eigenen Anschauungen, Voraussetzungen, Ursachen und Wirkungen.

Zu jener Zeit aber stand auch das Stuttgarter Hoftheater in vollster künstlerischer Blüthe, im Höhenpunkte eines Glanzes, von dem heute kaum mehr die Spur eines matten Schimmers übrig geblieben ist. Graf Leutrum, der Theaterchef vor Taubenheim, hatte weder die künstlerische Befähigung zu seinem Amte, noch war er dafür wissenschaftlich genug gebildet, worüber man sich artige Anekdoten erzählte, so unter Anderem, daß, als ihm der berühmte Seydelmann, damals Regisseur, meldete, Immermann sei angekommen, er ihm in seiner heftigen Sprachweise zur Antwort gab: „Bedaure sehr, bedaure sehr, kann ihn nicht spielen lassen, ist unmöglich!“ — „Ich sprach von Immermann, Herr Graf.“ — „Nun ja, ich habe Sie wohl verstanden, kann ihn aber doch nicht spielen lassen.“ Er hatte an den Schauspieler Jermann gedacht. — Mir gab er eines Tages, in jener Zeit, als er mich als Fra Diavolo's Bedienten debütiren

ließ, nach langem vergeblichen Bitten ein Billet für das Cannstatter Theater, rief mir dann aber nach: „Hören Sie, ich mache eine Bedingung. Wenn es sehr voll wird, so versprechen Sie mir, daß Sie wieder hinaus gehen." — „Gewiß, Herr Graf."

Uebrigens war Graf Leutrum ein wohlwollender und vornehm aussehender Herr, eine jener langen, dürren Hofgestalten, wie sie heute ganz verschwunden sind, sorgfältig angezogen, glatt rasirt und möglichst hoch frisirt; seine Augenbraunen pflegte er bei wichtigen Auseinandersetzungen hoch empor zu ziehen und das Kinn in die weiße Halsbinde zu verbergen; er stand aber hoch in der Achtung seiner Untergebenen, ja wußte sich deren Liebe und Verehrung zu erwerben, da er in jeder Hinsicht sein Institut hoch hielt und vertrat, nach besten Kräften für dasselbe sorgte, auch die Würde seiner Stellung mit in der Würdigkeit und Unbescholtenheit seiner Untergebenen suchte und deßhalb strengstens auf möglichst gute Sitten hielt.

Taubenheim trat diese wohlgeordneten Verhältnisse an und war das beste, was er sein konnte, nämlich der liebenswürdige Vermittler zwischen dem König und den Künstlern, dort die allerhöchsten Wünsche entgegennehmend, um sie hier, manche Klippe geschickt umschiffend, zur möglichst guten Ausführung zu bringen. Da er sich aber mit seinem wohlwollenden ritterlichen Charakter die Liebe und Verehrung seiner Untergebenen zu erwerben und auch zu erhalten wußte,

ſtets für jedes ein freundliches zuvorkommendes Wort hatte, ja ſelten im Stande war, eine Bitte rundweg abzuſchlagen, mindeſtens auf eine ſpätere Erfüllung hoffen ließ, ſo thaten die Künſtler auch ihrerſeits Alles, um einem ſo angenehmen Chef gefällig zu ſein.

Das Stuttgarter Hoftheater hatte damals ausgezeichnete Künſtler und vortreffliche Regiſſeure. Wer, der damals in Stuttgart lebte, erinnert ſich nicht der Damen vom Schauſpiel: Stubenrauch, Lange, Foſetta, von Piſtrich, Johanne Wittmann, Abweſer, und der vielen jugendlichen Anfängerinnen, die hier beginnend ſich ſpäter gute Namen erwarben; wer denkt nicht heute wehmüthig an jene Zeit der Eßlair, Seydelmann, Döring, Moritz, Maurer, Gnauth, Petzold und ſo vieler Anderer; wer erinnert ſich nicht mit Vergnügen des reichhaltigen Repertoires unter den Regiſſeuren: Seydelmann, Moritz, Lewald, Löwe, die bemüht waren, das neueſte Gute neu und gut vorzuführen, auch die Aufführung älterer Stücke mit Fleiß zu überwachen und keinerlei Nachläſſigkeiten in der Scenirung, in Spiel und Coſtüm hatten durchgehen laſſen. Mit welchem oft ergötzlichem Eifer wurde damals probirt, wobei ich mich erinnere, daß, als bei der Kirchhofſcene in „Hamlet“ die däniſchen Hofherren mit gar ſo wenig Energie die ſtreitenden Fürſten zu trennen verſuchten, Moritz dazwiſchen ſpringend ausrief: „Wie können Sie ſich dabei ſo ledern und theilnahmlos benehmen; ſpringen Sie doch hinzu, wie Sie

thun würden, wenn Sie dazu kämen, wenn der Kronprinz und der Prinz Friedrich so mit einander in Streit geriethen?“ oder ein ander Mal, als ein jugendlicher Liebhaber zur Schonung seines Beinkleides nicht völlig niederkniete und ihm der alte Lewald seinen Mantel mit den Worten zu Füßen warf: „Probiren Sie, wie es sich gehört, so thut Lewald für die Kunst und seinen König.“ Wenn man auch über dergleichen lachte, so wirkte doch ein solcher Eifer wohlthätig und weit besser, als barsches Wesen und unmotivirte Grobheit, wie sie an manchem Hoftheater später eingerissen sind und nur Gleichgiltigkeit zur Folge hatten.

Welch glänzender Reihe gelungener Aufführungen erinnere ich mich heute noch auf's lebhafteste, wie freute man sich damals auf diese oder jene Rolle, ja auf gewisse Künstler, denen und ihren stets vortrefflichen Leistungen zu lieb man auch ein unbedeutenderes Stück mit Begeisterung an sich vorübergehen ließ! Wie würdig und vornehm in ihren Darstellungen waren die Pechè, die Stubenrauch, selbst die Lange und Abweser, später die Bröge und die Wilhelmi, wie warm empfindend Johanne Wittmann, wie elegant besonders in Salonstücken Moritz, auch Löwe und später Wentzel, wie vornehm Maurer, wie ergötzlich Frau Schmidt, Rohde, Gnauth, und Petzold! Auch die Oper unter Lindpaintner leistete Tüchtiges, das Stuttgarter Orchester, heute noch gut, war damals berühmt; und wenn man Namen aus jener Zeit nennt, wie die der

Balletmeiſter Horſchelt, St. Léon, und die erſten Tänzerinnen, wie Marie Taglioni, St. Romain, Lucil Grahm, ſo kann man ſich einen Begriff machen, wie das Ballet beſchaffen war.

Obgleich ſich nun der Kronprinz nach der Rückkehr von der italieniſchen Reiſe recht bald wieder erholt hatte, ſo fanden die Aerzte doch einen Landaufenthalt in reinerer Luft für ihn wünſchenswerth, weßhalb er, von Berlichingen begleitet, das Bad Gais im Schweizerkanton Appenzell beſuchte, dort einige Wochen blieb, um dann das Seebad in Oſtende zu gebrauchen. Von Gais aus gab er mir ſchriftlich einige Aufträge, allerdings in freundlicher Weiſe; doch da ich es ſtets verſtanden habe, zwiſchen den Zeilen zu leſen, ſo konnte mir eine Erkältung, ja etwas wie Mißſtimmung nicht entgehen; auch als er wieder heimgekehrt und ich wieder wie früher zum täglichen Rapport kam, fand ich ihn einſilbiger gegen mich und ſtatt des früheren vertraulichen Weſens eine etwas förmliche Höflichkeit. Was da vorgefallen war, vermochte ich nicht ſogleich zu ergründen, ich blieb aber in meinem Weſen vollkommen gleich und unbefangen. Dann reiſte er ebenfalls mit Berlichingen nach Oſtende, ohne mich, wie früher beſtimmt war, mitzunehmen; daß er an dem Umgange und den Unterhaltungen ſeines Adjutanten Geſchmack gefunden habe und mich gänzlich vergeſſen, vermochte ich nicht zu glauben, vielmehr daß irgend eine kleine Intrigue gegen mich eingefädelt worden ſei, wahrſcheinlich darauf berechnet, den bürgerlichen

Sekretär in seine Grenzen zurückzuweisen, die ihm die Güte des Kronprinzen zu überschreiten erlaubt hatte.

Da, mir ganz unerwartet, vielleicht vierzehn Tage vor seiner Rückkehr, beschied er mich nach Brüssel, ihn dort im Hôtel de Flandre zu erwarten, ein Befehl, der in Stuttgart so erstaunte Gesichter hervorrief, daß ich daran wohl merken konnte, wie unerwartet dieser Befehl gekommen sei. In Brüssel erhielt ich einen Brief Berlichingens, der mir anzeigte, der Kronprinz bleibe noch acht Tage länger in Ostende, wolle mich aber nach Ablauf derselben dort zur gemeinschaftlichen Rückreise nach Stuttgart treffen.

Die schöne, sehenswerthe Hauptstadt Belgiens, ein Paris im Kleinen, hatte ich bald nach allen Richtungen durchstreift, mich auch in den bedeutenden Bildergallerien umgeschaut, vor Allem aber mit größtem Interesse das Atelier des damals viel von sich reden machenden Malers Wiertz besucht. Schon das Aeußere des Gebäudes erregte Aufmerksamkeit, es befand sich in einer Vorstadt Brüssels auf einer kleinen Anhöhe und war den Ruinen eines alten egyptischen Tempels nachgeahmt. Die meisten der schwerfälligen Säulen trugen noch das weit vorspringende Dach, andere aber lagen umgestürzt und zerbrochen am Boden, theils in diesen hineingedrückt oder von Unkraut überwuchert, ringsumher befand sich ein ziemlich großer, wie absichtlich verwildert gehaltener Garten, in welchem für mich das Bemerkenswertheste ein rundlicher, glatt ge-

ſchorener Raſenplatz war, den man zu einer Landkarte Belgiens eingerichtet hatte, die Landſtraßen mit gelbem Sande, Dörfer und Städte durch größere und kleinere Häuſergruppen bezeichnet, ja in der Hauptſtadt ſelbſt ſah man bedeutende Gebäude und Kirchen, ziemlich kenntlich bezeichnet, ein hübſcher und lehrreicher Spielplatz, da er groß genug war, um darin ſpazieren zu gehen.

Eine ſchmale Seitenthüre — die oſtenſible Breite und Höhe des Tempels ſchien nur gemalt zu ſein — führte in den innern Raum, der, obwohl er die Ausdehnung einer mäßigen Kirche hatte, eben nur Platz bot für die bekannten rieſigen Kompoſitionen Wiertz's. Da dieſelben dieſer Größe, auch der eigenthümlichen Sujets wegen von keiner Gallerie, geſchweige denn von einem Privatmanne angekauft werden konnten, ſo hatte ſie der belgiſche Staat in lobenswerther Munificenz ſammt dem Gebäude angekauft und gegen ein mäßiges Eintrittsgeld für den Beſucher eröffnet. Mit Staunen ſah ich hier dieſe Arbeiten in rieſenhaftem Maßſtabe, von denen ich ſchon einige aus Beſchreibungen und Nachbildungen kannte, all dieſe merkwürdigen, oft faſt ganz unmalbaren Dinge: den Fußtritt eines Gewaltigen dieſer Erde; drei Epochen nach dem Leben eines Hingerichteten; dann Schrecklichkeiten, wie den Kampf um die Leiche des Patroklus; einen Selbſtmörder in dem Augenblick, wie er die Piſtole gegen ſeine Stirne losdrückt; ein Weib, das ſich, ihren Säugling

auf dem Arm, vor verfolgenden Soldaten fliehend, zum Fenster hinausstürzt; in den Ecken des Raumes aber Wände von Papier, durch welche man vermittelst eines kleinen Sehloches andere naive Furchtbarkeiten, die, wie alles Uebrige, genial, großartig und effektvoll gemalt, wahrhaft erschreckend wirkten: ein lebendig begrabener Mönch, der sich mühsam dem Sarg entwindet; eine Wahnsinnige, die ihr eigenes Kind zerstückelt hat und in einem Kessel kocht; die nackte, herrlich gemalte Gestalt eines jungen Mädchens neben einem Skelette mit der Ueberschrift: „La belle Rosine — Sonst und Jetzt." Auch den Meister selbst, eine etwas gebückte, hagere Gestalt, mit eingefallenem Gesichte, dunklem Haar und Bart, sah ich, beneidete ihn aber nicht um seine Wohnung bei all den Gräßlichkeiten seines Ateliers, und war dagegen froh, wieder frei und ungebunden in den Garten hinaustreten zu können, von dem man einen weiten Blick auf die schöne Stadt Brüssel hatte.

Als ich Nachmittags bei einem der Eilwagenbureaus vorüberschlenderte, sah ich dort eine jener Diligencen stehen, die Paris mit Brüssel in der, für jene Zeit, wo es noch keine Eisenbahnen gab, sehr kurzen Zeit von zwölf Stunden, glaube ich, verband; der Kondukteur untersuchte gerade seinen Wagen, und da er mich zuvorkommend grüßte, so knüpfte ich ein Gespräch mit ihm an, dessen Endresultat war, daß er mich in's Bureau begleitete, wo ich noch einen Eckplatz, aller-

dings hoch oben auf dem Wagen, im Coupé der Imperiale, erhielt. Ich gratulirte mir zu dem raſchen Entſchluß, ſtatt noch acht Tage hier zu bleiben, gleichſam im Fluge Paris zu ſehen. Abends um acht Uhr begann die allerdings anſtrengende Fahrt. Wir ſaßen zu Vieren dort in dem ziemlich engen Coupé, neben mir eine ältere Dame mit zwei jüngeren, von denen eine, glaube ich, eingeſchmuggelt war, wie ich aus ihrem Lachen und Scherzen, an denen auch der Brüſſeler Poſtillon Theil nahm, zu entnehmen glaubte; da auch ſonſt alles überfüllt war, ſo hieng der Kondukteur irgendwo ſeitwärts am Wagen und wir ſahen ihn nur flüchtig beim Pferdewechſeln. Die ganze Strecke zwiſchen beiden Hauptſtädten war gepflaſtert, und kann man ſich dabei von dem Stoßen und Raſſeln des ſchwerfälligen Wagens einen Begriff machen, doch war der Lärm noch größer, wenn man, was häufig geſchah, anderen Fuhrwerken ausweichen mußte und ſich dabei die betreffenden Räder tief in den weichen Boden drückten, dann aber das höchſt bemerkliche Ueberhängen des Wagens ſämmtlichen Damen Angſtgeſchrei auspreßte, wobei ſich meine Nachbarin meiſtens feſt an mich anklammerte; doch kamen wir glücklich nach Paris und erlebte ich nur das kleine Abenteuer, daß mir die ältere Dame beim Abſchiednehmen eine Viſitenkarte in die Hand drückte, von der ich aber keinen Gebrauch machte.

Und nun lebte ich die paar Tage in Paris in einem

wahren Taumel des Schauens und Bewunderns. Was war das Leben und Treiben all der großen Städte, die ich schon gesehen, Rom, Neapel, selbst Constantinopel gegen dieß verwirrende Getümmel in den Straßen hier! Wie freundlich, leuchtend und elegant erschien hier Alles, die Magazine mit ihren blendenden Auslagen, das Gewühl auf den Boulevards, das großartige Treiben an der Seine, die hübschen Restaurationen, dann die verschiedenen Theater, wo wunderbar natürlich gespielt wurde, spät Abends bis weit nach Mitternacht, die höchst behagliche Ruhezeit vor den hellerleuchteten Café's bei einem Gefrorenen oder einem riz au lait, der damals in der Mode war, den später so gebräuchlich gewordenen „Boc" — ein Glas Bier — kannte man zu jener Zeit noch nicht.

In Paris traf ich den Hofschauspieler Löwe aus Stuttgart auf der Hochzeitsreise begriffen, sowie eine Bekannte aus München, die Hofschauspielerin Seebach, die, wie wir Alle von Paris schwärmend, das non plus ultra einer Kaffeemaschine entdeckt hatte, die natürlicherweise von den Deutschen nicht in solcher Vollkommenheit gemacht werden konnte, die aber, als ich sie genau betrachtete, das Firmazeichen der bekannten Fabrik von Deffner in Eßlingen trug, was uns lange Stoff zum Lachen gab.

Nur zu rasch waren die paar Tage verflossen, die ich bleiben konnte, und wenn ich auch Paris nicht gründlich

kennen gelernt, ſo hatte ich mir doch einen beſſeren Blick über die Weltſtadt verſchafft, als wenn ich monatelang aus Büchern über ſie ſtudirt hätte.

Bei meiner nächtlichen Rückfahrt nach Brüſſel gab uns in dem abermals überfüllten Eilwagen ein älterer Herr aus Valenciennes viel zu lachen, der in Paris eine große überreife Melone gekauft hatte, die er wie ſeinen Augapfel hütete, die aber, während er ſchlief, zwiſchen die Gepäckſtücke hinter uns gerieth und dort, einen penetranten Geruch verbreitend, zu ſeinem unbeſchreiblichen Jammer zerquetſcht wurde.

Zwei Tage ſpäter traf der Kronprinz von Oſtende ein und freute ſich offen und ohne Rückhalt, mich wieder zu ſehen, auch waren nicht nur alle oben erwähnten Schatten verſchwunden, es ſchien ihm leid zu ſein, daß ich ſeine Mißſtimmung empfunden hatte, und nach und nach erfuhr ich auch die Gründe derſelben, die ſich von der italieniſchen Reiſe herſchrieben und woran ich allerdings nicht ohne Schuld war. Man hatte meine häufig auch in Gegenwart des Kronprinzen ausbrechende Luſtigkeit, mein oft zwangloſes Benehmen, das ich aber ſtets in den Grenzen möglichſten Reſpektes gehalten, nicht für paſſend gefunden, man hatte ſeine Bemerkungen darüber gemacht, daß ich zum Beiſpiel, wenn wir im zweiten, gewöhnlich offenen Wagen durch die Campagna heimkehrten, dort luſtige Lieder ſang, auch daß ich mir einen weichen Filzhut, wie ihn die Maler trugen, gekauft, und vor allem war

es gelungen, meine berühmte Karnevalsgeschichte in einem sehr gehässigen Lichte darzustellen.

Doch hatte der Kronprinz in seinem Wohlwollen für mich, sowohl bei sich selbst, als auch bei Anderen, meine Entschuldigung übernommen, und indem er mir freundlich gestand, sich sowohl in Gais als auch in Ostende gründlich gelangweilt zu haben, machten wir nach der Rückreise nach Stuttgart die schönsten Pläne für kommende Wintervergnügungen.

Der Kronprinz hatte sich von jeher lebhaft für das Theater interessirt, fehlte bei keiner Vorstellung, las, was von bemerkenswerthen deutschen und französischen Stücken erschien, war auch so musikalisch, um Klavierauszüge von Singspielen und Opern auf seinem Flügel spielen zu können und hatte, wie alle jungen Leute von lebhafter Phantasie, den sehnlichsten Wunsch, selbst einmal — begreiflicherweise aber nur auf einer eigenen Privatbühne — auftreten zu können. Doch waren wir überzeugt, daß dazu die Erlaubniß des Königs nicht leicht zu erhalten sei, und doch mußte diese, da der Kronprinz in der Residenz wohnte, vor allem Andern erwirkt werden; einer jener später noch häufig wiederkehrenden Fälle, wo ich gezwungen war, den geraden Weg zu verlassen, um ohne Vorwissen des Kronprinzen eine schon früher erwähnte Vermittlung zu suchen, deren Resultat er allerdings ohne Rückhalt annahm. Auch gelang es mir, die nöthige Aller-

höchste Einwilligung zu erhalten, ja die Erlaubniß, einen großen Salon im Parterrestock des Schlosses zu einer Theatereinrichtung benutzen zu dürfen.

Freiherr von Seckendorf war damals Oberstlhofmeister und, wie in so vielen andern Fällen, unterstützte er mich auch jetzt mit der bereitwilligsten, liebenswürdigsten Zuvorkommenheit; überhaupt habe ich ihn während der Dauer meiner Anstellungszeit bei Hofe verehren und lieben gelernt und bewahre ihm heute noch viele Jahre nach seinem frühzeitigen Tode die dankbarste Erinnerung: er war durch und durch ein Ehrenmann, vornehm ohne Stolz und Hochmuth, einer von denen, die, meine schwierige Stellung begreifend, mich wo sie konnten unterstützten. Er ist mir auch später nach dem plötzlichen Wechsel meiner Verhältnisse ein werther, wohlwollender Freund geblieben.

Da das kleine Liebhabertheater des Kronprinzen mit allen nur möglichen Feinheiten eingerichtet werden sollte, so mußte, nachdem ein Podium gebaut war, auch Gas eingeführt werden, wozu eine neue Erlaubniß des Königs, der dieß bisher nicht gestattet hatte, einzuholen war; doch kamen wir mit Baron Seckendorf's Hilfe auch über diese Klippe hinweg, einen hübschen Portalvorhang verschrieb ich aus Paris, und dann gewann ich in Maler Eberlin, später auch in Maler Herdtle und dem holländischen Landschaftsmaler Braakmann junge Kräfte, um die nöthigen Dekorationen zu malen;

einer der Theatermaſchiniſten half mir, der ich ſelbſt mit Leib und Seele dabei war, das Theater einrichten, und bald waren wir damit ſo weit, um ſpielen zu können. Die Bühne ſelbſt nahm die eine Hälfte des großen Salons ein, die andere diente als Zuſchauerraum und hatte rückwärts eine ziemlich tiefe Niſche, wo erhöhte Sitze gebaut wurden, und deren Hintergrund Freund Müller, den ich früher ſchon erwähnt, mit einem hübſchen Bilde, ſchöne Italienerinnen vorſtellend, die oben von einer Loge zuſchauen, ſchmückte.

Daß aber mit kleinen beſcheidenen Luſtſpielen oder dergleichen angefangen werden ſollte, lag nicht in der Abſicht des Kronprinzen, ſondern es ſollte, wie man heute zu ſagen pflegt, mit einer That begonnen werden, mit etwas außerordentlich Großartigem, und dazu entwarf der Glockenbruder Dingelſtedt, damals Bibliothekar des Königs, ſeine berühmte Tragödie „Genoveva", nur für Männer berechnet, in der aber nicht nur Geſang und Tanz vorkam, ſondern auch neben der Hirſchkuh, die den kleinen Schmerzenreich ſäugte, verſchiedene reißende Thiere, ein Sonnenuntergang in der Wüſte und ſchließlich ein allgemeines großartiges Ballet; die Muſik dazu für ein Orcheſter mit Blas- und Streichinſtrumenten arrangirte der Militärkapellmeiſter Kühner, ein talentvoller und gefälliger Muſiker, der heute noch die Kurkapelle in Wildbad dirigirt, und dieſe Muſik war Potpourri aus verſchiedenen alten und neuen beliebten Opern. Donner-, Regen-

und Hagelmaſchinen wurden gleichfalls hergeſtellt, und als ich endlich mit meinem Sonnenuntergange, der mir viel Mühe machte, ziemlich im Reinen war, wurde mit den Proben begonnen, an die ſich ſtets ein äußerſt heiteres Souper reihte. Ueberhaupt waren dieſe Proben, wie bei allen ähnlichen Dilettantenvorſtellungen, das Angenehmſte an der ganzen Sache, weßhalb auch bei uns wochenlang Tag um Tag probirt wurde. Endlich war Alles, auch die ſchönen Coſtüme fertig, und nach einer ſehr luſtigen Generalprobe in denſelben kam der Tag der Aufführung. Rieſige Zettel verkündigten dem begreiflicherweiſe nur aus Männern beſtehenden Publikum, was es zu erwarten hatte, und dieſe Erwartung wurde auch nicht getäuſcht, wie der oft nicht endenwollende Beifallsſturm bewies, mit dem die tolle Komödie zu Ende geſpielt wurde. Auch mußte nach einiger Zeit auf allgemeines Verlangen die Aufführung wiederholt werden.

Daß von dieſen dramatiſchen Unterhaltungen beſonders bei Hofe, aber auch in der Stadt mit vielfachem ernſtlichem Kopfſchütteln Kenntniß genommen wurde, brauche ich eigentlich ebenſowenig zu ſagen, als daß mir, dem gefährlichen Verführer, die größte Schuld zugeſchrieben wurde; dazu kam noch, daß es in der Geſellſchaft Glocke, deren Sitzungen der Kronprinz als Protektor beinahe regelmäßig beſuchte, damals ſehr hoch und zuweilen ſehr laut hergieng, auch dieſe oft lärmenden Unterhaltungen nächtlicherweiſe oder vielmehr früh

am Morgen auf den Straßen fortgeſetzt wurden, wobei ich mich des ergötzlichen Vorfalls erinnere, daß Franz Liszt, der damals eine Zeit lang in Stuttgart war, uns von einer hohen Treppe an dem Hauſe von Cotta's Erben eine große Predigt hielt, der wir andächtig zuhörten. Auch wurden zuweilen größere Glockenverſammlungen im Saale des Hotels Marquardt gehalten, wo ſich einmal unrechterweiſe Zuſchauer eingeſchmuggelt hatten, die dann unſer an ſich harmloſes Treiben mit den bedenklichſten Zuſätzen weitererzählten, die manche Reden und Toaſte als gar zu verfänglich ſchilderten, und die mit Entſetzen davon ſprachen, daß Liszt eine improviſirte Etude mit den Händen begonnen, mit den Füßen fortgeſetzt und mit dem Allerwertheſten beſchloſſen hatte. Es war eben damals unſere Sturm- und Drangperiode und wer, dem ſelbſt ein friſches und heiteres Gemüth nicht fehlt, hätte es uns zu verübeln vermocht, daß wir junge Leute, damals auch nach Beendigung der Glockenſitzungen den Ausbruch unſerer frohen Luſt häufig noch und in ſehr lauter Weiſe im Freien fortſetzten. Schutzmänner von heut zu Tage, die einem oft recht harmloſen Singen ſo recht die herriſche Amtsgewalt entgegenſetzen, während ſie den wirklichen Uebelthäter ſachte vorbeiſchleichen laſſen, gab es damals noch nicht, und die gutmüthigen Nachtwächter drückten gern beide Augen zu. Doch beſchränkte ſich dieſes Ulken auf ganz ungefährliche Dinge. Höchſtens wurden Laternen ausgelöſcht, Schilder verhängt,

Thüren ausgehoben, Ständchen gebracht, die sich indessen zuweilen zu einer Katzenmusik zuspitzten, und einmal mit grün angestrichenen Bänken, auf denen damals noch der ruhige Bürger Abends vor seinem Hause frische Luft schöpfte, die Königsstraße quer herüber verrammelt, so daß der Postillon des Morgens früh einfahrenden Eilwagens ziemliche Mühe hatte, die mit Stricken verbundene Barrikade zu trennen, und wenn man, ohne sich einen Vergleich erlauben zu wollen, daran denkt, daß Karl August, der Großherzog von Weimar, und Goethe sich zu ihrer Zeit gestatteten, auf offenem Markte mit langen Peitschen zu knallen, so hätte man auch uns die kleinen Vergnügungen nicht übel nehmen sollen. Doch hatte ich ein paar Jahre früher, und in noch unschuldigerer Weise, im Polizeiregister einen schwarzen Strich erhalten, weil Freiligrath, der während meiner orientalischen Reise in Stuttgart gewesen war, wegen ähnlicher nächtlicher Ruhestörungen von der Polizei ergriffen, angegeben hatte, er sei: „F. W. Hackländer, aus Burtscheid bei Aachen gebürtig."

Vom Kronprinzen wurde im Frühjahr 1845 die durch seine Krankheit in Italien unterbrochene Reise insofern wieder aufgenommen, als jetzt die Höfe von Wien und Berlin besucht werden sollten; dazu wurde die Reisegesellschaft ganz anders zusammengesetzt, und wir erhielten in der Person des ehemaligen württembergischen Gesandten in England, Baron Karl von Hügel, einen liebenswürdigen Reisechef; Berlichingen

war allerdings Adjutant geblieben, doch gieng als Arzt der Obermedizinalrath von Hardegg, Leibarzt des Königs, mit, eben ſo ausgezeichnet in ſeiner Wiſſenſchaft, als angenehm im Umgange, ſowie hoch belehrend und geiſtreich in der Unterhaltung; meiner nahm er ſich auf's freundlichſte an und war mir auch ſpäter bis zu ſeinem leider allzu früh erfolgten Tode ein ſorglicher Hausarzt und freundlicher Berather; auch hatte ich zu dieſer Reiſe eine eigene Kaleſche erhalten, mit der ich, meinen Bedienten auf dem Bock, in der behaglichſten Weiſe vorausfuhr, um die nöthigen Beſtellungen zu machen. Wir fuhren über Ulm und Ingolſtadt, dann zu Schiff durch die maleriſchen Gegenden der oberen Donau nach Regensburg, beſuchten die eben fertig gewordene Walhalla und kamen dann zu Wagen über Linz nach Mölk, wo wir mit dem Kronprinzen einem höchſt intereſſanten und gediegenen Frühſtück in der großartigen Benediktinerabtei beiwohnten und wo ich zum erſten Mal die köſtlichſten öſterreichiſchen Weine verſuchte. Als ich von hier wieder vorausfuhr, war es bei St. Pölten, wo die Pferde, nachdem ſie meinen Wagen langſam einen ziemlich ſteilen Berg hinaufgezogen, oben etwas raſteten, daß ein älterer Mann in einfacher Joppe und Jägerhut mit Gemsbart und Spielhahnfeder dicht an den Schlag trat und den Hut lüpfend mich in ausgeſprochenſtem öſterreichiſchem Dialekt fragte: „Vielleicht können Sie mir ſagen, wenn ungefähr der Kronprinz von Württemberg hier durchkommen wird?“ Der

alte Mann hatte ein kluges, freundliches Gesicht und gutmüthige Augen; während er sprach, senkte er den Kopf etwas auf die rechte Seite, und obgleich seine Kleidung einfach, aber höchst anständig war, so wußte ich doch nicht, ob es nothwendig sei, einem gänzlich Fremden darüber Auskunft zu geben, weßhalb ich ziemlich kurz sagte: „Ich weiß nicht, ob der Kronprinz heute noch oder erst in der Nacht nach St. Pölten kommt." — „Schauen's," gab er mir zur Antwort, „das thut mir sehr leid, denn ich hätte den Kronprinzen gern bei Tage hier gesehen und begrüßt." — „So? — ja, ich bedaure auch!" — Dann fuhr er fort: „Ich komme schwerlich in der Zeit nach Wien, um ihn dort zu sehen, jedenfalls bitte ich ihm zu sagen, daß ich mich hier nach ihm erkundigt habe — ich bin der Erzherzog Johann."

Daß ich schleunigst zu meinem Wagen hinausſprang, um Seiner Kaiserlichen Hoheit nun bessere Auskunft zu geben und um Entschuldigung zu bitten, brauche ich kaum zu sagen; doch klopfte er mich freundlich auf die Schulter und meinte lächelnd: „Sie haben ganz Recht gehabt und ich hätte mich gleich nennen sollen."

Dieß war meine erste Begegnung mit dem späteren deutschen Reichsverweser.

Am andern Tage, dicht vor Wien, wo alle unsere Wagen hinter einander fuhren, erwarteten uns Gespanne des kaiserlichen Marstalls, die mit unseren Postillonen wechselten, eine ehrenvolle

Aufmerksamkeit für den Kronprinzen; die Kutscher und Vorreiter in hellgrauen, mit Silber besetzten, etwas altmodischen Röcken, breite Hüte mit der kaiserlichen Kokarde, schwarz-gelben Federbüschen auf den Köpfen, die Postillone mit hohen Stiefeln, von einer Schwere, ja Unförmlichkeit, wie ich bisher nichts Aehnliches gesehen.

So führten sie uns, angestaunt von der Bevölkerung, durch die lang gestreckten Vorstädte bis zur Kärntnerthorstraße, wo im Hotel zum „Erzherzog Karl" die Appartements für den Kronprinzen bereit waren, und so befand ich mich denn abermals in der mir schon auf meiner orientalischen Reise so lieb gewordenen Stadt, von der es damals mit vollem Rechte hieß:

„'s giebt nur a Kaiserstadt,
's giebt nur a Wien!"

Sechs vergnügte herrliche Wochen verlebten wir hier in einem wahren Strudel von Vergnügungen aller Art, von offiziellen Einladungen wußte ich mich häufig frei zu machen und gieng nur dorthin mit, wo es etwas Interessantes zu sehen gab, was ganz nach dem Sinne des Prinzen war. Er liebte es dann, am andern Morgen mir viele Einzelheiten von der gestern angenehm verlebten oder glücklich überstandenen Soiree zu erzählen. Zu seiner Begleitung war anfänglich der General Giulay bestimmt worden; doch da der Kronprinz in seinem Adjutanten Berlichingen nur einen Rittmeister mitgebracht, so stellte sich ihm hier in Wien der Oberst Graf

Franz Zichy zur Verfügung, ein heiterer, liebenswürdiger Cavalier, der, Wien und seine Gesellschaft auf's genaueste kennend, ein vortrefflicher Begleiter war. Auch als Schwager des damals noch allmächtigen Staatskanzlers Fürsten Metternich, dem auch wir die Ehre hatten vorgestellt zu werden, war seine Gesellschaft nicht ohne Nutzen. Ein guter Reiter, fuhr er auch ausgezeichnet, selbst vierspännig unter den schwierigsten Verhältnissen, wozu man damals in Wien wohl die Strecke vom Hotel Erzherzog Karl durch die Kärntnerstraße an St. Stephan vorbei und durch die Rothethurmstraße zum Praterstern rechnen konnte. Bei solchen Spazierfahrten unterwies er den Kronprinzen auf's artigste in der noblen Kunst des Kutschirens, gab ihm auch wohl die Zügel der vier schönen feurigen Schimmel in die Hand, wobei es dann aber nicht immer ohne einen gelinden Anprall mit entrüstetem Aufschrei irgend eines berührten Fiakers ablief, was aber Graf Zichy stets auf die heiterste Art zu vergleichen und zu entschuldigen wußte.

Durch alles das hatte ihn der Kronprinz recht lieb gewonnen und später, als mit der Zeit unserer Abreise die im Voraus bestimmten Geschenke überreicht wurden, hatte ich das Vergnügen, dem Grafen Zichy, der unpäßlich das Zimmer hütete, das eigentlich für den General Giulay bestimmt gewesene Großkreuz des Friedrichsordens zu überbringen. Darauf hatte er allerdings nicht gehofft und seine Freude war unbeschreiblich;

er ließ ſich ſogleich ſeine weiße Uniform an's Bett bringen, legte das breite blaue Band darüber und forderte entzückt mich auf, ihm beizupflichten, daß man doch nicht leicht etwas eleganteres ſehen könne. Leider hat der arme Zichy dieſe Freude, ſowie die vielen Glücksgüter, mit denen ihn das Schickſal bedacht, nicht lange genießen können; denn nach ein paar Jahren, als er auf dem Wege von Oedenburg nach Wien, in der Nähe von Neuſtadt vierſpännig durch die Leitha fuhr, ſprang der Deichſelbolzen heraus, die Pferde giengen durch und ſchleiften ihn, wobei er tödtlich verletzt wurde; und bald darauf ſtarb er.

Was nun meine Perſon anbelangt, ſo will ich aufrichtig geſtehen, daß ich mich ohne viel Beſinnen in das luſtige Wiener Leben geſtürzt habe. Nach meinem Morgenrapport nahm mich der Kronprinz ſelten den Tag über weiter in Anſpruch, und ſelbſt, wenn ich einmal zu ſpät zum Diner kam oder ganz wegblieb, ſo fand Baron Hügel, unſer freundlicher Reiſechef, häufig auch Graf Zichy eine triftige Entſchuldigung, mit der ſich der Kronprinz in ſeiner Güte lachend zufrieden gab. Obgleich auch in Wien viel des Intereſſanten und Sehenswerthen mit großem Fleiße aufgeſucht wurde, ſo doch nicht mit jener Pedanterie, wie damals in Italien, und ſorgte ſchon Graf Zichy dafür, daß dieß Beſichtigen von Gallerien und Aehnlichem auf die angenehmſte Art und nie bis zur Ermüdung betrieben wurde; zuweilen bei Ausſtellungen

sahen wir auch den Kaiser Ferdinand, und machte er dabei, besonders was Bilder anbetraf, häufig freilich nur in seiner Phantasie, die bedeutendsten Einkäufe; denn was ihm gefiel — und es gefiel ihm beinahe alles — betrachtete er längere Zeit mit seitwärts geneigtem Kopfe und sagte dann weggehend: „Dös Bild können's mir auch kaufen," was aber oft nicht mehr als eine zustimmende tiefe Verbeugung des betreffenden Hofherrn zur Folge hatte. Vor einem Bilde der Schlacht von Wagram, auf dem sich ein Fürst Lichtenstein in ausgezeichneter Stellung befand, meinte er kopfschüttelnd: „Dös kann nicht der Fürst Lichtenstein sein, der Fürst ist ein ganz alter Herr mit weißem Haar, den ich gestern noch gesehen." — „Gewiß, Majestät, aber das Bild stellt die Schlacht von Wagram im Jahre 1809 vor." — „Meinetwegen," entgegnete er kopfschüttelnd, „aber ich weiß, daß der Fürst Lichtenstein ein alter Mann mit weißem Haar ist."

Damals war das Karlstheater in der Leopoldsvorstadt restaurirt und neu und glänzend hergerichtet worden, und Seine Majestät hatte eine Einladung zur Wiedereröffnung dieser berühmten Räume allergnädigst angenommen, wohin mit dem Hofstaate auch wir ihn begleiten durften. Unten am Fuß der Treppe, die zur kaiserlichen Loge führte, wurde der Kaiser von Direktor Karl in geschweiftem Frack, seidenen Kniehosen und Strümpfen, den Hut unter dem Arm, mit einer kurzen feierlichen Anrede empfangen, worauf ihm der

Kaiſer zur Antwort gab: „Ja wiſſen's, lieber Karl, ich kämet ſchon häufig gern zu Ihnen, hab' aber eben kei' Zeit, weßhalb ich nicht kommen kann, ſo oft als ich wohl möcht', denn ich komme gern zu Ihnen in Ihr Theater," was er mit einigen Veränderungen bei jeder der tiefen Verbeugungen Karl's und während er die Treppe hinaufſtieg, in einem fort wiederholte.

Dann hob ſich der Vorhang und Direktor Karl trat auf die Bühne, um ſich tief gerührt für den Allerhöchſten, hohen und zahlreichen Beſuch auch eines verehrungswürdigen Publikums, das er von jeher geliebt und geſchätzt, zu bedanken; der erſte Theil ſeiner Rede drückte das in wohlgeſetzten, tief empfundenen Worten aus, worauf es aber gerade war, als dächte er mit Mephiſto:

„Ich bin des trocknen Tons nun ſatt!"

Denn er ergieng ſich alsdann in den eigenthümlichſten, oft ganz burlesken Redensarten und Wendungen zur größten Erheiterung des Publikums.

Dann folgte die Poſſe „Unverhofft" von Neſtroy und wurde von dem überfüllten Hauſe gut aufgenommen; doch ſtörte die Anweſenheit des Hofes inſofern, als die Aufmerkſamkeit ſtets zwiſchen der kaiſerlichen Loge und der Bühne getheilt war. Unter den Zuſchauern, auch im Parterre, war die Damenwelt in einem prachtvollen Blumenflor reizender Wienerinnen vertreten und, wie es wohl zu geſchehen pflegt, daß man ſich

unter so Vielen heraus immer und immer wieder von einem glänzenden Augenpaar angezogen fühlt, so ergieng es mir um so mehr, als dieses Augenpaar einer wundervollen Blondine, einem vielleicht achtzehnjährigen Mädchen, mit einer Haarfarbe, für die ich von jeher sehr empfänglich gewesen bin, angehörte.

Glücklicherweise fand diese Vorstellung im Karlstheater in der ersten Zeit unseres hiesigen Aufenthaltes statt, und es gelang mir, die Bekanntschaft jener jungen Dame zu machen, will aber darüber weiter hier nichts sagen, dagegen verrathen, daß diese Begegnung mir unvergeßlich blieb und mir später mit viel Wahrheit und wenig Dichtung zu einer Episode in meinem „Europäischen Sklavenleben" diente.

Mein Freund Moritz, der mich immer noch wie einen lieben Schützling behandelte, hatte mir verschiedene Empfehlungsbriefe nach Wien, wo er längere Zeit gelebt, mitgegeben, die mir zu den angenehmsten, interessantesten Bekanntschaften verhalfen. So lernte ich Saphir kennen, der mich zu einer Soiree einlud, wo sich eine Menge der literarischen und dramatischen Berühmtheiten Wiens aus jener Zeit versammelten, und wo ich mich mit meinem damals noch sehr kleinen Schriftstellernamen und in meiner Bescheidenheit etwas verlegen als Mittelpunkt fand und fast zaghaft Ehrenbezeugungen empfieng, die auch zum guten Theil meiner Stellung als Sekretär des Kronprinzen von Württemberg galten. Bei Hammer-Purgstall, dem berühmten Geschichtschreiber des „Osmanischen Reiches",

ſah ich auch zum erſten Mal Karl Gutzkow, war aber nicht ſehr erbaut von der hochmüthig ſcheinenden Art, wie er mit herabgeſenkten Augenlidern den jungen und allerdings noch unberühmten Kollegen empfieng und behandelte, während der alte Herr auf's liebenswürdigſte und aufmunterndſte über meine orientaliſche Reiſe ſprach.

Direktor Karl, der damals noch im Theater an der Wien wohnte, gab mir ein heiteres und höchſt amüſantes Diner, wo ich unter anderen Caſtelli, Scholz, den berühmten Komiker, und Neſtroy ſah, wo die Tafel auf einem niedrigen Billard und zwar ſo gedeckt war, daß auf der einen Seite die Herren, auf der andern die Damen ſaßen; „weil," wie mir Karl höchſt ergötzlich erklärte, „in ſeinem Hauſe ſtreng auf Trennung der Geſchlechter gehalten würde." Leider entſinne ich mich nicht mehr, welche Damen an der Tafel und der höchſt animirten Unterhaltung Theil nahmen und muß es auch bei dieſer Gelegenheit wieder einmal tief bedauern, erſt in ſpäteren Jahren und zwar zu einer Zeit ein regelmäßiges Tagebuch begonnen und Notizen aus früherer Zeit aufgeſchrieben zu haben, wo mein Gedächtniß nicht mehr im Stande war, manche intereſſante Perſönlichkeiten, die ich in meinem bewegten Leben kennen gelernt habe, vor der Vergeſſenheit zu bewahren.

Von Wien wurde ein Abſtecher nach Ofen und Peſt gemacht, um dort Seine Kaiſerliche Hoheit, Erzherzog Joſeph, den Palatin von Ungarn, zu begrüßen; er war der Oheim

des Kronprinzen, da seine Gemahlin eine Schwester der Königin Pauline war; wir machten die Reise auf der Donau, wurden bei unserer Ankunft in Pest mit allen möglichen Ehren empfangen und vom Ufer in kaiserlichen Equipagen nach dem Schlosse in Ofen geführt, wo Alles zu einem wahrhaft festlichen Empfang für uns bereit stand; es dunkelte schon als wir ankamen, weßhalb die ausgedehnten Appartements — der Obermedizinalrath Doktor von Hardegg und ich hatten allein einen großen Saal und jeder zwei Zimmer zur Verfügung — mit hunderten von Wachskerzen beleuchtet waren, in welchem Schimmer wir bis zur Abendtafel behaglich auf- und abspazierten. Wir blieben mehrere Tage in Ofen und lebten mit der erzherzoglichen Familie im engsten und vertrautesten Kreise; der Palatin selbst, damals schon weit über sechzig Jahre alt, war ein kleines hageres Männchen, mit einem schmalen Kopfe, der an der hohen Stirn und der herabhängenden Unterlippe stark ausgesprochen den bekannten habsburgischen Familienzug zeigte; er war sehr leutselig und freundlich, plauderte gern und viel in gewinnenden Worten und mit heiteren Mienen; meistens trug er eine Art von allerdings sehr einfachem ungarischem Costüm, schwarze anliegende Beinkleider, hohe Stiefel, einen sparsam verschnürten Rock, was ihn nicht besonders kleidete und wobei er es sehr liebte, seine Hände in die Taschen des Beinkleides zu versenken. Aus seiner dritten Ehe mit der Schwester der

Königin Pauline, einer Tochter des Herzogs Ludwig von Württemberg, hatte er zwei schöne liebenswürdige Töchter, von denen die ältere, Elisabeth, den Erzherzog Ferdinand heirathete und die jüngere, Marie, damals erst neun Jahre alt, heute Königin von Belgien ist. Letztere hatte damals noch keinen männlichen Begleiter und mußte sich mit Gouvernanten und Hofdamen begnügen, was ihr bei Spaziergängen, wo ein Kammerherr den Shawl ihrer Schwester trug, verdrießlich sein mochte; denn sie behielt ihn selbst auf dem Arm, um ihn dicht vor mir hergehend so lange nachschleifen zu lassen, daß ich mir schon erlauben mußte, um die Vergünstigung zu bitten, Ihrer Kaiserlichen Hoheit den Shawl tragen zu dürfen, was mir denn auch freundlichst und gnädigst bewilligt wurde.

Der Palatin hatte ein großes Gut in der Nähe von Pest mit bedeutender Oekonomie und Musterwirthschaft, prachtvollem Viehstand und einem hübschen Schlosse, wo wir nach Besichtigung des Ganzen einen sehr heiteren Abend verlebten, besonders, nachdem unser verehrter Reisechef durch einen seltsamen Zufall an einem abgelegenen Orte eingesperrt worden war, von wo er nach langem Klopfen und erst fast gegen Ende des Diners erlöst wurde, was den guten Erzherzog sehr in Besorgniß gebracht, dann aber Stoff zu herzlichem Lachen lieferte.

Damals war auch Erzherzog Stephan, der älteste Sohn

des Palatin, Statthalter von Böhmen, in Ofen zum Besuche, ein geistreicher und liebenswürdiger Prinz, der mich durch große Freundlichkeit auszeichnete, manchmal mit mir nach Pest fuhr, um mir dort irgend etwas Interessantes zu zeigen, worauf er dann später wohl, wenn wir zu Fuß nach Ofen zurückkehrten, häufig seinen Arm unter den meinigen schob. Sein Begleiter auf der Reise war ein stattlicher Offizier, kaum über dreißig Jahre alt, wenn ich nicht irre, Major bei den Ulanen; er hatte ein offenes kluges Gesicht, mit durchdringenden glänzenden Augen, sprach in einem scharfen Tone, kurz, bestimmt und stets zutreffend. Adjutant des Erzherzogs, war er zugleich dessen Hofmarschall und hieß Graf Grünne, derselbe, der später eine so große Rolle gespielt und mich nach Jahren bei heiteren und ernsten Gelegenheiten zum öftern in das kaiserliche Hoflager rief.

Erzherzog Stephan war von hoher eleganter Gestalt, hatte lebhafte Augen, offene geistreiche Züge, die im Kontrast zu seinen schwarzen Haaren und seinem kräftigen Backenbart stets bleich erschienen. Wie bekannt, wurde er nach dem Ableben seines Vaters Palatin von Ungarn, vermochte aber nicht der wilden Strömung des magyarischen Aufstandes kräftig genug zu widerstehen, wurde aus seiner glänzenden Laufbahn verdrängt und starb, unversöhnt mit seinem kaiserlichen Herrn, im Jahre 1867 zu Mentone.

Kurz vor unserer Rückkehr nach Wien besuchten wir bei

heißem Frühlingswetter und blendendem Sonnenschein, deßhalb ohne weitere Vorsichtsmaßregeln in offenem Boote, die Damen in leichten Toiletten, die Insel Alczut, die der Erzherzog mit hübschen Gartenanlagen hatte schmücken lassen, und waren gerade auf's eifrigste mit einem vortrefflichen Frühstück beschäftigt, als ein schweres Gewitter so gänzlich unvorhergesehen und mit so rapider Schnelligkeit, wie ich es nie erlebt habe, über unsern Häuptern stand, daß bei dem plötzlichen Donner, Blitz und strömendem Regen an eine Rückkehr nicht zu denken war. Die Prinzessinnen mit ihren Damen wurden auf's nothdürftigste in einer Bretterhütte untergebracht, während wir das ganze Ungestüm des Wetters über uns mußten ergehen lassen, wozu der Erzherzog selbst das schönste Beispiel gab; ich vergesse nie die Gestalt des alten Herrn, wie er mit der heitersten Miene von der Welt, die Hände in seine Hosentaschen gesteckt, an einem Baumstamme lehnte, während das Regenwasser reichlich an ihm hinabtroff. Bei der endlichen Rückfahrt halfen wir, um uns vor Erkältung zu schützen, den Ruderern.

Nach herzlichem Abschiede, wobei es uns Allen war, als verließen wir nicht ein so hohes Haus, sondern einen liebenswürdigen Freundeskreis, kamen wir glücklich wieder in Wien an, wo aber der Gedanke an die baldige Abreise von der lieben Kaiserstadt schon betrübende Schatten über heitere Tage warf, auch mußte viel in nothwendigen Besuchen und dergleichen geleistet und Einkäufe aller Art gemacht werden, bei

denen die Erwerbung der vier schönen Schimmel des Grafen Zichy, von denen ich oben gesprochen, unserem lieben, verehrten, aber etwas sparsamen Reisechef, dem Baron Karl von Hügel einen schweren Augenblick verursachten.

Schon vor unserer Tour nach Ungarn war des Kronprinzen Kammerdiener Zimmer an einem leichten Schleimfieber erkrankt, und wenn wir ihn auch wieder ziemlich hergestellt antrafen, so war er doch zu schwach, um die weitere Reise mit fortsetzen zu können und sollte deßhalb in kleinen Tagreisen direkt nach Stuttgart zurückkehren. Das konnte nun sehr gut mit dem Transport der vier Schimmel und eines Wagens, den der Kronprinz gleichfalls gekauft hatte, vereinigt werden; doch war dazu noch eine weitere Begleitung nothwendig, die denn auch Graf Zichy in einem jungen Wiener Fiaker von außerordentlicher Geschicklichkeit, der auch mich häufig gefahren, vorschlug. Da aber Graf Zichy, um seine Schimmel so geschont als möglich bei uns ankommen zu lassen, dieselben auf der langen Reise nicht anspannen wollte, so schlug er mir den Ankauf zweier leichter ungarischer Gestütspferde vor, die wir zu einem beispiellos billigen Preise bei einem Pferdehändler gesehen, wobei er überzeugt war, daß ich dieselben zu einem weit besseren Preise in Stuttgart wieder verkaufen könne. Der Kronprinz war damit vollkommen einverstanden, unser freundlicher Reisechef streckte mir die Ankaufssumme von dreihundert Gulden vor, ich war so auf unverhoffte Art Pferde-

beſitzer geworden und die Karawane ſetzte ſich eine Woche nach unſerer Abreiſe in Bewegung. Der Fiaker Friedrich, der heute erſter Leibkutſcher des Königs iſt, beſorgte die vier Schimmel und Kammerdiener Zimmer kutſchirte den Wagen mit meinen beiden Fuchſen.

Auf unſerer weiteren Reiſe nach Berlin blieben wir ein paar Tage in Prag, wo wir im Palais des Statthalters am kleinen Ring — Erzherzog Stephan war unterdeſſen aus Ofen heimgekehrt — wohnten. Graf Grünne machte uns auf die liebenswürdigſte Art die Honneurs der Stadt und des Schloſſes, wobei ich mich noch erinnere, mit welch großem Intereſſe ich mich im Hinblick auf den künftigen Haushalt des Kronprinzen in alle ſo wohlgeordneten Details dieſes Departements hier einweihen ließ. Von den vielen Sehenswürdigkeiten der böhmiſchen Hauptſtadt erinnere ich mich noch ganz beſonders des Hradſchin mit ſeiner prachtvollen Lage hoch über der Stadt und der berühmten alten Landſtube, wo beim Fenſterſturz der kaiſerlichen Räthe Martiniz und Slawata die Leiden des dreißigjährigen Krieges begannen. Den Domſchatz zeigte uns ein Prieſter, der nicht lange vorher einem Attentat auf die hier aufgehäuften Koſtbarkeiten beinahe erlegen wäre, wovon er noch deutliche Spuren in einer tiefen, vernarbten Schädelwunde zeigte. Wallenſtein's Schlachtroß, geſattelt und gezäumt, unten im Wallenſtein'ſchen Palais, rief gerade hier nicht minder leb-

haſte Erinnerungen wach, als der heilige Nepomuk auf der Moldaubrücke, und mit wehmuthsvoller Poeſie ſah uns die alte Synagoge an, ſowie der ehemalige Judenkirchhof mit den flüſternden Blättern ſeiner dichten Hollundergebüſche, deren duftende Blüthen als mildernde Gegenſätze auf die ſtarren, eng zuſammen gerückten Grabſteine nickten, unter denen das erwählte Volk Gottes wohl noch weitere tauſend und tauſend Jahre dem Erſcheinen des Meſſias vergeblich entgegenharrt.

Von Dresden, wo wir nur wenige Tage verweilten und im Hôtel de Saxe wohnten, blieb mir lebhaft das Muſeum mit ſeinen herrlichen Kunſtſchätzen im Gedächtniß, die prachtvollen Gebäude des Zwingers mit dem grünen Gewölbe, die Brühl'ſche Terraſſe, ſowie ein Vorfall, der den Kronprinzen betraf und darin beſtand, daß als ich mich eines Tages allein im Eßzimmer befand, unſer Reiſechef eilig hereinkam und mir den ſtrengſten Befehl gab, einen Herrn, der ſogleich erſcheinen werde, nicht vor den Kronprinzen zu laſſen, ſondern dieſen als unwohl zu entſchuldigen. Kaum war Baron Hügel wieder verſchwunden, als ich draußen lautes, etwas rückſichtsloſes Reden hörte und dann einen ziemlich großen, vornehm ausſehenden Herrn eintreten ſah, der ſich mir ohne Weiteres mit der Anrede näherte: „Hier wohnt doch der Kronprinz von Württemberg; ſagen Sie ihm, daß ich ihn ſehen will.“ Auf meine Entgegnung, der Kronprinz ſei unwohl, machte er eine unmuthige Bewegung mit dem Kopfe, wehrte mich

beſitzer geworden und die Karawane ſetzte ſich eine Woche nach unſerer Abreiſe in Bewegung. Der Fiaker Friedrich, der heute erſter Leibkutſcher des Königs iſt, beſorgte die vier Schimmel und Kammerdiener Zimmer kutſchirte den Wagen mit meinen beiden Fuchſen.

Auf unſerer weiteren Reiſe nach Berlin blieben wir ein paar Tage in Prag, wo wir im Palais des Statthalters am kleinen Ring — Erzherzog Stephan war unterdeſſen aus Ofen heimgekehrt — wohnten. Graf Grünne machte uns auf die liebenswürdigſte Art die Honneurs der Stadt und des Schloſſes, wobei ich mich noch erinnere, mit welch großem Intereſſe ich mich im Hinblick auf den künftigen Haushalt des Kronprinzen in alle ſo wohlgeordneten Details dieſes Departements hier einweihen ließ. Von den vielen Sehenswürdigkeiten der böhmiſchen Hauptſtadt erinnere ich mich noch ganz beſonders des Hradſchin mit ſeiner prachtvollen Lage hoch über der Stadt und der berühmten alten Landſtube, wo beim Fenſterſturz der kaiſerlichen Räthe Martiniz und Slawata die Leiden des dreißigjährigen Krieges begannen. Den Domſchatz zeigte uns ein Prieſter, der nicht lange vorher einem Attentat auf die hier aufgehäuften Koſtbarkeiten beinahe erlegen wäre, wovon er noch deutliche Spuren in einer tiefen, vernarbten Schädelwunde zeigte. Wallenſtein's Schlachtroß, geſattelt und gezäumt, unten im Wallenſtein'ſchen Palais, rief gerade hier nicht minder leb-

haſte Erinnerungen wach, als der heilige Nepomuk auf der Moldaubrücke, und mit wehmuthsvoller Poeſie ſah uns die alte Synagoge an, ſowie der ehemalige Judenkirchhof mit den flüſternden Blättern ſeiner dichten Hollundergebüſche, deren duftende Blüthen als mildernde Gegenſätze auf die ſtarren, eng zuſammen gerückten Grabſteine nickten, unter denen das erwählte Volk Gottes wohl noch weitere tauſend und tauſend Jahre dem Erſcheinen des Meſſias vergeblich entgegenharrt.

Von Dresden, wo wir nur wenige Tage verweilten und im Hôtel de Saxe wohnten, blieb mir lebhaft das Muſeum mit ſeinen herrlichen Kunſtſchätzen im Gedächtniß, die prachtvollen Gebäude des Zwingers mit dem grünen Gewölbe, die Brühl'ſche Terraſſe, ſowie ein Vorfall, der den Kronprinzen betraf und darin beſtand, daß als ich mich eines Tages allein im Eßzimmer befand, unſer Reiſechef eilig hereinkam und mir den ſtrengſten Befehl gab, einen Herrn, der ſogleich erſcheinen werde, nicht vor den Kronprinzen zu laſſen, ſondern dieſen als unwohl zu entſchuldigen. Kaum war Baron Hügel wieder verſchwunden, als ich draußen lautes, etwas rückſichtsloſes Reden hörte und dann einen ziemlich großen, vornehm ausſehenden Herrn eintreten ſah, der ſich mir ohne Weiteres mit der Anrede näherte: „Hier wohnt doch der Kronprinz von Württemberg; ſagen Sie ihm, daß ich ihn ſehen will.“ Auf meine Entgegnung, der Kronprinz ſei unwohl, machte er eine unmuthige Bewegung mit dem Kopfe, wehrte mich

pantomimiſch mit der Hand von ſich ab und ſagte brüsk: „Ach was unwohl, für mich, ſeinen Oheim, doch wohl nicht!“ Damit ſchritt er der nächſten Thüre zu und ich wollte mich ſchon, aber wahrſcheinlich ſehr vergeblich, zwiſchen ihn und die Thüre ſtellen, als dieſe geöffnet wurde und der Kronprinz ſelbſt, einen theuren Verwandten begrüßend, erſchien und mich erlöſte.

Es war Prinz Paul, der einzige Bruder des Königs Wilhelm von Württemberg; ſeit langen Jahren mit dieſem verfeindet, lebte er in Paris und ſollte jede Begegnung mit ihm möglichſt vermieden werden; hier aber wollte es das Schickſal anders; Onkel und Neffe unterhielten ſich geraume Zeit zuſammen und hatten, wie ich ſpäter vernahm, Gefallen an einander gefunden.

Ueber unſeren nun folgenden Berliner Aufenthalt weiß ich äußerſt wenig Intereſſantes, eigentlich gar nichts zu berichten; auch machte nach Wien, Prag und Dresden die Stadt ſelbſt mit ihren ſchnurgeraden, breiten, ſonnigen und ſtaubigen Straßen keinen beſonderen Eindruck auf mich, nicht einmal die berühmten Linden. Potsdam allein, die prachtvolle Oaſe mit ihren herrlichen Gärten, ihrem reizenden Gemiſch von Laubmaſſen, Blumenbeeten, Raſenplätzen, Fontänen und leuchtenden Waſſerſpiegeln, mit den ſo lebendigen Erinnerungen an den großen König, ſteht unverwiſchbar feſt in meinem Gedächtniſſe. Auch hier, wie überall, ſahen wir raſch und gründlich, da uns königliche Equipagen durch die

weitläufigen Parke führten und jedes Schloß, jedes der vielen reizenden Landhäuser und jedes Cottage zu unserem Empfange geöffnet war. Der Begleiter des Kronprinzen war Generallieutenant von Stockhausen, ein schon älterer Herr von jener damals noch so steifen, ja schroffen preußischen Prägung. Als ich ihm vorgestellt wurde, zuckte es ernsthaft in seinem Gesichte, und er schien trotz meiner Sekretärsuniform immer noch den mißrathenen Artillerieunteroffizier, der eigentlich ein Landwehrdeserteur war, zu sehen, hob dann aber mit einem kaum merklichen Lächeln wie warnend einen Zeigefinger empor und sagte: „Recht hübsche Sachen, die Sie da geschrieben, aber doch ein wenig aus der Schule geschwatzt!“ worauf ich mir erlaubte, Seiner Excellenz zu erwiedern: daß das doch eine weit hinter uns liegende Schule sei, die sich ja heute schon mit Lehrern und Zöglingen bedeutend verändert und verbessert habe.

Den König Friedrich Wilhelm IV. sah ich damals nur sehr flüchtig und vorübergehend, wogegen mich Prinz Wilhelm, der heutige deutsche Kaiser, zuweilen ansprach und mir schon damals scherzhaft sagte: „Ich weiß ganz genau, daß Sie Landwehrdeserteur sind und daß wir das Recht hätten, Ihnen die Sieben“ — als Nummer der siebenten Artilleriebrigade, zu der ich gehört hatte, — „wieder aufnähen zu lassen,“ — eine mich hochehrende Bekanntschaft des liebenswürdigen Prinzen, die mir später von großem Nutzen wurde.

Mit dieſem Berliner Aufenthalt war unſere Reiſe, von der man ſagte, der Prinz ſei dabei auf die Brautſchau gegangen, obgleich eigentlich nichts dieſe Benennung gerechtfertigt hatte, beendigt. Wir kehrten Alle gern wieder nach Stuttgart zurück; nur bedauerte ich, mit zwei ſo liebenswürdigen und geſcheidten Männern, wie Baron Karl von Hügel, ſpäter Miniſter des Auswärtigen, und Obermedizinalrath von Hardegg nicht mehr in täglichem Verkehr zu bleiben; doch unterhielt ich mit ihnen ein freundſchaftliches Verhältniß bis zu deren Tode und bewahre von Baron Hügel noch ein lithographirtes Porträt, das er mir nach der Reiſe gab und in humoriſtiſcher Weiſe mit der Unterſchrift verſah:

„Ihr unangenehmer Reiſechef, und dennoch
aufrichtig ergebener Freund.“

Endlich gegen Mitte Juni nach Stuttgart zurückgekehrt, fanden wir König Wilhelm im Begriff, ſeine alljährliche Sommerreiſe anzutreten; lange Jahre hatte Seine Majeſtät die Seebäder in Livorno beſucht, gieng aber dießmal nach Meran und ſpäter an den Comerſee, wo er einen längeren Aufenthalt nahm. Ich erwähne dieß, weil dort die erſten Schritte gethan wurden, um ihn für eine Verbindung ſeines Sohnes mit der Großfürſtin Olga zu gewinnen, zu welchem Zweck Baron Meyendorf, der ruſſiſche Geſandte in Berlin, der damals Italien bereiſte, den König beſuchte, um ihn in ſehr diskreter Weiſe zu ſondiren; doch war er damals für

dieſe Heirath noch nicht zu gewinnen, ja warf die Idee ſcheinbar weit von ſich, doch blieb immerhin ein Keim zurück, der, wohl gehegt und gepflegt, ſich ſpäter entwickelte und ſeine Früchte getragen hat. Daß die Großfürſtin von außerordentlicher Schönheit, auch liebenswürdig, kunſtſinnig und verſtändig ſei, war allgemein bekannt, und das ſegensvolle Andenken, in dem die verſtorbene Königin Katharina von Württemberg, gleichfalls eine ruſſiſche Großfürſtin, noch in Aller Erinnerung lebte, war wohl geeignet, allgemein auch für dieſe Verbindung zu begeiſtern.

Doch war es, wie eben ſchon bemerkt, nicht ganz leicht, den König ſo lebhaft dafür zu intereſſiren, um ihn zu veranlaſſen, ſich weiteren Schritten zugänglicher zu bezeigen. Der Kronprinz ſelbſt dachte überhaupt damals noch nicht daran, ſich zu verheirathen; fühlte er ſich vorläufig doch ganz behaglich in den Kreiſen, die er ſich theils ſelbſt geſchaffen, oder in die er, um mit bedeutenden geiſtreichen Männern in feſter Verbindung zu bleiben, eingetreten war. Auch hatte er ein Werk begonnen, das ihn außerordentlich beſchäftigte und von dem ich im nächſten Kapitel etwas ausführlicher erzählen muß.

Zehntes Kapitel.

Zur Brautſchau nach Palermo.

Außer den Hofkreiſen, wenigen Bekannten des Kronprinzen und den Mitgliedern der Geſellſchaft „Glocke“ wußte man ſehr wenig von der Perſon des Kronprinzen ſelbſt, ſowie von ſeinem Leben und Treiben; auch war, was von Letzterem, gewöhnlich ſehr entſtellt, in die Oeffentlichkeit kam, nicht von der Art, daß es ein gutgemeintes Intereſſe für ihn erweckt hätte; am Militärweſen hatte er keine Freude, ritt und fuhr ſelten aus, und auch ſeine Spaziergänge beſchränkten ſich auf einen kleinen Theil des Schloßgartens. Der König hatte ihm Sitz im geheimen Rath ertheilt, doch bezeigte er auch da kein großes Intereſſe für die freilich trockenen Geſchäfte; er blieb durch alles das unbekannt für die große Menge. Und doch hätte ich ihn derſelben gern näher gebracht, hätte gern ſeine Leutſeligkeit und Freundlichkeit im Umgange verwerthet, ſeine

Liebe für die Kunſt auch öffentlich Früchte tragen laſſen, kurz, ihn zu einer Schöpfung ermuntert, die ſeinen Namen bekannter werden ließ und die ihn den Leuten dadurch näher brachte, daß er genöthigt war, mit Manchen in perſönlichen Verkehr zu treten und daß er zum Verdienſt für die arbeitenden Klaſſen beitrug.

Seit unſerer Rückkehr aus Italien hatte er ſchon öfters die Idee ausgeſprochen, ſich auf einem der vielen ſchönen Punkte in der lieblichen Umgebung Stuttgarts ein Landhaus zu bauen, kein Schloß wie den Roſenſtein, auch keine unwohnlichen Räume wie die in ihrer Art allerdings unübertroffen daſtehende Schöpfung König Wilhelm's, die Wilhelma, in ihrer Originalität und der prächtigſten, korrekteſten Ausführung des edlen mauriſchen Geſchmacks heute noch das Sehenswertheſte in Stuttgarts Umgebung; nein, es ſollte ein hübſches Landhaus werden, in edlen Formen, mit bequemen Räumen, ſchöner Ausſicht, in einem freundlichen Parke gelegen, und nachdem dieß Programm feſtſtand, gieng ich auf die Suche nach einem geeigneten Platze. Lange vergeblich, bis mir eines Tages Prokurator Schott, der vortreffliche Mann und Volksfreund im edelſten Sinne des Wortes, mit dem wie mit ſeiner Familie ich in freundſchaftlichſtem Verkehr geblieben war, die Stelle zeigte, wo heute bei Berg die Villa des damaligen Kronprinzen ſteht.

Als ich auf Weinbergspfaden zum erſten Mal da hinauf

kam, war ich geblendet von der wundervollen Rundschau und am andern Tage beglückt von demselben mächtigen Eindruck, den der herrliche Punkt auch auf den Kronprinzen machte. Nun mußte die Erlaubniß des Königs direkt und auf Umwegen nachgesucht werden, was denn auch Beides so gut gelang, daß er sich nicht nur mit dem Projekte zur Erbauung eines Landhauses einverstanden erklärte, sondern auch für den Ankauf der Grundstücke und die ersten Arbeiten eine mäßige Summe aussetzte und mich dabei persönlich ermahnte, recht langsam zu bauen, damit das Interesse seines Sohnes an den Arbeiten selbst rege bleibe und damit er sich daran gewöhne, die Summen zu dergleichen Phantasieen nur aus seinen Ersparnissen zu nehmen. Von Ersparnissen bauen! Daran hatte eigentlich weder Herr noch Diener gedacht, wie denn überhaupt der finanzielle Punkt der schwächste des ganzen Unternehmens war und blieb. Wer aber, besonders von den vielen Tausenden Einheimischer und Fremder, die sich an dem stolz und herrlich dastehenden Bau, wie er heute in edler künstlerischer Vollendung auf seinem Hügel thront, schon erfreut haben, wird es mir verargen, daß ich damals mit leichtem Sinne begann und nicht vor der Verantwortung zurückschreckte, Schulden auf den Namen des Kronprinzen zu machen! Auch wäre der Bau ohne die Verheirathung desselben mit einer reichen russischen Prinzessin und nach den ersten Entwürfen des Architekten Leins in weit bescheideneren Verhältnissen

geblieben. Leins, der kurz vorher von Paris zurückgekehrt war, wo er fleißig studirt und in bedeutenden Ateliers gearbeitet, hatte sich hier schon durch Zeichnungen und Pläne, auch durch kleine praktische Ausführungen, die durch edle Verhältnisse hoch über die mittelmäßigen Bauten des damaligen Stuttgarts emporragten, bemerkbar gemacht, war nebenbei auch Glockenbruder und von dem damals schon gewaltigen Etzel dem Kronprinzen persönlich auf's dringendste empfohlen worden. Er entwarf rasch einen Plan, der angenommen wurde, und als ich die nöthigen Grundstücke zu einem für die damalige Zeit nicht billigen Preise erworben, begann eine rege Thätigkeit auf dem bisher so einsam gelegenen Hügel. Dadurch schon hatte ich einen Theil meines Zweckes erreicht, der Name des Kronprinzen war günstig in Aller Munde, man freute sich darüber, daß er gerade diesen schönen Punkt erwählt, daß durch den Ankauf der Güter manchem unbemittelten Weingärtner geholfen worden war und daß der Bau des Landhauses selbst Handwerkern aller Art guten Verdienst verschaffen würde. Damals war ein solcher Bau noch ein Ereigniß; denn mit der Bauthätigkeit Stuttgarts war es so schlecht bestellt, daß dem Könige vom Stadtschultheißen Gutbrod in einem Bericht aus jener Zeit gesagt wurde, die Stadt fange trotz alledem wieder an sich zu vergrößern, denn es seien bereits zwei Neubauten angemeldet!

Mit dem Beginn des Baues gieng noch etwas anderes,

was mich ſpezieller betraf, Hand in Hand; denn wenn der Kronprinz Pläne machte über die künftige Einrichtung ſeines Landhauſes ſowie die Schaffung eines ſchönen Parkes, ſo bedauerte er, nachdem kaum die erſten Spatenſtiche zum Fundament geſchehen, daß er nicht jetzt ſchon ein kleines Grundſtück habe, wo er auf eigenem Grund und Boden ſeine Freunde und Bekannten auch im Freien bei ſich ſehen könne, wobei ihm beſonders die artige Idee vorſchwebte, der Glockengeſellſchaft heitere Herbſtfeſte veranſtalten zu können. Ja, dieſen Wunſch hielt er mit ſolcher Lebhaftigkeit feſt, daß er mir gegen den Herbſt 1845 den Befehl gab, nach einem ſolchen, nicht gerade an der Landſtraße gelegenen Garten zu fahnden und ihn, wenn er mir paſſend erſchiene, zu kaufen oder zu miethen.

Nun wußte ich allerdings einen ſolchen Garten, wo ich in angenehmer Geſellſchaft manch heitere Stunde verlebt, herrlich auf der Höhe des Eßlingerberges gelegen, mit einem unvergleichlichen Blicke auf das Neckarthal; auch entſprach er inſofern allen ſeinen Wünſchen, als er ſeitwärts von dem wenig beſuchten Weg nach Gablenberg, dort umgeben von Haide und geringen Weinbergen, wie eine ſchattige Oaſe lag. Er gehörte einem unbemittelten Photographen, der ihn trotz ſeiner wahrhaft poetiſchen Schönheit nicht zu verkaufen vermochte, weil vor Jahren dort ein Duell mit ſehr unglücklichem Ausgange ſtattgefunden, wo bei regelloſer Flucht der Betheiligten

die Leiche des Erſchoſſenen über Tag und Nacht liegen geblieben war. Ja, als ich ſelbſt, mit dieſem Vorgange bekannt, zum erſten Mal in dieſe ſtille Einſamkeit unter die mächtigen, dichten Schatten gebenden Bäume trat, deren Blätter im Lufthauche leiſe flüſterten, konnte ich mich eines eigenthümlichen Gefühles nicht erwehren; trug doch Alles hier, die verwahrloſten Wege und Beete, umgeſtürzte Steinſitze, zerbrochene Tiſche, wucherndes Unkraut, kurz Alles ſo ſehr die Spuren des Verfalls, daß man hätte glauben können, der Garten ſei ſeit jenem Vorfalle nie mehr betreten worden. Und doch ergriff mich gleich damals die wunderbare Schönheit dieſes einſamen Platzes, zugleich aber der unvergleichliche ſchöne Blick auf die ſanft geſchwungenen Berge jenſeits des Neckars und auf dunkle Tannenwälder, die ſich öſtlich an den Abhängen der Eßlingerberge zeigten. Von Stuttgart ſelbſt ſah und hörte man ſo wenig, daß man hätte glauben können, meilenweit von der Stadt entfernt zu ſein, und auch das vermehrte das Gefühl behaglichen Alleinſeins. Welche Luſt, hier ordnen und neu ſchaffen zu können; gern überließ ich mich, auf einer alten Steinbank ſitzend, ſolchen Phantaſieen und ſah ſchon ein Tusculum, wie es häufig in meinen wachen Träumen vorkam, um mich entſtehen, bis ich — in Wirklichkeit recht gedankenvoll — nach der Stadt zurückkehrte.

Schon am andern Tage erſchien der Beſitzer des Gartens, der von meinem Beſuche droben gehört hatte, bei mir

und bot denſelben zu einem ſogar für die damalige Zeit außerordentlich billigen Preiſe an, wollte ſich mit einem kleinen Angeld und kleinen Zielern begnügen, kurz, ſtellte mir ſo günſtige Bedingungen, daß ich mich nicht lange beſann und ſogleich einen bindenden Kaufvertrag aufſetzte. Als ich dem Kronprinzen dieß Reſultat meiner Nachforſchungen berichtete, meinte er lachend, ich ſolle den Garten als für mich gekauft betrachten und ihm das Angeld als erſte Jahresmiethe anrechnen.

So war ich denn Gartenbeſitzer geworden, was nicht lange verſchwiegen blieb, und da ich auch meine beiden Pferde noch hatte, ſo gab das in kurzer Zeit ein recht artiges Gerede in der guten Stadt Stuttgart, bei dem mein Name natürlicherweiſe nicht zum beſten wegkam. Und doch war die Sache mit dem Garten ſo unverfänglich, wie ich eben erzählt, und was die Pferde anbelangte, koſtete mich ihre Unterhaltung während der kurzen Zeit, als ich ſie beſaß, Sommer und Herbſt 1845 kaum mehr, als mich zu meinen Fahrten, zu Ausflügen, Landpartieen, ſowie beim begonnenen Villabau, wo ich oft zweimal täglich anweſend war, nur die Lohnkutſcher gekoſtet hätten. Doch gab es manche unter den biedern und gutmüthigen Schwaben, die ſich das nicht entgehen ließen, um mir tüchtig Eins anzuhängen, weßhalb mir ſelbſt Taubenheim den Rath gab, die Pferde ſo bald als möglich zu verkaufen, was aber ohnedieß in meiner Abſicht lag, und ſo

nahm sie mir der Graf Salm-Hoogstraten am Anfang des Winters zu einem guten Preise ab. Es waren gutmüthige, schnelle und elegante Pferde von ungewöhnlicher Ausdauer und ich freue mich heute noch, manchen jener guten Freunde damit ausgiebig geärgert zu haben, wie zum Beispiel, wenn ich Abends nach der Vorstellung im Cannstatter Theater allen bis auf die königlichen Wagen vorbei- und vorausfuhr.

Kurz nach unserer Rückkehr von Berlin begann König Wilhelm das Hoftheater umzubauen, wobei die letzten Spuren jenes wundervollen Renaissancebaues, des alten herzoglichen Lusthauses, weggerissen, eingemauert, kurz, zum Herzeleid wohl jedes kunstsinnigen Bauverständigen, völlig verwischt und zerstört wurden. Schon der erste Einbau der Theaterräume unter König Friedrich hatte dem in Deutschland einzig in seiner Art dastehenden Prachtbau den größten Schaden gethan; doch wäre eine Herstellung immerhin noch möglich gewesen; wer aber konnte und mochte dafür wirken? Der König war in solchen Dingen als sehr eigenwillig bekannt und alles, was nicht arabischen Baustil betraf, selbst die wundervollsten Gebilde der Renaissance, warf er unter dem gemeinsamen Namen „Zopf" weit von sich. Wenn ich damals schon, wie viele Jahre später, durch meine Stellung die Berechtigung und Pflicht gehabt hätte, mich um die königlichen Bauten zu bekümmern, so würde ich doch den Versuch gemacht haben, für die Erhaltung jenes unersetzlichen Kunstwerkes zu wirken.

Wer nicht die herrlichen Zeichnungen des Architekten Beisbarth von dem ehemaligen Lusthaus kennt, oder wer nicht die damals noch vorhandenen, immerhin noch großartigen Reste sah, wird nicht im Stande sein, sich einen Begriff von der Schönheit des Gebäudes zu machen, das dem heutigen, sowohl von innen als außen geschmacklosen Theaterbau mit seinen unpraktischen Einrichtungen weichen mußte. Die Ostseite gegen den Schloßgarten zu, mit ihren frei aufsteigenden Treppen, ihren phantastischen Karyatiden, ritterlichen Figuren, viele mit Namen und Porträtähnlichkeit, mit ihren zahlreichen dorischen Säulen und wundervollen Kapitälen war noch ziemlich unversehrt erhalten; auch der imposante Giebel gegen den Schloßplatz zu zeigte noch seinen schön gegliederten Aufbau, mit dem Steinbildnisse des Baumeisters, der, Winkelmaß und Zirkel in Händen, sich oben aus einem Fenster beugte, während hoch auf dem Dache die sogenannte Wetterhexe wie noch heute mit dem rechten Arm nach dem kommenden Winde wies.

Als ich eines Tages bei dem neuen Theaterbau vorübergieng, wo gerade neue Fundamente, auch zu dem Uebergange vom Schloß in's Theatergebäude, gelegt wurden, sah ich zu meinem Schrecken, wie man im Begriffe war, dazu von jenen Säulen, Kapitälen, Treppenstufen, Balustraden, Konsolen, kurz von allem, was dort entfernt worden war, zu nehmen, und suchte sogleich den Kronprinzen auf, dem ich die Wichtigkeit

dieſes Materials für unſeren Villabau begreiflich machte, wobei ich ihn bat, ſich bei dem Könige zu verwenden, daß uns die alten Steine zugewieſen würden. Das that er auch, und da auch ich auf meinem bekannten Umwege kräftig zu wirken im Stande war, ſo ſagte mir der König ſchon am andern Tage lachend: „Nun ja, wenn Ihnen an dem alten Zeug gelegen iſt, ſo nehmen Sie es immerhin,“ worauf ich denn viele Wagen mit Säulen, Steinen und Trümmern beladen und zum Villabau führen ließ, wo ſie heute noch im Baue ſelbſt und zu Veranden zuſammengeſtellt, einen intereſſanten Schmuck des ſchönen Parkes ausmachen. Die oben erwähnten Ritterfiguren erhielt Graf Wilhelm von Württemberg und ſie ſind heute noch auf dem wegen ſeiner ſchönen Lage und aus Hauff's herrlicher Dichtung bekannten und berühmten Schlößchen Lichtenſtein auf der ſchwäbiſchen Alb zu ſehen.

Um das zahlreiche Opern- und Schauſpielperſonal, die Hofkapelle und das Ballet während der Zeit jenes Umbaues nicht müßig gehen zu laſſen, ſowie auch, um ſelbſt die Theatervorſtellungen nicht zu entbehren, ließ der König im weißen Saal des Schloſſes eine proviſoriſche Bühne einrichten, mit einem ziemlich großen Zuſchauerraum, zu welchem das Oberſthofmeiſteramt gratis die Billete vertheilte; doch mußte man in Geſellſchaftstoilette kommen und ſich, was Beifallsbezeugungen anbetraf, taktvoll benehmen. Taubenheim, Viceoberſtſtallmeiſter geworden, war endlich von der Leitung des Theaters

befreit und ein neuer Intendant, Baron von Gall, aus Oldenburg berufen worden, den ich zum ersten Mal bei einer der Aufführungen im weißen Saale sah. Auch hatte Fräulein von Stubenrauch diese Zeit des Theaterumbaues benutzt, um nach ziemlich langem und künstlerisch schönem Wirken gänzlich von der Bühne zurückzutreten; ich werde nie die Vorstellung vergessen, in der sie von dem sich einmal ausnahmsweise recht erkenntlich zeigenden Publikum Abschied nahm. Es war Griseldis, in welcher Rolle ich sie zum ersten Mal unter ganz anderen Verhältnissen gesehen. Moritz hatte mich damals auf die Schönheiten ihrer Darstellungen aufmerksam gemacht und wußte des Lobes für die Kollegin, die er zu jener Zeit schwärmerisch verehrte, nicht genug zu finden. Doch waren die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Beiden währenddem erkaltet, ja, das Verhältniß hatte sich feindselig gestaltet, woher es denn auch wohl kam, daß Parcival jene bekannten Worte: „Fahr hin, Griseldis, deine Zeit ist um!“ — mit einem so höhnenden Ausdruck rief, daß es mich förmlich durchschauerte. Was die Ursachen jener Feindschaft waren, vermag ich nur nach Vermuthungen anzugeben, glaube aber, daß Moritz, der kurz vorher und nicht ohne Zuthun seiner ehemaligen Freundin zum Oberregisseur des Hoftheaters ernannt worden, wohl den größten Theil der Schuld daran trug. Vortrefflicher Schauspieler und liebenswürdiger Gesellschafter, hatte er eine wild bewegte Vergangenheit hinter sich und

Episoden aus seinem Prager und Wiener Schauspielerleben, die er eben so lebendig als amüsant zu erzählen wußte, hätte man füglich den Memoiren Casanova's anreihen können; in Wien hatte sich Moritz, der mit seinem wirklichen Namen Mürremberg hieß, mit einer schon älteren Dame, Baronin Schlutizky, vermählt, sich aber nach kurzer Zeit, ohne gesetzlich geschieden zu sein, wieder von ihr getrennt, und damals war auch jenes langjährige Freundschaftsband zerrissen worden. Damit aber, wenn gleich nicht in unmittelbarstem Zusammenhange, fieng Moritz's Stern an zu erbleichen, um, aber erst nach langen Jahren, in Nacht und Grauen unterzugehen. Eine Allerhöchste Ungnade hatte ihn tief getroffen, und wenn er sich auch nach gesetzlich durchgeführter Scheidung mit einem jungen, liebenswürdigen Mädchen, Fräulein Röckel, einer Verwandten Richard Wagner's, verheirathete, so konnte er doch ebensowenig dem Glück gebieten, ihm wie bisher treu zu bleiben, als ihn zu verjüngen und Vieles in seiner Vergangenheit ungeschehen zu machen. Kaum ein Jahr nach seiner Verheirathung — er stand in einem Alter von sechsundvierzig Jahren — vernahmen wir mit großer Trauer, Moritz sei von einem Schlaganfall betroffen worden; doch war dieß nicht der Fall, vielmehr zeigte sich die plötzlich eingetretene Lähmung seiner Füße leider bald genug als der Anfang eines Rückenmarkleidens, an dem er volle zwanzig Jahre unter unbeschreiblichen Leiden bis zu seinem Tode hinsiechte. Da er

bald darauf Stuttgart verließ, so traf ich ihn nur im Fluge auf Reisen wieder und stets, so oft ihn nicht gerade seine Schmerzen peinigten, voll Humor mit dem gleichfrischen Organ wie früher; so erklärte er mir einstmals seinen Zustand, indem er sagte: „Stellen Sie sich vor, mein ganzer Körper ist wie ein einziger durch und durch hohler Zahn, der in beständigem scharfem Zugwinde steht.“ Zuletzt sah ich ihn in Wien gegen Ostern 1868, wo mir Laube von ihm sagte: „Sie werden einen fast todten Mann mit einem lebendig gebliebenen Kopfe finden,“ was auch auf's genaueste seinen fürchterlichen Zustand charakterisirte. Kurz vorher hatte Hofschauspieler Karl Grunert aus Stuttgart auf dem Burgtheater gastirt und nicht besonders gefallen, und ebenvorher war in München die Frau des Grafen Chorinski, eine geborene Ruoff von Stuttgart, die früher am Hoftheater in unbedeutenden Rollen beschäftigt gewesen war, von Julie Ebergeny ermordet worden, auf welche beiden Begebenheiten der unglückliche Moritz nach den ersten herzlichen Begrüßungen zu reden kam. Schon im Vorzimmer vernahm ich seine immer noch kräftige und laute Stimme mit dem schnarrenden R, als er mir zurief: „Wie frrreut es mich, daß Sie mich besuchen“ — ach, es war mir furchtbar, ihn so zu sehen — erblindet, an Händen und Füßen vollständig gelähmt — „haben Sie es denn schon gehört,“ rief er darauf in möglichst heiterem Tone, „daß dieser Grunert das Unglaubliche möglich gemacht hat,

im Burgtheater vor leeren Bänken zu gastiren?“ Dann kam er auf die Chorinski'sche Geschichte und sagte: „Vor langen Jahren habe ich ihn, er war damals noch ein Bube, auf einer Rheinreise gesehen und damals schon ein sauberes Früchtlein an ihm erkannt.“ Auch die Ruoff kam nicht viel besser weg, er erinnerte sich ihrer als eines kleinen dummen Mädels, das sich in's Parterre des Theaters Eintritt zu verschaffen suchte auf selbst geschriebene Anweisungen: — „Ich, Herr Moritz, befehle, daß man der Ruoff ein Theaterbillet gebe.“

So unterhielt er uns wenige Wochen vor seinem Tode von vergangenen Zeiten, während wir, meine Frau und ich, tief betrübt an seinem Schmerzenslager saßen, ich lebhaft an meine erste Stuttgarter Zeit denkend und mich auf's dankbarste der vielen Güte und Freundlichkeit, die er mir damals bewiesen hatte, erinnernd. Seine Frau hatte sich schon seit Jahren von ihm getrennt und eine schon erwachsene Tochter aus früherer Zeit liebevoll seine Pflege übernommen. Wenn er auch in manchem gefehlt, so hatte er nun auch furchtbar gelitten, was schon allein unsere Erinnerung an ihn klären müßte, wenn wir uns auch nicht vergegenwärtigen wollten, daß er ein warmes Herz für seine Freunde besaß, daß er nie besser scheinen wollte, als er war, und daß ihm Heuchelei und Egoismus ferne blieben. —

Unterdessen war der Bau der kronprinzlichen Villa nach

besten Kräften gefördert worden, ohne daß indessen gegen den Herbst 1845 viel mehr zu sehen gewesen wäre, als der Anfang des Sockelgemäuers. Wir hatten bis dahin ziemliche Terrainschwierigkeiten zu überwinden gehabt, mußten von Berg eine neue Straße auf den Bauplatz bauen und ich nahm zu gleicher Zeit die Anlegung des Parkes in Angriff, für den mir Graf Neipperg, der große Gartenkundige, einen jungen Mann, Namens Neuner, empfohlen hatte, der denn auch in einigen Jahren dort oben Park und Gartenanlagen in's Leben rief, die heute noch die Bewunderung aller Fremden sind, welche Stuttgart besuchen. Da es auf der Höhe des Hügels an Wasser fehlte, so mußte sogleich am Fuße des Neckars ein Druckwerk erbaut und eine Wasserkraft zum Treiben desselben gekauft werden, alles Dinge, die Mühe kosteten und nicht nur Zeit, sondern auch Geld in Anspruch nahmen, das seinerseits wieder und oft recht mühsam beschafft werden mußte. Doch will ich ehrlich gestehen, daß trotz alledem jene Zeit des Wirkens und Schaffens heute noch im hellsten, glückseligsten Lichte vor mir steht und später kaum durch die Lust übertroffen wurde, mit der ich an die Bearbeitung meines eigenen kleinen Grundstückes auf der Höhe des Eßlingerberges gieng. Fast täglich Nachmittags, wenn meine vielfache Beschäftigung beim Villabauwesen beendigt war, gieng ich durch die schöne Berghalde, in der das Dörfchen Gablenberg liegt, zu meinem Garten hinauf, Pläne machend, und saß dann droben im

Genuß der herrlichen Aussicht auf einer alten Steinbank. Was konnte hier nicht alles geschaffen werden, doch gehörte Zeit und Geld dazu. Letzteres fehlte mir ganz besonders, weßhalb ich mich vorläufig mit Entwürfen begnügen mußte, aber auch das war mir eine Seligkeit; war doch der Platz so geeignet, um etwas Schönes daraus zu schaffen, und ich kam mir oft vor wie der Künstler angesichts seiner großen weißen Leinwand oder wie der Bildhauer, der daran ist, ein gutes Stück Marmor in Angriff zu nehmen.

Etwas war hier oben allerdings schon geschehen, da der Kronprinz, der es nicht erwarten konnte, seinen Glockenherbst zu veranstalten, befohlen hatte, die Wege und Plätze, die Gebüschgruppen und dergleichen in einen ordentlichen und reinlichen Zustand zu versetzen. Auch ein kleines Gartenhaus mußte gereinigt und etwas hergestellt werden, und als das Ganze solchergestalt präsentabel gemacht worden war, ergiengen die Einladungen zu jener großartigen Herbstfeier, der sich gewiß alle Betheiligten, die heute noch leben, mit Vergnügen erinnern werden. Begreiflicherweise waren nur Herren, wenige außer der Glockengesellschaft, eingeladen, doch Elemente genug vorhanden, um die Heiterkeit zur Lust, die Lust zur Ausgelassenheit zu steigern. An der Aussicht gegen das Neckarthal war eine Batterie kleiner Geschütze aufgefahren, die von dem Eigenthümer derselben, dem Grafen Wilhelm von Württemberg, so wirkungsvoll kommandirt wurde, daß

der Donner majestätisch durch's Neckarthal rollte, und daß schon bei der dritten Salve eine leichte Holzbalustrade zersplittert in die Luft geschleudert wurde. Ein riesiger Korb auf rasch improvisirtem Untersatz trug reife Trauben, aus großen Kannen wurde süßer Most kredenzt, zwischen dichten Gebüschen spielte eine Musikbande und mit dem Souper für später war der Küchenmeister des Kronprinzen, der würdige Steib, beschäftigt. Nur sehr wenige von den Eingeladenen waren „zu ihrem Bedauern" verhindert an dem Fest Theil zu nehmen, unter ihnen Dingelstedt, der aber dafür mit großer Porträtähnlichkeit in Lebensgröße und in voller Uniform gemalt dargestellt wurde, und dem statt der Cigarre brennende Schwärmer zur allgemeinen Ergötzlichkeit in den Mund gesteckt wurden.

So lange es indessen noch Tag war, nahm die Luft ihren ziemlich geregelten Verlauf; sowie es aber einmal dunkel geworden, konnte man sich kaum der hin- und herzischenden Schwärmer, der krachenden Frösche und der Feuerbälle aus direkt auf den Leib gehaltenen Leuchtkugelhülsen erwehren. Auch war ein großes Feuer angezündet worden, durch dessen hochlodernde Flammen jeder ohne Ausnahme der Person und des Standes und insofern mit Hindernissen springen mußte, als sich im Augenblick des Sprunges Schwärmer und Frösche massenhaft unter ihm entzündeten. Für die Abbrennung eines geregelten Feuerwerkes, Raketen, Räder, Sonnen

und dergleichen, sollte der dazu bestellte Verfertiger sorgen, doch mußte sich ein unglücklicher Schwärmer dorthin verirrt haben, denn wie wir noch mit dem Feuersprunge beschäftigt waren, gieng drüben die ganze Geschichte los, und man war kaum im Stande, sich vor den Kanonenschlägen und wie toll hin- und herschießenden Raketen zu schützen, so daß ich mich sehr erleichtert fühlte, als ich endlich zum Souper in dem kleinen Gartenhause mit der großen Gesellschaftsglocke, die an einem Baume aufgehängt war, läuten durfte; doch sollte es auch bei dem Souper nicht ganz ohne Unfall abgehen; denn als nach dem Champagner eine vortreffliche kalte Bowle servirt wurde, erhob sich einer der beliebtesten Glockenbrüder, um nach einem wohlangesetzten Toast auf den Kronprinzen-Protektor seine Pistole in das riesige Porzellangefäß abzuschießen, so daß es in unzählige Stücke zersprang und uns das süße Getränk und die Scherben um die Köpfe flogen. Damit durfte aber mitten in der Luft noch lange nicht aufgehört werden, sondern nicht nur neues Getränke, sondern auch neues Feuerwerk mußte schleunigst herauf beordert werden, so daß wir erst nach Mitternacht jubelnd und singend mit brennenden Fackeln nach der Stadt zurückkehrten.

Drunten vor der Stadt wurden die Fackeln unter dem Rufe: „Heil unserer Glocke, heil!“ zusammen geworfen, und ich begleitete den Kronprinzen nach Hause, das heißt, nachdem wir, wie häufig bei ähnlichen Gelegenheiten, wohl noch

eine Stunde lang auf dem Trottoir vor dem Schlosse gelustwandelt, wobei er von dem Feste als einem äußerst gelungenen sprach.

Das war es auch in der That gewesen, uns allen unvergeßlich, besonders weil es mit demselben jene an sich so harmlosen Zusammenkünfte abschloß, denen so viel und so ohne allen Grund Gehässiges, ja Boshaftes nachgesagt wurde. Es war das Ende unserer Sturm- und Drangperiode, da auch bald darauf an den Kronprinzen eine wichtige und ernste Lebensentscheidung in dem nun deutlicher werdenden Projekte seiner Verheirathung herantrat.

Am russischen Kaiserhofe war man trotz dem sonst so allmächtigen Czaren Nikolaus bis jetzt mit den Familienverbindungen nicht besonders glücklich gewesen. Großfürstin Maria, die älteste Tochter, hatte des zärtlichen Vaters Einwilligung zu ihrer nicht standesmäßigen Verheirathung mit dem Herzog von Leuchtenberg, einem schönen Offizier des Königs von Bayern, schließlich erlangt; Großfürstin Alexandra, für die man auf den Palatinus von Ungarn, Erzherzog Stephan, gerechnet, mußte sich mit einem Prinzen des darmstädtischen Hofes begnügen, und so war es wohl begreiflich, daß Kaiser Nikolaus für seine jüngste und schönste Tochter, die Großfürstin Olga, sorgfältig Umschau hielt, um diese standesgemäß zu verheirathen und deßhalb auf den Thronerben von Württemberg kam. Wer es wiederholt versucht hatte,

König Wilhelm für die Partie zu gewinnen, weiß ich nicht genau anzugeben, wohl aber, daß Fürst Gortschakoff, der allgemein als glücklicher Vermittler gepriesen wurde, durchaus nicht im Stande war, auf den Kronprinzen oder auf den König unmittelbar einzuwirken. Letzterem mochte wohl bei den sich schon damals schwer gestaltenden Zeiten ein mächtiger Verbündeter, wie der Kaiser von Rußland, wünschenswerth sein, es hat sich auch diese Voraussicht bei dem Nikolsburger Frieden im Jahre 1866 glänzend bewährt, während es dem Kronprinzen schmeichelte, die schönste Kaiserstochter gewinnen zu können, und da neben diesem Ruf sie auch den der Güte, der Liebenswürdigkeit und eines verständigen, fein gebildeten Geistes hatte, so ermangelte auch ich nicht, bei den stundenlangen Reden, die mir der Kronprinz über diesen Gegenstand hielt, den Funken anzublasen und das Feuer zu schüren. Da wurde eines Morgens Fürst Gortschakoff, der russische Gesandte, von dem Generaladjutanten und Oberstkammerherrn des Königs, Freiherrn von Spitzemberg, zu einer vertraulichen Unterredung eingeladen. Die Sache wurde besprochen, beiderseitig für annehmbar gefunden und unter dem Rückhalt und der Voraussetzung gegenseitigen Gefallens abgeschlossen. Als Czar Nikolaus diese Meldung erhielt, soll er auf's angenehmste überrascht zu Orloff gesagt haben: „Ich habe bis jetzt immer noch an der Einwilligung des Königs von Württemberg gezweifelt."

Die Kaiserin von Rußland befand sich damals mit ihrer Tochter zum Winteraufenthalt auf einem viel gerühmten, reizenden Landhause bei Palermo, wohin sie Kaiser Nikolaus begleitet hatte, der nun zurückkehrend in Venedig war, wo er den Kronprinzen von Württemberg zu sehen wünschte, ehe dieser als Brautwerber nach Sizilien zöge, weßhalb in aller Hast die umfassendsten Reisevorbereitungen gemacht wurden.

Dießmaliger Reisechef war, als dem Czaren bekannt und genehm, der oben erwähnte General von Spitzemberg, ein schon älterer Herr und eine höchst eigenthümliche Persönlichkeit. Von einer französischen Familie abstammend, hatte er trotz seines langjährigen Aufenthaltes in Württemberg die deutsche Sprache nur mangelhaft erlernt, lebte besonders mit den Artikeln auf sehr gespanntem Fuße, weßhalb die kurzen und barschen Sätze, mit denen er Jedermann anzureden beliebte, um so schärfer und verletzender klangen. Obgleich er dem Könige getreu ergeben und anhänglich war, hatte selbst dieser häufig von den Eigenwilligkeiten seines Generaladjutanten zu leiden; doch schien ihm dieser in vorliegendem Falle, besonders aus dem oben erwähnten Grunde, die geeignetste Persönlichkeit zum Begleiter des Kronprinzen zu sein. Im Aeußern hatte General Spitzemberg etwas Vornehmes, sparte auch nicht kleinlich, wo es galt mit Anstand aufzutreten, und wenn er einmal, was übrigens selten genug vorkam, bei guter Laune war, so wußte er unterhaltend von ver-

gangenen Zeiten zu erzählen, besonders von einem Aufenthalte in Warschau, wo er häufig mit dem allmächtigen und gefürchteten Großfürsten Constantin zusammen kam. Ich hatte bis dahin nur sehr selten mit dem General von Spitzemberg zu thun gehabt, wußte aber, daß er mir nicht besonders geneigt war; denn als einmal die Rede auf das Villabauwesen kam, hatte er im Allgemeinen von den leichtsinnigen Rathgebern des Kronprinzen gesprochen und dann wörtlich hinzugefügt: „Auch die Sekretär des Kronprinz baut sich ein Landhaus bei Gablenberg, was schon nächstens an die zehntausend Gulden kosten wird" — so wurde schon damals meine unbedeutende Gartenwirthschaft in's Maßloseste vergrößert. Da der General übrigens wegen seines rücksichtslosen Wesens genügend bekannt war, so warnte mich für die bevorstehende Reise ein wohlwollender hochstehender Freund, indem er sagte: „Thun Sie strengstens Ihre Pflicht, ja mehr als Ihre Pflicht, daß er Ihnen durchaus nichts anhaben kann, um, wenn er Ihnen alsdann, wie gewiß, mit Grobheiten kommt, im Rechte zu sein und ihm eben so derb antworten zu können." Er fuhr mit dem Kronprinzen in einem Wagen, während mein verehrter Freund, Doktor von Hardegg, mit Berlichingen im zweiten, und ich, der mit einem Diener in einer leichten Kalesche vorausgieng, hatte einen königlichen Courier in geschmackvoller Uniform, der in eigenem Wagen die ersten vorläufigen Bestellungen machen mußte, zu meiner Verfügung.

Als ich mich bei General Spitzemberg im Dezember als „fertig zur Reise“ meldete, bekam ich sogleich einen Vorgeschmack seiner Liebenswürdigkeit, indem er mir sagte: „Sie hat die Kronprinz schon ein paar Mal begleit', aber doch dabei nichts gelernt, wie ich gehört; denn es soll dabei sehr viel Unordnung gewesen sein, was natürlich ist bei so junge, leichtsinnige Leut'; doch darf das bei mir nicht vorkommen, und hoffe ich, daß Sie pünktlich Ihr Pflicht thut.“ Begreiflicherweise versprach ich das, um mir sein Wohlwollen zu erhalten, wäre aber fast noch vor der Abreise mit ihm eines besonderen Umstandes wegen in ernstliche Differenzen gekommen. Der Kronprinz hatte nämlich die Erlaubniß gegeben und auch der König zugestimmt, daß ich den Architekten Leins, der die italienischen Bauwerke noch nicht aus eigener Anschauung kannte, in meinem Wagen mit nach Venedig und Rom nehmen dürfe, um ihm so während der Winterzeit Studien zum Nutzen des Villabauwesens zu ermöglichen. Doch war Leins mit seinen Reisevorbereitungen nicht fertig geworden und hatte unter anderem, als ich Morgens um neun Uhr abfahren sollte, noch auf seinen Paß zu warten. Schon eine Viertelstunde später schickte der General zu mir, warum ich noch nicht fort sei, was sich von einer halben Stunde zur andern wiederholte, bis ich endlich gegen elf Uhr ohne Leins abfuhr, ihn aber dafür in Plochingen erwartete, wo er sehr spät Nachmittags eintraf; doch war dabei nichts

verloren, als daß wir in einer allerdings strengen Winternacht die höchst ungemüthliche schwäbische Alb passirten und in Ulm, statt dort über Nacht zu bleiben, recht durchfroren sogleich unsern Weg fortsetzen mußten. Es war überhaupt ein recht unbehagliches, stürmisches Reisewetter, wie ich es selten erlebt. Ich erinnere mich, daß wir auf einer hochgelegenen Poststation Leins festhalten mußten, damit ihn der Wind, der sich in seinen dichten Mantel verfangen, nicht davon führte. Doch hatten wir ja Italien vor uns und waren guter Dinge, ich besonders durch die Aussicht, endlich auch Venedig, die trauernde Königin der Adria, zu schauen, Sizilien wieder zu sehen und das schöne, viel gerühmte Palermo kennen zu lernen. Da der Kronprinz, um sich nicht zu sehr anzustrengen, langsam reiste, so blieben auch wir in Innsbruck und zu Brixen im „Elephanten" über Nacht, wo ich mich bemühte, meinen Reisegefährten, der mir während der Fahrt am Tage die lehrreichsten Vorlesungen über Baukunde und dergleichen hielt, dafür zum Zeitvertreib in langweiligen Abendstunden in die Feinheiten des Piquets einzuweihen, was mir aber durchaus nicht gelang. Sonst aber war mir Leins nicht nur der angenehmste Gesellschafter, sondern ließ mich auch die herrlichen Bauwerke Italiens unter Bemerkungen und Verständigungen sehen, die mir Manches, was ich früher nur oberflächlich beschaut, erst zum klaren Verständniß brachten und dadurch unvergeßlich wurden. Es war ein etwas nebeliger

Sonntagsmorgen, als wir, Leins und ich, dem Kronprinzen um einen Tag voraus, von Meſtre, wo unſere Wagen, um ſie nicht ganz unnöthiger Weiſe über die Lagunen zu ſchaffen, eingeſtellt wurden, auf einem kleinen Boote über die weite, glatte, ſtille Waſſerfläche gen Venedig fuhren; hie und da huſchten wir im Nebel oft an unkenntlichen Gegenſtänden vorbei, an Pfahlgerüſten, an einſam mitten im Waſſer liegendem Mauerwerk, begegneten auch wohl vorüberkommenden Gondeln, im Dunſte kaum ſichtbar, wenn ſie ſchattenhaft unter dem eigenthümlich klingenden Anrufe an uns vorüberzogen; niemals aber werde ich den großartigen Augenblick vergeſſen, als mit einem Male vor uns aus der noch immer unſichtbaren Stadt vielſtimmige Glockentöne über das Waſſer hallten und es gerade ſo war, als klängen ſie vor uns aus der Tiefe der Meeresfluth hervor. Wie oft ich Venedig auch ſpäter wieder geſehen, an klaren und trüben Tagen, im Mondſcheine und bei Sonnenlicht, bleibt mir doch vor Allem jene erſte Einfahrt im Nebel unter dem melodiſchen Glockengeläute die unvergeßlichſte. Auch als wir ſchon im Kanal Grande angekommen, begierig waren, etwas von den viel gerühmten Paläſten zu ſehen, deren Anblick uns die wogenden Nebelſchleier verdeckten, ſo hüllten dieſelben wieder alles ſo phantaſtiſch ein, damit das Bild vervollſtändigend, das ich mir von der trauernden Meereskönigin gemacht.

Doch war ſie ſchon nach einer Stunde ſo freundlich,

ihre trüben Schleier abzuwerfen und ſich in blendendem Sonnenlichte, beſtens geſchmückt zu zeigen, denn als wir von dem Balkon des Hôtel de l'Europe, unſerer herrlich gelegenen Wohnung, hinausſchauten, ſahen wir vor uns die weiten Waſſerflächen bis zur majeſtätiſchen Salute und dem fernliegenden Armenierkloſter hell erglänzend, dann den wunderbaren Dogenpalaſt in aufleuchtender Pracht und ſowohl die Schiffe im Hafen, als auch den hohen Campanile der Markuskirche und andere aufragende Thürme zu Ehren des Kaiſers von Rußland, der geſtern gekommen war, beflaggt.

Unſer erſter Spaziergang durch enge Gaſſen war nach dem Markusplatze, und vermag ich es nicht, den Eindruck zu ſchildern, der mich beim Anblick deſſelben beinahe überwältigte. Mit Tauſenden geputzter Spaziergänger angefüllt, die beſonders vor den Procuratien, vielleicht in der Hoffnung, den gewaltigen nordiſchen Kaiſer zu ſehen, hin und her wogten, erſchien er heute ganz wie ein rieſiger Feſtſaal, herrlich geſchmückt durch die Kirche des heiligen Markus in ihrer bunten, arabiſchen Pracht, ſowie vor ihr durch die bekannten drei Maſtbäume, umwallt von den Flaggentüchern der ehemaligen drei Königreiche Cypern, Candia und Morea, und damit die Täuſchung mit dem Feſtſaale vollkommen ſei, ließen zwei öſterreichiſche Muſikchöre abwechſelnd ihre dröhnenden Klänge vernehmen.

In der Frühe des andern Morgens fuhr ich nach Meſtre hinüber, um dort für den Empfang des Kronprinzen alles

auf's ſorgfältigſte vorzubereiten, — eine bequeme, elegante Gondel für ihn und den General, eine andere für Hardegg und Berlichingen, ein größeres Boot für Dienerſchaft und Gepäck, und dann hatte ich mich einer guten Remiſe zur Unterbringung ſämmtlicher Equipagen verſichert. — Endlich, es mochte Mittag geworden ſein — kamen die Wagen unter dem in ſolchen Fällen gebräuchlichen Halloh und Peitſchenknall der feſtlich geputzten Poſtillone, begleitet von zahlreichen Zuſchauern, und der Kronprinz, obgleich er müde erſchien, empfieng mich auf's freundlichſte und reichte mir die Hand, nachdem er ausgeſtiegen war. Für den Platz, wo er in ſein Boot ſteigen ſollte, hatte ich für Abſperrung der Zuſchauermaſſen geſorgt, auch bequeme Stufen herrichten laſſen und dachte nun auch von dem General, der äußerſt mürriſch drein ſchaute, ein anerkennendes Wort zu hören, aber weit gefehlt! Mochte er nun das große Boot für Dienerſchaft uud Gepäck nicht bemerkt haben, genug, er ſah mich ſcharf an und ſagte in ſeinem barſchen Tone: „Glaubt Sie denn, daß man Gepäck und Dienerſchaft auch in dieſe kleine Boot laden ſoll, und hab' Sie gar kein' Begriff, daß ſich das nicht ſchickt, aber ſo ſind dieſe leichtſinnige junge Menſch', die nix verſtehen und nix lern'!“ worauf ich ihm eingedenk jenes wohlwollenden Freundes mit ſehr lauter Stimme zur Antwort gab: „Ew. Excellenz ſollten, bevor Sie gleich anfangen zu tadeln, gefälligſt Ihre Augen öffnen, um dort das große Boot für Dienerſchaft und Gepäck

zu ſehen, auch möchte ich um das Zutrauen gebeten haben, daß ich die mir vorgeworfene Ungeſchicklichkeit jedenfalls nicht begehen würde.“ Er ſah mich erſtaunt an, ſchwieg aber und ich bemerkte an einem leichten Lächeln des Kronprinzen zu meinem Vergnügen, daß ich das Richtige getroffen. Da er auch bei der Ankunft in Venedig die Wohnung des Kronprinzen, ſowie ſeine eigene in beſter Ordnung fand, ſo ließ er mich nicht nur einige Tage mit ſeinen Mäkeleien in Ruhe, ſondern ich mußte ihm ſogar Troſt zuſprechen, da er vor der erſten Zuſammenkunft der beiden hohen Herren eine gewaltige Angſt hatte — „weil,“ wie er ſagte, „die Kronprinz von die lange Fahrt ſo gar nervös geworden ſei,“ worauf ich ihm entgegnete, daß Kaiſer Nikolaus das gewiß ſehr begreiflich finden und ſicher alles thun würde, um den jungen Prinzen zu ermuthigen und freundſchaftlich heranzuziehen. So war es denn auch, und nach der erſten Zuſammenkunft erzählte mir der General freudeſtrahlend, wie herzlich der Empfang geweſen ſei und welch günſtigen Eindruck die Kronprinz gemacht. Daran hatte ich übrigens eben ſo wenig gezweifelt, als an der Allergnädigſten Erlaubniß des Czaren, zur Brautwerbung nach Palermo zu reiſen.

Meine Mußeſtunden benutzte ich eifrig dazu, mit Leins durch das herrliche Venedig zu ſtreifen und unter ſeiner Leitung nicht nur Vieles zu ſehen, ſondern auch gründlich kennen zu lernen; auch betrachteten wir Manches in Bezug

auf unſeren Villabau und ließ ich auf Leins' Angabe und nach ſeiner Auswahl Kartonabdrücke von den herrlichen Renaiſſancereliefs eines edlen Kunſtwerkes der kleinen Kirche bei Miracoli, die, ganz in weißem Marmor ausgeführt, wenig beſucht an einem kleinen Kanale liegt, machen. Manche davon ſind, gerade ſo ausgeführt, an der Villa zu ſehen; auch beſuchten wir fleißig den Ghetto, das Judenviertel, wo damals noch und zu beziehungsweiſe billigem Preiſe wahre Schätze in alterthümlichen Holzſchnitzereien, Waffen und kunſtvollen Broncen zu finden waren.

Für letztere hatte mir König Wilhelm Aufträge gegeben, und erwarb ich auch Vieles an Gefäßen, Schalen und großen Platten, theils mit Gold und Silber inkruſtirt, theils in jenen zierlichen mauriſchen Zeichnungen nur gravirt, wie ſie gegenwärtig noch zu den Sehenswürdigkeiten des Luſtſchloſſes Wilhelma gehören.

Bei der Weiterreiſe über Padua und Ferrara beſichtigten wir hier den Palaſt der Eſte mit den Erinnerungen an Arioſt und Taſſo und blieben darauf in Bologna über Nacht, wo Leins und ich eben noch Zeit fanden, der heiligen Cäcilie einen verehrungsvollen Beſuch abzuſtatten. Am andern Tage begegneten wir auf der Straße des Apennin einem eigenthümlich gebauten Fourgon, hinten mit einem langen Wagenkaſten, vorn mit einem ſchmalen Coupé, in dem ein ruſſiſcher Feldjäger ſaß. Es war dieß einer der kaiſerlichen Couriere,

die regelmäßig alle vier Wochen direkt von Petersburg nach Neapel und von dort zu Schiff nach Palermo giengen. Sie brachten der Kaiserin sinnige Gaben ihrer hohen Familie, nützliche Haushaltungsgeschenke, Briefschaften und dergleichen; sie brauchten über drei Wochen zu diesem langen Wege und erhielten tausend Dukaten für die Kosten der Hin- und Herreise.

Um Florenz, wo der Kronprinz wegen verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Beziehungen wohl einen Aufenthalt hätte nehmen müssen, zu vermeiden, fuhren wir über Forli, Rimini, Foligno und Terni nach Rom, wobei ich auch interessante Städte am Ufer des adriatischen Meeres, wenn gleich nur im Fluge, sah; doch kam ich mit meinem leichten Wagen und guten Trinkgeldern stets eine genügende Strecke voraus, um hie und da, wo es besonders Sehenswerthes gab, mit Leins einen kurzen Aufenthalt nehmen zu können. Noch lange Jahre nachher erinnerten wir uns dabei mit wahrer Aufregung der schönsten Italienerin, eines wundervollen Mädchens in Fossombrone, die unter der Thüre ihres Hauses, an dem wir dicht vorüberfuhren, stand, sanft zurückgebogen, indem sie den rechten Arm auf ihren Kopf gelegt hatte und unsern lauten Gruß herzlich lachend erwiederte.

Von Rom gieng es sogleich über Terracina und Gaëta weiter und in Neapel trennte ich mich von meinem Freunde Leins, der alsdann seine Rückreise mit längerem Aufenthalt

in Rom und Florenz machte. Auch besuchte er von letzterer Stadt aus Carrara, um sich dort an Ort und Stelle bei einigen der bedeutendsten Marmorarbeiter nach den Preisen zum Zweck unseres Villabauwesens zu erkundigen; denn jetzt bei der bevorstehenden Verbindung mit dem reichen russischen Kaiserhause spannten wir sachte unsere Projekte höher und höher und hätten ein Treppenhaus anders als von weißem carrarischen Marmor absolut unwürdig für die künftige Kronprinzessin gehalten, auch standen die Preise für Material und Arbeit damals so niedrig, daß Treppenstufen und die Säulen mit kunstvollen Kapitälen bei uns aus gewöhnlichem Stein nicht so billig hätten hergestellt werden können, wozu allerdings wieder die, aber immerhin mäßige, Wasserfracht kam, da alle Gegenstände zu Schiff über Rotterdam, Mannheim und Cannstatt bei Stuttgart geführt wurden.

In Neapel wurde auf dem Dampfer „Palermo" Salon und Schlafkabinen für die nächste Fahrt gemiethet, wobei mir der General mit ganz besonderer Liebenswürdigkeit anempfahl, ihm ja einen guten Schlafwinkel zu besorgen, da er stets von der Seekrankheit zu leiden hätte; doch hatte ich in dieser Hinsicht keine großen Befürchtungen, da das Wetter klar und die See beziehungsweise ruhig war.

Mich erfaßte ein eigenthümlich poetisches Gefühl, als wir aus dem herrlichen, tiefblauen Golfe glitten, hinter uns den mächtigen Vesuv lassend, dessen ewige Rauchwolke bei der

ſtillen, klaren Luft faſt unbeweglich über ihm ſtand, vorbei an den maleriſchen Geſtaden und den ſeltſam geformten Inſeln, begleitend die Meerfahrt des nordiſchen Königsſohnes, der hinaus zur glückſeligen Inſel zog, um dort die ſchöne Kaiſerstochter zu gewinnen. Auch, glaube ich, wäre Alles bei der nur leicht bewegten See auf's behaglichſte abgegangen, wenn der Kronprinz, der ſich gleichfalls ſehr tapfer hielt, nicht die Idee gehabt hätte, das Diner oben auf einem der Radkaſten ſerviren zu laſſen. Vergebens ſtellte ich ihm die dort größere Bewegung des Schiffes ſowie das unangenehm fühlbare Rütteln der Maſchine vor; er wandte dagegen die friſche Seeluft ein, die ihn dort angenehmer umſpiele, und nachdem ich einigermaßen beſorgt die nöthigen Befehle gegeben, unterließ ich es nicht, für den Fall der Noth nach den Schlafſtellen drunten zu ſehen, wo ſich ſchon einige von der Dienerſchaft bemühten, ihre Abrechnung mit dem Meere richtig zu ſtellen. Bei dem Diner ſchien während der erſten Gänge alles ganz vortrefflich zu gehen, wenn auch Berlichingen's Lächeln etwas Erkünſteltes hatte und ſeine Naſe auffallend ſpitz und bleich war, ſo hätte ich trotzdem einen ſo plötzlichen Ausbruch der Seekrankheit nicht erwartet; denn mit einem Male ſprang er auf, preßte, eine Entſchuldigung ſtotternd, ſeine Serviette an den Mund und ſtürzte davon, wobei ihm der alte General einen ſo bangen Blick nachſandte, daß ich durchaus nicht überraſcht war, ihn eine Viertelſtunde ſpäter gleichfalls folgen zu

ſehen. Er war wenige Minuten unten, als ich zu ihm gerufen wurde und ihn mit jammervoller Miene, gelblichem Teint und einer weißen Nachtmütze im Salon ſtehend fand, wo er mir kläglich zurief: „Denk' Sie ſich nur, da hat ſich die rückſichtsloſe Berliching in meine gute Bett gelegt und will nicht aufſtehen," — allerdings auch ein hartes Verlangen bei dem Jammer, in dem ſich der eben Genannte befand. Ich beſorgte dem General noch eine andere leer ſtehende Kabine, half ihm auch ſo gut als möglich und ſtieg dann wieder zu meinem Diner hinauf, doch kam mir auch der Kronprinz ſchon auf der Treppe entgegen, um ſich von ſeinem Kammerdiener ſchleunigſt zur Ruhe bringen zu laſſen.

Droben fand ich unſeren vortrefflichen Leibarzt, der ſich bis jetzt durch Alles das nicht hatte anfechten laſſen, und wer weiß, ob er nicht ſtandhaft geblieben wäre, wenn nicht der Kellner eine Art gebackener Goldfiſche in brauner Zwiebelſauce ſervirt hätte, die allerdings wie geſchunden ausſahen, was dem guten Hardegg einen ſolchen Ekel verurſachte, daß auch er ſich eilends entfernte, und nun ſaß ich allein hoch auf dem etwas ſtärker ſchaukelnden Schiffe vor ein paar gut gekühlten Champagnerflaſchen und wußte mir in dieſem Ueberfluß nicht anders zu helfen, als daß ich den Kapitän, einen wackeren italieniſchen Seemann, der, ſein Fernrohr unter dem Arm, auf der Radkaſtenbrücke hin- und hergieng, dazu einlud.

Nach und nach wichen die Höhenzüge Calabriens ſcheinbar

zurück und verschwanden endlich in Dunst und Abendnebel, während sich die leicht wogende See zuerst tiefblau, dann immer dunkler zu färben begann, um bei völlig eingetretener Finsterniß geheimnißvoll wieder aufzuleuchten.

Lange blieb ich auf dem Verdecke, allerdings mit kurzen Unterbrechungen, in denen ich nach den Kranken sah, um ihnen so viel als möglich zu helfen. Der Kapitän hatte mit mir von Stromboli gesprochen, daß der Vulkan dort seit einiger Zeit wieder feure, und ihn so zu sehen wurde mir auch vergönnt; fast grauenhaft war es in der finsteren Nacht, plötzlich Funken und Flammen donnernd aufsteigen und vom Schein wie glühend übergossen, nur auf einen kurzen Augenblick blitzartig den Krater erscheinen zu sehen.

Am andern Tage war es fast Mittag geworden, ehe mir der Kapitän die ersten dämmernden Umrisse Siziliens, die ich für Wolkenbänke gehalten hatte, zeigte; dann erschien auch mir deutlich der wundervolle Halbkreis fein gezeichneter Höhen, in dem das herrliche Palermo, von grünen Gärten umgeben, wie in einer Fruchtschale liegt, die meilenbreite lachende Ebene mit Recht Conca d'oro, goldene Muschel, genannt, hier abgeschlossen durch Capo Zafferano mit seinen Felsenzacken, das sich wie eine gebieterische Grenzscheide lang in die blauen Fluthen hinausstreckt, während sich drüben der malerisch gezackte, vielgipfelige Monte Pellegrino erhebt, unvergeßlich in seiner breiten majestätischen Form mit den in

kühnem Schwung faſt ſteil in die See fallenden Felſenwänden.

Schon gegen Morgen erſchien die See beruhigter, und da auch das vorliegende Sizilien die Meerfluth abhielt, ſo hatten wir in Kurzem ſo glattes Waſſer mit geringſter Schiffbewegung, daß ſchon mit den erſten Sonnenſtrahlen das Geſpenſt der Seekrankheit wich und ſämmtliche Kranke auf dem Deck erſcheinen konnten, was mich ganz beſonders für den Kronprinzen freute; denn es wäre doch traurig geweſen, wenn er das Land ſeiner ſchönſten Hoffnungen unter den Nachwehen jenes Leidens betreten hätte. Irgend welcher Empfang dort war klugerweiſe abgelehnt worden, und ſo näherte man ſich denn froh und wohlgemuth, wie andere unabhängige Reiſende, allerdings mit hohen Erwartungen der berühmten Inſel und konnte das damals ausnahmsweiſe ſo intereſſante und großartige Hafenleben angenehmer auf ſich einwirken laſſen. War doch die Bucht mit zahlreichen größeren und kleineren jener zierlich geſchnäbelten ſizilianiſchen Barken angefüllt, die vom Lande kommend oder dahin gehend oder auch aus bloßer Neugierde getrieben, die ruſſiſchen Kriegsſchiffe und Dampfer umſchwärmten, welche finſter und dräuend aus dieſen Schaaren leichter, kleiner Fahrzeuge mit ihren Schloten und Maſten emporſtarrten.

Ueber alles Andere hervor ragte ein ruſſiſches dreidecktiges Linienſchiff, das geſtern zur Begrüßung der Kaiſerin ange-

kommen war, unter dem dicht vorüberfahrend wir unſern Ankerplatz ſuchten; ſeine rieſigen Maſten waren beflaggt, luſtige Muſikklänge tönten vom Verdeck und an ſeinen Borden lehnten Matroſen und Soldaten mit breiten, ſtumpfen Geſichtern, deren Phyſiognomieen einen grellen Abſtich bildeten gegen die feinen, ſcharf ausgeſchnittenen, ausdrucksvollen Züge unſerer neugierig hinüberſchauenden Schiffsmannſchaft.

Der einzig wohlthuende Empfang, der uns zu Theil wurde, geſchah durch eine eigens für den Kronprinzen mit Gefolge beſtimmte große Barke, die uns ohne jene ſonſt läſtigen Zoll- und Paßviſitationen an's Land ſetzte, wo Wagen bereit ſtanden, um uns durch die lange, ſchnurgerade Hauptſtraße Palermo's, den Caſſero oder Toledo, bis an's ſüdliche Ende der Stadt zu führen, wo der Palaſt der Marcheſa Seſſa, gegenüber der prachtvollen Kathedrale, für den Kronprinzen gemiethet und eingerichtet worden war. Es war das einer jener alten ſizilianiſchen Paläſte mit hohen und weiten, aber verblichenen Prunkgemächern, mit wohnlichen Zimmern für den Kronprinzen, General Spitzemberg und Berlichingen, während dem Leibarzte von Hardegg und mir ein paar allerdings geräumige Gemächer zugewieſen wurden, die aber finſter waren, weil ihre Fenſter auf einen düſteren Hof giengen und aus denen uns beim Eintritt eine feuchte Kellerluft entgegendrang, weßhalb Hardegg ſogleich entſchied: „Hier bleiben wir Beide jedenfalls nicht, und wenn nichts

anderes für uns zu finden ist, so suchen wir uns selbst ein Quartier."

Hiezu hatten wir auch bis zum Diner genügende Zeit, spazierten den Cassero hinunter bis zum Meere, wo wir auch in dem schönen Gasthofe Trinacria im dritten Stock ein paar freundliche, sonnige Zimmer mit unbeschreiblich prachtvollem Ausblick auf das weite tiefblaue Meer und den farbig glühenden Monte Pellegrino fanden. Als Hardegg später diesen Quartierwechsel in seiner kurzen und bestimmten Art zur Sprache brachte, versuchte allerdings der General ein paar Einwendungen, doch ersuchte jener ihn ruhig, sich die für uns bestimmten Gelasse anzuschauen, dann werde er ihm Recht geben, daß jene Räume allenfalls für Skorpionen und nicht für Menschen wohnlich seien. Ich war glücklich über diese Veränderung; denn neben der Annehmlichkeit einer so herrlichen, sonnigen Wohnung brachte es mich auch dem liebenswürdigen, geistreichen Manne näher; wir benützten auch von da ab alle freie Zeit, um gemeinschaftlich die interessantesten Ausflüge zu machen.

Unvergeßlich wird mir gleich der erste Abend bleiben, da wir still träumend auf der Terrasse vor unsern Zimmern saßen, um bei einer vortrefflichen Cigarre all diese unsagbare Schönheit auf uns wirken zu lassen.

O Palermo, reizende Stadt! Mit deinem prächtigen Hafen, mit dem Monte Pellegrino, deinem Wahrzeichen und

dem rieſenhaften Leuchtthurme! Denn glänzt er nicht weit in die See hinaus, namentlich Abends und Morgens, in immer wechſelnden, brennenden Farben? Ja, bis zum ſpäten Abend, wo die violetten Schatten ſeiner Schluchten immer größer und bedeutender werden, langſam die Gluth ſeiner Lichter auslöſchen und ihn endlich mit einem mächtigen Schleier überziehen. O Monte Pellegrino, wie oft hieng mein Auge an deinen ſeltſamen zackigen Formen, wie oft verfolgte es den Weg, der dich in den eigenſinnigſten Wendungen erklimmt! — — und ruhig blickſt du auf Palermo, die prächtige, glänzende Stadt mit ihren gelben Kuppeln und ſtrahlenden Zinnen, rings umgeben von den zahlloſen Orangen- und Citronengärten, die mit ihrem tiefdunklen Laube einen Kreis um dich bilden und eingefaßt ſind von den flimmernden Bergen, braun und ernſt, wunderſam gegliedert, wie mit dem Meißel herrlich geformt, wie aus Bronce gegoſſen als würdigſte Umrahmung der Conca d'oro.

Tags darauf am Vormittage kam der große Augenblick, wo der Kronprinz, begreiflicherweiſe in ſehr erregter Stimmung, begleitet von General Spitzemberg, ſeinen erſten Beſuch bei der Kaiſerin machte, und als er nach dort im engſten Familienkreiſe eingenommenem Frühſtück zurückkehrte und mir beglückt ſeinen Eindruck ſchilderte, konnte ich mich nicht enthalten, ihm aus tief bewegtem Herzen meinen Glückwunſch zu ſagen; auch der General ließ mich ſpäter zu ſich kommen; ich fand

ihn mild und weich gestimmt, wie nie, und offenbar gerührt erzählte er mir von dem glücklichen Erfolg jener ersten Zusammenkunft. „Die Kronprinz," sagte er, „hat den günstigsten Eindruck gemacht und was die Großfürstin anbelangt, so war sie von einer entzückenden Liebenswürdigkeit; auch die Kaiserin hat ihn mit einem vertraulichen Entgegenkommen aufgenommen und ich darf nach Hause schreiben, daß die Sache so gut wie arrangirt ist." Meine Frage, ob die Großfürstin wirklich so schön sei, beantwortete er zuerst mit einem Blick des Erstaunens und dann in etwas barscherem Tone mit dem Ausruf: „Was schön! — wie mag Sie nur so frag', schöner als ich von Prinzessinnen und auch von andern Damen je etwas gesehen — o, schön, sehr schön und so lieb und offen, daß es mir warm um's Herz geworden."

So enthusiastisch hatte ich den alten Herrn nie gesehen; doch als ich nach einigen Tagen selbst so glücklich war, der Großfürstin vorgestellt zu werden, mußte ich ihm nicht nur Recht geben, sondern fühlte mich wahrhaft verwirrt vor dieser blendenden und doch wieder so reizenden und anmuthigen Erscheinung. Darüber Näheres und Weiteres zu sagen, wäre unnöthig und überflüssig; ich will aber hinzufügen, daß mich nicht nur ihre hohe, herrliche, weich gerundete Gestalt sowie die ächt griechische Schönheit ihres Gesichts entzückte, sondern mehr noch die Anmuth ihrer Bewegungen, der Wohllaut ihrer Sprache und die gutmüthige, fast vertrauliche Art,

mit der ſie auch mich empfieng und unbefangen mit mir plauderte.

Südlich von Palermo in der Gartenvorſtadt Olivuzzo lag die Villa der Fürſtin Butéra, wo die Kaiſerin von Rußland mit der Großfürſtin Olga und einem Theil ihres zahlreichen Gefolges wohnte, und unvergeßlich iſt mir der Eindruck des erſten Beſuches, den ich mit Doktor von Hardegg in Abweſenheit der hohen Gäſte dort machte. Wir hatten dadurch Muße genug, Wohnung und Garten behaglich anzuſchauen, und bei jedem Schritte ſteigerte ſich unſer Wohlbehagen, unſer Entzücken, denn hier war von keinem Palaſte mit großartigen Säulenreihen und weiten, hallenden Gemächern die Rede, ſondern ein anmuthiges, nicht allzu großes Landhaus empfieng uns; wir ſchritten durch bequem eingerichtete Zimmer, wir fanden ſchattige Veranden, reizende, lauſchige Winkel unter den duftigen Laubdächern ſüdlicher Gewächſe, kurz etwas feenhaft Liebliches mitten in einem Garten gelegen, deſſen Pracht nicht entzückender ſein konnte. Wie eine Märchenphantaſie umſtanden uns hier in ſolcher Ueppigkeit nie geſehene Pflanzen und Blumen, und nicht wie in einem Gewächshauſe, mit nothwendiger Raumerſparniß, kunſtvoll arrangirt, ſondern in Gruppen und herrlichen Anlagen frei, faſt wild wachſend und doch wieder wie kunſtſinnig zuſammengeſtellt. Die indiſche Miſpel und der Erdbeerbaum, dort der chineſiſche Bambus und die egyptiſche Papyrusſtaude, da wieder

der Pfefferſtrauch von den Molukken und die Magnolien mit anderen Blüthenbäumen aus den amerikaniſchen Urwäldern; dazwiſchen rieſige Aloeſtauden mit hohen Blüthenſtengeln und hochemporragende ſchlanke Palmen mit ihren goldgelben Früchten; ja, überall, wohin man ſchaute, eine unendliche Fülle der üppigſten Vegetation mit ſeltſam geſtalteten, farbenſtrahlenden Blumen, deren berauſchendes Duftmeer uns wie ein Hauch des Morgenlandes anwehte.

Doch lockte uns ein ſchattiges Plätzchen zum Sitzen; zierliche Fauteuils umſtanden einen Marmortiſch, auf dem ein Buch mit feinen Handſchuhen lag, wahrſcheinlich von der ſchönen Kaiſertochter, weßhalb ich gern einen davon mitgenommen hätte. Hier ſaß ſie gewiß häufig, denn es war ein wunderſamer Platz; zahlloſe unbekannte Wohlgerüche ſchwammen in der Luft, während das ſanfte Rauſchen eines Springbrunnens unſere Sinne einzuſchläfern drohte, vielleicht um uns empfänglicher zu machen für zauberhafte Stimmen, die uns Märchen erzählen wollten von dem ſchönſten Punkte der Erde und einem Liebesfrühling, der ohne Gleichen hätte ſein können.

Der Kaiſerin und der Großfürſtin wurden wir am andern Tage und, wie das ſo ruſſiſcher Brauch war, bei einem Feſte vorgeſtellt, das der Kommandant des Linienſchiffes Ihrer Majeſtät gab, und wo wir auch dann die ganze ruſſiſche Kolonie bei einander ſahen, ſchöne wohlgewachſene Männer

in ſchimmernden Uniformen mit zahlloſen Sternen und Ordensdekorationen, hübſche Damen im Gefolge der Kaiſerin, wichtigthuende Kammerherren und Dienerſchaft durch alle Rubriken bis zu den Seſſelträgern Ihrer Majeſtät, die in ihrem tſcherkeſſiſchen Coſtüme mit den ſchwarzen, ſpitzen Pelzmützen beim Volk das meiſte Aufſehen erregten.

Die Kaiſerin ruhte in einem Lehnſeſſel, als ich das Glück hatte, ihr vorgeſtellt zu werden, und ſprach mit leiſer Stimme, ſehr gütig und herablaſſend; ſie hatte ſchon von unſerem Villabauweſen gehört, was ſie zu freuen ſchien, und von dem ſie, ſobald es mir möglich ſei, Pläne zu ſehen wünſchte.

Dann wurden auf Deck von galonirten Dienern allerlei Früchte und Erfriſchungen herumgereicht, doch hatte man kaum Zeit etwas zu genießen, da die Kaiſerin alsbald das Zeichen zum Aufbruch gab. Sie wurde ſammt ihrem Lehnſeſſel auf eine kleine Eſtrade getragen, die in Flaſchenzügen an einer der großen Raaen hieng, um ſo in die anſehnliche Tiefe von mindeſtens drei Stockwerken auf das Deck ihres kleinen Dampfers niedergelaſſen zu werden; dazu hatte das Schiff reich geflaggt, alle Mannſchaft ſtand Hurrah rufend auf den Raaen, die Offiziere ſalutirten und von der Muſikbande wurde die Volkshymne geſpielt, wobei aber doch ſchließlich neben all' dieſer Pracht und Herrlichkeit den ſchönſten Anblick die Großfürſtin Olga bot, welche aufrecht neben ihrer Mutter ſtehend

mit der hocherhobenen rechten Hand eines der Taue faſſend und ſo in voller Geltung ihrer prachtvollen Geſtalt heiter lächelnd in die Tiefe fuhr.

Dergleichen kleine Feſte, beſonders Ausflüge in die Umgebung, liebte die Kaiſerin ganz beſonders, wodurch ſie ihr Gefolge, vor allem das Küchendepartement in beſtändiger Bewegung hielt; denn es machte ihr durchaus keine Schwierigkeit, vielleicht im Garten des arabiſchen Luſtſchloſſes Ziſa zu frühſtücken, ihr Diner in irgend einer Villa mit prachtvoller Ausſicht zu nehmen, in dem reizenden Kloſterhof von Monreale zu goutiren und bei ſtiller See auf einem der Dampfer den Thee zu trinken. Begreiflicherweiſe war der Kronprinz dabei ihr täglicher und lieber Begleiter, weßhalb wir viel freie Zeit hatten, die wir ausgiebig benutzten, beſonders um die herrlichen Bauwerke aus der Sarazenen- und Normannenzeit zu bewundern; vor allem zog es uns häufig zum alten königlichen Palaſte hin, in deſſen Nähe am Ende der Straße Caſſero der Kronprinz wohnte und wo wir die hochintereſſante Kirche mit ihren vielen, allerdings ſpäter aufgeſetzten Kuppeln beſtändig vor Augen hatten. Unvergeßlich bleibt mir die berühmte Capella Palatina, von König Roger in den Hof ſeines königlichen Palaſtes eingebaut.

Wer zum erſten Mal hineintritt, fühlt ſich ſeltſam und feierlich ergriffen; dunkler Goldglanz umwogt ihn, märchenhaft ſteigen die Säulen und Bogen aus dem Halbdunkel

empor, nur oben unter der Kuppel strahlt goldene Helle. Auf den mit Marmor oder Goldgrund bedeckten Wänden sehen wir die Mosaikfiguren bald im Dämmerdunkel verschwinden, bald im Streiflicht der Sonnenstrahlen hell hervorblitzen.

Im Dome zu Palermo, den schon die Araber aus der Hauptkirche der Stadt, die der Maria Assunta geweiht gewesen war, in eine Moschee verwandelten und die Normannen dem christlichen Kultus zurückgaben, zog es uns stets wieder zu den Särgen der Könige aus dem Geschlechte der Normannen und der Hohenstaufen, hochwichtige Denkmäler der Geschichte Siziliens und zugleich unseres deutschen Vaterlandes. Die Sarkophage sind massig aus dunkelrothem Porphyr gehauen und zeigen als einzige Verzierung liegende Löwen, auf denen sie ruhen. Wen ergreift es nicht mächtig bei den Namen und Andenken Roger's I., Heinrich's VI. und vor allem Friedrich's II., des größten deutschen Kaisers, der mit Vorliebe hier weilte und nun an dieser von uns so weit entfernten Küste ruht.

Später ist seine Grabesruhe durch unberufene Neugierde gestört worden und man fand ihn, der Erzählung nach, im Gesichte wohl erhalten, in Prachtgewändern mit dem goldgestickten Adler, einen köstlichen Smaragd am Finger; die Krone trug er auf dem Haupte, goldene Sporen an den Stiefeln; zur Seite lag ihm der Reichsapfel und das gewaltige Schwert.

Welch herrliche Stunden haben wir, Doktor von Hardegg und ich, in Monreale verlebt und so unsagbar Schönes genossen: die entzückende Aussicht von dem hinter Palermo hochgelegenen Kloster auf die Stadt und darüber hin auf die unendlich blaue Meeresweite, auf den Halbkreis der Gebirge in den wunderbar schönen Linien und Färbungen, zwischen denen der ungeheure Garten der Conca d'oro mit seinen schimmernden Schattirungen und der reichsten Vegetation ruht! Und nun erst das Herrliche alles Herrlichen, der Dom zu Monreale — wie ein großer, weiter Feenpalast, in dessen erhabenen Räumen, obgleich hier Alles von Gold und Silber glänzt, eine stille, unsichtbare, aber die Seele durchschauernde Hoheit weht, ein Gefühl, das wohl mit aus dem für uns fremdartigen Anblick der Kirche entspringt. Hier in der Nähe Afrika's scheint das Christenthum unter aromatischen, schönen, bizarren Pflanzen, unter Palmen, Aloen und Agaven, im Farbenduft des leuchtenden Himmels eine andere, südlichere und phantastischere Bildung angenommen zu haben. Die Pracht des mit köstlichem Gestein figurenreich ausgezierten Fußbodens, der Glanz der vergoldeten Gebälke, das farbige Tafelwerk des Daches, und überall an Wänden und Bogen Mosaiken und Arabesken auf Goldgrund; wer möchte das würdig und faßlich beschreiben, selbst wenn ihm auch größerer Raum zu Gebote stände als diese Blätter! Nur kurz noch will ich des köstlichen Kreuzganges gedenken, dessen zweihundert

Säulchen und Kapitälchen das Wunderſamſte ſind, was der menſchliche Geiſt nur auszudenken vermag; bald glatt und ſchlank aus weißem Marmor, bald zierlich in einander verſchlungen und verknotet, bald mit den reichſten farbigen Moſaiken bedeckt, bald geriffelt, wellenförmig oder in Spiralen gewunden, umgeben die vier Reihen von Säulchen und Bogen auf's zierlichſte in einander greifend ein großes Hofviereck und ihre kleinen Kapitäle bilden phantaſtiſche Gebilde aus Menſchengeſtalten oder aus der Thier-, Pflanzen- und Blumenwelt.

Beim Zurückreiten nach der Stadt hielten wir öfter an, da wir uns von der herrlichen Rundſchau vor uns kaum zu trennen vermochten, und ſpäter habe ich es als ein großes Glück empfunden, ein gutes Bildchen davon erwerben zu können, das mir heute noch auf's angenehmſte jene ſchönen Tage von Palermo in's Gedächtniß zurückruft.

Einen tiefen Schatten in all dieſe Luſt und auch in das Liebesglück des Kronprinzen warf die Nachricht von einer ſchweren Erkrankung König Wilhelm's, und hatte der alte General gute Luſt, ſchleunigſt zuſammen zu packen und nach Hauſe zurückzukehren. Nie vergeſſe ich, wie er Morgens früh die Treppen zu uns hinaufkeuchte, um als Beweis ſeiner rührenden Treue faſt weinend dem Doktor von Hardegg und mir den Brief aus Stuttgart vorzuleſen; doch kamen glücklicherweiſe bald beſſere Nachrichten und wir blieben.

Das Wetter war uns bis jetzt sehr günstig gewesen, so daß wir kaum Morgens und Abends bisweilen einen theilweise umflorten Himmel sahen, von Regen keine Spur, und dazu hatten wir stets die angenehmste Frühlingstemperatur, fünfzehn bis achtzehn Grad Reaumur mit lauen Nächten. Gleichsam ein Wetterprophet war uns dabei der vor unsern Fenstern liegende Monte Pellegrino; denn wenn er sich Abends mit wunderbarer Rosengluth umzog, so konnte man auf einen klaren prachtvollen Tag rechnen; schon längst hatte Herr von Hardegg und ich ihm einen Besuch zugedacht, den wir nun auch eines Morgens ausführten, indem wir bis an den Fuß des malerisch gezackten Berges fuhren und von da in einer starken Stunde, auf gut erhaltenen Wegen, seinen Gipfel erstiegen, wo sich in einer kühlen Grotte das Grab der heiligen Rosalie befindet; nicht im Hofe eines sittenlosen Klosters, wie uns die Legende von Robert dem Teufel erzählt, sondern mitten in einer öden Bergwildniß, zwischen bleichen Steinfeldern und kahlen Felsgipfeln erheben sich mächtige Steinmassen mit der Krypta, in der die Heilige ruht. Dunkel und ahnungsreich öffnet sie sich unter dem höchsten steinigen Berggipfel; riesenhafte Kaktusäste, die von außen hereingedrungen sind, klammern sich an die Decken des gewölbten Felsens, wie versteinerte Pflanzen erscheinend, unter denen bei einem Seitenaltar das zarte weiße Marmorbild jener jungen schönen Fürstentochter, die einst aus der Herrlichkeit des

Hoflebens flüchtete, um hier in der Einöde zu leben, in holder Natürlichkeit sich zeigt, im Haar den vollen Rosenkranz; man glaubt sie bei dem röthlichen Schimmer, der den zahlreichen Lampen entstrahlt, lebend zu sehen — die Heilige des Frühlingsfestes unter Blumen — von denen stets lebende aus den Händen der Andächtigen auf sie niedergestreut werden.

Herr von Hardegg hatte seinen humoristischen Tag und ließ es sich gefallen, daß ich mit ihm „Kaiser von Rußland", der ja vor Kurzem hier gewesen war, spielte, indem ich bei Begegnenden stets mit augenscheinlichster Ehrfurcht meinen Hut in der Hand neben ihm herschritt, was wir bis zur Natürlichkeit eines goldenen Almosens trieben, das er einer armen bettelnden Familie verehrte, die er so veranlaßte, mit aufgehobenen Händen den Imperatore zu preisen.

Vor der Porta nuova liegen zwei altarabische Schlösser, für welche mir König Wilhelm den Auftrag ertheilt hatte, von den noch vorhandenen bemerkenswerthen maurischen Verzierungen Zeichnungen nehmen zu lassen; die Cuba und die Ziza, beide als regelmäßige Vierecke von wohlgefügten Quadern in schönen Verhältnissen gebaut. Die Cuba, an der Kranzspitze mit einer unleserlichen arabischen Inschrift, ist im Innern fast ganz verwüstet und zeigt nur in dem von einer Kuppel überwölbten Mittelraume noch Ueberreste prächtiger Arabesken in Stuck; Boccaccio verlegte in diesen herrlichen Palast die Scene seiner fünften Novelle „des sechsten Tages"

und der Saal selbst, phantasiereich hergestellt mit seinen bunten Farben, Vergoldungen und Wasserwerken, allerdings nur auf einem Bilde gemalt, ist heute noch in der Wilhelma bei Stuttgart auf einer großen prachtvollen Aquarelle des Malers Werner, den ich bei unserem römischen Aufenthalt erwähnt habe, zu sehen.

Die Zisa ist besser erhalten, wurde theilweise von einer sizilianischen Familie bewohnt und zeigte in den unteren Räumen noch die von zierlichen Säulen getragenen Bogen, sowie Springbrunnen, von Moos und Schlingpflanzen schön umgrünt, deren Wasser über Marmorstufen herabplätschert und einem Bächlein ähnlich durch die Vorhalle in's Freie fließt.

Unbeschreiblich schön, großartig, ja hinreißend ist der Blick von dem platten Dache dieses Maurenschlosses auf das herrliche Rundgemälde von Palermo, seine Gartenebene, seine Küsten und Berge. Welch wunderbares, schwelgerisches, aber auch wieder poetisches Leben muß hier zur Zeit der Emire, der Normannen und des großen Kaisers Friedrich geherrscht haben unter diesem seligen Himmel, in diesen rosigen Nächten, in einer wahrhaft paradiesischen Natur, die bis an's Meer und an den Fuß der Berge ihre blüthen- und goldfruchtbedeckten Gärten rings verbreitet! —

Für uns war endlich allzu rasch die Zeit gekommen, aus allen diesen Herrlichkeiten zu scheiden, und ich bin überzeugt, daß nicht nur der Kronprinz allein sich mit schwerem

Herzen von seinem Liebesglücke losriß. Doch stand schon damals ein baldiges Wiedersehen, leider nicht in Palermo, in Aussicht.

Ich hatte für mich zur Erinnerung an diese unbeschreiblich schöne Zeit ein hübsches sichtbares Andenken erworben, eine werthvolle, in Girgenti ausgegrabene griechische Vase, die ich in unserem Gasthofe billig kaufte und glücklich war, mit mir nehmen zu können.

Am 27. Januar schifften wir uns auf dem Ferdinando Secondo, von den russischen Schiffen mit Flaggen und Musik begrüßt, nach Neapel ein und machten dann bis Bologna den gleichen Weg, wie auf der Herreise, wobei wir im römischen Gebiet, in dem malerischen Otricoli, auf sehr unangenehme Weise gezwungen wurden mehrere Stunden liegen zu bleiben. Unsere drei Wagen und zuletzt der Fourgon fuhren nämlich unter dem unvermeidlichen Knallen und Johlen der Postillone, dem Geschrei der Kinderwelt und dem betäubenden Rasseln auf dem holperigen Pflaster der steilen gewundenen Straße ziemlich dicht hintereinander, und nur der Fourgon war noch um eine Ecke zurück, als ein kleiner hübscher Knabe von sechs bis acht Jahren, davon nichts ahnend, mitten in die Straße sprang und augenblicklich und so unglücklich überfahren wurde, daß er von der jammernden Mutter leblos aufgehoben wurde. Obgleich nach dem Zeugniß aller Zuschauenden, ja der Mutter selbst, die Postillone keine Schuld traf, so wurde

doch vom Ortsvorsteher ein Protokoll aufgenommen, was uns ein paar Stunden in dem kleinen Orte festhielt, den wir dann natürlich in einer recht traurigen Stimmung verließen, nachdem die arme Frau durch ein sehr reiches Geschenk, wenn auch nicht zufrieden gestellt, so doch etwas milder gestimmt worden war.

Ueber den Brenner, Innsbruck, München, Augsburg und Ulm kehrten wir Anfangs Februar nach Stuttgart zurück, wo es für mich außerordentlich viel zu thun gab. Das Villabauwesen war mit erweiterten Plänen eifrigst wieder aufgenommen worden, und wurde zur Anlegung des Gartens durch Hofgärtner Neuner geschritten; auch begann der Bau der großen Gärtnereien mit anstoßenden Gewächshäusern, und sollte das Gebäude so eingerichtet werden, um dem kronprinzlichen Paare noch vor der Vollendung der Villa einen freilich ländlichen Aufenthalt zu bieten; doch war die Lage auch hier reizend und der Blick auf das Neckarthal von lieblicher Schönheit.

Weniger angenehm war der Einblick in meine Kasse, die sich so leer befand, daß ich mit Bewilligung des Königs eine größere Anleihe machen mußte, der noch verschiedene kleinere folgten. So war ich in die mißliche Lage eines Finanzmannes versetzt, dem es mitunter schwer wird, die Zinsen der Staatsschuld aufzutreiben, doch hatten wir ja die reiche russische Heirath vor Augen, und war es ja selbstredend, daß die Kronprinzessin, nach deren Wünschen, beson-

ders aber nach denen der Kaiserin, manches verändert, verschönert und vergrößert werden mußte, ihr gutes Theil zu den Herstellungskosten beitragen würde.

Auch war die Villa ihrem Zweck nach durchaus kein Luxusbau; denn unter den mancherlei Landsitzen des Königs befand sich kein einziger zu einem Sommeraufenthalt für die junge Hofhaltung passend, selbst wenn Seine Majestät, was immerhin zweifelhaft war, bereitwillig und für die Dauer eine seiner Besitzungen abgetreten hätte.

Was meine eigene kleine Gartenerwerbung anbetraf, so blieb der stille einsame Raum vorläufig noch liegen, wie er war; nur hatte ich ein paar kleine glückliche Käufe mit anstoßenden Weingärtnern gemacht, wodurch es mir möglich wurde, bis an die nach Gablenberg führende Straße zu kommen und so die künftige Arrondirung des Ganzen vorzubereiten. Die Zahlungen in kleinen Zielern auf Jahre vertheilt, wie damals üblich, machten mir durchaus keine Sorge.

Anfangs April hatte die Kaiserin von Rußland Palermo verlassen und war nach Florenz gegangen, wohin sich nun auch der Kronprinz begab, um seine Braut zu überraschen und dann mit ihr gemeinschaftlich nach einem kurzen Aufenthalte in Venedig nach Salzburg zu reisen, wo der König und die Königin von Württemberg gleichfalls hinkommen wollten, um die künftige Schwiegertochter kennen zu lernen. Für mich, der ich im eigenen Wagen mit einem Bedienten

vorausreiſte, war dieſe Reiſe eine der angenehmſten, die ich gemacht habe. Schon im April hatten wir das herrlichſte Frühlingswetter, warmen Sonnenſchein, hie und da mit kurz andauernden feinen Strichregen, die den Staub legten und die Vegetation raſch entwickelten; wie wonnig dufteten die Nadelholzwaldungen des bayriſchen Oberlandes auf meinem Wege über Ulm, Memmingen, Kempten gen Innsbruck, wie prächtig leuchteten dort die ſtillen Seen, wie farbenreich ſtarrten die Berghäupter und Felszacken der gewaltigen Alpennatur. Von Reute machte ich einen kleinen Abſtecher nach Hohenſchwangau, dem romantiſch ſchönen Schloſſe des Königs von Bayern, that in völliger Freiheit überhaupt, was mir gutdünkte, blieb, wo es mir gefiel, da ich mit meinem leichten Wagen immer noch zeitig genug dem Kronprinzen vorauskam und mich wohl hütete, durch irgend welche Pflichtverſäumniß das Mißfallen des alten Generals, unſeres abermaligen Reiſechefs, zu erregen.

In Florenz, wo ich der Kaiſerin und der Großfürſtin Olga die ſchon erweiterten Pläne der Villa vorlegte und erklärte, blieben wir nur kurze Zeit, um dann gemeinſchaftlich nach Venedig aufzubrechen. Der Reiſechef oder im Range höchſte Begleiter der Kaiſerin, Baron Meyendorf, der ruſſiſche Geſandte am preußiſchen Hofe, ein angenehmer, geiſtreicher und kunſtverſtändiger Mann, mochte mich wohl leiden, nahm mich häufig auf Spaziergängen durch die Stadt mit ſich und

sagte mir am Tage vor der Abreise: „Morgen Abend erwarte ich Sie in Bologna bei mir zum Thee und thut's auch nichts, wenn Sie viel später ankommen, was wohl der Fall sein wird, da ich bei dieser Unmasse von Wagen früher als die anderen aufbrechen will und auch rascher fahren werde."

Auch ich hatte meine leichte Kalesche mit zwei Pferden bespannt schon eine Stunde vor der bestimmten Zeit bestellt, und als ich auf die erste Station kam, wo bei hundertachtzig Postpferde beisammen waren und es wie in einem kleinen Kavallerielager aussah, schrie mein Postillon, der begreiflicherweise was ganz Besonderes wollte gefahren haben: „Il primo corriere de l'imperatrice", was zur Folge hatte, daß mir sogleich vier Pferde vorgestellt und ich in sausendem Galop davon geführt wurde, und so gieng es unter der gleichen Firma auf allen Stationen fort, weßhalb ich in unglaublich kurzer Zeit, ich glaube in acht Stunden nach Bologna kam. Von Baron Meyendorf war hier noch keine Spur zu sehen, und er kam auch erst drei Stunden nach mir an, etwas verdrießlich darüber, daß ihm irgend Jemand seine vier Pferde genommen und er mit zweien habe langsamer nachfahren müssen, doch hütete ich mich wohl, mich als allerdings unfreiwilligen Uebelthäter zu bekennen.

In Venedig bekam ich von Stuttgart den Auftrag, ein gutes Daguerreotyp — Photographien gab es damals noch nicht — von der Kronprinzessin im Profil herstellen zu lassen,

um darnach einen Erinnerungsthaler ſchneiden und prägen zu können; ich fand dazu einen armen Deutſchen, dem ich dieſen guten Verdienſt wohl gönnte, und der auch weniger, als ein liſtiger Venetianer, im Stande war, die incognito und im einfachen Hauskleide erſcheinende Großfürſtin zu erkennen.

Das gab allerdings zu einer komiſchen Scene Veranlaſſung, da er der jungen Dame ungenirt den Kopf aufrichtete und ihr auch beim Beginn ſagte: „Jetzt müſſen Sie aber ganz ruhig halten, Mamſellchen, denn ſonſt wird's nix.“ Doch wurde es etwas Hübſches und ich bewahre das Daguerreotyp heute noch zur Erinnerung an jene ſchönen Tage.

Zur Zuſammenkunft in Salzburg traf ich einen Tag vor dem Kronprinzen und den ruſſiſchen Herrſchaften ein und fand dort ſchon im Hotel zum goldenen Schiff die Königin Pauline von Württemberg mit ihrer jüngſten Tochter, der damals neunzehnjährigen Prinzeſſin Auguſte.

Nachdem am folgenden Tage die Zuſammenkunft der hohen Herrſchaften allſeitig zur großen Zufriedenheit ſtattgefunden, traten wir die Heimreiſe an, während auch die Kaiſerin mit der Großfürſtin Olga und Gefolge über Berlin nach Petersburg zog. Doch war unſer kurzer Aufenthalt in Stuttgart ein fieberhaft erregter, da in den wenigen Wochen, bis zur Mitte Juni, nicht nur alle Vorbereitungen zur Hochzeitsreiſe, ſondern auch alle Vorkehrungen zum ununterbrochenen ja beſchleunigten Gang des Villabauweſens getroffen werden

mußten, wobei es für mich wahrlich keine Kleinigkeit war, die enormen Summen anzuſchaffen, welche für die Sommerzeit nöthig waren; für meine eigenen Angelegenheiten hatte ich wenig Zeit und ſo bat ich auch nur den Hofgärtner Neuner, hie und da nach meinem verwahrloſten Garten zu ſehen.

Elftes Kapitel.

Vermählung des Kronprinzen.

Um die Mitte Juni verließen wir Stuttgart abermals unter Leitung des Generals von Spitzemberg mit dem Leibarzte von Hardegg, Berlichingen und dem Prinzen Hugo von Hohenlohe-Oehringen, der dem Kronprinzen als erster Adjutant beigegeben worden war. Auch dießmal hatte mich der alte General vor der Abreise scharf auf's Korn genommen und es für nöthig gefunden, mich während des Tages oft drei- bis viermal rufen zu lassen, um mir Sachen einzuschärfen, die sich meistens ganz von selbst verstanden, wodurch ich, endlich auch ärgerlich geworden, mit ihm während der Fahrt auf ziemlich gespanntem Fuße stand, was sich in der Nähe von Luckenwalde, wo die große brandenburgische Sandebene beginnt und die ersten preußischen Gendarmen zu sehen waren, fast zur vollständigen Ungnade von seiner Seite aus-

gebildet hätte, da mich der Prinz von Hohenlohe heimlich anwies, mir von seiner Excellenz die große Affaire von Jüterbogk erzählen zu lassen, was ich arglos versuchte, worauf ich aber bei kaum zu unterdrückender Heiterkeit der Andern die barsche Antwort erhielt: „Wenn Sie sich will über Kriegsgeschicht' unterricht', so steck' Sie die Nas' in das Buch, ich bin nicht dafür da." Es war nämlich in der Schlacht von Großbeeren bei Jüterbogk, wo er eine württembergische Brigade kommandirte und so total verlor, daß er nur von einem Adjutanten begleitet davon kam, um wie jener spanische General melden zu können:

„Das, großer König,
Ist Alles, was ich von der span'schen Jugend
Und der Armada wieder bringe."

Doch König Friedrich von Württemberg, minder gnädig als König Philipp von Spanien, schickte seine Offiziere auf den Asperg.

In Swinemünde fanden wir die russische Dampfkorvette Krosiaßtschy (der Drohende), die der Kaiser seinem künftigen Schwiegersohn entgegengeschickt hatte. Auf ihr schifften wir uns ein, um alsbald den Kampf mit den Wellen, die meisten auch mit der Seekrankheit zu beginnen; doch blieb ich auch hier wieder davon verschont und konnte mich dem interessanten Leben auf einem Kriegsfahrzeuge hingeben, sowie mit Vergnügen in der Hoffnung leben, nun auch etwas vom hohen

Norden kennen zu lernen. Das Schiff war zur Reise des hohen Gastes auf's eleganteste eingerichtet und mit einem Musikchor versehen, welches so oft spielte, als es Wind und Wasser zuließen.

Am zweiten Tage der Fahrt, am 26. Juni, bemerkte man gegen Mittag eine Menge Segel, welche von den Offizieren für ein russisches Geschwader erkannt wurden. Da man seine Bestimmung nicht kannte, so wurde mit der Flagge telegraphirt und nach mehreren Hin- und Herfragen angezeigt, daß sich der Kronprinz an Bord des „Drohenden" befinde, worauf das Geschwader antwortete, es sei zu einer Begrüßung aufgestellt. In einigen Stunden hatte man die Schiffe erreicht: es war die erste Division, bestehend aus 9 Linienschiffen von 100 bis 110 Kanonen unter dem Befehl des Admiral Lazaroff. Die herrlichen Schiffe waren vor uns in einer Linie wie in Schlachtordnung aufgestellt oder zogen vielmehr so mit vollen Segeln vor uns her, was einen überaus großartigen und schönen Anblick gewährte. So näherten wir uns, und es war, als schauten sich die Schiffe erwartungsvoll an; wenigstens die Mannschaft schaute erwartungsvoll an unsern großen Mast hinauf, von welchem sich jetzt mit einem Mal das württembergische Wappen entfaltete, worauf dasselbe von jedem der zehn Kriegsschiffe mit einundzwanzig Kanonenschüssen begrüßt wurde; es war ein Schauspiel, wie ich nie etwas Aehnliches gesehen habe, und bot

während des heftigsten Feuerns ganz das Bild einer Seeschlacht. Die großen Schiffe waren bald rings mit Rauchmassen umgeben, aus welchen nur noch die hohen Masten emporsahen und durch welche das Feuer der Geschütze wie helle Blitze zuckte.

Am 28. Juni näherten wir uns Reval und fanden vor dieser Insel eine Brigg aufgestellt, die als Anfang einer Schiffstelegraphenlinie die Ankunft des Kronprinzen augenblicklich gen Peterhof, wo sich die kaiserliche Familie befand, weiter meldete, nicht ohne die württembergische Flagge wieder mit einundzwanzig Schüssen zu begrüßen.

Endlich am 28. Juni gegen vier Uhr Nachmittags erreichten wir Kronstadt und wurden dort ebenfalls von allen im Hafen liegenden oder vorbeifahrenden Schiffen, sowie von den Landbatterien mit einem betäubenden Kanonendonner empfangen. Auch bezeugten die großen Schiffe noch dem hohen Reisenden ihre besondere Ehrerbietung, indem die Offiziere auf dem Hinterdeck versammelt waren und salutirten und die Matrosen sich oben auf den Raaen aufgestellt hatten, wodurch so ein großer Mast wie ein Weihnachtsbaum herausgeputzt erscheint.

Bald erschien ein kleines zierliches Dampfboot des Kaisers und brachte den Generaladjutanten Baron Lieven und den Flügeladjutanten Fürsten Wassiltschikoff, die für die Dauer des Aufenthalts des Kronprinzen zu ihm beordert waren. Endlich eine Seemeile von Peterhof kam der Kaiser selbst mit dem

Großfürſten Thronfolger und den beiden jungen Großfürſten Michael und Nicolai, ſowie der Herzog von Leuchtenberg und Prinz Peter von Oldenburg auf einem andern Dampfboot, und es war hoch intereſſant, den Kaiſer Nikolaus zu ſehen, wie der ſchöne Mann mit der prachtvollen Geſtalt ganz vorn am Bugſpriet ſtand, mit der hocherhobenen Linken den Maſt gefaßt hielt und unter dem freundlichen Winken ſeiner Rechten mit gewaltiger, volltönender Stimme hinüberrief: „Bon jour, mon garçon.“

Für den Kronprinzen war es ein etwas peinlicher Augenblick; denn kaum von den Leiden der Seekrankheit erſtanden, hatte er ſich in die ungewohnte Uniform des ihm verliehenen ruſſiſchen Regimentes der „Niſchni-Nowgoroder Dragoner“, eines der tapferſten und wildeſten der ganzen Armee, beinahe tſcherkeſſiſch coſtümirt, kleiden müſſen; doch gieng trotzdem Alles ganz vortrefflich, der Kaiſer und die Prinzen begrüßten und umarmten ihn mit der liebevollſten Freundlichkeit und eine unzählige Menſchenmenge am Ufer vom Peterhof, wo wir landeten, empfieng ihn mit lautem, herzlichem Jubel.

Wie ich es ſchon öfters hoch intereſſant gefunden habe, ſo zu Schiff ankommend, ohne langſamen Uebergang, mitten in das bewegte Leben eines ganz fremden Volkes zu fallen, ſo auch hier wieder; der durchaus charakteriſtiſche Anzug der Ruſſen, die reiche und eigenthümliche Kleidung der Offiziere und Beamten, die Beſpannung der meiſt offenen Wagen,

beſonders der Troikas mit ihren drei neben einander geſpannten Pferden und den glänzenden ſilberverzierten Geſchirren und über Alles ein leichter, aber für die Naſe durchaus nicht unangenehmer Duft von Juchten.

Peterhof, gegen dreißig Werſt von Petersburg entfernt, am Ufer des finniſchen Meerbuſens gelegen, iſt bekanntlich eine Schöpfung Peters des Großen, und zog er ſich hier zur Sommerfriſche in ein kleines, heute noch beſtehendes, nach ſchwediſcher Art gebautes Bauernhaus zurück. Es blieb ſeit jener Zeit ein Lieblingsaufenthalt der kaiſerlichen Familie, von der übrigens Niemand weder im großen Peterhofer Schloſſe noch im ſogenannten engliſchen Palais wohnte, ſondern in kleinen verſchiedenen Cottages, die zerſtreut auf den ſchönſten Punkten der herrlichen Anlagen lagen; faſt alle hatten eine Ausſicht auf das Meer und Kronſtadt. Die reizendſte und heimlichſte dieſer Cottages war die der Kaiſerin zu Alexandrin, wo auch der Kaiſer und die Großfürſtin Olga in ganz kleinen Räumlichkeiten wohnten. Große Pracht und Reichthum war an dieſes Cottage nicht verſchwendet; aber die Lage des Hauſes mitten im Gebüſch, die niedliche Bauart deſſelben, die geſchmackvoll und ſinnreich angeordnete Gruppirung von Statuetten, Vaſen, Blumenpartien, bildet hier das Schönſte, was ich in meinem Leben geſehen habe. Die Wohnung der Kaiſerin zu Olivuzzo war in demſelben Genre wie dieſes Cottage, und man hatte der hohen Fürſtin damit

wahrſcheinlich zu Palermo eine Erinnerung an ihren Lieblingsſitz geben wollen. Der Großfürſt Thronfolger bewohnte ganz in der Nähe ein kleines Landhaus, deſſen Gallerie von hohen Birkenſtämmen getragen wurde.

Aehnliche einzelſtehende Gebäude, aber mehr im Stile einfacher Häuſer, waren auch zur Aufnahme für die Fremden beſtimmt und in einem derſelben wurde der Kronprinz mit ſeinem Gefolge einquartiert. Unſere Zimmer waren einfach möblirt, aber mit allen nothwendigen Bequemlichkeiten, ſogar mit einer Badeeinrichtung verſehen. Wozu der dreifache Verſchluß der Fenſter, äußere und innere Läden, ſowie dichte grüne Vorhänge dienten, begriff ich anfänglich nicht, lernte das aber baldigſt bei der ſehr kurzen Nacht ſchätzen; gegen elf Uhr wurde es erſt dunkel, doch konnte man im Freien immer noch leſen, und bald nach ein Uhr kündete die Sonne ihr Erſcheinen bereits wieder an.

Hinter unſerer Wohnung befand ſich Dienerſchafts- und Küchengebäude, in welch letzterem die Herdflammen niemals erloſchen, ſondern Tag und Nacht gekocht wurde. Der ruſſiſche Hof hatte keine eigene Küchenverwaltung, ſondern Lieferanten, die das Couvert zu einem gewiſſen Preiſe, damals fünfundzwanzig Franks die Perſon, mit Vaiſſelle und Allem, was dazu gehörte, herzuſtellen hatten, ein enormer Preis, wogegen aber der Unternehmer auf alle Eventualitäten gerichtet ſein mußte, auch ſtets ſeine Fourgons bereit ſtehen hatte, da die

Kaiſerin häufig kurz vor dem Diner irgend ein ziemlich entferntes Schloß oder gar eine hübſche Waldpartie zum Serviren beſtimmte, auch einen ſolchen Befehl kurz vor dem Beginn widerrief oder abänderte, und weil Kaiſer Nikolaus bei einer gelungenen Parade nicht ſelten ein ganzes Offiziercorps am gleichen Tage zum Diner in's Peterhofer Schloß befahl. Uebrigens war die Küche ganz vortrefflich, und lernte ich hier das ſogenannte Voreſſen „Tertuska“ ſchätzen, kleine pikante Delikateſſen, Caviar, Sardellen, Anchovis, die mit den verſchiedenartigſten Liqueuren und Schnäpſen vor jeder Mahlzeit herumgereicht wurden. Wir Eingeladenen hatten die Wahl, entweder an der großen Marſchallstafel im Peterhofer Schloſſe zu ſpeiſen oder jeder für ſich auf ſeinem Zimmer, zu welchem Zwecke die Getränke extra verabreicht wurden, und zwar täglich für die Perſon zwölf Flaſchen und zwar Bordeaux, Sauternes, Rheinwein, Champagner, engliſches Bier und Liqueur, was den Dienern zu gut kam, die es mit Ausnahme des Champagners tranken oder verkauften, denn von dieſem ließ ich, was wir nicht tranken, Scherzes halber in ein Gelaß zuſammenſtellen und hatte bald gegen hundert Flaſchen zuſammen, die alsdann der dem Kronprinzen beigegebene Fürſt Waſſiltſchikoff vorſchlug zu einem „Getrunk“, wie er ſagte, für die Tſcherkeſſen im Lager bei Krasnoje-Selo, wo ſich das ganze Gardecorps befand, zu verwenden.

„Aber wie macht man ein ſolches ‚Getrunk‘?“

„Man nimmt einige Dutzend Ananas."

„Woher?"

„Ei, man requirirt das eben, den Zucker gleichfalls, auch einen kleinen Fourgon zum Hinausschaffen des ‚Getrunkes' und für das Uebrige will ich sorgen."

So geschah es denn auch an einem Abend, wo wir alle nichts zu thun hatten; und das „Getrunk", in einem riesigen Feldkessel bereitet, war von großartiger Wirkung auf die Offiziere der wilden Bergvölker.

In gleichem Stile, wie Küche und Keller, war auch alles Uebrige in altasiatischer Pracht und Herrlichkeit; jeder von uns hatte eine Tag und Nacht bereitstehende Equipage mit Kutscher und russischem Hoflakaien, welche, wie auch unsere eigenen Leute, gleichfalls Diener hatten, die ihnen beim Anspannen, Putzen und Serviren halfen und die von noch untergeordneteren Leuten unterstützt wurden, so daß ich in den lauen Sommernächten häufig rings um unser Haus gelagert Schlafgänger aller Art antraf, die zu unserer Dienerschaft gehörten.

Neben den Hofequipagen befanden sich im Peterhof damals über 1700 Miethwagen, und die Zahl der reitenden Lakaien, die man mit großen Hutschachteln und Cartons hin- und hergalopiren sah, war überaus groß.

Häufig hatte ich für den Kronprinzen Aufträge in Petersburg zu besorgen, wohin ich dann in einem leichten Coupé,

vier Pferde neben einander gespannt, mit außerordentlicher Schnelligkeit fuhr. Am Thore wurde mein Stand und Name angegeben: Prinzke Secretar Würtembergscajo. Eines Tages hatte ich dreimal diese Tour gemacht, und als wir Abends ohne den Kronprinzen soupirten — in unserer Gesellschaft befand sich ein angenehmer und lieber Württemberger, Herr von Hochstetter, Stallmeister des Kaisers, ein junger schöner Mann und vortrefflicher Reiter, der aber wenige Jahre darauf starb — so sagte dieser lachend zu mir: „Heute sind 48 Pferde für Sie notirt worden," worüber Prinz Hohenlohe scherzhaft seine Glossen machte und mich, der ich doch im Dienste diese Pferde benutzt hatte, des Mißbrauchs der Gastfreundschaft anklagte. Gleich darauf aber fuhr er entrüstet auf, als ihn Hochstetter versicherte, für ihn, der Peterhof an diesem Tage gar nicht verlassen hatte, seien gleichfalls zwölf Pferde requirirt worden. Komisch erschien mir auch eines Nachts, als ich spät von Petersburg heimkehrte, das beleidigte Gesicht meines russischen Dieners, als ich bescheiden etwas kalte Küche wünschte und er mir fast barsch zur Antwort gab: „Oh, das giebt es nicht, aber man wird Euer Gnaden sogleich ein ganzes Souper serviren."

Generaladjutant Baron Lieven, der dem Kronprinzen zugetheilt war, ein ziemlich großer, sehr magerer Mann, mit schwarzem Haar und Bart, blassem, etwas gelblichem Teint, lebhaften Augen und feinen, geistreichen Zügen, hatte mich

unter ſeine ganz beſondere Protektion genommen, und wenn er Morgens vom Kronprinzen kam, ſo trat er meiſtens bei mir ein, um, auf der Tiſchecke ſitzend, ſeine Cigarrette zu rauchen. Auf's genaueſte bekannt mit allen Perſönlichkeiten des Hofes, erzählte er gern und höchſt intereſſant und hatte die Gewohnheit, ſeinen Antworten auf Fragen, die man an ihn that, oder auch ſonſt wohl ſeinen Bemerkungen das Wörtlein „Pfui“ vorzuſetzen. So, als er mich eines Tages auf der Straße traf und nach meinen Gängen befragte und ich erwiederte: „Ich habe bei verſchiedenen Hofdamen nothwendige Beſuche gemacht,“ gab er mir zur Antwort: „Pfui, wer wird Hofdamen beſuchen!“ Und ein andermal bei einem ſogenannten maskirten Ball im Peterhof, der aber nur darin beſtand, daß viele der Herren — alle waren in großer Uniform — einen kleinen ſchwarzen Domino trugen und daß mit dem Hut auf dem Kopfe getanzt wurde, wobei ich ſtaunend die mir fremden maleriſchen Coſtüme betrachtete. Neben Tſcherkeſſen, Koſaken ſah man orientaliſche Trachten, und zwiſchen den glänzenden Uniformen der ruſſiſchen Regimenter wandelten ernſt und ſtill armeniſche und gruſiniſche Fürſten in ihrer reichen und ſchönen Tracht; einer derſelben, mit Orden und Sternen bedeckt, fiel mir beſonders auf, weßhalb ich zu Baron Lieven ſagte: „Excellenz, das iſt gewiß ein ſehr vornehmer Herr,“ worauf er mir zur Antwort gab: „Der da — pfui, das iſt eine wilde Beſtie.“ Als wir uns

ſpäter zur Abreiſe rüſteten und General von Spitzemberg, ſtets in Sorge, ob ich, der ich zum Reiſemarſchall beſtimmt war, auch meine Schuldigkeit thun würde, mich oft im Tage einige Mal rufen ließ, um mir dieß und jenes einzuſchärfen, da begegnete ich nie dem Baron Lieven, ohne daß er mir ſchon von weitem zurief: „Pfui, der alte General hat Sie ſchon lange durch ſechs Feldjäger ſuchen laſſen.“

Neben unſerer Wohnung ſtand ein ähnliches, etwas größeres Haus, in welchem der Prinz von Preußen, unſer heutiger Kaiſer Wilhelm, der gleichfalls zu den Hochzeitsfeierlichkeiten gekommen war, mit ſeinem Gefolge wohnte. Ich war ihm ſchon in Berlin bekannt geworden und wurde auch hier von ihm in wahrhaft herzlicher Güte und Freundlichkeit empfangen; ja er geſtattete mir, mich bei ihm melden zu laſſen, wenn ich ihm irgend etwas zu ſagen hätte oder ihn überhaupt beſuchen wolle; eine außerordentliche Gnade, von der ich häufig Gebrauch gemacht habe, und genußreiche Stunden, welche auch heute noch zu meinen liebſten Erinnerungen gehören. Stets war er wohlwollend und gütig, theilte mir Intereſſantes mit, und war ich bei dieſen Beſuchen oft Zeuge der beluſtigendſten Scenen.

So einmal bei großen Feſtlichkeiten, die mehrere Tage nach einander auf den Newa-Inſeln bei Petersburg, beſonders auf Waſſili-Oſtrof und Jelagin, ſtattfanden, wo ich bei dem Prinzen war, der auf letzterer Inſel in einem kaiſerlichen Luſt-

ſchloſſe wohnte. Es öffnete ſich nämlich plötzlich die Thür und die beiden jungen Großfürſten, Michael und Nicolai, ſprangen in der Uniform gewöhnlicher Soldaten herein. Sie ſtürzten auf den Oheim, der ſich in großer Generalsuniform befand, los, küßten ihn, drückten ſeine Hände, ja verſuchten es, an ihm hinauf zu klettern und ließen mit ihren ſtürmiſchen Liebkoſungen nicht nach, obgleich ihnen der Prinz, allerdings lachend, ſchon ein paarmal zugerufen hatte: „Jetzt iſt's genug, jetzt laßt mich zufrieden oder ſeid wenigſtens ruhig!“ Umſonſt, ſie umſprangen ihn in einem fort, bis er ſich auf einmal ſtramm aufrichtete und mit ernſter Stimme kommandirte: „Stille geſtanden — kehrt — marſch!“ und dabei auf die Thüre des Zimmers wies, worauf ſie ſich im Paradeſchritt entfernten.

Ein andermal waren Einladungen zu einer großen Wolfs- und Bärenjagd ergangen, zu welcher die eingefangenen Thiere in der Nähe vom Peterhof in ſtarken Käfigen aufbewahrt wurden, wilde Beſtien, was die Wölfe anbetraf, die mit glühenden Augen und ſchäumendem Maule wie toll in ihren Käfigen herumſprangen, während der nicht allzugroße Bär auf den Hinterbeinen ſitzend dankbar aufwartete, wenn man ihm ein Stück Zucker gab, ja ſich Kopf und Pfoten mit ſolcher Gutmüthigkeit krauen ließ, daß wir alle überzeugt waren, ein vollkommen zahmes Thier vor uns zu haben. Am andern Tage fand die Jagd ſtatt, bei der auf jeden Wolf drei jener

schönen, großen, kräftigen, fast weißen Hunde, Windspielen ähnlich, losgelassen wurden, denen dann die Jäger zu Pferde folgen, bis der Wolf gestellt wird und getödtet werden kann; dann wurde schließlich der Bär getrieben und von dem Prinzen von Preußen erlegt. Andern Tags besuchte ich ihn und als er mir zurief: „Nun, Sie dürfen mir gratuliren, ich habe gestern einen Bären geschossen!“ — konnte ich mich nicht enthalten, ihm lachend zu sagen: „Ja wohl, Königliche Hoheit, aber es war ein zahmes Wildpret, denn wir haben ihn mit Zucker gefüttert und ihm den Kopf gekrazt,“ worüber der Prinz, statt empfindlich zu sein, unter lautem herzlichem Lachen sagte: „Eigentlich ist es abscheulich, mich einen zahmen Bären schießen zu lassen; doch weiß man, daß ich auch mit einem echten, wilden fertig werden kann!“

Die Adjutanten und Begleiter des Prinzen, die mit ihm in dem benachbarten Hause wohnten, waren: der General Graf Königsmark, ein großer, schöner, vornehmer Herr mit den gewinnendsten Manieren, angenehm, ja behaglich im Umgange; Freiherr von Bergh, Hauptmann im Generalstabe, ein eben so kenntnißreicher als liebenswürdiger Gesellschafter, mit dem ich bis an seinen Tod in freundschaftlichstem Verkehr, im Briefwechsel und im Austausch künstlerischer Objekte blieb, da er bedeutende Sammlungen in Aquarellen und Handzeichnungen besaß, die er gern vermehrte und verbesserte; ferner der Rittmeister der Gardehusaren von Witzleben, Sohn des

ehemaligen Kriegsministers, von seinen Kameraden der lustige Job genannt, einer der amüsantesten, drolligsten Gesellschafter, stets zu guten und mittelguten Witzen aufgelegt, von unerschöpflicher Suada und den kühnsten Einfällen. Nebenbei durch vortreffliche Eigenschaften des Geistes und des Herzens bei Jedermann beliebt, hatte er bei seiner unverwüstlichen Laune eine gewisse Art von Freiheit, der man nichts übel nahm. So lud er eines Tages eine Menge Personen zu einem deutschen Bundestagssoupé ein, von dem mir Graf Königsmark sagte: „Na, ich bin begierig, was da wieder herauskommen wird," und wobei Witzleben am Schluß eine große Rede hielt, in der er speziell für die anwesenden dänischen Offiziere auf den damals noch bestehenden Sundzoll zu reden kam und ihn als eine Unmöglichkeit, ja als eine nicht zu duldende Verhöhnung des mächtigen Deutschlands darstellte. Natürlich nahm jeder das lachend hin, doch wußte man schon am andern Tage überall von dieser Rede und der Prinz von Preußen sagte mir: „Ich höre, Witzleben hat wieder einmal politisirt."

Bei jenen Festen auf Wassili-Ostrof, von denen ich oben gesprochen, wo bei einer sogenannten Volkspromenade — naródnoje guliánie — eine ungeheure Menschenmasse meistens zu Wagen auf der Insel zusammengeströmt war, um Illumination und Feuerwerk zu bewundern, fuhr ich mit Witzleben in einem offenen Hofwagen nach Petersburg zurück. Er war

in voller Uniform, hatte aber eine Feldmütze aufgesetzt, weil sein Pelzkalpak mit dem hohen weißen Reiherbusche der Kopfbedeckung des Kaisers Nikolaus, die dieser als General-Hetman der Kosaken zu tragen pflegte, zum Verwechseln ähnlich sah, was schon zu unliebsamen Aeußerungen Veranlassung gegeben hatte. Plötzlich aber kamen wir in einen solchen Wagenknäuel hinein, sahen auch schon Fahrzeuge in die Chausseegräben rutschen, daß Witzleben meinte: „Hier kann nur geholfen werden, wenn wir ein bischen ‚Goßudar' spielen," worauf er sich so hoch als möglich emporrichtete, den Kalpak aufsetzte, den leichten Mantel, den er trug, auf der Brust zusammenzog und mit lauter Stimme „Paschol" rief, was besonders beim Erblicken des hohen weißen Reiherbusches von gewaltiger Wirkung war, und wie ein Lauffeuer schien die Nachricht vor uns herzufliegen: „der Kaiser kommt", worauf sich jeder beeilte Platz zu machen, so daß wir im vollen Lauf der Pferde wie durch ein Spalier dahinsausten. Aehnliche Furcht vor einer Begegnung mit dem Kaiser erfuhr ich auch eines Tages, als ich auf erlaubten Wegen im Park des Peterhofs spazieren fuhr, mein Kutscher aber plötzlich Kehrt machte und im vollen Galop der Pferde zurückjagte, nachdem er mit scheuem Blick auf einen kaum erkennbaren Punkt in der großen Waldallee deutend „Goßudar" gerufen hatte.

Später mußte Witzleben, um einem höheren Offizier — ich glaube, es war der General der Infanterie von Möllen-

dorf, der gleichfalls zu den Hochzeitsfeierlichkeiten kam — Platz zu machen, in das sogenannte englische Palais ziehen, wo in kurzer Zeit wieder höchst ergötzliche Geschichten von ihm ruchbar wurden. Dort wohnte im Parterrestocke der Staatskanzler Nesselrode, und in der ersten Etage Feldmarschall Paskewitsch, die sich begreiflicherweise wenig um den preußischen Rittmeister kümmerten; doch frug diesen eines Abends der Admiral Lütke, Gouverneur des Großfürsten Constantin: „Wie befinden Sie sich in Ihrer neuen Wohnung, lieber Witzleben," worauf jener achselzuckend zur Antwort gab: „Excellenz, die Wohnung an sich wäre so übel nicht, doch habe ich selten dort eine ungestörte Nachtruhe."

„Ei — wie so denn?"

„Kaum will ich einschlafen, so kommt entweder der Herr Staatskanzler zu mir an's Bett, um über russische Verhältnisse mit mir zu plaudern, oder der Feldmarschall Paskewitsch, um meine Ansichten über Polen zu hören — allerdings ungeheuer ehrenvoll für mich, aber meine Nachtruhe ist mir doch lieber."

Alles lachte, besonders weil er dergleichen Geschichten im tiefsten Ernste vortrug.

Nun war ein paar Tage später irgend eine Festlichkeit im Peterhofer Schloß, allerdings ohne den Kaiser, der bei diesen kleineren Veranlassungen nicht immer oder nur kurz vor Beendigung derselben zu erscheinen pflegte. Die Kaiserin saß

auf einem sehr niederen Fauteuil, und wen sie sprechen wollte, dem winkte sie entweder mit der Hand, oder ließ sie den Betreffenden durch einen Kammerherrn holen, so auch Witzleben, nachdem sie vorher dem Feldmarschall Paskewitsch, der neben ihrem Stuhle stand, lächelnd etwas gesagt, worauf Ihre Majestät nach sehr freundlichen Erkundigungen über das Befinden des Herbeigerufenen scheinbar ernsthaft sagte: „Und was Ihre Nachtruhe anbelangt, lieber Witzleben, so habe ich es Nesselrode und auch dem Feldmarschall gesagt, daß man Sie künftig in Ruhe lassen möge.“ Jeder Andere würde in großer Verlegenheit einige Worte gestottert haben, wogegen Witzleben sich tief verbeugend sprach: „Ich danke Eurer Majestät unterthänigst für diesen neuen Beweis Allerhöchster Huld und Gnade.“

Bei ähnlichen Gelegenheiten ließ auch mich die Kaiserin zuweilen rufen, wobei man sich tief zu ihr herabbeugen mußte, um ihre wegen Kränklichkeit häufig leise gelispelten Worte zu verstehen und oft auf ganz unerwartete Fragen gefaßt zu sein. So verlangte sie einmal von mir zu wissen, wie es komme, daß bei so manchem Dome und Münster zwei Thürme projektirt seien, aber meistens nur einer ausgebaut, was ich mir erlaubte ihr dahin zu erklären, daß die Doppelthürme als für Dome ersten Ranges stets markirt worden wären, selbst wenn es voraussichtlich am Geld gefehlt, den zweiten auszubauen. Manchmal ließ sie mich auch auf ihr Cottage Alexandrin

kommen, wo ich dann Gelegenheit hatte, das einfache und vertrauliche Zusammenleben der kaiserlichen Familie zu bewundern. Ich mußte Ihrer Majestät und der Großfürstin Olga, die hier im einfachsten Hauskleide war, die Pläne zur kronprinzlichen Villa vorlegen und auf's genaueste erklären, wobei die beiden hohen Damen mit Bleistiftstrichen kleine Aenderungen angaben; auch verlangte die Kaiserin, ich solle ihr ganz genau an der Wand ihres Zimmers die Höhe angeben, bis zu welcher die Mauern schon aus dem Boden gewachsen seien, denn sie befürchtete immer, der ganze Bau sei erst projektirt und würde noch lange Jahre bis zur Vollendung brauchen. Höchst eigenthümlich war der stets und schroff wechselnde Gesundheitszustand Ihrer Majestät; denn Mittags zum Beispiel konnte sie matt in ihrem Lehnstuhle ruhen, in Shawls eingehüllt und mit schwacher ersterbender Stimme sprechen, um Abends in großer Toilette, decolletirt, mit Brillanten bedeckt, munter in ihrer Theaterloge zu erscheinen.

Am 13. Juli unseres Stils fand die Vermählung des Kronprinzen mit der Großfürstin Olga in der reichgeschmückten Kapelle des Peterhof-Schlosses statt, für welch beschränkten Raum nur die Mitglieder der kaiserlichen Familie und die Nächsten des persönlichen Dienstes, wozu auch ich gehörte, zugelassen werden konnten; es war eine fast erdrückende Pracht, die von Gold und Silber strotzenden Wände der kleinen Kirche, die leuchtenden, oft mit Edelsteinen besetzten Rahmen um die

grell gemalten Köpfe ruſſiſcher Heiliger, die reichen Kirchengewänder, geſtickte Uniformen, Ordensſterne aller Art, leuchtende Damentoiletten, wehende Federn, Spitzen und Brillanten, Millionen im Werthe auf einen ganz kleinen Raum zuſammengedrängt. Mich dauerte dabei das Brautpaar, vor allem die ſchöne, heute recht bleiche Großfürſtin, bei der nach griechiſchem Ritus ſo langandauernden und ermüdenden kirchlichen Ceremonie; auch die beiden jüngſten Großfürſten hatten einen ſehr ſauren Poſten, denn ſie mußten ſchwere goldene Kronen über den Häuptern des Brautpaares ſchwebend erhalten, was der langen Schleppe der Braut wegen ſehr mühſam war, beſonders als ſchließlich der Oberprieſter-Archimandrit, die beiden Daumen des jungen Paares zuſammen nehmend, dieſes mehrmals um den Altar führte.

Um ſo einfacher, faſt ärmlich dagegen erſchien die gleich darauf folgende Trauung nach den Satzungen unſerer evangeliſchen Kirche, wozu an der langen Wand eines ſehr großen Saales ein kleines unbedeutendes Altärchen faſt verſchwand, vor welchem der Geiſtliche raſch und einfach ſeine Trauung verrichtete. Dann folgte ein großes Bankett, dem aber die kaiſerliche Familie nicht beiwohnte. Sie war verſchwunden, nachdem die Allerhöchſten Herrſchaften Cercle abgehalten, was für mich bemerkenswerth war, weil ich hier dem Kaiſer Nikolaus vorgeſtellt wurde und ſomit Gelegenheit hatte, dieſen impoſanten und außerordentlich ſchönen Mann,

eine majestätische Persönlichkeit, wie ich nie eine gesehen, recht in der Nähe zu betrachten und reden zu hören; sein Gesicht hatte die frappanteste Aehnlichkeit mit dem seiner Tochter, der Großfürstin Olga, dieselbe schöne offene Stirn, dieselbe edelgeformte griechische Nase, auch die klaren Augen beider glichen sich, nur mit dem Unterschiede, daß während ich die der Großfürstin nie sonderlich glänzend erwärmt gesehen habe, dagegen die ihres Vaters in eisiger Pracht leuchteten, ungefähr wie ein vom Mond beschienenes Schneefeld, unter dessen Glätte und Glanz sich allerlei Unheimliches verbirgt.

Bei dieser Unterredung geschah das Ungeheuerliche, daß ich dem Kaiser in der Befangenheit, die mich, wie ich nicht läugnen will, beherrschte, auf seine in französischer Sprache gethane Frage: „Wie lange ich im preußischen Militär gedient?“ eine deutsche Antwort gab, worauf er, was noch außerordentlicher war, die allerdings kurze Konversation in deutscher Sprache, die er vortrefflich redete, fortsetzte.

Daß ich trotzdem keinen üblen Eindruck auf ihn gemacht hatte, erfuhr ich durch den Kronprinzen wenige Tage später, und zwar bei einer Gelegenheit, deren unangenehme Veranlassung mir zu denken gab. Es war nämlich von gewissen Seiten in Stuttgart einem sich gleichfalls nach Rußland begebenden Hochzeitsgast, dem russischen Generaladjutanten Fürsten von Kupferzell, der heikle Auftrag gegeben worden, im Gespräch mit Seiner Kaiserlichen Majestät möglicherweise einen

Mißtrauen gegen mich Worte zu verleihen, was auch geschehen war; — denn Kaiser Nikolaus nahm eines Tages Veranlassung mit dem Kronprinzen darüber zu reden, wobei er sich gerade nicht anerkennend über die Art und Weise aussprach, Jemand ohne Darlegung von Thatsachen zu verdächtigen und ein paar wohlwollende Worte über meine Persönlichkeit beifügte.

Bis zum Tage der Vermählung hatten wir in dem schönen Peterhof in einer wahrhaft idyllischen Behaglichkeit gelebt, Spaziergänge und Fahrten in die Umgebung gemacht, Mittags der täglichen Parade, die unter vortrefflicher Militärmusik stets stattfand, beigewohnt, zu der sich auch häufig der Kaiser in einem einfachen Charabank, selbst kutschirend, mit der Kaiserin und dem Brautpaare einfand. Kleine Feste, die stattfanden, waren bisher nur militärischer Art gewesen, wie unter anderen der Einzug der Kadetten in ihr Lager. Es war dieß eine vollständige Liliputarmee, wie sie der Kaiser nannte, an zweitausend Kinder und junge Leute, von acht bis achtzehn Jahren, alle uniformirt und bewaffnet, theilweise auch beritten, wie: eine Schwadron Dragoner mit Lanzen — die Junkerschule —, ein paar Züge kleiner Tscherkessen, dann das Pagencorps, Artillerie mit kleinen Kanonen, und hierauf einige Bataillone Infanterie. Mitten zwischen den Uebrigen marschirten die beiden kleinen Großfürsten Nicolai und Michael. Im Lager angekommen, wo sie ihre Zelte mit Strohsäcken

und allem Nöthigen wie das übrige Militär hatten, zogen sie — nachdem sie vor dem Kaiser und dem Kronprinzen von Württemberg, umgeben von zahlreicher Suite, defilirt hatten — in ihre Zeltgassen und legten Waffen und Lederzeug ab. Mittlerweile waren die Kaiserin und die Großfürstinnen Marie und Olga, gefolgt von den Offizieren des Regiments Chevaliers-Garde, zu Wagen an dem Lager angekommen, worauf den Kadetten ein Zeichen gegeben wurde, die nun in vollem Laufe alle durcheinander, Dragoner, Artillerie, Tscherkessen und Infanterie, die Wagen umringten und von den höchsten Herrschaften begrüßt und angesprochen wurden; besonders der Kaiser lachte und scherzte mit den kleinen Soldaten, klopfte hier einem auf die Schulter, hob dort einen empor und stand unter ihnen wie ein Vater unter seinen Kindern; es war wirklich ein hübscher Anblick und ich bin fest überzeugt, daß von all diesen kleinen Männern, die später Offiziere wurden, und von denen der eine in den Süden, der andere in den Norden des ungeheuren Reiches kam und die vielleicht in langen, langen Jahren ihren Kaiser nicht wiedersahen, keiner die Herzlichkeit vergessen hat, mit der ihn die kaiserliche Familie gegrüßt, und mit der ihm der Kaiser die Hand gegeben.

Die großartigen Festlichkeiten im Peterhof begannen nach der Vermählung mit einer großen Wachparade, die der Kaiser, begleitet von seinem Schwiegersohne, von den Prinzen von Schweden und Holstein abhielt und bei welcher das am reich-

ſten uniformirte Regiment der ganzen Armee, die Garde à Cheval aufzog, und wo die junge Kronprinzeſſin von Württemberg dieſer ſpeziellen Garde der Kaiſerin ſo zu ſagen gezeigt wurde, indem ſie in offener Kaleſche an den Reitern vorüberfuhr. Nach einem Empfang des diplomatiſchen Corps fand dann jener bal masqué ſtatt, von dem ich ſchon bei Erwähnung des General Lieven geſprochen. Um aber auch der Petersburger Geſellſchaft etwas zu bieten, wurde von Herren Alles, was hoffähig war, von den Beamten gewiſſe Kategorien und von der Garniſon ſämmtliche Offiziere in zahlreichen Gemächern verſammelt, um der Kronprinzeſſin ihre Huldigung darzubringen. Sie ſtand in der Mitte eines der größten Säle faſt ganz allein, da ſich der Hofſtaat etwas zurückgezogen hatte, und bot eine prachtvolle, ja herrliche Erſcheinung; ihr Kleid war von weißem Atlas, nur mit Brillanten garnirt, an ihren Schultern hieng ein rothſammtener goldgeſtickter Mantel, deſſen lange Schleppe von Pagen getragen worden war, und deſſen Ende nun kunſtvoll um die Füße der ſchönen Frau drapirt wurde; auf ihrem blonden Haar trug ſie ein Brillantdiadem, und das Ganze machte einen unvergeßlichen Eindruck.

Zu beneiden war indeſſen die arme Prinzeſſin bei dieſer Ceremonie nicht; nun begann das Defiliren der oben erwähnten Herrſchaften ohne und mit zuweilen recht ſtacheligem Bart, was über zwei Stunden dauerte, wobei die Kronprin-

zessin dem Nahenden die rechte Hand entgegenstreckte, die dann häufig sehr langsam und bedächtig geküßt wurde, worauf sie den Arm wieder erhob, um ihn für den nächsten abermals sinken zu lassen. Wie ich später gehört habe, fühlte sie sich auch schließlich einer Ohnmacht nahe und hatte ihre feine weiße Hand noch länger die gerötheten Spuren dieser unzähligen Küsse gezeigt.

Bei unserem leider nur sehr kurzen Aufenthalt in Petersburg selbst thaten wir alles Mögliche, um mit den Sehenswürdigkeiten und reichen Kunstschätzen, besonders in der Eremitage, fertig zu werden, auch Kirchen zu bewundern und die großen Exerzierhäuser anzusehen, wo in einem der letzteren das Preobraschenskische Garde-Regiment vor dem Kronprinzen und den übrigen hohen Gästen exerzierte und wo der preußische General von Möllendorf, damals ein schon alter Herr, fast von Rührung übermannt wurde, als sich bei den Handgriffen der außerordentlich großen und schönen Leute auch nicht die kleinste Bewegung an den sehr hohen Federbüschen ihrer Tschako's zeigte. Von diesem im Dienst und in Ehren ergrauten liebenswürdigen Herrn erzählte man sich damals eine gute Anekdote, die das ehemalige preußische Militärsystem, wo das Aeußere alles galt, kennzeichnete. Bei einer Parade machte der seitwärts marschirende, taktangebende Offizier seine Sache so vortrefflich, daß ihn der General später öffentlich mit den Worten belobte: „Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant,

Sie haben Ihre ſchwierige Aufgabe zu meiner Bewunderung gelöſt; Gott erhalte Ihnen dieſen Schritt!“ Als er aber ein paar lächelnde Mienen gewahrte, fügte er im höchſten Ernſt hinzu: „Meine Herren, lachen Sie nicht, ſolcher Schritt iſt eine Gabe des Höchſten!“ —

Wir wohnten im Winterpalais allerdings ziemlich hoch in dem unermeßlichen, zur Sommerszeit ſehr öden Gebäude; von der Dienerſchaft war das Meiſte auf den verſchiedenen Luſtſchlöſſern der kaiſerlichen Familie und nur die Portiers und Neger, welche in ihren reichen phantaſtiſchen Coſtümen Thürhüterdienſte thaten, waren geblieben und gaben den grauen Steinmaſſen eine etwas lebhafte Färbung. Ich bewohnte die Zimmer einer Hofdame der Kaiſerin, Gräfin Haake, die ſpäter von dem Prinzen Alexander von Heſſen, Bruder der Thronfolgerin, entführt und deſſen Gemahlin wurde.

Der Kronprinz und der Prinz von Preußen hatten Gemächer in den untern Räumen, wodurch es mir leicht gemacht wurde, letztere und auch die großen Empfangs- und Feſtappartements, ſowie den rieſigen Thronſaal häufig zu ſehen. Von dieſen ſagte mir der Prinz von Preußen, daß unter leicht- und abergläubiſchen Leuten ſchon längſt die Sage gehe, es laſſe ſich dort zu gewiſſen Zeiten der unglückliche Kaiſer Paul in prachtvollen Gewändern durch den weiten Raum ſchreitend oder auf dem Throne ſitzend ſehen, was er faſt einmal beinahe in die Lage gekommen ſei zu beſtätigen, denn:

„nach einem großen Hoffeſt, das bis tief in die Nacht gedauert," erzählte der Prinz. „gieng ich, um einen Umweg nach meiner Wohnung zu erſparen, durch den nur ſchwach vom Mondlicht erhellten Thronſaal, allerdings einem Diener folgend, der mir mit einer Girandole voranleuchtete, dieſelbe aber mitten im Saal unter einem lauten Aufſchrei fallen ließ und davon ſprang, während ich begreiflicherweiſe beſtürzt aufſchaute, um vor mir auf dem Throne eine Geſtalt ruhen zu ſehen, von der ich aber, raſch darauf losgehend, nur ein rothes, mit Gold beſetztes Gewand zu erkennen vermochte, weil dieſelbe im nächſten Augenblicke verſchwunden war. Am andern Morgen ſprach ich in vertraulicher Weiſe mit einem der Beamten darüber, der mir achſelzuckend Nachforſchungen verſprach, mir aber wenige Tage darauf berichtete, er habe herausgebracht, daß es ein Lakai geweſen ſei, der ſich ermüdet auf den Thron geſetzt und dort eingeſchlafen ſei."

Von allen Eindrücken, die ich, was Gebäulichkeiten anbelangt, in Petersburg empfangen, iſt keiner mir ſo unvergeßlich geblieben als der der Iſaakskathedrale, ſowohl im Innern mit den unermeßlichen Malachitſchätzen, worunter einige ganz maſſive Säulen aus dieſem edlen Stein beſtehen, als im Aeußern durch die rieſenhafte ganz vergoldete Kuppel, die, beſonders unter hellem Mondſchein geſehen, hoch über alle anderen Bauten, wie von weißen lodernden Flammen umſpielt, hervorragte.

Zu den Peterhofer Festlichkeiten gehörte auch die bei allen dergleichen Gelegenheiten wiederkehrende, wahrhaft zauberhafte Beleuchtung des Parkes, wozu an den Vorbereitungen schon seit mehreren Tagen gearbeitet wurde, denen wir aber, um uns nicht den Totaleindruck zu verderben, auf Allerhöchsten Wunsch fern bleiben mußten; endlich, ich glaube es war am 18. Juli, verkündigten gegen elf Uhr Abends aufsteigende Raketen den Anfang der Illumination. Für das Anzünden der Lampen wurden an viertausend Matrosen von der bei Kronstadt liegenden Flotte beschäftigt, welche an den riesenhaften Gerüsten wie an ihrem Takelwerk auf- und abkletterten und ihr Geschäft mit Blitzesschnelle vollführten. Für die kaiserliche Familie, den Hofstaat und die eingeladenen fremden Gäste standen kleine offene Wagen, sogenannte „Linien" bereit, auf welchen man durch die zauberhaft beleuchteten Gänge des weiten Parkes fuhr. Es ist unmöglich, sich von dieser Illumination einen richtigen Begriff zu machen; bald fuhr man zwischen haushohen Arkaden, bald bei einer Tempelstadt vorbei, alles zu diesem Zweck aufgebaut und mit Lichtern besät; bald sah man neben sich Treppen von riesenhaften Dimensionen, die aufwärts zu Schlössern führten, welche theils-wirklich existirten, theils à la Potemkin aus Brettern, Latten und Pappdeckeln gemacht waren und unter bengalischem Feuer einen vortrefflichen Eindruck machten. Den schönsten Anblick gewährte das kleine Haus Peters des Großen, das an einem kleinen See

liegt, der rings mit bunt leuchtenden Arkaden umgeben war, die ſich in der klaren Fluth wiederſpiegelten. Bei Waſſerfällen kam man vorbei, wo die Lichter unter dem Waſſer angebracht waren, wodurch daſſelbe wie eine herabſtürzende Feuermaſſe erſchien; auf vielen Plätzen des Parkes waren Muſikchöre aufgeſtellt, und obgleich gewiß an zehntauſend Zuſchauer im Park ſpazierten, gieng doch Alles in geräuſchloſer Stille und vollkommenem Anſtand vor ſich. Kein Gedränge, kein Streit, kein lautes Lachen, aber auch weiter keine Heiterkeit oder beſondere Demonſtrationen, ſehr ſchwaches Hochrufen, denn das liegt nicht in der Art des hieſigen Publikums.

Großartiger, wenigſtens ungleich geräuſchvoller, war eine große Schiffsrevue bei Kronſtadt, für mich eines der ſchönſten Schauſpiele, die ich in meinem Leben geſehen habe; wir fuhren in vielen Dampfbooten dorthin, und als man der Flotte, die auf der Rhede von Kronſtadt war, anſichtig wurde, ließ der Kaiſer die preußiſche Flagge aufziehen, welche von jedem der Kriegsſchiffe mit 21 Kanonenſchüſſen begrüßt wurde. Die Flotte war in drei Linien von Weſten nach Oſten aufgeſtellt. In der erſten lagen 18 Linienſchiffe von 110 bis 74 Kanonen, auf's genaueſte alignirt, wie ein Regiment Infanterie in ziemlich großen Intervallen; die zweite Linie beſtand aus achtzehn Dampf- und Segelfregatten und in der dritten Linie lagen zehn leichte Fahrzeuge, Schooner, Briggs und ſo weiter.

Bei Fort Alexander legte das kaiserliche Dampfboot an und der Czar stieg mit seiner glänzenden Begleitung auf die Plattform des Werkes, worauf mir einer der Stabsoffiziere unseres Bootes, der neben mir stand, sagte: „Mir scheint, der Kaiser will seinen hohen Gästen ein prachtvolles Schauspiel geben, und sowie man dort oben die kaiserliche Flagge aufzieht, geben Sie ringsumher nur Achtung.“ Dem war wirklich so, denn ein paar Sekunden später flatterte von der Flaggenstange des Forts die gelbe Flagge des Kaisers mit dem schwarzen Adler. Wir schauten erwartungsvoll um uns, wenige Augenblicke darauf donnerte und krachte es von allen Seiten. Alle Schiffe im Hafen von Kronstadt, alle Festungswerke desselben, sowie die ganze Flotte lösten ihre sämmtlichen Kanonen. Es geschahen an 4000 Schüsse; in der Zeit von einer halben Viertelstunde war das Meer mit einem so dichten Pulvernebel bedeckt, daß wir von unserem Dampfboot aus kaum hundert Schritte deutlich vor uns sehen konnten. — Nachdem der Kaiser sein Boot wieder bestiegen hatte, begab man sich zur Flotte und fuhr zuerst an der Front der Linienschiffe vorüber, wo die Mannschaft eines jeden ihn mit einem dreimaligen Hurrah begrüßte.

Später sollte, und zwar unter den unmittelbaren Befehlen des Kaisers, manövrirt werden, was aber unterblieb, da eine herankommende holländische Segelbarke durch fehlerhaftes Manöver in den kaiserlichen Raddampfer hineinfuhr —

eigentlich sei das Umgekehrte der Fall gewesen, wie man sich Abends verstohlen zuflüsterte; doch wurde der Holländer mit Beschlag belegt, das heißt zur Aburtheilung in den Hafen geschleppt, um am andern Morgen, reich entschädigt, wieder entlassen zu werden.

Bei dieser Schiffsrevue kam auch der Fall vor, daß für sämmtliche, vielleicht dreihundert Eingeladene ein dreifaches Diner bereitgehalten wurde. Es sollte nämlich auf den Schiffen gespeist werden; allein man kam jenes oben erwähnten Vorfalles wegen schon zu früh, um drei Uhr, nach Peterhof zurück, wo es denn in Jedes Belieben gestellt wurde, entweder an der großen Tafel im Schlosse oder auf seinem Zimmer zu speisen.

Der Kronprinz mit seiner jungen Gemahlin hatte gleich nach der Vermählung ein kleines, aber zierlich und geschmackvoll eingerichtetes Appartement im Peterhofer Schlosse bezogen, nahe den Zimmern, wo der Kaiser täglich mit seinen Ministern arbeitete. Er hatte so seine geliebte Tochter ganz in der Nähe, was er denn auch häufig benutzte, um das junge Paar in seinem Hausstande zu überraschen.

Hier machte auch ich nun meine täglichen Rapporte, wo ich häufig das Glück hatte, die schöne Kronprinzessin zu sehen, die oft bei meiner harmlosen Berichterstattung nach scherzhaft eingeholter Erlaubniß zugegen blieb. Eines Tages fand ich dort auch Herrn Kollegienassessor Adelung, den neu

ernannten Sekretär der Kronprinzessin, meinen nunmehrigen Kollegen, der sich später nicht sehr kollegialisch gegen mich benahm. Als Erläuterung hiezu verweise ich auf den Dankwart in meinem Europäischen Sklavenleben.

In Peterhof befand sich damals der Kunstreiter-Cirkus Guerra, der allabendlich Vorstellungen, aber meistens vor so leerem Hause gab, daß er hätte schließen müssen, wenn ihn der Kaiser nicht, hauptsächlich der eingeladenen Fremden wegen, gehalten hätte. Auch sah es Seine Majestät gern, wenn wir die Vorstellungen besuchten, zu denen er sich selbst fast täglich, wenn auch oft nur für sehr kurze Zeit, begab. Sein Liebling war ein kleiner, kaum achtjähriger Clown, Namens Pacifico, ein schneidiger Bub, der auch schon ganz vortrefflich auf ungesatteltem Pferde war, und der, wenn er herausgerufen wurde, sich dicht vor der kaiserlichen Loge militärisch grüßend aufstellte, was von dem Czaren ganz ernsthaft erwiedert wurde, worauf er ihm eine große Düte voll Zuckerwerk über die Brüstung warf. Die Pferde des Cirkus waren mit wenig Ausnahmen mittelmäßig, auch unter den Künstlern wenig Besonderes, wogegen sich unter den Reiterinnen, bei denen weniger auf Kunst als auf gute Behandlung gesehen wurde, schöne Polinnen, Engländerinnen und Italienerinnen befanden. Häufig wurden diesen nach den Vorstellungen kleine Fêten veranstaltet, bei denen es zuweilen recht laut in der betreffenden Villa des sonst so nächtlich stillen Peterhofes

zugieng, und es mochte darüber manch Nachtheiliges aufwärts gedrungen sein — genug, es wurde eines Tags gewünscht, daß bei diesen Unterhaltungen junger Herren Niemand vom Major aufwärts zugegen sein möge.

Rings um den Peterhoferpark, besonders an der Straße nach der Residenz und am finnischen Meerbusen, befanden sich zahlreiche Villen, oft von weitem recht stattlich anzusehen, mit Thurm und crenelirter Mauer, was sich aber beim näheren Betrachten häufig als von Holz erbaut auswies, oft auch als Cottage hübsch im Grünen liegend, meistens aber und dieß besonders am Gestade des Meerbusens in Form gewöhnlicher Bauernhäuser, entweder Petersburger Familien angehörend, oder von diesen für die wenigen meistens sehr heißen Sommermonate gemiethet. Hier richtet man sich, kaum daß die Schneedecke verschwunden ist, so wohnlich als möglich durch die mitgebrachten Möbel und Betten ein, hat das unschätzbare Seebad umsonst und erquickt sich besonders in den warmen, milden Sommernächten an dem balsamischen Dufte des Tannen- und Birkenwaldes. Dazu herrscht in all diesen Datschen — so werden sämmtliche große und kleine Landhäuser benannt — eine unbegrenzte, herzliche Gastfreundschaft, bei welcher der Samowar stets auf dem Tische brodelt und wo auch guter Wein und etwas zum Imbiß niemals fehlt. Hat man nur erst auf einer Villa Eingang gefunden, was für jeden anständigen Menschen sehr leicht ist, und dort

Gesellschaft aus der Nachbarschaft getroffen, so sind einem zahlreiche Datschen geöffnet, wovon auch ich häufigen Gebrauch und wodurch ich manche angenehme Bekanntschaft gemacht habe. Unvergleichlich waren jene schönen Nächte am Gestade der leise wogenden Fluth. Bei kaum merklicher Abkühlung empfand man wohlthätig den leisen Lufthauch, der kaum die Flammen des Lichtes bewegte, und blickte gerne in die stete Dämmerung, die alles ringsumher erkennen ließ. Erscheint dann aber, oft schon gleich nach Mitternacht, die Morgenröthe wieder, so eilt man nach Hause, um nicht immer von dem ersten Sonnenstrahl als Nachtschwärmer ersten Ranges auf der Straße betroffen zu werden.

Häufig genug kam dieß dennoch vor, meistens sehr unbehaglich wirkend. So erinnere ich mich eines brillanten Nachtfestes auf Sergiewskoe, dem schönen Landsitze des Herzogs von Leuchtenberg, wo bei Illumination und Beleuchtung durch farbige Glaskugeln à la Mabille im Freien auf einer Estrade, die mit Segeltuch glatt bespannt war, getanzt wurde — und in seligem Vergessen fortgetanzt, bis der erste verrätherische Sonnenstrahl durch die Bäume hereinblitzte, ein blendendes Licht, vor welchem der Teint keiner der anwesenden Damen — und es waren überaus schöne Frauen und Mädchen darunter — Stand zu halten vermochte; alles stob auch wie beim ersten Hahnenschrei auseinander, und jedes eilte, die zerzausten Frisuren und fahlen Gesichter zu verhüllen.

Dieſes Sergiewskoe iſt eine Schöpfung des Herzogs von Leuchtenberg, über welche, ſowie auch über die Peterhofer Villen der kaiſerlichen Familie mir deſſen Sekretär, Herr Muſard, intereſſante Einzelnheiten erzählte. Vor dem Frühjahr nämlich ſind dieſe hübſchen Gärten, die jetzt mit gewöhnlichen und ſeltenen Gewächſen prangten, durchaus kahl und zeigen höchſtens Gruppen von Tannen und weißſtämmigen Birken, die allein den harten Winter zu überdauern vermögen; nun kommt es auf die Jahreszeit und auf den Willen des Beſitzers, hier des Czaren an, wann Peterhof grünen und blühen ſoll; auf ſeinen Wink rühren ſich dann Hunderte geſchäftiger Hände, um aus den rieſigen Gewächshäuſern Pflanze um Pflanze, Strauch um Strauch, Baum um Baum in Töpfen und Kübeln herbeizubringen und aufzupflanzen. Für die Gärten von Sergiewskoe allein, ſagte mir Herr Muſard, würden 800,000 Stück Pflanzen verwendet.

Die dießjährigen, ſchon früher bei dem „Getrunk" erwähnten großen Manöver bei Krasnoje-Selo, woran das Gardecorps, ungefähr 60,000 Mann ſtark, Theil nahm, und denen wir zuweilen unter Führung des Stallmeiſters Hochſtetter zu Pferde anwohnten, ſchloßen gegen Ende Auguſt mit einer großen Parade, einem der größten und ſchönſten militäriſchen Schauſpiele, wie man es auch nur hier ſehen konnte, wo die an ſich einförmige Linie durch die verſchiedenſten europäiſchen und orientaliſchen Waffengattungen maleriſch

gegliedert wurde. In der Ebene, wo der Vorbeimarſch der Truppen ſtattfand, war ein hoher Erdhügel aufgeſchüttet, ſorgfältig geebnet und die abſchüſſigen Wände deſſelben mit Raſen bekleidet worden, ſo daß er wie natürlich entſtanden ausſah, oben befand ſich unter einem farbigen Zeltdache die Kaiſerin mit den Großfürſtinnen und dem Gefolge, während ſich vorn an der Spitze des Hügels neben einer hohen Flaggenſtange, die er mit der Linken gefaßt hatte, der Kaiſer allein befand, um mit weithin dröhnender Stimme jedem der vorbei marſchirenden Truppentheile ein: „Choroscho“ — ich bin zufrieden — zuzurufen, worauf die brauſende Antwort erfolgte: „Radiastavatza“, einer jener unüberſetzbaren ruſſiſchen Ausdrücke, der hier ungefähr beſagen will: „Wir ſind glücklich, für dich zu ermüden!“ —

Auch in Zarskoje-Selo waren wir ein paar Tage, ich aber mit keiner rechten Ruhe mehr, da die Zeit der Abreiſe heranrückte, für welche ich auch in Petersburg ſehr viel zu beſorgen hatte. Geſchäftliches für den Kronprinzen, ſowie privatim oft recht ſchwere Abſchiede von lieben Freunden, die ich dort erworben und bei denen ich manchen heiteren Abend verlebt hatte. Angenehmerweiſe führte mich die Eiſenbahn von Zarskoje-Selo in wenig mehr als einer halben Stunde nach der Hauptſtadt; es war dieß die erſte Bahnlinie Rußlands, bei deren Eröffnung man ſich die artige Geſchichte erzählte, daß Kaiſer Nikolaus mit ſeiner Troika auf der Landſtraße

neben der Lokomotive gefahren ſei und dieſe bis Petersburg natürlicherweiſe noch um ein paar Pferdekopflängen überholt habe.

Zarskoje-Selo mit ſeinem ſchönen Schloſſe, ſeinen prächtigen Raſenflächen, ſchattigen Alleen, murmelnden Waſſern und leuchtenden Seen iſt, von heiteren Menſchen belebt, gewiß ein herrlicher Sommeraufenthalt, erſchien uns aber jetzt bei Abweſenheit des großen Hofes, ſowie beim Herannahen des Herbſtes, ſtill, öde, ja traurig, ſo daß wir froh waren, wieder nach dem heimlichen Peterhof zu kommen. Doch fanden wir auch hier ſchon Anzeichen, daß der Sommer, der dieſes Jahr überaus prächtig geweſen war, Abſchied nehmen zu wollen ſchien, um ohne eigentlichen Herbſt in den Winter überzugehen; der Wind kam von Norden, die See fieng an hoch zu gehen, ſchon fielen gelbe Blätter von den Bäumen, und auf der Straße von Petersburg begegnete ich ſchon ganzen Wagenzügen mit Hausrath beladen, denn ſchon viele von denen, die den Sommer auf dem Lande verbrachten, bezogen die Winterquartiere.

Beim Näherkommen unſerer Abreiſe, ſie war auf den 9. September feſtgeſetzt, wuchs auch wieder die Unruhe des Generals von Spitzemberg, der, beſonders zum großen Ergötzen des Generals von Lieven, wieder anfieng mich häufig durch Lakaien und reitende Diener aufſuchen zu laſſen, um mir kummervolle Reden zu halten, die meiſtens darauf hin-

ausgiengen, daß ich sehr leichtsinnig sei und mir gar keine Sorge mache über die bevorstehende Reise nach Hause, für die ich als selbstständiger Reisemarschall bestellt worden war. „Wir gebrauch',“ sagte er, „für die Kronprinz und Gemahlin mit Gefolge, sowie für die Großfürst Constantin, die in zahlreicher Begleitung mitgeht, sechzig bis achtzig Pferd' für jede Station, wo will Sie das, zum Beispiel im Altenburgisch, auf eine Post finden, da muß man vorher schreib' und darum kümmert Sie sich wohl gar nichts?“

Vergeblich war es, daß ich ihm schon öfter feierlich versichert, ich würde mich der Sache mit dem größten Eifer annehmen und sei überzeugt, mit dem ganzen Train glücklich durchzukommen; er fieng immer wieder von Neuem davon an, so auch eines Abends, als er mich aus einer heiteren Gesellschaft herbeirufen ließ und ich ihn mit unserem Gesandten, dem Fürsten Hohenlohe, beim Thee antraf und er mir schließlich jammernd sagte: „Ich weiß wohl, Sie mach' sich nichts aus meine Verlegenheit, aber ich will Sie hier vor Seiner Durchlaucht versichern, daß Sie in Altenburg“ — welches er in dieser Richtung besonders auf dem Striche hatte — „nicht einmal die vier Pferd für die Kronprinz zusammen bringt.“ Das war mir denn doch zu bunt, und um endlich einmal Ruhe zu bekommen, sagte ich ihm in entschiedenstem Tone: „Ach was, Excellenz, darnach habe ich mich schon längst erkundigt und weiß sogar jetzt schon, daß

die vier Pferde, die für den Kronprinzen bestimmt sind, Peter, Hans, Claus und Jakob heißen!" Prinz Hohenlohe, der häufig ähnlichen Scenen zwischen dem General und mir beigewohnt, brach in lautes Lachen aus, in das endlich Seine Excellenz, gute Miene zum bösen Spiel machend, mit einfiel, und von da ab ließ er mich in Ruhe.

Uns allen that der endliche Abschied von Rußland, besonders vom Peterhof, wo wir beim herrlichsten Wetter eine Reihe von angenehmen Wochen verbracht, so viel Schönes erlebt und liebe Freunde erworben, recht leid. Unter diese durfte ich vor allem den General Lieven rechnen, der mir auf's herzlichste zugethan blieb, und der mir am Strande, angesichts der Schiffe und des weiblichen Gefolges der Kronprinzessin noch in seiner kaustischen Art sagte: „Etwas haben Sie in Rußland noch nicht kennen gelernt, vor dem ich Sie väterlich warnen muß, das sind — pfui — die meisten der Allerhöchsten Kammerfrauen, Sie werden mit ihnen zu thun kriegen, und da giebt es nur eins, streng nach jeder Richtung hin seine Pflicht gethan, Anweisungen kurz, bündig und pünktlich gegeben, und sich dann weiter den Teufel nicht um guten oder bösen Willen bekümmern."

Zwei Kriegsdampfer waren mit der Aussteuer der Kronprinzessin vorausgegangen, und wir folgten auf den Dampffregatten Kamtschatka und Krosiaßtschy, hatten ziemlich ruhige See und kamen den dritten Tag nach Swinemünde, wo ich

gleich Gelegenheit bekam, mich nach den Anweisungen des guten General Lieven zu richten, das heißt meine Schuldigkeit zu thun und mich um Weiteres nicht zu bekümmern. Theils durch unsere Gesandtschaft in Berlin, theils brieflich war alles so genau und pünktlich bestimmt worden, daß ich jedem schon auf dem Schiffe, zwischen Swinemünde und Stettin, schriftlich den Namen des Gasthofes, auch die Nummer seines Zimmers angeben konnte, ja sogar die Nummer des Wagens, um vom Hafen in die Stadt zu fahren, war vorgemerkt, so daß der betreffende Diener ihn nur zu rufen brauchte. Diese Karte überreichte ich auch der ersten Kammerfrau der Kronprinzessin, einer verwittweten Majorin Elkinsky, die mich aber keines Blickes würdigte und statt ihrem Diener die Karte zu übergeben, dieselbe einfach unter die Bank warf.

Alles verließ um so eiliger das Schiff, als es leise anfieng zu regnen, was mir schon dadurch unvergeßlich ist, weil es dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., der nach Stettin und an den Hafen gekommen war, um seine Nichte zu empfangen, zu einer jener raschen Antworten, für die er bekannt war, Veranlassung gab. Es fieng bereits an zu dunkeln, und Seine Majestät stand in grauem Militärmantel, die Feldmütze auf dem Haupte, am Ufer und sagte mit einemmal in die Höhe blickend: „Ich glaube, es regnet?“ worauf ein diensteifriger Kammerherr oder dergleichen bemerkte: „Zu Befehl, Euer Majestät.“ Der König aber gab rasch und

lachend zur Antwort: „Gott bewahre, ich befehle das durchaus nicht.“

In Berlin blieben wir nur einen Tag, und von dort gab es allerdings hie und da Schwierigkeiten in Betreff der vielen Poſtpferde, die wir nöthig hatten, ſowie auch der Gaſthöfe, von denen ich an kleineren Orten ein paarmal zwei völlig in Beſchlag nehmen mußte, nur um die hohen Herrſchaften, ſowie die vielen Perſonen des Gefolges unterbringen zu können; zu meiner Unterſtützung hatte man mir zwei ruſſiſche Feldjäger beigegeben, von denen jeder ſeinen eigenen Wagen hatte, und die ich theils nach rechts und links zum Requiriren von Poſtpferden, ſowie auch vorausſandte, um in Gaſthöfen vorläufig das Nöthige mit Beſchlag zu belegen. Bisweilen, wenn dieſe Vorſichtsmaßregeln nicht nöthig waren, fuhr ich auch wohl tagelang mit einem dieſer kaiſerlichen Feldjäger, die alle Offiziersrang haben, einem angenehmen, gebildeten Kurländer, der mir viel Intereſſantes von ſeinen Fahrten durch das weite Rußland, zum Beiſpiel von Odeſſa nach Petersburg und beſonders von den Strapazen im Winter erzählte. Eine ſolche Tour dauerte damals oft zehn bis zwölf Tage mit ununterbrochenem Fahren in einem offenen unbedeckten Schlitten oder Wagen ohne Federn und Rücklehne, in welchem der Courier nach vorn zuſammengekrümmt ſaß. Bald durchnäßt, bald durchfroren, kam er oft in einer bemitleidenswerthen Verfaſſung vor dem Winterpalais in Petersburg an,

um dem Czaren wichtige Depeſchen perſönlich zu überbringen. So traf auch mein Erzähler eines Tags in einem Zuſtand ein, daß ihn die Bedienten vom Schlitten herabheben mußten, und nothdürftig aufgethaut trat er vor den Kaiſer, der die auf's ſorgfältigſte in Tuch und Leder eingenähte Depeſche entgegennahm, um dieſelbe, da ſie durch Feuchtigkeit beinahe unleſerlich geworden war, dem Feldjäger mit den Worten: „Geh' auf die Hauptwache!“ vor die Füße zu werfen.

„Hätte ich das ohne Weiteres gethan,“ fuhr er fort, „ſo würde ich wahrſcheinlich heute nicht mit Ihnen durch Deutſchland fahren, ſo aber ermannte ich mich und erwiederte militäriſch grüßend: ‚Zu Befehl, kaiſerliche Majeſtät; Gott iſt über uns Allen, und wenn er Schnee und Regen ſchickt, ſo muß Jeder das geduldig hinnehmen.‘ — Ein paar Sekunden lang blickte mich der Kaiſer ſtarr an, ehe er ſagte: ‚Du haſt Recht, Gott, dem wir alle unterthan ſind, wacht über uns — geh nach Hauſe!‘ Den andern Tag erhielt ich eine Extrabelohnung und wurde bald darauf wieder verſchickt, ein Beweis, daß der Kaiſer keinen Groll auf mich hatte.“ —

Selbſt im Altenburgiſchen, vor deſſen Extrapoſteinrichtungen der alte General Spitzemberg ſo großen Reſpekt hatte, gieng es ganz leidlich, und als ich ihn im herzoglichen Schloſſe, wo wir alle untergebracht wurden, erwartete, konnte ich mich nicht enthalten, ihm ſcherzhaft von ſeiner Aengſtlichkeit zu ſprechen, worauf er mir aber halb entrüſtet zur Antwort gab:

„Sie wird immer ein leichtſinniger junger Mann bleib' und ſollte lieber der Himmel dank', daß bis jetzt Alles ſo gut gegangen; aber wart' Sie nur, wart' Sie nur, ob Sie heut Nacht zwiſchen hier und Weimar die nöthige Pferd bekommt." Dieß veranlaßte mich, ihm ſpäter boshafterweiſe von einer der nächſten Stationen aus ein Telegramm, das Morgens gegen drei Uhr nach Altenburg kam, des Inhalts zu ſenden: daß es nirgendwo an Pferden fehle. Für mich war der kurze Aufenthalt in dem Schloſſe von Altenburg von hohem Intereſſe, ſei es auch nur als Schauplatz des ſächſiſchen Prinzenraubes, der auf mich als Knaben ſchon in Wort und Lied einen ſo mächtigen Eindruck gemacht, auch war die herzogliche Familie von außerordentlicher Liebenswürdigkeit, und ſelbſt die Herzogin, eine Schweſter der Königin Pauline von Württemberg, war durchaus nicht ungnädig gegen mich. Als ich, den kronprinzlichen Herrſchaften voraus, zur Frühſtückszeit im Schloſſe ankam, wurde mir in den Zimmern der Herzogin Chokolade angeboten, die ich leichtſinnigerweiſe annahm, indem ich mich dadurch in die Verlegenheit brachte, zwiſchen den drei jungen ſchönen Prinzeſſinnen ſitzend, beſtändig die Serviette gebrauchen zu müſſen, da mir nach jedem Schlucke alle der Reihe nach wiederholt, obwohl auf die liebenswürdigſte Art, Fragen über meine Reiſe in den Orient, beſonders in's gelobte Land, thaten; eine dieſer Prinzeſſinnen iſt heute Königin von Hannover und die andere Gemahlin des Groß-

fürſten Conſtantin von Rußland. Auf Weimar, die durch Goethe und Schiller mit unſterblichem Rufe verherrlichte kleine Stadt an der Ilm, freute ich mich begreiflicherweiſe ganz beſonders, doch wie viel ich auch ſchon von der Einfachheit und den kleinen Verhältniſſen derſelben gehört und geleſen, ſo blieb doch das Städtchen, beſonders im Vergleich mit dem Glanze jener beider großen Namen, weit hinter meiner Erwartung zurück. Beim erſten Anblick erſcheint Weimar mehr wie ein Dorf, das an einen Park ſtößt, als wie eine Hauptſtadt mit großherzoglichem Hofe und Zugehör. Es iſt ſo ſtill, ſo beſcheiden und hat, obgleich von alterthümlicher Bauart, doch nichts von dem Maleriſchen, woran ſich das Auge an den meiſten alten deutſchen Städten entzückt. Die ſteinfarbigen, hellbraunen oder apfelgrünen Häuſer haben ſpitz zulaufende Dächer; aber man ſieht keine intereſſanten Giebel, keine Spiele architektoniſcher Phantaſie, kein Gemiſch verſchiedener Stilarten, wie ſie anderswo den Reiſenden feſſeln. Man lernt ſeine ſtillen, einfachen und freundlichen Fußwege lieben, als paſſenden Schauplatz für die einfachen Menſchen, welche ſich über die Scene bewegen; doch gab es dieſer Spaziergänger in der Stadt, beſonders während der Arbeitsſtunden, außer den Fremden noch ſehr wenige, und was allein dieſe hieſigen Plätze belebt mache, ſagte mir ein witziger Freund, ſeien die einheimiſchen Profeſſoren und Gelehrten, die ſich nach einer paſſenden Stelle für ihr ſpäter zu errichtendes Denkmal umſchauten.

Damals wurden noch in Weimar die Kühe mit Oſtentation aus- und eingetrieben, und in den Modewaarenläden fanden ſich rothgeſtreifte baumwollene Taſchentücher ſtark vertreten.

Daß uns dagegen die Stätten, wo Goethe und Schiller gewohnt, gearbeitet, gelebt und geſtorben, wie nationale Heiligthümer anmutheten und nur mit den Gefühlen höchſter Verehrung beſucht wurden, iſt ſelbſtredend; ſo Goethe's einfaches Gartenhaus mit der grünumrankten Wand, mit der einfachen Holzaltane, von wo er ſo oft in das mondbeſchienene Ilmthal geſchaut; Schiller's Haus, ſein Wohn- und Schlafzimmer, ſo rührend einfach, faſt ärmlich, mit ſeinem Bettgeſtelle aus Tannenholz, dem ſchlichten Arbeitstiſch und mit der humoriſtiſchen Beigabe des gewiſſen Champagnerpfropfens als Dintenfaßverſchluß.

Eigenthümlich enttäuſcht fand ich mich gegenüber manch begeiſterter Schilderung von Goethe's Haus am Frauenplan, ſelbſt von der Treppe, die, als wahrhaft prächtig geſchildert, für die übrigen Räume allerdings zu groß iſt, aber dennoch vor dem Beſchauer gewaltig zuſammenſchrumpft, wenn man ſich, wie verzeihlich, eine italieniſche Halle mit reicher architektoniſcher Verzierung mit Büſten und Bildſäulen gedacht hat. Hoch intereſſant ſind allerdings hier, ſowie in den Empfangzimmern, die vielfachen oft koſtbaren Schätze und Erinnerungen, die Goethe in Büſten, Statuen, Bildern, Kupferſtichen, Gem-

men, Bronceſtatuetten, Lampen und Vaſen zu einem reichen Muſeum vereinigt hat; doch tritt man aus dieſen Räumen, welche dem Beſucher die Stellung Goethe's als Miniſters und Kunſtliebhabers vergegenwärtigen, mit einem wahrhaft erhebenden Gefühl höchſter Verehrung in das Heiligthum des Hauſes, ſein Arbeitszimmer, ſeine Bibliothek und ſein Schlafzimmer.

Durch ein Vorzimmer, wo in kleinen Schränken die mineralogiſchen Sammlungen ſtanden, traten wir in das Arbeitszimmer, ein niedriges, enges, etwas dunkles Gemach mit nur zwei winzigen Fenſtern und mit einer wahrhaft rührenden Einfachheit möblirt. Alles war darin noch ſo enthalten, wie es am Todestage des Dichters war. In der Mitte ſtand ein einfacher Tiſch von ſchlichtem Eichenholz. Kein Lehnſtuhl war da, kein Sopha, nichts, was auf Bequemlichkeit deutete, nur ein gewöhnlicher harter Stuhl und daneben der Korb, in welchen Goethe ſein Taſchentuch zu legen pflegte. An der Wand rechts war ein langer Tiſch von Birnbaumholz und ein Bücherbrett mit Wörterbüchern und Handbüchern; da hieng auch ein Nadelkiſſen, ehrwürdig vor Alter, mit Viſitenkarten und anderen Kleinigkeiten; da auch ein Medaillon von Napoleon mit der Umſchrift: „Scilicet immenso superest ex nomine multum.“ Auf der Wand daneben wieder ein Bücherbrett mit einigen Werken von Dichtern. An der Wand links war ein langes Schreibpult von

weichem Holz, an dem er gewöhnlich ſchrieb. Darauf lagen die Originalmanuſkripte des Götz und der römiſchen Elegien und eine Büſte Napoleon's von milchweißem Glas ſtand da, welche, gegen das Licht gehalten, blau und feuerfarben ſchillerte und darum Goethen als ein Beleg zu ſeiner Farbenlehre werth war. Ein Bogen Papier mit Notizen aus der Tagesgeſchichte war nahe der Thür angeheftet, und an der Thür ſelbſt hiengen muſikaliſche und geologiſche Schemata. Dieſe Thür an der linken Wand führte in das Schlafzimmer, wenn ein kleines Kabinet mit einem Fenſter dieſen Namen verdient. Ein einfaches Bett, ein Lehnſtuhl davor und ein winziger Waſchtiſch mit einer kleinen weißen Schale und einem Schwamme war das ganze Mobiliar. Wer für den großen und guten Mann, der hier geruht und ſeinen letzten Schlaf geſchlafen hat, nur einiges Gefühl hegt, dem treten bei dieſem rührenden, einfachen Anblick die Thränen in die Augen und der Athem geht ihm ſchwerer.

Auf der andern Seite neben dem Arbeitszimmer war die Bibliothek, die freilich eher eine Rumpelkammer von Büchern genannt werden muß: die Bücher ſtanden auf ſchlichten tannenen Brettern und nur kleine Stückchen Papier, mit den Aufſchriften Philoſophie, Geſchichte, Poeſie gaben ein gewiſſe Ordnung an.

Die berühmte Fürſtengruft konnten wir baulicher Veränderungen wegen nicht beſuchen, doch habe ich ſie ſpäter, als

ich einmal länger in Weimar war, mit ehrfurchtsvollen Gefühlen betreten.

Ueber Würzburg und Heilbronn kehrten wir nach Stuttgart zurück, und ward ich in Ludwigsburg, wo Hofequipagen für die hohen Herrschaften und das Gefolge zum festlichen Einzug in die Hauptstadt bereit standen, meines Dienstes als Reisemarschall entbunden, wobei aber General Spitzemberg statt irgend eines anerkennenden Wortes über das, was ich geleistet, mit erhobener Nase zu mir sagte: „Dank Sie wie ich die liebe Herrgott, daß wir glücklich hier angekommen, und wenn Sie wieder einmal eine Reise zu führen hab', so nehm' Sie sich die Sache mehr an." Schon hatte ich eine Viertelswendung gemacht, um ihm einfach den Rücken zu kehren, als der Großfürst Constantin, der seine Worte gehört hatte, mir die Hand reichte und lachend sagte: „Beunruhigen Sie sich nicht darüber, was Seine Excellenz gesagt; es ist unter Ihrer Führung alles ganz vortrefflich gegangen, und ich weiß auch, daß der Kronprinz und meine Schwester sehr zufrieden sind."

Zwölftes Kapitel.

Feste in der Heimath und Ungnade.

Der festliche Einzug des kronprinzlichen Paares, dem ich mich aber entzog, indem ich verschiedener Geschäfte halber so rasch als möglich vorauseilte, fand am 23. September 1846 statt, und es war zu diesem Zwecke am Neckarthor eine schön verzierte Ehrenpforte errichtet, auf der hoch oben das Stuttgarter Stadtwappen, Banner und Inschriften angebracht waren. Das heiterste Herbstwetter begünstigte das Fest und zwanzig Minuten nach zwölf Uhr verkündigte ein Kanonenschuß, daß der Zug die Stuttgarter Markung erreicht habe. Die Glocken sämmtlicher Kirchen läuteten und dazwischen ertönte fortwährend der Donner der Kanonen. Die Sänger und Musiker der Gesellschaft Harmonie stimmten das:

„Heil unserm König, Heil!"

an, während der Zug vor dem Neckarthor ankam. Ihn eröffnete eine Abtheilung der Garde zu Pferd, dann folgte eine

Reihe von Wagen, in denen Damen und Herren vom Hofe und aus dem Gefolge der Kronprinzeſſin ſaßen, die berittenen Bürger von Stuttgart, alle gleich gekleidet mit ſchwarz und rother Schärpe, die Wagen der Königin Sophie der Niederlande, der Prinzeſſinnen Marie, Katharine und Auguſte und der Markgräfin von Baden; ſodann die Bürgergarde zu Pferd — die Stadtreiter —, der Wagen der Königin Pauline, ihr zur Rechten die hohe Neuvermählte, die Kronprinzeſſin Olga, und ſeiner Gemahlin zur Seite zu Pferd der Kronprinz Karl, ſodann der König Wilhelm, neben ihm der Großfürſt Conſtantin, ferner der Prinz Friedrich, gefolgt von einer glänzenden Suite. Nach einer Beglückwünſchungsrede des Stadtſchultheißen gieng der Zug weiter durch die Neckar-, Eßlinger- und Hauptſtätterſtraße und machte auf dem Wilhelmsplatz wieder Halt, wo der Königin und ihrer hohen Schwiegertochter von jungen gleich gekleideten Winzerinnen Trauben aus Stuttgarter Weinbergen geboten und von den beiden hohen Frauen freundlich angenommen wurden, während junge Weingärtner den Wagen mit Kränzen von friſchem Traubenlaub zierten. Nach dieſem Aufenthalt gieng der Zug bis zum Schloſſe, wo ſich der Stadtrath und Bürgerausſchuß, die ſtädtiſchen Beamten, die Geiſtlichkeit und die Bürger mit ihren Fahnen gegenüber dem Hauptportale aufgeſtellt hatten, rechts und links einer Tribüne, welche der Liederkranz und die Muſik einnahmen. Im Schloſſe wurden die hohen Neuvermählten von neunzig jungen Bürger-

mädchen begrüßt, die, weiß gekleidet, auf der Schulter die württembergiſche Kokarde, ſchwarz und roth mit goldenen Franſen hatten. Nach kurzer Zeit erſchienen die hohen Herrſchaften ſämmtlich auf dem Balkon und wurden von erneuertem Jubel begrüßt. Dazwiſchen ertönte Muſik und Geſang und noch lange, nachdem die hohen Herrſchaften ſich zurückgezogen hatten und bis in den ſpäten Abend hinein war der Schloßplatz ſowie die Straßen der Stadt von einer wogenden Menſchenmenge erfüllt.

Von den mancherlei Feſtlichkeiten, die zur Begrüßung des kronprinzlichen Paares nach und nach veranſtaltet wurden, war wohl das glänzendſte und gelungenſte die Wiederholung eines Carrouſels, das im Jahre 1845 zur Vermählung des Prinzen Friedrich mit der Prinzeſſin Katharine ſtattgefunden hatte, damals nur von Herren geritten, jetzt aber durch eine Damenquadrille verſchönert, die an Pracht Alles weit hinter ſich zurückließ. Dem Feſtſpiele lag die Idee zu Grunde, daß zur Zeit der Kreuzzüge ein Waffenſtillſtand den chriſtlichen Rittern und Sarazenen Gelegenheit zur freundlichen Begrüßung und zu ritterlichen Spielen gab.

„Dir entbietet, Fürſt der Wüſte, Seinen Gruß der fremde Graf;
Der vom Württemberger Lande, der dich oft im Kampfe traf.
Alſo lautet Seine Botſchaft: Ruhen laßt für kurze Zeit
Zwiſchen Uns und Unſern Mannen den entbrannten Glaubensſtreit!

In mein Lager zog der Friede, zog die Freude gestern ein:
Holde Boten aus der Heimath kamen in geschmückten Reih'n,
Herrn und Frauen, Mir zu künden, über Meinem Hause fern
Sei verheißend aufgestiegen ein ersehnter Liebes-Stern.

Schließen denn auch wir mitsammen kurzen Waffenstillstands Frist,
Eine Feier auszurüsten, wo Du mitgeladen bist.
Tritt mit Deines Stammes Besten ungescheut in unsere Mitte,
Zu Turnier und Ritterspiel ganz nach guter deutscher Sitte."

So hieß es in dem von Dingelstedt gedichteten Festprogramm, und als sich am Abend der Aufführung, am 27. Oktober 1846, die schaulustigen Eingeladenen auf den Gallerieen des großen Reithauses in der Neckarstraße drückten und drängten, sah man auf den beiden kurzen Seiten des weiten Raumes hier das Lager der Abendländer, dort das der Morgenländer. Das der ersteren stellte eine mit einem Thor versehene, wie aus rohen Steinen aufgeführte Brustwehr dar, hinter welcher man die unter Palmen aufgerichteten Zelte der Ritter und in weiter Ferne die Wüste erblickte; der Lagerraum vor der Brustwehr wurde durch verfallene Mauern bezeichnet, auf denen die Aloe wuchs und die von Orangen- und Citronenbäumen beschattet wurden. Neben einem Zelte in den altwürttembergischen Farben, gelb und schwarz, war eine Tribüne aufgerichtet für die Damen, welche

mitritten, für den Bannerherrn des Kronprinzen, den Turniermarſchall, ſowie die Kampfrichter, und dieſer gegenüber war eine andere, auf welcher ſich die Spielleute und Ritter zeigten.

Das Lager der Morgenländer befand ſich vor einem verfallenen mauriſchen Schloſſe, von dem einzig der Thorbogen unverſehrt ſtand, der, wie aus gelbem Stein gebaut, mit blau glacirten Ziegelverzierungen und zackigen Zinnen aus der übrigen Ruine hervorglänzte. Dieſelbe war mit Schlingpflanzen aller Art überwachſen und bedeckt, und ringsumher ſtanden große ſchlanke Palmen, Bananen mit den breiten üppigen Blättern und wilde, dunkelglühende Roſen neben dichten Orangenbäumen. In dieſem Lagerraum der Sarazenen befand ſich ein kleiner, mit Gebüſchen bewachſener Hügel, auf welchem die Muſik derſelben ſtand. Gegenüber war eine andere Erhöhung, die mit koſtbaren Teppichen belegt war und auf welcher der Fürſt des Morgenlandes, hier der Herzog Paul von Württemberg, in einem ſchönen ächten Coſtüm des Iman von Maskat ruhte. Zwiſchen dieſen beiden Hügeln war eine freiſtehende Palme, die ihre volle Blätterkrone bis zur Decke erhob.

Prachtvoll war der Anblick der beiden Züge, wie ſie, die Abendländer voran, unter rauſchender Muſik in den ſo herrlich geſchmückten Raum einritten, die Ritter mit ihren Damen und glänzendem Gefolge an Pagen und Knappen, das Leuchten der Helmzierden, der Wappen und Schildzeichen,

das Wehen der Fahnen und Federn, dann die Morgenländer in ihrer fabelhaften Pracht, gefolgt und umschwärmt von einer Schaar Beduinen, die ich anführte und mit deren Costümirung und Bewaffnung ich mir große Mühe gegeben hatte.

Das Fest war ein vollkommen gelungenes, und um es in seinen Bestandtheilen so viel als möglich für spätere Zeiten zu erhalten, stellte ich es nach korrekten Zeichnungen zusammen, die, in Paris lithographirt, in der Autenrieth'schen Kunsthandlung hier als ein hübsches Werk erschienen. Was die Abbildungen anbelangt, so bin ich am schlechtesten dabei weggekommen und rief die Kronprinzessin, als sie das Blatt erblickte, aus: „Mais, Hackländer a tout à fait l'air d'une vieille femme!"

Wie bei all den Produktionen liegt für die Betheiligten der Hauptspaß in den Proben, zu denen ich im Reithause bei den Quadrillen und Scheingefechten fast täglich für diesen oder jenen, der gerade fehlte, eintreten mußte, was mir übrigens großes Vergnügen machte; höchst amüsant waren auch die Zusammenkünfte Abends nach den letzten Proben in den Appartements des Kronprinzen, wo es hoch hergieng, und am meisten nach der Vorstellung selber, wo die sämmtlichen Mitwirkenden im Costüm zu einem großartigen Bankett eingeladen wurden.

Da die Kronprinzessin von unseren theatralischen Vorstellungen gehört hatte und begierig war, einer solchen beizu-

wohnen, so mußte, da die Genoveva für Damen durchaus nicht aufführbar war, Dingelstedt ein neues dramatisches Ungeheuer schreiben, das, weder Schau- noch Trauerspiel noch Oper, von allen diesen etwas hatte und wiederum von Kapellmeister Kühner mit einer aus allen damals beliebten Opern zusammengesetzten Musik versehen wurde.

Dieses Stück hieß „Ritter Toggenburg“ und war die Geschichte des unglücklich Liebenden auf's freieste nach Schiller behandelt. In der ersten Scene erhielt er unter der bekannten Strophe:

„Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet euch dies Herz;
Fordert keine andere Liebe,
Denn es macht mir Schmerz —“

den goldenen Korb sichtbarlich, worauf er als Kreuzfahrer in's gelobte Land zieht, dort große Abenteuer erlebt, die zu wirksamen Dekorationen und schönen orientalischen Costümen Veranlassung gaben, und zurückkehrend findet er die Geliebte nicht im Kloster, sondern in einer Mädchenpension, worauf denn eine glückliche Vereinigung folgt. Verschiedene junge Damen aus den besten Familien spielten dießmal mit, und als die Aufführung auf allgemeines Verlangen wiederholt werden sollte, lud sich auch, o Schrecken, Seine Majestät der König selber dazu ein.

Rasch wurde noch eine burleske Vorscene eingeschoben,

in der sich beim Erheben des Vorhangs die Bühne in der größtmöglichsten Unordnung befand, wo die Prospekte schief herunter hiengen, wo einige Akteurs wie rathlos vor Schrecken hin und her und aneinanderrannten und wo endlich Dingelstedt mit einem sehr gelungenen Prolog auftrat, in welchem er bei dem unerwartet hohen, aber Alles beglückenden Besuche von dem freudigen Erschrecken der Künstler sowie der Maschinisten sprach, daß aber nun das Schauspiel mit Aufbietung aller Kräfte vor sich gehen solle; nur bäte er, die gut gemeinten Scherze und harmlosen Anspielungen freundlich und gnädig aufnehmen zu wollen. Das geschah denn auch in liebenswürdigster Art von Seiten des Königs, der zuweilen herzlich lachte und nach dem Schluß sogar die Bühne betrat, um sich manches von der Einrichtung erklären zu lassen.

Nach dieser Aufführung aber wurden die großartigen Singspiele zurückgelegt und dafür, was auch eigentlich richtiger war, kleinere ernste Sachen, meistens aber Lustspiele aufgeführt, bei welchen Vorstellungen auch der Kronprinz mitwirkte, während Baron Julius von Hügel, der überhaupt für Darstellungen und Deklamation großes Talent zeigte, die Titelrolle vortrefflich darstellte. „Der Schatz des Rhampsinit" von Platen und ein kleines französisches Lustspiel „Le capitaine Roque-finette", in welch letzterem Baron Hügel gleichfalls die Titelrolle hatte, wurden vorbereitet, kamen aber nicht mehr zur Aufführung. Zum ersten hatte ich schon Dekorationen

malen laſſen und zwar verſuchsweiſe von einem holländiſchen Landſchaftsmaler Braakmann, der in das Fach der Dekorationsmalerei übergehen wollte und den ich nach dieſen recht gelungenen Proben dem Könige dringend empfahl, der ihn auch für einige Zeit nach Paris zu ſeiner Ausbildung ſandte und dann bei dem königlichen Hoftheater anſtellte. Ich freute mich ſpäter oft, ihm zu einer guten Stellung verholfen zu haben.

Das Villabauweſen hatte im vergangenen Sommer recht gute Fortſchritte gemacht, und war das Hauptgebäude bis zur Höhe des erſten Stockwerkes fortgeſchritten, auch die Auffahrtsſtraße von Berg hergeſtellt und ein Theil des Parkes durch den fleißigen Hofgärtner Neuner angelegt; ja im untern Theil neben der Orangerie grünte es bei unſerer Zurückkunft ſchon ganz vergnüglich. Auch gefiel dieß der Kronprinzeſſin ganz außerordentlich, ebenſo wohl die herrliche Lage der Villa als die künſtleriſche und zierliche Ausführung des Baues. Sie liebte es, den Platz zu beſuchen, dort den Arbeiten zuzuſchauen, vor allen Dingen aber auf den Mauern umherzuklettern, wobei ich oft die Ehre hatte, ſie begleiten zu dürfen und ihr beim Auf- und Abſteigen die Leiter zu halten; ſie war dabei freundlich und vergnügt, unbefangen wie ein Kind, voll treffender Vergleichungen und Bemerkungen und heiterer Scherze; ſo fragte ſie mich eines Tages, ehe ſie nach Hauſe fuhr: „Können Sie auch noch etwas ruſſiſch?“

und als ich ihr bedauernd von nur wenigen Worten sprach, die mir geblieben, verlangte sie von diesen etwas zu hören, worauf ich zu ihrem Kutscher sagte: „Paschol da Moi“, was sie herzlich lachen machte, indem sie ausrief: „Es ist eigentlich gar nicht schön, daß Sie mich auf diese Art nach Hause schicken.“

Das vorhin erwähnte Orangeriegebäude im untern Theil des Parkes war schon im Laufe des Sommers soweit fertig geworden und so eingerichtet, daß vier bis fünf schöne Zimmer im ersten Stock schon im nächsten Jahre von dem kronprinzlichen Paare bewohnt werden konnten, worauf die Kronprinzessin ganz besonders drang, um beim Wiederanfang der guten Jahreszeit etwas Eigenes zum Landaufenthalte zu haben; doch stellte ihr König Wilhelm, der anfangs in herzlichem Einvernehmen mit der angenehmen und schönen Schwiegertochter stand, sein Schloß Friedrichshafen am Bodensee für die kommende Sommersaison zur Verfügung.

Auch an meinem kleinen Anwesen auf der Höhe des Eßlingerberges war insofern Einiges geschehen, als ein Weingärtner von Gablenberg Ankäufe kleiner Grundstücke, die ich nothwendig zur Arrondirung brauchte, für mich vorbereitet hatte, so daß ich nur die Verträge ausfertigen zu lassen und die Anzahlungen zu leisten brauchte, was mir nicht schwer wurde, da ich aus dem Verkauf der in Rußland erhaltenen Hochzeitsgeschenke die hübsche Summe von fünfzehnhundert

Gulden mit nach Hause gebracht hatte. Auch gelang es mir damals, einen allerdings schmalen Fußweg, der quer durch mein Anwesen führte, von wohl einem Dutzend daran betheiligter Besitzer für fünfzig Gulden zu erwerben und war nun so Eigenthümer eines ziemlich großen Platzes geworden, der, auf allen vier Seiten von Wegen umgeben, die Höhenfläche des Berges einnahm, von dem man überall hin eine entzückende Aussicht hatte. Auch für eine solide Umzäunung reichten die vorhandenen Geldmittel aus und ich schwelgte schon in seligem Vorgefühle eines einstigen kleinen Landhauses mit breiter Terrasse gegen das Neckarthal, um dort in stiller Beschaulichkeit meine Mußestunden hinbringen zu können und damit einen allerdings phantasiereichen Wunsch erfüllt zu sehen. Doch fehlte noch manches an dieser Verwirklichung, und vermochte ich mit meinen beschränkten Mitteln nur sehr langsam und Schritt um Schritt vorzugehen. Aber auch darin lag ein unbeschreibliches Vergnügen und es hat mich in damaliger Zeit weit glücklicher gemacht, eine einzige Gartenbank, einen einzigen Stuhl oder irgend einen alten Steintisch anzuschaffen und hinaufschleppen zu lassen, als später die Bestellung auf ein ganzes Ameublement.

Vor Allem aber fehlte trinkbares Wasser auf meiner Höhe; und ein Brunnen, der sehr tief sein mußte und dessen Gelingen zweifelhaft war, sollte so viel kosten, daß ich erst im nächsten Frühjahr 1847, wo Adolf Krabbe eine neue Aus-

gabe meines Soldatenlebens im Frieden beſorgte, daran denken konnte; doch wurde wenigſtens mit großem Behagen der Platz dazu ausgeſucht, und während des Winters, wo die Arbeiten auf der Villa der unfertigen Glashäuſer wegen faſt gänzlich ruhten, entwarf mir Hofgärtner Neuner einen hübſchen Plan für die neuangekauften Theile meines Anweſens, ſteckte ihn aus und ließ von Taglöhnern von Gablenberg davon, was möglich war, herrichten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich dazu die ſpezielle Erlaubniß des Kronprinzen einholte, die er mir auch bereitwillig mit den Worten gab: „Es ſoll mich ſehr freuen, wenn Sie den ſchönen Platz, wo wir ſo vergnügt waren, hübſch anlegen laſſen.“ Als es im Frühjahr an's Auspflanzen gieng, bemühte ich mich, die Bäume und Geſträuche von ſolchen Gärtnereien zu beziehen, die bei den Villaanlagen nicht betheiligt waren, habe auch damals Vieles von des Grafen Neipperg's Gärtner Koch aus Schweigern erhalten, und bewahre heute noch, nach mehr als dreißig Jahren, die meiſten darauf bezüglichen Quittungen.

Weßhalb ich dieß anführe, wird in Kurzem klar werden, und will ich hier nur beifügen, daß ich in meiner Unbefangenheit, in meiner völligen Schuldloſigkeit, oder ſagen wir auch in meinem leichten Sinn, keine Ahnung davon hatte, daß mir aus dem Ankauf meines Gartens, der ja auf den Wunſch des Kronprinzen geſchehen war und aus dem, was darauf, wie ich erzählt habe, folgte, ein ſo großes Verbrechen

gemacht und daß Alles das zu einem Gewebe der niederträchtigsten Lügen benutzt wurde.

Aber es war damals noch in Stuttgart ein ganz unglaublich günstiger Boden für Verleumdungen der grassesten Art, — ganz verzeihlich gegen einen emporgekommenen Ausländer, den man allerdings damals nur mit einer Lieblingswaffe jener Zeit anzugreifen wagte, mit anonymen Briefen nämlich, die ich aber, wenn sie nicht gar zu häßliche Ausfälle gegen den Kronprinzen selbst enthielten, diesem stets zu unserer gemeinschaftlichen Belustigung mittheilte! Anfänge wie: „Ueberzeugt von Ihrer bodenlosen Schlechtigkeit," oder: „Wie lange noch, elender Hofspeichellecker," waren nicht selten und hoffte man im Verlauf zuweilen bei meiner Jugend doch noch auf Besserung, die am besten aus meiner schleunigen Entfernung zu erkennen sein werde, und unterzeichnete sich häufig: „Der gewisse wohlmeinende Freund."

Auch an ernsthaften Drohungen, natürlich stets in Schreiben ohne Unterschrift, sowohl gegen mich als auch gegen den Kronprinzen, dem man häufig die unglaublichsten Dinge vorwarf, ließ man es nicht fehlen, und war es gerade so, als werfe das kommende Jahr 1848 allerdings ohne jeden sicht- und denkbaren Zusammenhang jetzt schon einen düstern Schatten voraus; hier, in dem sonst so ruhigen Stuttgart, trat dieß besonders am 3. Mai 1847 in dem sogenannten Brodkrawall hervor, wobei das Volk das Haus des Bäckers Maier in der

Hauptstätterstraße, angeblich wegen Kornwuchers, zu stürmen begann. König Wilhelm, nur von einem Stallmeister begleitet, ritt sogleich mitten unter die lärmenden Volksmassen; doch vermochte auch seine sonst so geliebte und verehrte Persönlichkeit dießmal nichts auszurichten, das Militär mußte einschreiten, wobei an der Ecke der Reihlen'schen Apotheke ein Mann erschossen wurde. Sonst verpuffte diese Geschichte ohne weitere Folgen, und für Stuttgart speziell gab die Verheirathung des Kronprinzen Hoffnung auf einigen Aufschwung der darniederliegenden Gewerbe.

Sein Hauswesen mußte auf einen andern und großartigeren Fuß gesetzt werden, Dienerschaft und Stall vermehrt und eine Repräsentation auch nach außen geschaffen werden, für die ich in meiner Stellung und meinem Range nicht ausreichte und für welche Herr von Berlichingen nicht Takt genug hatte. Der Kronprinz wünschte begreiflicherweise zu seinem Hofmarschall einen der jüngeren Männer seines Umgangs, und fiel seine überaus glückliche Wahl auf den schon ein paarmal von mir erwähnten ersten Stallmeister und Kammerherrn des Königs, Baron Julius von Hügel, einen auffallend schönen Mann, der groß und stattlich, ein vortrefflicher Reiter und voll angenehmer gesellschaftlicher Talente war. Er gebot zum Beispiel über einen so vorzüglichen deklamatorischen Vortrag, daß er in jener Zeit bei einem Wohlthätigkeitskonzerte, als er mit Dingelstedt die große Scene aus „Tasso" zwischen

dem Herzog und dem Dichter las, von begeiſtertem Beifall überſchüttet wurde. Liebenswürdig und behaglich im Umgange, wie er ſein konnte, verſtand es auch wieder Niemand ſo wie er, plötzlich in Miene und Wort eine ſchroffe Seite hervorzukehren, vollkommen gleichgiltig gegen irgend wen, ſobald er in ſeinem Rechte war, oder in ſeinem Rechte zu ſein glaubte. Eine bei Hof ſeltene Unabhängigkeit des Charakters, die ihn aber ſeinen Freunden um ſo werther machte, da dieſelbe durch richtigen Takt und herzliches Wohlwollen unterſtützt, für ſeine Freunde, auch gegenüber den höchſten Perſonen, rückſichtslos eintrat — ein Mann, auf deſſen Rath und Hilfe man ſicher bauen konnte, kurz Alles in Allem, wie beſonders geſchaffen zu jener Stellung, wo er neben der Leitung des kronprinzlichen Hofhaltes auch der Freund eines jungen Fürſten war, dem gerade Hügel's Lebenserfahrung, ſein gerader Sinn, ſein durchaus ehrenhafter Charakter, ja ſeine zuweilen hervortretende, ſtets ehrliche Derbheit, die ſicherſte Stütze ſein konnte, um ihn vor leidenſchaftlichen Abwegen zu bewahren.

Auch gieng es im Anfang ganz vortrefflich; Baron Hügel mit ſeinen großen Kenntniſſen und ſeinem ſoliden Geſchmack richtete die kronprinzliche Hofhaltung einfach, aber elegant ein, und beſonders war das Stalldepartement in Zuſammenſtellung der Geſpanne, in Geſchirren und Livreen Aufſehen erregend hergeſtellt.

Der Kronprinz blieb in ſeiner Parterrewohnung des

Schlosses und das Appartement im Stocke über ihm bewohnte die Kronprinzessin, und hatte ich bei der Zimmereinrichtung hier Kleinigkeiten angebracht, die der Großfürstin in Olivuzzo bei Palermo gefallen hatten, unter anderem ein hohes Spiegelglas, das sich beim Drucke auf eine Feder als Thüre demaskirte und den Eintritt in ein anderes Zimmer gestattete.

Für solche Aufmerksamkeiten war sie empfänglich und dankbar, wie ich mich überhaupt aus jener Zeit nur der freundlichsten Behandlung rühmen darf und sich noch durch gar nichts auch nur im entferntesten der Entschluß kund gab, mich aus meiner Stellung zu entfernen. Man gieng eben vorsichtig zu Werke, und als die ganze Hofhaltung des Kronprinzen im Sommer 1847 zum Landaufenthalt nach Friedrichshafen zog, war es durchaus selbstredend, daß ich gleichfalls mitgieng, und sagte mir der Kronprinz einigemal und zwar in offener, herzlicher Weise, wie sehr es ihn freue, daß mir auch die Kronprinzessin gut und freundlich geneigt sei. In der That geschah von ihr aus Alles, um mir diesen guten Glauben zu erhalten, sie sprach ungezwungen, ja vertraulich mit mir, sowohl über Geschäftliches, als auch über sonstige tägliche Angelegenheiten, ich durfte sie wie jeder Andere bei der Unterhaltung zwanglos anreden oder im Park auf Spaziergängen begleiten, ja sie lud mich ein, mit ihr Schach zu spielen, und ich kann nur wiederholen, daß sie bei all diesen Veranlassungen nur liebenswürdig und gütig gegen mich gewesen ist.

Auch die Königin Pauline mit ihrer Tochter, Prinzessin Auguste, kamen zum Landaufenthalte nach Friedrichshafen und ich ſtand zu Ihrer Majeſtät in dem eigenthümlichſten Verhältniß. Obwohl des Tages verſchiedene Male, zum erſten und zweiten Frühſtück, zum Diner und Souper, Abends auch häufig zu Spiel und Thee im gleichen Salon vereinigt, war ich doch eigentlich nicht für ſie da, und wenn ſie beim Cercle, dem ich mich aber, wenn es nur möglich war, entzog, mit meinem Nachbar oder Nachbarin ſprach, ſo wußte ſie mich durch irgend eine Geſprächs- oder Körperwendung zu umgehen, um gleich neben der Lücke, die durch mich dargeſtellt wurde, munter weiter zu plaudern.

Im Allgemeinen verlebten wir einen recht angenehmen Sommer in dem hübſchen Schloſſe Friedrichshafen mit ſeinem dicht am See gelegenen ſchönen Garten; früh Morgens badeten wir Herren gewöhnlich gemeinſchaftlich und Baron Hügel und ich ſetzten das bis in den September hinein, ein paar Tage bei nur acht bis zehn Grad Waſſerwärme, fort. Faſt täglich wurde irgend eine Partie zu Wagen nach den benachbarten Landorten oder mit dem Dampfboot nach dem badiſchen oder Schweizer-Ufer des See's gemacht.

Was in meinen Kräften lag, trug ich zur Unterhaltung der Geſellſchaft bei, und als einmal eine Reihe kalter Regentage eintrat, ſchlug ich eine improviſirte Komödie vor, was allgemeinen Anklang fand. Glücklicherweiſe fiel mir ſogleich

ein passender Stoff ein, den ich später in dem dramatischen Scherz „Monsieur de Blé“ weiter ausführte. Ich schrieb den ungefähren Gang der Handlung auf, auch was jede Scene enthalten und wie sie schließen sollte, und da ich es hier mit einem gewandten Personal zu thun hatte, von denen die meisten schon auf Liebhaberbühnen geglänzt, so gieng das Stückchen nach ein paar Proben recht gut zusammen. Baron Hügel spielte die Hauptrolle, den Monsieur de Blé, der ein Schwabe war und eigentlich Döbele hieß, Graf Zeppelin, der unterdessen als Kammerherr der Kronprinzessin wieder angestellt worden war, einen Kommissionär Hagenlocher, und von den Damenrollen war eine liebenswürdige Hofdame, Frau von Sturmfeder, ausgezeichnet.

Da der Kronprinz, der für diese theatralische Aufführung sogleich leidenschaftlich eingenommen war, aber einen ganzen Unterhaltungsabend daraus zu machen wünschte, so sollte noch vorher irgend ein Scherz arrangirt werden, zu welchem ich die bekannte Geschichte vorschlug: Ein Marionettenkasten wird dargestellt durch einen quer vor die Thür gespannten Teppich, die Puppen bestehen aus runden Kartoffeln, in die man ein paar Punkte und Schrammen als Gesichtszüge schneidet; diese Kartoffeln — sie müssen natürlich roh und mit der Schale versehen sein — werden unten ausgehölt, auf den Zeigfinger gesteckt, dann die Hand, sowie ein Theil des Oberarms mit einem weißen oder bunten Taschen-

tuch umwunden, und ſo wird oberhalb des Teppichs agirt, was, wenn es mit irgend welcher Geſchicklichkeit geſchieht, von äußerſt komiſcher Wirkung iſt; meiſtens wählt man eine höchſt tragiſche, ja blutige Handlung, wo ein unglückliches Liebespaar zu Grunde geht, indem Sie aus einem übergroßen Waſſerglaſe Gift trinkt, Er ein Tafelmeſſer an einer Seite der Scene aufſteckt, dann mit ſeinem Kartoffelkopf ſo lang hineinhackt, bis dieſer ſtecken bleibt, worauf er ſich dann ſelbſt das Haupt vom Rumpfe reißt.

So geſchah es auch hier bei der Probe, doch erſchien Alles das dem Hofmarſchall Baron Hügel, der gleichfalls mitwirken mußte, ſo wenig komiſch, ja förmlich albern, daß er auf's entſchiedenſte von dem Scherze abrieth, indem er überzeugt war, wir würden uns damit gründlich blamiren.

Es war aber auch keine Kleinigkeit, dergleichen vor einem ſolchen Publikum zu wagen; denn wenn wir auch gerade kein Parterre von Kaiſern und Königen vor uns hatten, ſo doch in der erſten Seſſelreihe eine regierende Königin, den Großfürſten-Thronfolger Alexander, der zum Beſuch ſeiner Schweſter gekommen war, den Kronprinzen und die Kronprinzeſſin, die Prinzeſſin Auguſte, ein paar Fürſten aus der Umgegend mit Gemahlinnen, durchlauchtigen Töchtern und dazu das ſtattliche Gefolge aller dieſer Herrſchaften, von denen ich nur noch den Fürſten Gortſchakoff, den heutigen ruſſiſchen Staatskanzler, nennen will.

Es war also wohl kein Wunder, daß der Held der Tragödie, wie er auftrat, mit etwas bebender Stimme sprach; doch kaum war seine Geliebte erschienen, in ein gelbseidenes Foulard gehüllt, auf dem dunklen, pausbackigen Kartoffelgesichte ein kokettes Hütchen, das aus einem bunten Baumblatte und einer Blüthe als Paradiesvogel bestand, so erfreute unser zagendes Herz ein so einstimmiges Gelächter des Publikums, daß wir beruhigt aufathmeten, auch steigerte sich die Heiterkeit von Scene zu Scene, und bei der Königin Pauline, die ich durch eine Spalte des Vorhangs sah, stellten sich von Zeit zu Zeit förmliche Anfälle von Lachkrampf ein. —

Für alle Fortschritte des Villabauwesens interessirte sich die Kronprinzessin sehr, und mußte ich ihr darüber, so oft ich etwas Neues erfuhr, Bericht erstatten. Da Orangerie und Gewächshäuser fertig geworden waren, so mußte an Pflanzen für beide gedacht werden, weßhalb mich der Kronprinz nach Nervi bei Genua schickte, um die dortigen berühmten Pflanzungen junger Orangenstämme anzusehen und das Nöthige zu kaufen; auch sollte ich den Gärtner Neuner mitnehmen, um mit ihm verschiedene von der Kronprinzessin uns bezeichnete Anlagen in Genua, Mailand und anderwärts anzusehen, auch wünschte sie Zeichnungen von einigen Interieurs genuesischer Paläste, weßhalb ich einen unserer damaligen talentvollsten Zeichner, Paul Wirth, gleichfalls mitnahm, auch um ihm, der von italienischer Architektur noch nichts gesehen, zum Stu-

dium derſelben zu verhelfen. Später hat er auf Angaben des Baumeiſter Leins weitaus den größten Theil der wundervollen Zeichnungen ſowohl für das Aeußere als für das farbenprächtige Innere der Villa bei Berg entworfen und letzteres auch theilweiſe mit ausgeführt. Leider war dieſes große Talent von keinem feſten Charakter unterſtützt, da ihn Wirthshausſchild und dahinter die Weinflaſche zu mächtig anzogen, und er ſo, allerdings erſt nach Jahren, nach und nach verkam und eines Morgens todt im Neckar bei Cannſtatt, wohin ihn abſichtslos ſein ſchwankender Fuß geführt, aufgefunden wurde. Schade um ihn, er war ein guter Menſch und ein großer Künſtler, und wer heute den Arabeskenreichthum auf der königlichen Villa bei Berg anſchaut, bewundert dabei das Werk ſeiner Hand und ſeines Geiſtes.

Auf dieſer Tour, die für mich übrigens kaum vierzehn Tage dauerte, traf ich in Mailand mit meinem Freunde, dem Maler Karl Müller zuſammen, der von Rom kam, um ſich nach Stuttgart zu begeben; da ich wußte, daß er dem Kronprinzen angenehm war, ſo überredete ich ihn, zuerſt mit mir nach Friedrichshafen zu gehen, auch um dort der Kronprinzeſſin vorgeſtellt zu werden; wir fuhren längs dem Lago Maggiore, ohne uns dabei gerade zu übereilen, beſuchten die borromäiſchen Inſeln, die für mich neu waren. Reizend iſt Iſola Madre, wogegen die Iſola Bella, von weitem einem Paſtetengehäuſe ähnlich, mir auch im näheren Betrachten wegen

der steifen Formen ihrer Terrassen, ja der ganzen Gartenanlage, keinen besonderen Eindruck machte. Um auch die Simplonstraße kennen zu lernen, fuhren wir über diesen unangenehmsten aller Alpenübergänge, ein Weg, der sich wie ein Faden stundenlang über die Bergabhänge herumwindet, auf der einen Seite verschiedene tausend Fuß Abgrund, auf der andern ebenso hohe steile Wände, so daß, wenn man bei einer Biegung rückwärts schauend ein Fuhrwerk folgen sieht, man erstaunt ist, daß es nicht der erste Windstoß in die Tiefe schleudert. Uns beide, meinen Freund Müller zumeist, versetzte diese Fahrt in eine gelinde Aufregung, die ich durch allerlei gute und schlechte Scherze zu mildern suchte, indem ich zum Beispiel einen vorher bestochenen Postillon oder den Kellner eines Posthauses nach seinem Namen fragte, um stets die verabredete Antwort zu erhalten: „Ich heiße Müller," was den ächten Müller stets zu einem Zornausbruche veranlaßte, bei welchem er ausrief: „Siehst du, dieser Kerl heißt auch wieder Müller! o, es ist ein Unglück, Müller zu heißen, besonders wenn man Künstler ist." Daran hatte er allerdings nicht ganz Unrecht, hat aber doch, wie ich schon früher bemerkt habe, seinen eigenen Künstlernamen Karl Müller sehr zu Ehren gebracht.

In Friedrichshafen wurde er von den Herrschaften auf's freundlichste empfangen, wohnte im Schlosse, nahm an Allem, auch an den Landpartieen Theil und erfreute dafür die Kron-

prinzeſſin mit reizenden Aquarellſkizzen von allerlei Vorfällen bei dieſen Ausflügen. Hier faßte ich auch die erſte Idee, den Tanzſaal der Villa mit zwei großen Oelbildern von ſeiner Hand zu ſchmücken, für die Müller eine Scene aus dem römiſchen Karneval und das Oktoberfeſt auf der Villa Borgheſe vorſchlug. Der Kronprinz gab dazu gern ſeine Einwilligung und Müller erhielt dadurch Gelegenheit, zwei Kunſtwerke zu ſchaffen, von denen das Oktoberfeſt durch das ſchöne Kunſtblatt von Alfons Matinet auch weiteren Kreiſen bekannt geworden iſt.

Gegen Ende Septembers kehrten die kronprinzlichen Herrſchaften mit der ganzen Hofhaltung nach Stuttgart zurück, und es war gut, daß ich mich wieder für den lebhafteren Fortgang des Villabauweſens perſönlich intereſſiren konnte; auch zeigte ſich das Herbſtwetter dem Fortgang der Arbeiten günſtig, und zu Allem hatte die Kronprinzeſſin, die an der Schöpfung ihres Gemahls warmen Antheil nahm, eine nicht unbedeutende Geldſumme zum raſcheren Betrieb beigeſteuert; doch begann ihr Sekretär, Herr von Adelung, bei dieſer Gelegenheit ſchon gegen mich zu agiren, indem er ſeine Herrin zu der Bedingung veranlaßte, dieſe Gelder unter die ſpezielle Controle des Hofmarſchalls Baron von Hügel zu ſtellen, mit welcher Bedingung ich übrigens vollkommen einverſtanden war. Ich wünſchte nichts ſehnlicher, als die ganze, immer drückender werdende finanzielle Laſt von einem Andern und Stärkern

mittragen zu laſſen. Dazu aber wollte ſich Baron Hügel, was ich auch begreiflich fand, nicht herbeilaſſen, und ſo ſollte das Villabauweſen auch ferner ſpeziell unter meiner Leitung und getrennt von der Hofhaltung bleiben. Doch bezeigte er mir andern Theils den Freundſchaftsdienſt, mich gegen Herrn von Adelung's Aeußerungen in Schutz zu nehmen.

Da der Staat dem jeweiligen Kronprinzen eine ſtandesmäßige Wohnung herzurichten hatte, ſo war das kronprinzliche Palais, wie es heute zwiſchen dem Königsbau und dem Bazar ſteht, von Oberbaurath Gaab projektirt worden, wobei ihm übrigens das Maximilianspalais in der Ludwigsſtraße von München vorgeſchwebt haben mag, und man riß die dort ſtehenden Häuſer, theils dem Staate, theils Privatleuten gehörend, ab; als ich eines Tages dazukam, bemerkte ich in dem Thorwege des Hauſes, welches dem ſogenannten Indigo-Müller gehört hatte, vier ſchöne ſteinerne Säulen im edelſten Renaiſſanceſtil, die offenbar von dem erſten Umbau des königlichen Luſthauſes herrührend, hier zur Hälfte eingemauert ſtanden. Mit dem Unternehmer des Abbruchs, für den dieſe vier Säulen nicht mehr als den Werth gewöhnlichen Steins hatten, wurde ich bald handelseinig, kaufte ſie für vierundvierzig Gulden und ließ ſie in meinen Garten hinauftransportiren, um ſie ſpäter einmal zur Ausſchmückung eines Landhauſes zu benutzen; doch kam ich zu einem ſolchen, allerdings von beſcheidener Art, raſcher als ich mir ſelber gedacht; denn

da die Villa jetzt unter Dach gekommen war, so wurde das Bau- und Zeichnungsbureau in ein paar Räume des Hauptgebäudes verlegt und so die ehemalige Bauhütte entbehrlich. Was damit geschehen werde, frug der Kronprinz eines Tages, worauf Leins die Antwort gab: „Da das Holzwerk für den Bau nicht mehr verwendbar sei, wolle er es versteigern lassen, wenn sich kein Liebhaber für die Hütte als solche zeige," worauf ich bei der Werthlosigkeit des Gegenstandes lachend sagte: „Schade, daß ich sie nicht kaufen darf, es gäbe ein prachtvolles Landhaus für mich." — „So nehmen Sie sie unverkauft," erwiederte er gütig, „und soll es mich recht freuen, wenn Sie sie gebrauchen können."

So ist der wahrheitsgetreue Anfang meines später so berühmt gewordenen kleinen Landsitzes „Haidehaus", von dem so viel Unerhörtes gefabelt worden ist, wie er in meinen Besitz gekommen sei, und wie ich ihn mit kronprinzlichen Geldern gekauft und auf's prachtvollste eingerichtet habe.

Das Holz dieser Bauhütte ließ ich in meinen Garten hinauftransportiren, dort an geeigneter Stelle einen Keller graben und ausmauern und nachdem ein kleiner Steinsockel gelegt war, die Riegelwände mit dem Dachstuhl wieder aufrichten, was ein ganz stattliches Gebäude gab und mir schon während der Ausführung ein ganz unglaubliches Vergnügen machte. Stundenlang, besonders Abends, konnte ich da oben auf dem Punkt mit der herrlichen Aussicht sitzen und

Pläne machen, wie mein kleines Landhaus vergrößert und verschönert werden konnte; ja während des Aufschlagens der ehemaligen Bauhütte fügte ich am südlichen Ende rechts und links je noch ein kleines Zimmer an, wodurch der Grundriß die Zeichnung eines T's bot und ich hüben und drüben eine Veranda erhielt, dießseits aus einem Dache bestehend, das auf weißen Birkenstämmen, wie ich in Rußland gesehen, ruhte, und jenseits gegen die Schlucht, in welcher das Dörflein Gablenberg liegt, hatte ich für den Villabau gänzlich unbrauchbare Säulenstücke auf Steinsockel gestellt, die ein leichtes Netzwerk von Latten trugen, über welches sich später Jungfernreben und wilde Rosen schlingen sollten, und hiezu wurden, um gar keine Zeit zu verlieren, schon in diesem Herbste Anpflanzungen gemacht.

Auch mit dem Graben meines Brunnens war ich glücklich gewesen, und wenn auch meine Bekannten darüber lachten, daß ich da oben Wasser finden wollte, so ließ ich doch nicht nach, besonders aufgemuntert durch einen benachbarten alten Weingärtner, der mir eines Tages sagte: „So gut der Mensch auch im Kopfe Blut hat, eben so gut kann es auch auf der Höhe des Berges Wasser geben.“ Und in der That fand ich vortreffliches, klares, trinkbares, allerdings erst bei achtzig Fuß Tiefe, was den Werth meines Grundstücks sogleich bedeutend erhöhte, es wurden Holzteichel, sowie ein einfaches Pumpwerk eingesetzt, und nie vergesse ich die Seligkeit, mit

der ich das erste Glas kristallhellen Wassers und so kalt, daß das Glas augenblicklich anlief, austrank, nachdem ich es selbst heraufgepumpt hatte.

Daß diese und ähnliche Arbeiten in meinem Garten nicht verschwiegen bleiben konnten, ist selbstredend; auch machte ich durchaus kein Hehl daraus, ja lachte dazu, wenn man mit weniger oder gar keinem Wohlwollen von meiner Villa sprach, erinnere mich aber doch, wie tief verletzend ich es empfand, als, wie schon erwähnt, der alte General von Spitzemberg dem König Wilhelm sagte: „Da legt sich die Hackländer ein Landhaus an, was jetzt schon über zehntausend Gulden kostet" — zehntausend Gulden! — wo hätte ich diese Summe hernehmen müssen, oder wo den Leichtsinn, sie schuldig zu bleiben. Trotzdem aber konnte ich diese Aeußerung nicht so hingehen lassen, und nahm in einer passenden Stunde Veranlassung, Seine Majestät darüber aufzuklären, indem ich ihm die Ankaufsakten meiner Grundstücke mit den allerdings noch unbedeutenden Anzahlungen, sowie die Summe meiner bisherigen Ausgaben vorlegte. Er behielt diese Papiere einige Tage, und als er sie mir alsdann zurückgab, geschah das mit einer wohlwollenden Aeußerung.

Ueberhaupt muß ich hier sagen, daß König Wilhelm über zwanzig Jahre lang stets in einem freundlichen Verkehr mit mir gestanden ist, wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf, und daß Seine Majestät bis zu Ihrem Tode stets

gnädig und wohlwollend für mich gewesen ist; dabei war es eine Freude, ja ein wahres Glück, mit ihm reden zu können und sich von ihm belehren zu lassen, was er während der Unterhaltung oft in den kürzesten Worten, aber stets in klaren und bestimmten Gedanken that. Auch war seine Sprache stets deutlich und verständlich, wogegen seine Handschrift sehr schwer zu entziffern war. Anstatt der Vokale und der Buchstaben m und n pflegte er nur gerade Striche zu machen, für jeden Uneingeweihten sehr schwer zu lesen; doch da ich alle eigenhändigen Schriftstücke des Königs dem Kronprinzen übersetzen oder vorlesen mußte, erlangte ich nach und nach eine vollkommene Fertigkeit darin, besonders aber auch, weil die Hieroglyphen Seiner Majestät stets ganz genau dieselben blieben.

König Wilhelm war nicht groß, hatte eine offene Stirne, schöne kluge Augen und einen sehr wohlgeformten Mund und nur ein kleines Schnurrbärtchen. Viel Bartwerk, vor allen Dingen große Vollbärte konnte er nicht leiden und galten sie ihm als Attribut eines Demokraten; öfters, wenn ich damals bei ihm im Zimmer stand, konnte er an's Fenster eilen und hinausschauend sagen: „Da kommen auch wieder ein paar solcher Kerle, die statt zu arbeiten sich in den Volksversammlungen herumtreiben und mein Volk aufhetzen.“ Gekleidet war der König stets fein, selten streng nach der Mode; gerne trug er einen braunen, sogenannten Reitfrack, graue Beinkleider, einen Cylinder und feine graue Handschuhe, deren

Finger aber stets zu lang waren. Während er bei Militär- und Civilvorstellungen, selbstverständlich auch bei Paraden und dergleichen, meistens auch im Theater in Uniform war, sah man ihn auf der Straße nur in Civilkleidern, und mochte er hier scheinbar noch so sehr unter der Menge verschwinden, wurde man doch auf ihn aufmerksam, ja Fremde blieben stehen, um dem vornehmen alten Herrn nachzuschauen.

Wenn er nicht sprach, erschienen seine Gesichtszüge sehr ernst, ja häufig im Theater verdrießlich, fast düster, während wieder beim aufmerksamen Zuhorchen eine Kleinigkeit im Dialog, etwas Ansprechendes in der Musik im Stande war, sein Gesicht plötzlich heiter aufleuchten zu lassen, ja, ihm ein kurzes, oft hörbares Lachen zu entlocken; auch markirte er häufig den Rhythmus der Musik mit seiner Hand auf der Logenbrüstung, aber mit einer unglaublichen Virtuosität im Verfehlen des Taktes. Auch in der Unterhaltung verstand er einen wohlangebrachten Scherz, konnte alsdann, wenn das Geschäftliche erledigt war, sehr heiter sein und war stark in witzigen und oftmals sehr pikanten Anspielungen auf bekannte Persönlichkeiten.

Häufig ließ er mich rufen, entweder durch Vermittlung des geheimen Kabinets, wo es alsdann Geschäftliches in Betreff seines Sohnes zu verhandeln gab, so während des Villabaues, um mit mir den Zustand der kronprinzlichen Kasse zu besprechen, für mich allerdings ein hartes Stück Arbeit, dem

ich mich aber mit größtmöglicher Wichtigkeit unterzog, indem ich sogar in meiner schönen, hellblauen, mit Silber gestickten Uniform erschien. Dann bedeutete mich Seine Majestät unter sehr ernster Miene, am andern Ende des Tisches Platz zu nehmen und begann dann seine sehr geschäftsmäßigen Fragen nach unseren momentanen Verdrießlichkeiten. Zu eigener, bedeutender Hilfe war er nicht bereit, doch erlaubte und erleichterte er sogar hie und da eine kleinere oder größere Anleihe, besonders wenn es mir gelang, ihn durch irgend eine Antwort auf seine Fragen lachen zu machen und vom eigentlichen Thema abzubringen. Dieß war durchaus nicht schwer und wenn er so in andere Regionen gerieth, vergaß er den Zweck meines Dortseins und entließ mich nach Ablauf der für mich bestimmten Zeit mit einer freundlichen Handbewegung und dieß war der geeignete Augenblick, um ihm rasch noch einmal in der betreffenden Angelegenheit eine Bitte vorzutragen, die er dann auch meistens im Abgehen genehmigte. Oft ließ er mich auch ganz privatim durch einen seiner Kammerdiener rufen, und dann hatte ich das Recht, durch ein kleines Kabinet neben seinem Schlafzimmer einzutreten und ihn dort zu erwarten. Häufig kam er dann, irgend eine Melodie vor sich hinsummend, nach Hause, während ich schon da war, sprach sogleich mit mir, wenn er es eilig hatte, oder bedeutete mir zu warten, bis er umgekleidet sei und das vom geheimen Kabinet Herübergekommene unterschrieben habe. Dieß

wurde ihm durch den Legationsrath Hummel vorgelegt, dem er raſch durch die Zimmer gehend zuweilen zurief: „Hummele, Hummele! — wo iſt Hummele?“ In dieſen Stunden ſprach er, ob ernſt oder heiter, ſtets mit einer gewinnenden Liebenswürdigkeit, oft unter Berührung der intimſten Verhältniſſe, häufig ſeinen Sohn betreffend, und zeigte alsdann eine Theilnahme und Herzensgüte, die er ein andermal wie abſichtlich hinter ſarkaſtiſchen, oft ſcharfen Bemerkungen verſtecken zu wollen ſchien.

Manchmal ertheilte er mir kleine Aufträge, meiſtens in Kunſtangelegenheiten, dieſes oder jenes Gemälde, auch wohl eine Bildhauerarbeit für ihn anzuſchauen, und bei meinen häufigen Reiſen mußte ich beſonders nach Allem fahnden, was in alten Broncen in mauriſchem Stile aufzutreiben war und ſo habe ich, hauptſächlich in Venedig, manch werthvolles Stück dieſer Art für die Wilhelma angekauft, wo Vieles davon heute noch zu ſehen iſt. Für dieſe arabiſche Ornamentik hatte der König einen feinen Geſchmack und richtigen Sinn, während ſich ſein Urtheil und ſein Kunſtgeſchmack in andern Dingen oft ganz abſonderlich zeigte. So hatte er für die ſteifen, nüchternen Möbelformen des Empire eine Liebhaberei, und die geiſtreichſte Renaiſſance ſowie das launenhafte Rococo verwarf er verächtlich unter dem gemeinſamen Begriffe Zopf; was er neben dem mauriſchen Bauſtil allenfalls noch gelten ließ, waren Formen antiker Säulenſtellungen, wie er

sie an seinem Landhaus Rosenstein und an dem späteren Königsbau, dem Schlosse gegenüber, aufführen ließ.

Was König Wilhelm in seiner langen, segensreichen Regierung vom Jahr 1816 an seinem Land und Volke gewesen ist, wie er mit der umfassendsten Sachkenntniß, mit Ernst und Strenge, wo es galt, sonst wohlwollend und milde für dasselbe gewirkt und geschafft, tritt heute wieder glänzender als je auch vor die Erinnerung aller Derer, die in den letzten Jahren seines Lebens, als der alte König, krank und müde geworden, nur noch mit Bitterkeit von der Welt, die er verachtete, sprach und, ganz in sich zurückgezogen, fast zur Fabel geworden war, sich rasch von ihm abgewandt und sich eine schönere Zukunft prophezeit hatten. Die Verfassung, die König Wilhelm bei seinem Regierungsantritt sogleich und freiwillig seinem Volke gab, wurde nicht wie so viele andere, oktroirt, sondern durch gewählte Vertreter des Volkes gemeinschaftlich mit den Räthen der Krone festgestellt und war für die damalige Zeit so freisinnig, daß der neue Regent Württembergs, der Sohn König Friedrich's, als Demokrat verrufen wurde. Im Jahr 1814 hatte er tapfer für die Befreiung Deutschlands mitgekämpft, hatte alsdann das gute Recht der Deutschen auf Elsaß und Lothringen anerkannt und war dadurch so populär geworden, daß die seit den Carlsbader Beschlüssen verfolgte Burschenschaft die Hoffnung hegte, ihn einmal als deutschen Kaiser begrüßen zu können. Näher stand ihm damals

die Vergrößerung Württembergs durch das Großherzogthum Baden und es wäre damit bei seinem Muth und seiner Energie ein festeres Bollwerk gegen Frankreich geschaffen worden, was aber Talleyrand, die engherzige Politik Kaiser Alexander's, sowie auch England und vor allen Dingen Metternich zu verhindern wußten, um Deutschland nicht erstarken zu lassen. So in seiner Thatkraft und seinem edlen Streben auf Württemberg beschränkt, suchte er wenigstens hierin, von seiner trefflichen Gemahlin Katharine unterstützt, die Wunden, welche die schändliche Rheinbundspolitik und der Despotismus seines Vaters dem Lande geschlagen hatten, zu heilen und dessen Zukunft durch einen neu begründeten Rechtszustand im Verein mit der Volksvertretung zu sichern. Er schloß sich sogleich dem entstandenen Zollverein an und ließ die unvermeidliche Censur, welche mißliebige Aeußerungen in keinem Bundesstaate duldete, wenigstens in seinem Württemberg in schonender Weise üben. Seinem Ausspruche gemäß, daß er es für seine erste Regentenpflicht und stets für eine seiner wichtigsten und liebsten Aufgaben angesehen habe, die Grundlage aller Wohlfahrt, die Landwirthschaft zu fördern und zu pflegen, stiftete er, um tüchtige Land- und Forstwirthe zu bilden, die so berühmt gewordene Akademie Hohenheim und machte sie zu einer der ersten derartigen Anstalten Deutschlands, ja Europa's; seine eigenen Domänen und Meiereien waren mustergiltig nach jeder Richtung, und was er für die Pferdezucht

gethan, zeigt sich heute noch an den vielen Spuren edlen arabischen Blutes, mit denen er die Landeszucht auffrischte; doch war dieß zu einer speziellen Liebhaberei des Königs geworden, bei der er anfangs die Schattenseite übersah, eine für Zugpferde zu schwache und kleine Gattung zu schaffen; später aber sah er es selbst ein und verbesserte es durch Trakehnerzucht.

Was er nach jeder Richtung hin für den Volksunterricht gethan, zeigt sich in dem Bildungsgrade des schwäbischen Volkes, wo der Prozentsatz derer, die keinen geregelten Unterricht genossen, ein verschwindend kleiner ist. Auch Kunst und Wissenschaft förderte er allseitig und gab, was die erstere anbelangt, gern den Rathschlägen bewährter Männer Gehör, wenn es nicht gerade seine Privatanschaffungen betraf, für die er allerdings zuweilen einen etwas decolletirten Geschmack bewies. Doch hat er dagegen auch wieder, was Malerei anbelangt, wahrhaft Großes schaffen lassen, wie zum Beispiel Gegenbauer's berühmte Fresken im königlichen Residenzschlosse, Scenen aus der älteren Geschichte Württembergs. Eines dieser Bilder stammt aus der Zeit, wo er im Frühjahr 1849 die Kammer der Abgeordneten sowie auch seine eigenen Minister, die eine solche willkürliche Aenderung der Thronrede nicht erwartet, durch die bekannten Worte: „Einem Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht" verblüffte und stellt die Herzogin Henriette von Mömpelgard vor, wie diese tapfere

Dame hoch zu Roß den Ausfall der Hohenzollern zurückwies.

Ein paar Jahre später, nach wiederhergestelltem gutem Einvernehmen mit Preußen, besuchte König Friedrich Wilhelm IV. Stuttgart, und da es zufällig nicht anders gieng, als daß man ihn diese Zimmerreihe der Freskogemälde bewohnen ließ, so wurde das eben bemerkte Bild durch eine harmlose Draperie verdeckt, was aber den König von Preußen, der genau wußte, was dahinter steckte, zu der anscheinend unabsichtlichen Aeußerung gegen den Oberstthofmeister von Uexküll veranlaßte: „Schade, daß man für diese Wand noch keinen passenden Gegenstand gefunden hat."

Damals wurde nach einem großen Diner auf der prachtvollen Wilhelma im Cannstatter königlichen Theater eine Festvorstellung gegeben und dazu eine kleine französische Operette „Der Deserteur" gewählt, wo in einer gewissen Scene der Chor jubelnd in die Worte ausbricht: „Es lebe der König, der König lebe hoch!" was dann durch eine Verbeugung gegen den Gast auf diesen zu deuten gewesen wäre. Doch kam der in solchen Dingen unglaublich gewandte und stets schlagfertige preußische Monarch seinem königlichen Bruder zuvor, indem er sich rasch erhob und zuerst die Verbeugung machte, was in der kleinen Prosceniumsloge, da nun auch König Wilhelm so schnell als möglich aufstand, etwas komisch aussah.

Bis jetzt glaube ich in diesen Blättern niemals erwähnt

zu haben, daß ich in meiner Jugend Klavierunterricht erhielt, konnte und kann auch nicht viel Rühmliches darüber ſagen, da ich bei mangelndem Talente und Fleiß darin nie über die Mittelmäßigkeit hinausgekommen bin; doch hatte ich bei merkwürdigem Taktgefühl ein feines Gehör für Muſik, konnte eine gehörte Melodie leicht nachſingen oder nachpfeifen, ja, erfand mir zu Liedern eigene Weiſen, von denen ich mich ſogar erinnere, ſchon als Knabe am Klavier welche aufgeſchrieben zu haben. Doch war dieſer Quell, wenn ich das ſo nennen darf, bei meinem vielbewegten Leben gänzlich verſiegt und erſt in Stuttgart, wo ich Gelegenheit hatte, vortreffliche Muſik ſowohl in Konzerten als im Theater zu hören und mit Muſikern häufig in Geſellſchaft kam, ſprudelte es in mir plötzlich wieder von allerlei luſtigen Liedern und Weiſen. Ich theilte davon einiges meinen Bekannten mit, die das ganz charmant fanden und mich aufforderten, darin fortzufahren — und wie befolgte ich dieſen Rath! — Ich ſchaffte mir ein Pianino an ſowie einen Lehrer für Contrapunkt und Harmonielehre, ſchrieb mir ſelbſt einen Operntext und fieng friſchweg an, denſelben zu componiren. Dieſer Operntext hieß „Soldatenleben“ und zeigte im erſten Akte die Mannſchaft einer Batterie reitender Artillerie, die ſoeben auf einem Dorfe angekommen, dort einquartiert und von der Bevölkerung, beſonders von dem weiblichen Theile derſelben herzlichſt begrüßt wird. Der Bürgermeiſter des Orts hatte eine hübſche Tochter,

in die ſich ein junger Bombardier ſogleich verliebt, was er ihr in einem zärtlichen Duett zu verſtehen giebt, ſowie er ſie vor allen anderen Schönen hauptſächlich beim Tanze ſpäter auszeichnet. Eine Kloſterruine in der Nähe, die beſonders dem hochpoetiſchen Unteroffizier Doſe Anlaß zu Fragen giebt, veranlaßt des Bürgermeiſters Töchterlein, eine Romanze zu ſingen, in der ſie von einer geſpenſtigen Nonne erzählt, die häufig dort um Mitternacht ihr Weſen treibe, ja auch Beſchwörungen zugänglich und ſchon auf flehentliches Bitten erſchienen ſei. Genügend für Doſe, um im zweiten Akte eine Beſchwörung zu verſuchen. Doch haben die luſtigen, freiwilligen Bombardiere der Batterie das gemerkt und beſchloſſen, ihrem Vorgeſetzten als geſpenſtige Mönche zu erſcheinen; dieß geſchieht in dem vom Mond beleuchteten Kloſterhofe mit etwas Anklang an Robert den Teufel, ſie traveſtiren im Chor ſeine Beſchwörungsformeln, tanzen einen hölliſchen Reigen um ihn, kurz, machen einen ſolchen Spektakel in ſtiller Nacht, daß der Hauptmann der Batterie mit ein paar Unteroffizieren erſcheint und die ganze Geſellſchaft mit Doſe in ein noch ziemlich erhaltenes Gemach des Kloſters ſperrt. Hier finden ſie aber Gelegenheit ſich Wein zu verſchaffen, ſingen luſtige Lieder und wie es auf Mitternacht geht, beginnt der oben erwähnte junge Bombardier zum Entſetzen Doſe's die geſpenſtige Nonne zu beſchwören, ſie ſolle ihm erſcheinen und ihn hinnehmen mit Leib und Seele.

Es ſchlägt zwölf Uhr, die Mittelthür öffnet ſich — unter allgemeinem Entſetzen erſcheint dort die geſpenſtige Nonne — begreiflicherweiſe das raſch eroberte Bürgermeiſterstöchterlein, winkt den Verwegenen her zu ſich und verſchwindet mit ihm, worauf der Vorhang fällt. Im dritten Akt iſt der Morgen eben angebrochen, die entlaſſenen Arreſtanten kommen herbei, um dem Hauptmann die Schauergeſchichte zu erzählen; doch erſcheint auch der verloren Geglaubte, berichtet, das Geſpenſt ſei kein ſo unfreundliches geweſen, habe ihm nur ſein Herz geraubt und ſtellte es ſchließlich als ſeine Braut vor, die er nach glücklicher Rückkehr von dem bevorſtehenden Feldzuge heimzuführen gedenke.

Man ſieht, die Handlung war eine ſehr einfache und was die Muſik anbelangt, ſo verbietet mir die Beſcheidenheit mehr davon zu ſagen, als daß, wie mir Muſikkenner ſagen, ſchon ſchlechtere einem verehrungswürdigen Publikum vorgeführt worden ſei. Das Machwerk ſelbſt anbelangend, ſchrieb ich die Melodieen für Arien, Duette, Chöre und ſo weiter am Klaviere auf und wurden ſie alsdann von meinem Lehrer richtig geſtellt und von dieſem und einem andern Muſiker in Harmonie gebracht und inſtrumentirt. Erſterer hieß Schlooz. Er war Choriſt am Hoftheater und ein tüchtiger Muſiker, dem es nur an Energie fehlte, um ſelbſtſtändig etwas aus ſich zu machen. Für meine Arbeit hätte ich Niemand beſſer finden können, und ſo beendigten wir dieſelbe noch im Spätherbſt des Jahres 1847;

die Partitur wurde ſauber abgeſchrieben, das Libretto gedruckt und — man wird meine Kühnheit kaum für möglich halten — der Hoftheaterintendanz zur Aufführung eingereicht und, was noch ſtaunenswerther, auch von dieſer zur Aufführung aufgenommen. Doch will ich das gewiß nicht dem Werthe unſerer Arbeit zuſchreiben, vielmehr wollte ſowohl mein verehrter Freund, der Intendant Baron von Taubenheim, als auch der Hofkapellmeiſter von Lindpaintner mir, dem begünſtigten Sekretär des Kronprinzen, damit ein Vergnügen machen, kurz, die Stimmen wurden ausgeſchrieben und ſollten noch im Laufe des Winters einſtudirt werden. Doch verzögerte ſich die Aufführung, und im Anfang des Jahres 1848 ſandte mich der Kronprinz in Begleitung des Baumeiſters Leins nach Paris, um dort Paſſendes in Deckenverzierungen, Tapeten, Möbeln und Stoffen für die ſpätere Einrichtung der Villa anzuſehen, auch ſo viel als möglich in Muſtern und Modellen, die in Stuttgart nachgebildet werden könnten, zu kaufen, denn es ſollte in allen thunlichen Dingen die inländiſche Induſtrie bevorzugt werden. Da aber dieſelbe noch lange nicht auf der Höhe ihrer heutigen Entwickelung ſtand, ſo ſollten allerdings auch für Anderes, was in Stuttgart nicht beſchafft werden konnte, Beſtellungen gemacht werden — ein Recht, das man damals noch nicht gewohnt war, ſich durch den Volkswillen oder vielmehr durch den Volksübermuth ſtreitig machen zu laſſen.

In Paris — es war im Januar — herrſchte eine theils gedrückte, theils aufgeregte Stimmung, die ſelbſt Fremden wie uns Beiden, welche durchaus nicht in der Abſicht gekommen waren, uns um das politiſche Leben zu bekümmern, nicht entgehen konnte. Die Geſchäfte giengen ſchlecht, Gaſthöfe und Vergnügungsorte waren leer und nur in den Theatern zweiten und dritten Ranges gieng es, beſonders in den Zwiſchenakten, lebhaft, ja ſtürmiſch zu, man unterhielt ſich mit lauter Stimme im Parterre und auf den Gallerieen, zuweilen fielen auch Gefechte durch Umherwerfen von Orangenſchalen vor, es wurde gejohlt und gepfiffen, bis irgend eine kräftige Männerſtimme das damals berühmte Lied aus den Girondiſten, mit dem Refrain:

„Mourir pour la patrie,
c'est le sort le plus beau
le plus digne d'envie —“

begann und von Hunderten nachgebrüllt wurde. Faſt täglich ward irgendwo eines der ſogenannten Reformbankette angekündigt, wurde entweder von der Polizei geduldet oder verboten oder auseinandergeſprengt, worauf dann die Betreffenden unter Vortragung irgend einer, häufig rothen Fahne und unter Abſingung des oben erwähnten Liedes durch die Straßen zogen.

Für unſere Einkäufe und Beſtellungen war die flaue Stimmung nicht ungünſtig, da die Preiſe gedrückt waren und

es auch nicht schwer hielt, die mannigfaltigsten Dinge, neue Erfindungen oder bei uns noch Unbekanntes in einzelnen Stücken als Muster zu erhalten; und so brachte ich eine ganze Sammlung verschiedenartigster Gegenstände und in der Absicht zusammen, sie durch Stuttgarter Handwerker nachbilden zu lassen. Es waren dieß besonders eiserne Haus- und Gartenmöbel, Drahtgeflechte aller Art, Blumenbeeteinfassungen, Holzschnitzereien, Zinkmodelle, sowie die mannigfaltigsten Verzierungen in Steinpappe, die zu jener Zeit noch sehr unbekannt bei uns waren. Da wir mit der Malle, der französischen Briefpost, damals der schnellsten Beförderungsart, die außer dem Kondukteur nur drei Passagiere mitnahm, zurückkehren wollten, so hatten wir unsere Plätze, wie das nothwendig war, schon acht Tage vorher belegt, und mußten wir uns zur Abreise rüsten, trotzdem es in Paris täglich unheimlicher, aber auch täglich interessanter wurde; ja, wenn ich mich so ausdrücken darf, es brodelte in der riesigen Stadt, wie in einem kochenden Kessel, der am Ueberlaufen ist, und als wir am 23. Februar nach dem betreffenden Posthofe fuhren, sahen wir, daß schon da und dort Anfänge gemacht wurden das Pflaster aufzureißen, so daß wir angesichts der mit fünf schweren Normännerhengsten bespannten Malle unschlüssig wurden, ob wir nicht unser Fahrgeld verloren geben und dableiben sollten, doch versicherte uns der dritte Passagier, der mit uns eingestiegen war, ein Mitglied der Deputirtenkammer

und directeur des ponts et chaussées von Straßburg, daß die ganze Geſchichte nichts auf ſich habe, ſondern höchſtens eine kleine Emeute ſei, die Marſchall Bugeaud mit einem einzigen Bataillon niederſchlagen werde.

So fuhren wir alſo ab, hatten aber kaum Stuttgart erreicht, als der Telegraph ſchon hinter uns drein die Geſchichte der ganzen kleinen Emeute meldete, daß Marſchall Bugeaud nichts habe ausrichten können und dürfen, daß Louis Philipp mit ſeinem Regenſchirm nach England gegangen ſei und daß in Frankreich wieder einmal die Republik proklamirt worden.

Anfänglich war man dieſſeits des Rheins ſtarr und ſtumm vor Ueberraſchung und Erwartung, eine bange Stille vor dem Sturme, der ſich denn auch in nie geahnter Schnelligkeit alsbald durch drohende Windſtöße ankündigte und, allen deutſchen Ländern und Ländchen willkommen, Gelegenheit gab, dieſe neue franzöſiſche Mode ſo raſch als möglich nachzuäffen.

Auch in der ſchwäbiſchen Hauptſtadt begann man ſogleich, ſoviel als nur möglich Revolutiönchen zu ſpielen, Vereine in rother und rötherer Färbung ſchoſſen wie Pilze aus dem Boden, die geſinnungstüchtigen Blätter, vor allem der Beobachter und Eulenſpiegel, letzteres ein illuſtrirtes Blatt, das in ſeiner Frechheit ſogleich bis an die Grenzen des Möglichen gieng, munterte ſo unverblümt als möglich zur Zerbrechung des Sklavenjoches und zum Sturze der Tyrannei

auf und Viele heulten dieſe Worte nach, wahrlich ohne zu wiſſen, worin denn gerade hier bei uns Tyrannei und Sklavenjoch zu finden ſei. Es wurde eine Bürgerwehr errichtet, der ſich Niemand entziehen durfte und wobei es von komiſcher Wirkung war, ältere, oft wohlbeleibte und dadurch bequeme Herren in der heißen Sommerhitze als Schildwache zu ſehen; ſo vergeſſe ich nie den dicken Hofſchauſpieler Maurer, der gewöhnlich ſehr enge lakirte Stiefel zu tragen pflegte, wie er ſchwitzend auf den heißen Steinen vor der königlichen Bibliothek hin- und hertrippelte. Ich hatte mich bei der zu errichtenden Bürgerartillerie gemeldet, doch bedeutete mir ein guter Bekannter unter der Hand, einem reaktionären Höfling, wie mir, ſei jenes geſinnungstüchtige Corps verſchloſſen. So trat ich denn bei dem Schützenbataillon von Berg, in deſſen Nähe ich beim Bau der Villa ja täglich beſchäftigt war, ein und habe Joppe, Ranzen, Büchſe und Schlapphut ſo gut getragen wie jeder Andere. Alles zuſammen genommen begann mit dieſer Revolutionsſpielerei eine ſehr ungemüthliche Zeit. Menſchen, die man früher nicht beachtet, warfen ſich zu Volksführern auf, brüllten in den Wirthshäuſern über Dinge, die ſie gar nicht verſtanden, und je lauter ſie ſchrieen, je mehr wurden ſie angeſtaunt und auf den Schild erhoben. Ich habe verkommene Subjekte gekannt, denen Niemand einen halben Gulden geborgt hätte und die nun mit einem Male inſofern tonangebend wurden, als man ihnen feigerweiſe aus dem Wege

gieng oder sich von ihnen überschreien oder meistern ließ. Es war eben eine allgemeine Begriffsverwirrung, ein gewaltsames Aufrühren der untersten Bodenschichten, wobei Bestandtheile zu Gesicht kamen, die man nur mit Grauen betrachten konnte. So erinnere ich mich jenes Abends im März 1848, wo das Bildniß des Königs von Preußen verbrannt und in den Feuersee gestürzt wurde; ich kam gerade aus der untern Stadt, wo aus den engen Straßen am Markt haufenweise bewaffnetes Gesindel auszog, und bei der Stiftskirche gieng ich hinter einigen fremden Kerls her, von denen einer, der nebst klirrendem Schleppsäbel eine Muskete trug, laut die Worte hinausbrüllte: „So ist es recht, das Volk muß frei werden!“ —

In diesen wild bewegten Tagen hatten Dingelstedt und ich die Kühnheit, ein konservatives Blatt zu gründen und herauszugeben, „die Laterne“, das soviel als möglich jenem zuchtlosen Treiben der oben erwähnten und ähnlicher Blätter entgegenwirken sollte, dieß auch gethan hat, ohne allerdings ein nennenswerthes Resultat zu liefern. Wir hofften auf die Unterstützung unserer Gesinnungsgenossen, daß sie sich durch literarische Beiträge oder zahlreiches Abonnement dafür interessiren sollten; doch muß ich zur Schande jener Partei, die sich die bessere Klasse nannte, ja auch der Hof- und Adelspartei ausdrücklich erklären, daß sie uns bei diesem Unternehmen auf's schmachvollste im Stiche ließen, indem sie theils zu stumpfsinnig, theils zu feige waren, unser Unternehmen

zu unterstützen. Nicht nur, daß hauptsächlich Dingelstedt und ich unsere Zeit bereitwillig opferten, daß wir auf's maßloseste angefeindet wurden, von Insulten und Mißhandlungen bedroht waren, — wobei ich nur jener Nummer des Eulenspiegels erwähnen will, wo mein langer Freund, an einem Laternenpfahl aufgeknüpft, mit der Unterschrift erschien:

„Dingelstedt — Dingelhängt."

Nein, wir haben später noch für Druck, Papier und dergleichen tüchtig zu bezahlen gehabt.

Welche Masse von anonymen Briefen erhielt ich damals, die theils mich betrafen, theils Drohungen gegen den Kronprinzen enthielten, der auch so aufrichtig war, ähnliche Sendungen, die privatim an ihn gelangt waren, mir mitzutheilen, ja auch Aeußerungen selbst hochgestellter Personen offen mit mir besprach und es mich in seinem Benehmen nicht entgelten ließ, daß, wie wir Beide wußten, von den verschiedensten Seiten gegen mich gewühlt und intriguirt wurde.

Dazu kamen nun noch eines schönen Tages jene Pariser Einkäufe, in große Kisten verpackt, auf dem hiesigen Zollamte an und wie ein Lauffeuer verbreitete es sich durch die Stadt, ich, der Ausländer, der verhaßte Preuße, habe sämmtliches Mobiliar für die Villa in Paris bestellt und das schöne Württemberger Geld gehe außer Landes, während der arme kleine Gewerbsmann darben müsse.

Und dieser kleine Gewerbsmann besonders, wenn er, statt zu Hause seine Geschäfte ordentlich zu betreiben, Tags über im Wirthshaus saß und einen Schoppen um den andern trank, führte damals das große Wort in der Hauptstadt Schwabens; kein Wunder also, daß die Mücke zum Elephanten gemacht wurde, daß es zu förmlichen Anklagen gegen mich kam, ja, daß man strikte verlangte, ich solle zur Rechenschaft gezogen werden.

Letzteres ließ ich mir auch recht gern gefallen, schlug vor, die sämmtlichen Kisten in einem Saal des Rathhauses auspacken zu lassen und die Gegenstände dort aufzustellen. Herr Kommerzienrath Ostertag und Herr Gemeinderath Geiger waren so freundlich dieß zu besorgen, dann in den öffentlichen Blättern zur Besichtigung dieser Ausstellung einzuladen, hinzufügend, daß die Besichtigung den Gewerbetreibenden von großem Nutzen sein würde, da sie fast nur Dinge enthalte, die in Stuttgart vortheilhaft nachgebildet werden könnten.

Letzteres ist auch, nachdem sich die revolutionären Sturmwogen wieder gelegt, geschehen und haben verschiedene industrielle Unternehmungen, die heute noch blühen, dadurch ihren Aufschwung genommen. Mich nützte indessen jene Ausstellung nicht viel; denn ich war und blieb der Verbrecher, der den sauren Schweiß des armen Volkes — damals ein beliebter Ausdruck jener schwadronirenden Straßen- und Wirthshaushelden — im Ausland vergeudete. Hatte ich doch,

ſo ſagten ſie, die wichtigſten Kiſten, in denen Möbel und Sonſtiges für das Villabauweſen befindlich war, zurückhalten laſſen, hatte ich doch Künſtler von Paris beſtellt, um die Zimmer ausmalen zu laſſen, und was des Unſinns mehr war, den ſie auf klebriger Bierbank verhandelten; kurz, auch das Villabauweſen, das doch ſchon ſo Vielen reichlichen Verdienſt gewährt hatte, wurde mit ſcheelem Blick betrachtet, und man fand, daß es beſſer geweſen wäre, das arme Volk direkt mit jenen Summen zu unterſtützen, die der Prachtbau gekoſtet habe und noch koſten würde. Dingelſtedt machte damals ein ſcherzhaftes Gedicht, in dem es vom Kronprinzen hieß:

„Er baut für ſeine Pflanzen
Dort einen Glaspalaſt,
Und nackte Kinder tanzen
Umher in Hungerhaft."

Und von mir:

„Sie bleibt nicht aus, die Rache!
Herbei, ihr Leut', herbei;
Dort hängt er an dem Dache
Als Jud Süß Numero Zwei."

Man ſieht, der Humor war uns damals noch lange nicht ausgegangen, und wer unſer Journal, „die Laterne", heute noch durchſtöbern wollte, würde darin manches Ergötzliche finden.

So viel als möglich wurden die Arbeiten auf der Villa

fortgesetzt, ja um den Leuten Verdienst zu geben, hätte ich sie gern eifriger als bisher betrieben, doch wollte bei dem Schwindel, der fast jeden ergriffen hatte, beinahe Niemand mehr ausdauernd arbeiten und zogen es Maurer und Steinhauer, Handwerker, selbst Bildhauer und andere Künstler häufig vor, den Volksversammlungen nachzulaufen, oder in der Kneipe das große Wort zu führen und sich um die Verbesserung staatlicher Einrichtungen zu bemühen.

„Doch wie sollt' man die Knechte loben?
Kam doch das Aergerniß von oben!"

könnte ein anderer Kapuzinerprediger donnern; denn hätte man an jenem berüchtigten 18. März in Berlin ein besseres Beispiel gegeben und die braven Truppen nicht aus Berlin entfernt, nachdem sie mit den Barrikadenhelden fertig geworden waren, hätte man dort nicht das königliche Haupt unter den Pöbel-, nicht Volkswillen gebeugt, so hätte man vielleicht Aehnliches in den übrigen deutschen Landen nicht nachzuahmen versucht.

Doch hatten auch wir, wie schon oben bemerkt, in kurzer Zeit eine stattlich aussehende Bürgerwehr, die sich besser dünkte, als jede Linientruppe, und deren anständige Elemente auch fest entschlossen waren, Uebergriffen entgegen zu treten, was aber nicht hinderte, daß auch sie gewissermaßen begeistert und berauscht in den allgemeinen Jubel der Volkserhebung mit einstimmten und das Fest der Stuttgarter Fahnenweihe am

Bartholomäustage im Jahre des Heils 1848 auf der damals sogenannten Seewiese mitfeierten. Außer dem König, der sich in Meran befand und, in Wahrheit gesagt, damals durch seine Abwesenheit glänzte, hatten sich die Prinzen des Hauses, sowie die meisten Damen der königlichen Familie, letztere zu Wagen, eingefunden und ritt der Kronprinz die Reihen ab und ließ dann die einzelnen Banner — nicht Bataillone! — vorbei defiliren.

Jeden Augenblick war irgend etwas anderes los, heute Wählerei, morgen Wühlerei, hier Bürgerversammlung, dort Volksabstimmung unter freiem Himmel, wo man fraternisirend Arm in Arm nach Hause zog, der kleine Gewerbsmann mit dem reichen Bankier, der schlichte Weingärtner mit dem freiherrlichen Hofmann.

Was nun unter diesen Verhältnissen meine arme Oper anbetraf, so hatte man sie allerdings einstudirt, und wäre sie vielleicht nach Neujahr gegeben worden, wenn ich in Stuttgart gewesen wäre; denn nach der Februarrevolution mit ihren ernsten Folgen schob man sie stets weiter zurück, so daß die Aufführung erst für den 4. Juni 1848 angesetzt wurde. Leider gewann ich dadurch Zeit, in sehr unüberlegter Weise noch einen komischen Bürgerwehrchor einzuschieben, wo die betreffenden Biedermänner in Schlafmützen mit Mistgabeln und Dreschflegeln in ihrem Diensteifer Erlaubniß begehren, die einquartierte Batterie bewachen zu dürfen.

Bei der Vorstellung war ich versteckt in der Loge des Intendanten anwesend, und zu gleicher Zeit mit mir befand sich dort der noch sehr jugendliche, aber doch schon bekannte Hans von Bülow, und daß sich derselbe Melodien in seine Brieftasche notirte, gefiel mir ganz außerordentlich. Auch sonst gieng die Oper nicht ohne anständigen Beifall vorüber, und nur bei dem oben erwähnten Bürgerwehrchor vernahm man murrende Stimmen und gelindes Zischen, und war diese allerdings nicht ganz passende Anspielung auch wohl mit Schuld daran, daß die Oper nur einmal gegeben wurde. Später kam sie in Augsburg, aber auch ohne sonderlichen Beifall, zur Aufführung; doch trachtete ich trotzdem noch eine Zeit lang nach musikalischen Erfolgen, schrieb mir ein Libretto: „Der Student von Salamanka", komponirte auch ein paar Arien und Chöre; doch blieb es glücklicherweise dabei und ich wandte mich nutzbringenderen Arbeiten zu. Freunde und Bekannte haben viel über meine musikalischen Bestrebungen gelacht, und doch bin ich überzeugt, daß ich auch darin etwas Bedeutendes hätte leisten können, wenn ich in der Jugend durch gründlichen Unterricht zu einem tüchtigen Musiker gebildet worden wäre. Mit nichts zu vergleichen erschien mir stets die Seligkeit eines Komponisten, der, den Taktirstock in der Hand, bei gedrängt vollem Hause, seine Werke — natürlich unter rauschendem Beifall — einem kunstsinnigen Publikum vorführen darf! —

Der König ließ mich in jenen bewegten Tagen öfters

rufen, theils um mir kleine Aufträge zu geben, auch Mittheilungen für ſeinen Sohn, den Kronprinzen, zu machen, oder um ſich über die Vorkommniſſe der ernſten Zeit zu unterhalten, das heißt: alsdann ſprach nur Seine Majeſtät und ich lauſchte aufmerkſam und ehrfurchtsvoll, lernte aber viel dabei und brachte etwas Klarheit in meine ſehr verworrenen Anſchauungen und politiſchen Begriffe. Offenherzig geſagt habe ich dafür nie Sinn und Talent gehabt, will geſtehen, daß wenigſtens bis zu jener Zeit der Lauf der Weltbegebenheiten mich ziemlich kalt und gleichgiltig ließ und ich mir förmlich Gewalt anthun mußte, um mindeſtens den Verſuch zu machen, bis auf den Grund einer der großen politiſchen Zeitfragen zu dringen; deßhalb habe ich auch nie einen politiſchen Artikel geſchrieben, auch in meinen Geſchichten Reflexionen und Spekulationen möglichſt vermieden und bin thunlichſt dem Spruch des Altmeiſters gefolgt:

„Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldener Baum."

Dieſen Baum des Lebens habe ich denn auch tüchtig geſchüttelt und mich gefreut, wenn die geſunden Früchte meinen Leſern gefielen, habe ſie dabei weder mit ſpitzfindigen Betrachtungen, noch mit langweiligen und verwirrten Philoſophien geplagt, ja habe ſogar Fremdwörter oder dunkle Ausdrücke, die mir anfänglich ſelbſt unverſtändlich waren, möglichſt vermieden, und indem ich auf dieſe Art, natürlich und unbefangen mit

meinem geneigten Leſer plauderte, hat man meine Schriften und mich ſelbſt lieb gewonnen, auch auf Tendenz habe ich nie gearbeitet, und wenn ich Geſchichten las, wo die Zeitfragen ſo recht an den Haaren herbeigezogen wurden, ſtets die Abſicht bemerkt und häufig das Buch weggeworfen. Wohl weiß ich, daß man im Gegenſatz hiezu meinen Schriften von verſchiedenen Seiten den ächten Gehalt, ja ſogar den ſittlichen Werth abgeſprochen; doch war mir ſtets und iſt mir auch heute noch ſolches Urtheil höchſt gleichgiltig; weiß ich doch, daß ſich an meinen Schriften Hunderte, Tauſende erfreut und ergötzt haben, erhielt ich doch in zahlloſen Zuſchriften herzlichſten Dank und die Verſicherung, trübe Stunden erheitert, ja zwiſchen Thränen der Trauer beglücktes Lächeln hervorgerufen, Leidende getröſtet, ſchwer Kranke erheitert zu haben. — Sei's darum, daß hochmüthige Kritiker und kunſtgeſchwollene Aeſthetiker den Verſuch gemacht haben, mich todtzuſchweigen oder verächtlich bei Seite zu ſchieben, vermag ich mich doch zu tröſten mit Schöpfungen der allweiſen Natur, die gleichfalls keine ſichtbaren tendenziöſen Früchte zeigen und doch das Menſchenherz durch ſüßen Duft erfreuen. —

Eines Tages kam ich gerade in Joppe, Schlapphut, mit Ranzen und Büchſe vom Exerzieren zurück, als mich, da ich gerade in's Schloß treten wollte, zwei athemloſe Bedienten von verſchiedenen Seiten einholten und mir den Befehl überbrachten, augenblicklich zum Könige zu kommen. — „Doch

nicht in dieſem Anzuge?“ — „Es iſt befohlen worden, Sie augenblicklich, wo man Sie findet, zu Seiner Majeſtät zu bringen.“

Was konnte ich anders thun, als achſelzuckend folgen, legte aber im Fahnenzimmer meine Bewaffnung bis auf den Hirſchfänger ab und vergeſſe nie des Königs hoch erſtauntes Geſicht, als ich eintrat und er meiner anſichtig wurde.

„Pfui T..... Hackländer, wie ſehen Sie aus!“ rief er mir entgegen, war aber ſonſt gut gelaunt, hatte auch nichts Unangenehmes mit mir zu bereden und brach deßhalb in ein herzliches Lachen aus. Was er mir für einen Befehl gab, weiß ich nicht mehr genau, jedenfalls war er nicht ſo dringend, als daß man mir nicht Zeit zum Umkleiden hätte laſſen können; doch lief damals faſt Alles, was zum Hofe gehörte, wie verſcheuchte Hühner umher, und ein lautes Wort genügte, um ſie ängſtlich durcheinander laufen zu machen.

Ernſt war die Zeit allerdings geworden; denn das Frankfurter Parlament hatte ſeine Thätigkeit begonnen und die Throne deutſcher Fürſten fiengen unter erſchütternden Stößen an zu beben. Wie tief ſchmerzlich der König von Württemberg die zerſetzenden Wühlereien an ſeinen Grenzen, ſowohl in Baden als hauptſächlich in Frankfurt, empfand, wo man den Bundesrath weggejagt hatte und auf die allerdings große Idee eines deutſchen Kaiſerthums losſtrebte, braucht nicht erſt geſagt zu werden, ſowie, daß er mit einem Gefühl der Bitterkeit auf

ein Volk blickte, das er milde und freisinnig regiert, das er durch Dankbarkeit an sich gefesselt glaubte, um nun schmerzlich zu erfahren, welche Anziehungskraft die rothe Fahne auch auf einen guten Theil seiner getreuen Schwaben ausübte, bei denen sich republikanische Elemente zu regen begannen. Daß er sich genöthigt gesehen, seine alten Minister, mit denen er lange Jahre verkehrt, zu entlassen und ein neues, sogenanntes freisinniges Ministerium aus allerdings achtbaren Männern zusammen zu stellen, hatte ihn ebenso, wie die feindselige Haltung der Kammer der Abgeordneten, vor Allem aber Symptome, daß er nicht mehr unbedingt und in jedem Falle auf seine Truppen rechnen konnte, tief erschüttert, und als die Nationalversammlung in Frankfurt am 28. Juni jenes Gesetz über die provisorische Centralgewalt annahm, welches dem Reichsverweser und seinen verantwortlichen Ministern die vollziehende Gewalt übertrug, die Entscheidung über Krieg und Frieden und über Verträge mit auswärtigen Mächten, keimte ein Entschluß in ihm, der mich auf's schmerzlichste überraschte, als er mir am 22. Juli darüber Mittheilung machte. Ich fand den König, der mich rufen ließ, in seinem Arbeitskabinet am Fenster sitzend, zusammengesunken in seinem einfachen Stuhl — einen Lehnsessel oder Fauteuil hatte er nicht — und träumerisch in den Park hinausschauend, so daß es wohl eine halbe Minute dauerte, bis er mich zu bemerken schien, worauf er mir winkte näher zu kommen und vor ihm Platz

zu nehmen. Dann nahm er von seinem Tischchen ein Papier, gab es mir und befahl es ihm vorzulesen. Doch brachte mich das in keine geringe Verlegenheit; denn obgleich ich wohl im Stande war, seine eigenthümliche Handschrift nach und nach zu entziffern, so doch nicht, sie ihm prima vista vorzulesen; doch begriff er mein Zaudern, nahm es auch nicht ungnädig, sondern las, was ich hätte thun sollen, mir den Entwurf seiner — — Abdankungsurkunde vor. „Geben Sie es meinem Sohn zum Durchstudiren und zur Ueberlegung, und bringen Sie mir dann dieß Papier, von dem Niemand sonst eine Ahnung hat und haben soll, wieder zurück."

Unter diesen und ähnlichen ernsten, wichtigen, häufig auch sehr unangenehmen Geschäften, die mich vom Könige zum Kronprinzen, von diesem oft in die Neckarstraße trieben, war mir mein kleiner Garten auf dem Eßlingerberg eine nicht zu beschreibende Erholung. Wie oft arbeitete ich da oben mit Spaten und Haue, pflanzte, jätete und goß, und machte Pläne für die Zukunft, dieß mein Eldorado betreffend, wenn ich am Abhange unter dem breitästigen uralten Nußbaum lag und träumend in das Neckarthal schaute, dessen Berge mit den sanften, schön geschwungenen Linien zu jeder Tageszeit unter anderen und stets wechselnden Lichteffekten glänzten. Malerisch zogen die langgestreckten Wolkenschatten über Berg und Thal; am Ufer des Neckars flog die Lokomotive mit weißer Dampffahne vorüber, gegen Osten blickte ernst das

Grabmal der Königin Katharina herüber, und unter mir sah ich den Bauplatz der Villa und konnte mit einem guten Glase deutlich das Treiben der Arbeiter erkennen. Schöne unvergeßliche Stunden, die ich damals auf der mir so liebgewonnenen Höhe verbrachte, mich ergötzend an jedem Baum und Strauche, an der frisch umgegrabenen Erde, an jedem neuen Pflänzchen, das sich zeigte, an einem Trunke klaren frischen Wassers, den ich selbst aus dem tiefen Brunnen herauspumpte.

Von der Stadt sah ich hier oben nicht die Spur und hätte, was das angenehme Gefühl der Einsamkeit vermehrte, glauben können, hundert Stunden von jeder menschlichen Wohnung entfernt zu sein. Ja, daß ich bei diesen Zeiten, häufig von unten herauf Trommelschlag hörte oder den Ton gequälter Signalhörner, erhöhte meine Behaglichkeit und ließ mich Stille und Schatten doppelt süß empfinden.

Mein Häuschen war unter Dach gebracht worden, auch vergipst, theilweise tapeziert, und hatte ich begonnen, es mit höchst einfachen Möbeln, die ich hie und da gekauft, einzurichten. Die Fenster des einen sechseckigen Anbaues, der zum Eßzimmer dienen sollte, wurden mit Lithographien behängt, und von hier aus führte eine Thür unter die reizende Veranda, welche durch die beim Abbruch des Hoftheaters unbenützt gebliebenen Säulen gebildet wurde. Neben dem Eßzimmer und dem Anbau auf der anderen Seite befand sich ein kleines Wohnzimmer, dann kam eine Miniaturküche und endlich mein

Schreibkabinet, deſſen Ausſchmückung ich ſchon damals begann große Aufmerkſamkeit zu widmen.

Jener Landſchafter Braakmann, der völlig zur Dekorationsmalerei übergegangen war und in einem derartigen Pariſer Atelier gearbeitet hatte, aber durch die Revolution vertrieben wurde, befand ſich in Stuttgart ohne eigentliche Beſchäftigung; denn der König, verbittert und ergrimmt über ſeine undankbaren Stuttgarter, hatte die Auflöſung des königlichen Hoftheaters dekretirt, und wenn auch dieſe harte Maßregel, dank Taubenheim und auch des Fräuleins v. Stubenrauch raſtloſen Bemühungen, nicht vollſtändig ausgeführt wurde, ſo entließ man doch einen großen Theil des Perſonals und gab ſich den Anſchein, als ſollten die gewöhnlichen Theaterferien der Monate Juli und Auguſt vielleicht Jahrelang ausgedehnt werden. Dadurch war auch Braakmann ohne Beſchäftigung und häufig droben bei mir im Garten, wo er mir eines Tages den Vorſchlag machte eine Wand, in meinem Schreibzimmer zu übermalen. Das nahm ich dankbar an, wählte dazu eine Anſicht des mir liebgewordenen Palermo, richtete ſogleich eine Schlafſtelle für Braakmann ein und war nun, ſo oft es meine Zeit erlaubte, bei ihm, um mich an den Fortſchritten des Bildes, das, recht gelungen, heute noch dort an der Wand zu ſehen iſt, zu erfreuen, worauf wir dann meiſtens nach Gablenberg hinunterſtiegen, um dort ländlich einfach zu Mittag oder zu Nacht zu ſpeiſen. Braakmann

wurde später als Hofdekorationsmaler angestellt, heirathete eine Schwester des Professors Leibnitz aus Tübingen und ist schon vor mehreren Jahren gestorben — ach, wie vielen schwarzen Kreuzen begegnet man, wenn man, älter geworden, im Buche seiner Erinnerungen blättert — glücklich, wenn man letzteres noch zu thun vermag! —

Ich hatte nach und nach eine Anzahl alter Glasgemälde zusammengekauft, womit ich den obern Theil der Fenster meines Schreibzimmers ausschmückte; die zu öffnenden Flügel hatten alterthümliche in Blei gefaßte Scheiben, wo ich die Zahl 1848 einsetzen ließ, nicht zum Angedenken an das Revolutionsjahr, sondern weil ich mein Häuschen beendigt und zum ersten Male eine Zeitlang dort geschlafen und still und glücklich gelebt hatte. Waren doch die Sommermorgen hier oben auf frischer, luftiger Höhe am schönsten, und wenn ich wieder in den Dunst der Stadt, in den Lärm des Parteigetriebes hinabsteigen mußte, freute ich mich schon auf die Abendzeit, die mir erlaubte meine geliebte Höhe wieder zu ersteigen. Von all dem Aufregenden, was da unten die Leute durcheinander hetzte und verbitterte, merkte ich droben so gut wie gar nichts, und wenn auch hie und da ein frecher oder dummer Kerl vorüberkam und die Bemerkung über den Zaun rief: das Alles sei vom sauren Schweiße des armen Volkes hergestellt und müsse zurückerstattet werden, so machte ich mir doch gar nichts daraus, besonders weil ich mit meinen

nächsten Nachbarn, den Gablenbergern, auf gutem Fuße stand. Diese braven Weingärtner, sonst nicht gerade als sehr umgänglich bekannt, hatten mich lieb gewonnen, da ich gewissermaßen zu ihnen gehörte und ihnen, wo ich konnte, mit Rath und That an die Hand gieng.

Von meinem Brunnen mit dem herrlichsten Wasser der ganzen Umgegend habe ich schon erzählt, doch war derselbe sehr tief und hatte ein Taglöhner stundenlang zu thun, um das nöthige Wasser zum Gießen heraufzupumpen. Da machte ich die Bekanntschaft eines Ingenieurs Namens Dollfuß, welcher bei der im Bau begriffenen Gasfabrik beschäftigt war, und der, als er mich einmal droben besuchte und das mühsame Wasserpumpen mit den Händen sah, mir als einfachstes Mittel dagegen eine Windmühle anrieth. Schnell eingenommen von dieser Idee ergriff ich sie begierig, ließ mir von Dollfuß eine Zeichnung machen und mir darnach die Windmühlenflügel, genau in der Gestalt wie die holländischen, von einem Zimmermann zurichten, das Pumpenwerk wurde auf die einfachste Art daran gehängt und eines schönen Tages der Wind erwartet, der auch endlich so gefällig war, sich einzustellen. Anfangs lief die Windmühle zum Entzücken, und ich war außer mir vor Freude, als ich den vollen Wasserstrahl sah, der sich in die Stande ergoß, plötzlich aber fieng es heftiger zu blasen an, die Flügel sausten gewaltig, daß der Wasserstrahl hoch oben aus dem Teichel hinausspritzte; dann —

wir hatten kaum Zeit auf die Seite zu ſpringen — drückte der Wind, da die Achſe zu kurz war, die Flügel gegen das Holzgerüſt, wo ſie krachend brachen und an unſeren Köpfen vorbeigeſchleudert wurden; damit war der erſte Akt dieſer Luſtbarkeit vorbei, ich aber, wie man ſpäter hören wird, durchaus noch nicht von meiner Windmühlenliebhaberei geheilt. Vorläufig wurden allerdings nur die Trümmer weggeräumt und das Handpumpenwerk wieder eingerichtet.

Das kronprinzliche Paar hatte unterdeſſen die ſchon im vorigen Sommer fertig gewordenen hübſchen Zimmer auf dem Orangeriegebäude bei der Villa inſoweit bezogen, daß ſie zuweilen dort oben über Nacht blieben und am Tage meiſtens die reine friſche Luft droben dem Dunſt und dem Lärmen der Stadt vorzogen. Hier hatte ich oft Gelegenheit, Zeichnungen und Stoffe für das künftige Ameublement der Villa vorzulegen, bei deren Wahl meiſtens die Kronprinzeſſin den Ausſchlag gab, wobei ſie mir häufig und lachend zurief: „Ich bitte mir aus, keine Parteilichkeit, ſagen Sie nur ganz ungenirt, daß Sie meiner Anſicht ſind," was allerdings aus dem Munde einer ſo ſchönen Frau gewiſſermaßen ein moraliſcher Zwang war, dem ich aber unbedingt nachgeben durfte, da ſie in dieſen Dingen durch ihren guten Blick und ihren feinen Geſchmack ſtets das Richtige traf. Auch bekümmerte ſich der Kronprinz in dieſer Zeit nicht viel mehr um die Einzelheiten des Villabauweſens, da er durch ſein Regierungs-

provisorium ziemlich in Anspruch genommen war und sich den Wellen der bewegten Zeit mehr hingab, als wir erwartet hatten. Wenn ihm auch das ganze Treiben unsympathisch sein mußte, so imponirten ihm doch die neuen Minister mit ihren Reden und ihrem zwanglosen Benehmen, welches so weit gieng, daß sie eines Tages, zum Diner auf den Rosenstein eingeladen, in einem Omnibus, den sie auf dem Fiakerstand bestiegen, dahin fuhren. Ebenso fand er Gefallen an den kräftigen Gestalten mancher Bürgerwehrmänner, unter denen man allerdings schöne, ausdrucksvolle Köpfe mit prächtigen Vollbärten sah. Ferner wirkte auf Letzteren die oft sehr ungenirte, an's Vertrauliche grenzende Art, mit der man ihn bei passenden Gelegenheiten ansprach, nicht ungünstig, vorausgesetzt, daß der Sprecher einer jener schönen wohlgestalteten Männer war, wogegen der Kronprinz gegen ein unscheinbares oder gar häßliches Aeußere stets einen gewissen Widerwillen bezeigte. Nicht ungern empfieng er Deputationen oder ließ irgend ein Banner vor sich paradiren, so eines Tages Schützen aus einem kleinen Orte der Umgegend. Schließlich wurde ihm der Kommandant und die Offiziere vorgestellt, wobei der Hofmarschall Baron von Hügel, der in seiner Nähe war, sich mit verächtlicher Miene abwandte, daß ihm der Kronprinz in etwas scharfem Tone sagte: „Es ist dieß der Kommandant und Major des Bataillons," worauf Hügel nicht minder ausdrucksvoll zur Antwort gab: „Oh ja, ich kenne ihn ganz genau, er war

ehemals königlicher Kutſcher und wurde wegen leichtſinniger Streiche entlaſſen."

Mich wunderte Rede und Gegenrede, namentlich der Ton, in welchem beides geſprochen wurde, obgleich ich ſchon verſchiedene Male zu bemerken geglaubt, daß ſich das höchſt freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen dem Kronprinzen und ſeinem Hofmarſchall zu lockern begann; ja, erſterer hatte mir bei meinen täglichen Rapporten ſchon verblümte Anſpielungen über ein beginnendes Zerwürfniß gemacht, was ich, die vollkommene Ehrenhaftigkeit Hügels, ſeinen ſtreng rechtlichen, ja bis zur Schroffheit graden und derben Charakter kennend, mit Schrecken vernahm und wobei ich der Anſicht des Kronprinzen, daß ihm Hügel nicht mit der ihm ſo nothwendigen, freundſchaftlichen Ergebenheit zugethan ſei, entgegen zu arbeiten ſtrebte. Was Hügel's Dienſt als Chef der Hofhaltung anbelangt, ſo war auch nicht die Spur eines Verſehens darin zu finden; Alles gieng ſeinen ſtreng geordneten vornehmen Weg, was auch die Kronprinzeſſin und der König, wie ich aus Aeußerungen beider entnahm, anerkannten, und doch mußte ich ſowie Alle, die es mit dem Kronprinzen gut meinten und Kenntniß von dieſen Verhältniſſen hatten, mit tiefem Schmerz ſehen, wie das Zerwürfniß aus unbekannten Urſachen immer größer wurde und wie es nur noch des gewiſſen kleinen Tropfens bedurfte, um das gefüllte Gefäß überlaufen zu machen. Dieſer Tropfen, das heißt der Grund zum voll-

ständigen Bruche, bestand in einer geringfügigen Ursache, die nicht hieher gehört, in einem: Entweder — Oder! — von dem Hügel im Bewußtsein seines Rechts sogleich das „Oder" annahm, worauf er, zu Hause angekommen, alsbald sein Entlassungsgesuch schrieb.

Daß ich durch Hügel's Weggang gewissermaßen einen Halt verloren hatte, wurde mir nur zu bald fühlbar; er war es, der mich bei Angriffen und Anklagen in Schutz nahm und der als Rechnungsbehörde beim Villabauwesen mir eine schwere Last abgenommen hatte, die nun, auf Berlichingen übergehend, eine Quelle von Unannehmlichkeiten aller Art für mich werden mußte. Auch hatte ich mich Hügel's wegen zu weit gegen den Kronprinzen vorgewagt, hatte ihn unklugerweise an den Grafen Zeppelin erinnert und nicht verschwiegen, daß Hügel's Weggang in allen Kreisen ein höchst unangenehmes Aufsehen erregte. Genug, ich bemerkte in Bälde eine Aenderung seines Benehmens auch gegen mich und wenn er mich auch nach wie vor zum täglichen Rapporte kommen ließ, so war das, im Fall ich nichts Geschäftliches hatte, eine bloße Formalität, die oft nur wenige Minuten dauerte.

Im Herbst des Jahres 1848 reiste die Kronprinzessin nach Rußland. Der Kronprinz, Berlichingen und ich, die wir später nach St. Petersburg folgen sollten, begleiteten sie bis Köln, wobei ich die Aufmerksamkeit hatte, für sie ein prachtvolles Bouquet aus Blumen von der Villa mitzunehmen

und ihr beim Besteigen des Berliner Courierzuges zu überreichen, was sie bestens dankend annahm, worauf sie heiter zu mir sagte: „Förmlichen Abschied wollen wir nicht nehmen, da ich ja auch Sie bald in Rußland wiedersehe.“ Allein damals war mein Schicksal schon entschieden und meine Entlassung nur noch eine Frage der Zeit und des Zufalls.

So begann der dießmal unerquickliche Winter, gesellschaftliche Vergnügungen gab es so gut wie gar nicht, öffentliche Lustbarkeiten fanden auch nicht statt, denn jeder scheute sich, heiter zu erscheinen, um nicht in den Verdacht zu kommen, als spotte man des sogenannten darbenden Volkes, das indessen Versammlungen im Freien und in Wirthshäusern mit anerkennenswerther Ausdauer besuchte. Obendrein fielen noch zuweilen häßliche Streiflichter von Wien und Frankfurt herüber, wo man hier Auerswald und Lichnowsky, dort Lamberg schmachvoll ermordet hatte, was letzteres unserer „Laterne“ Anlaß zu einem Gedicht gab, dessen erster und letzter Vers hießen:

„Und noch ein Mord! Und wieder eine Woche,
Die rothgezeichnet im Kalender steht!
Ein Brandmal auf dem Antlitz der Epoche,
Das keine Fluth verwäscht, kein Wind verweht!
Lamberg, Lichnowsky, Auerswald und Gagern,
Die Schatten stehen auf und wandern frei,
Und wenn wir einst zum Siegsbankett uns lagern,
So sitzen sie, wie Banquo's Geist dabei!“

„Entzwei das Tischtuch zwischen uns, jenen
Nothzüchtigenden Freiern unserer Zeit,
Die mit des Pöbelwahnsinns wüsten Scenen
Des Weltgeists großes Drama frech entweiht!
Zeit ist's, für Herkules sich zu entscheiden,
Zu lange schon am Kreuzweg blieb er steh'n:
Auf! Laßt uns ehrlich wählen zwischen Beiden —
Geht linkwärts Ihr, uns lasset rechtswärts geh'n!"

So kam das Neujahr 1849 ohne Sang und Klang heran, von Wenigen freudig, von Vielen sorgenvoll begrüßt, und wenn ich auch nicht gerade zu den letzteren gehörte, so war ich doch nicht in angenehmer Erwartung der Dinge, die für mich kommen sollten und mußten.

Und ein kleiner Anlaß genügte, um die Katastrophe herbeizuführen. Berlichingen hatte provisorisch mit dem Hofmarschallamte auch die Verwaltung des Orangeriegebäudes sowie der Gärtnereien übernommen, weßhalb ein leichter Kaminbrand in dem ersteren, den ich auch früher wohl keiner Meldung werth gehalten hätte, jetzt von mir gänzlich unbeachtet blieb. Ferner war ein rekommandirtes Schreiben aus Rußland für den Kronprinzen von mir durch einen Lakaien sogleich auf die Villa gesandt worden, wo er sich gerade befand, hatte ihn aber nicht mehr angetroffen und kam erst ein paar Stunden später in seine Hände, zwei Sachen, die mir ungerechterweise zur Last gelegt wurden.

Von diesen Beschuldigungen hatte ich übrigens keine

Ahnung, als ich mich am 14. Januar, wie gewöhnlich, zu meinem Rapporte begab und auf der unteren Treppe vor den Gemächern des Kronprinzen Berlichingen begegnete, der von dort herkommend wenigstens noch so anständig war, mir im Vorbeigehen zu sagen: „Nehmen Sie sich zusammen, es sieht da drüben sehr schlimm für Sie aus."

Der Kronprinz empfieng mich in sichtbarer Verlegenheit, und statt daß er sich wie sonst, wenn ich mit ihm sprach, in eine Sophaecke setzte, gieng er erregt hin und her, rieb die Hände über einander und endlich, am Fenster stehen bleibend, drückte er mühsam die Worte heraus: „Ich habe Ursache, mit Ihnen unzufrieden zu sein." — „Ich wüßte nicht, aus welchem Grunde, Königliche Hoheit." — „Oh doch, Sie haben mir einen gefährlichen Brand auf der Villa nicht gemeldet und einen wichtigen, an mich adressirten Brief stundenlang bei sich behalten." — „Was die Villa betrifft, Königliche Hoheit, so stehen die fertigen Räumlichkeiten derselben wie die Orangerie, wo der ganz unbedeutende Kaminbrand war, unter dem Hofmarschallamt und nicht unter mir und mit dem gewissen Brief habe ich sogleich einen Lakaien an Sie abgesandt, der Eure Königliche Hoheit nicht mehr auf der Villa antraf."

„Möglich, aber auch in Ihrem Dienst sind Sie nicht mehr so korrekt wie sonst, und es hat sich Manches geändert." — „Gewiß, es hat sich Manches geändert, wie auch ich schon

ſchmerzlich empfunden." — „Auch iſt man in der Stadt und im Lande mit Ihnen unzufrieden; wenigſtens muß ich viel Unangenehmes über Sie hören, was mir auch meine Stellung erſchwert, und Sie werden deßhalb ſelbſt einſehen, daß es beſſer iſt, wenn wir uns trennen."

Damit war es heraus und ich verbeugte mich ſchweigend, während er nun raſch auf mich zutrat und, mir die Hand reichend, ſagte: „Wir werden deßhalb doch Freunde bleiben und ich will für Ihre Zukunft ſorgen."

So war ich denn entlaſſen und wenn mich auch dieſer Schlag nicht unvorbereitet traf, ſo vermochte ich doch ein tiefes Weh kaum zu bekämpfen, als ich langſam die Treppen hinanſtieg, die zu meiner Wohnung im Schloſſe führten.

Dreizehntes Kapitel.

Soldatenleben im Kriege. I.

Es ergieng mir damals, wie es uns bei manchem Leid, bei manchem Unglück, das uns trifft, ergeht; ich fühlte anfänglich nicht die Tiefe und Schwere desselben, gab mich auch vielleicht der Täuschung hin, daß es dem Kronprinzen gar nicht möglich sein werde, ohne meine Dienste und ohne meine Gesellschaft auszukommen, fand auch wohl eine Abwechslung und meine völlig wieder errungene Freiheit nicht so ganz unangenehm, oder es half mir auch mein leichter Sinn, das Herbe niederzukämpfen, kurz, ich befand mich schon nach einigen Stunden nicht mehr so unglücklich wie anfangs, ja ich gieng aus und machte Bekannten, denen ich begegnete, durchaus kein Hehl aus meiner Entlassung. Dann besuchte ich Dingelstedt, der meine Nachricht mit bedenklichem Kopfschütteln aufnahm, unter dem Ausrufe: „Armer Kerl, das ist sehr schlimm!“

während ſeine gute Frau, die früher als Sängerin ſo berühmte Jenny Luzer, ihre Thränen nicht zurückhalten konnte.

Daß meine Entlaſſung in kurzer Zeit der ganzen Stadt bekannt war, wird man ebenſo begreiflich finden, als daß dem ſo raſch emporgekommenen Ausländer der Sturz aus ſchwindelnder Höhe vielſeitig gegönnt wurde. Auch im Schloſſe begegnete ich recht bald Geſichtern, die meinen Gruß kühl erwiederten oder mit einem gewiſſen Lächeln an mir vorübergiengen.

Der Kronprinz hatte ſein Wort gehalten und mir meinen Gehalt für Lebensdauer als Penſion gelaſſen; daß Berlichingen, der das vermittelt hatte, dabei zu meinen Gunſten geſprochen, bezweifle ich, da er gleich darauf eine an ſich unbedeutende Geſchichte ſehr zu meinen Ungunſten zu wenden verſuchte. Es war kurz vorher eine Kiſte Bordeaux angekommen, die ſich in der Hofhaltung nicht vorfand, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man vergeſſen hatte ſie abzuholen und ſie noch auf dem Zollamte lagerte. Ich führe dieß nur zum Beweis an, wie gern man von gewiſſen Seiten irgend etwas Greifbares gegen mich aufgefunden hätte, was mich auch ſpäter veranlaßte, Seine Majeſtät den König Wilhelm um Reviſion der kronprinzlichen Rechnungen durch die Hofkammer erſuchen zu laſſen. Dieß geſchah auch, und es gab allerdings ein paar Bogen Ausſtellungen, aber meiſtens wegen unbedeutender Kleinigkeiten, ſowie wegen Ankäufen, die ich für den Kron-

prinzen gemacht, ohne dafür einen schriftlichen Befehl beigebracht zu haben, wie zum Beispiel auf Reisen, und will ich dabei nur der Erwerbung jener vier Schimmel des Grafen Zichy in Wien erwähnen. Ueberhaupt beruhte unser ganzer geschäftlicher und sonstiger Verkehr auf einem unbedingten Vertrauen des Kronprinzen zu mir, das ich auch niemals und in keiner Weise mißbraucht habe. Oftmals unbehaglich war es für mich dabei, daß er mit Geldgeschäften, Rechnungen und dergleichen nur höchst ungern zu thun haben wollte; es war ihm das eben gleichgiltig, und wenn er je einmal eine Ausstellung machte, so betraf das vielleicht einen ganz kleinen Betrag, während er über größere Summen unbedenklich verfügte; dabei war er freigebig, gab gern und viel, und ich weiß mich keiner Gelegenheit zu erinnern, daß er mir jemals eine Bitte abgeschlagen, sei es um Unterstützung für Bedürftige, sei es zu einem Geschenk für einen seiner Bekannten, woran zu erinnern er mich beauftragt hatte und wobei er gewöhnlich mehr gab als ich verlangte. Wir hatten wöchentlich eine große Liste armer Familien oder Anstalten, die unterstützt wurden, worüber aber nie etwas in die Oeffentlichkeit kam; denn damals war es noch nicht wie heute Mode, dergleichen Geschenke in den Zeitungen angezeigt zu lesen, ganz entgegen dem Spruche, daß die Linke nicht wissen soll, was die Rechte thut.

Was das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Aus-

gaben anbetraf, ſo war daſſelbe allerdings durch den Bau der Villa verzweifelt alterirt worden und hatte ſich unſere Schuldenlaſt in bedenklicher Weiſe vermehrt; auch waren unſere Hoffnungen, von der Kronprinzeſſin große Zuſchüſſe zu dieſem Bauweſen zu erlangen, das nun gewiſſermaßen gemeinſchaftlich genannt werden konnte, weil bei der bevorſtehenden Vermählung die Ausführung ſtets koſtbarer und auch durch Wünſche von der ruſſiſchen Seite vertheuert wurde, nicht in Erfüllung gegangen und nur hie und da kleine Summen, wie ich früher ſchon erwähnte, bewilligt worden.

Das Rechnungsweſen führte mein Schreiber Lindner, natürlich unter meiner Aufſicht und Verantwortlichkeit, und hatte ſich, weil wir durch die oben erwähnten Zuſchüſſe häufig mit dem Sekretär der Kronprinzeſſin, Adelung, in Berührung kamen, das eigenthümliche Verhältniß herausgebildet, daß Lindner, der am Morgen bei mir beſchäftigt war, Nachmittags bei Adelung arbeitete. Freunde hatten mich ſchon öfter gewarnt, daß jener ſich ſo nach und nach einen vollkommenen Einblick in meine Geſchäfte verſchaffen könne; doch war ich erſtens zu ſehr von der Ehrenhaftigkeit Lindner's überzeugt und brauchte auch zweitens einen allenfallſigen Einblick ſelbſt von meinem mir nicht eben grünen Kollegen nicht zu ſcheuen — vielleicht eine etwas leichtſinnige Auffaſſung meinerſeits; doch habe ich mir nie Skrupel oder Vorwürfe darüber gemacht. Lindner, dem meine Entlaſſung ſehr zu Herzen gieng,

zeigte sich äußerst niedergeschlagen, wohl auch, weil ihm seine Zukunft nicht gesichert erschien, und gieng einige Tage, während ich die kronprinzlichen Rechnungs- und andere Papiere an Berlichingen übergab, wie verwirrt umher und setzte sich dann mit einer Miene des Jammers an meinen leeren Schreibtisch und mit der kleinlauten Frage, ob wir nun wieder mit schriftstellerischen Arbeiten beginnen sollten. Doch hatte ich wahrlich noch keinen Sinn dafür, wußte aber ein anderes Geschäft für ihn, nämlich das höchst unangenehme, mir meine (eigenen) Rechnungen ordnen zu helfen. Daß ich in meinen persönlichen Angelegenheiten ziemlich derangirt war, wußte ich wohl, hatte aber keine Ahnung von dem Abgrund, vor welchem ich stand. Mein in den ersten Jahren sehr mäßiger Gehalt war auf Reisen und zu Hause für laufende Ausgaben darauf gegangen, Anschaffungen hatte ich meistens auf Kredit gemacht, der damals in Stuttgart Jemandem in meiner Stellung nicht nur in wahrhaft unverantwortlicher Weise gewährt, sondern förmlich aufgedrungen wurde; von meinem Garten und den dazu gekommenen Grundstücken war nur das Angeld und Zinsen bezahlt und ich nie an die Zieler gemahnt worden; kurz, nachdem Lindner, vor den ich eine ganze Schublade unbezahlter Rechnungen gestürzt, ein paar Tage gearbeitet hatte, stellte es sich heraus, daß ich, um von den dringendsten Rechnungen häufig sogar nur Abschlagszahlungen zu machen, über viertausend Gulden gebraucht hätte; und wie dringlich

dieſe Rechnungen waren, ſtellte ſich baldigſt heraus, da ich, kaum daß meine Entlaſſung bekannt geworden war, mit energiſchen Mahnungen überſchwemmt wurde, meiſtens von ſolchen Leuten, die mich bisher mit Anerbietungen überhäuft hatten.

Dazu kam noch, daß von einer gewiſſen Seite her ſchon nach den erſten Tagen auf Berlichingen gewirkt wurde, um mich durch dieſen zu beſtimmen, meine Wohnung im Schloß zu verlaſſen; doch hatte auch König Wilhelm davon gehört, und ſo kam eines Tages der Oberſthofmeiſter von Seckendorf, ein höchſt ehrenwerther Charakter, der gleichmäßig vor und nach meiner Entlaſſung mich häufig nach dem Rapporte beſuchte, um bei mir ſeine Cigarre zu rauchen, in offizieller Eigenſchaft zu mir, um mir im Namen Seiner Majeſtät zu ſagen, daß ich meine Wohnung ſo lang behalten möge, als es mir beliebe, und daß der König Niemandem das Recht zuerkenne, in irgend welcher Art in ſeiner, des Königs Reſidenz, Verfügungen zu treffen. Das war außerordentlich gnädig und liebenswürdig; doch da auch mir der Aufenthalt im Schloſſe nur unangenehm ſein konnte, ſo ſuchte und fand ich zwei Zimmer im Hauſe des Buchhändlers L. Hallberger in der Königsſtraße, recht paſſend für mich, da Haus und Lage zu den eleganteſten Stuttgarts gehörte und ich doch meinen Feinden nicht das Vergnügen machen durfte, irgendwo in den dritten Stock einer Seitenſtraße zu ziehen.

Meine Bekannten und sogenannten guten Freunde anbelangend, machte ich allerdings vereinzelt bittere Erfahrungen, doch nur bei sehr schwachen Charakteren, während andere und klügere Leute bedenklich an die sich rasch folgenden Entlassungen aus dem kronprinzlichen Dienste, Graf Zeppelin, Baron Julius von Hügel, erinnerten und mich nicht verläugneten, auch da sie sahen, daß mich König Wilhelm mit unvermindertem Wohlwollen behandelte; ja, Seine Majestät ließ mich ebenso häufig wie früher zu sich kommen, und wenn er mir auf der Straße begegnete, blieb er oft stehen und plauderte mit mir.

Was nun Berlichingen anbelangt, so übernahm er nach meinem Fortgange sämmtliche Geschäfte des kronprinzlichen Hofhaltes, auch das Villabauwesen, und wußte es dahin zu bringen, daß er zum Hofmarschall ernannt wurde, und nebenbei auch fortwährend die Adjutantendienste so gut und schlecht wie ihm alles das möglich war, versah; doch konnte sich eine solche Persönlichkeit, die dieser Stellung in keiner Weise gewachsen war, auf die Dauer nicht behaupten, und ist der Schluß seiner Laufbahn recht charakteristisch. Einige Jahre später war Großfürst Constantin von Rußland zum Besuch auf der Villa und es sollte bei der Abreise ein Hofwagen zur Fahrt auf den Bahnhof für ihn bestellt werden, wovon Berlichingen durch Adelung in Kenntniß gesetzt wurde. Jener aber, der einen direkten Befehl des Kronprinzen ambitionirte, hatte sich weiter darum nicht bekümmert, woraus die pein-

lichen Augenblicke entstanden, daß sich der Abschied — auch der König war zugegen — unangenehm in die Länge zog, weil die Equipage noch immer nicht erscheinen wollte. Darüber, allerdings unter vier Augen, vor der Thüre vom Kronprinzen befragt, gab Berlichingen eine unpassende Antwort und wurde darüber zur Rede gestellt. Er verließ sogleich die Villa, um sein Entlassungsgesuch einzureichen, das selbstverständlich augenblicklich angenommen wurde. Dann lebte er noch einige Jahre in Stuttgart, glücklich, wenn sich sein Reichthum vermehrte, und starb frühzeitig, ohne, glaube ich, von einem liebenden Herzen betrauert zu werden.

Meine oben erwähnten, gänzlich zerrütteten Finanzen mußten mich fast nothwendig in eine ganz verzweifelte Lage bringen; denn wohin ich auch in Gedanken meine Blicke richtete, so fand ich doch Niemand, der mir eine ausgiebige Hilfe hätte leisten können. Mein Verleger Krabbe befand sich damals selbst in mißlichen Verhältnissen, war, selbst wenn er gewollt hätte, nicht im Stande, mir mit einigen tausend Gulden baarem Gelde auszuhelfen, und von anderen Freunden und Bekannten wußte ich Niemand, an den ich mich mit Erfolg hätte wenden können, oder der gewagt hätte, das zu thun. Unter solchen Umständen saß ich einige Tage nach meiner Entlassung recht trübselig beim Grafen Neipperg am Kaminfeuer und rauchte, vor mich hinträumend, eine Cigarre, als er mich plötzlich ohne jede Einleitung fragte: „Hast',

haben Sie Schulden?“ und ich ihm ebenso kurz zur Antwort gab: „Ja, und recht bedeutende!“ — „Wie viel ungefähr?“ — „Das kann ich nicht einmal ganz genau sagen, brauche aber mindestens viertausend Gulden, um meinen dringendsten Verpflichtungen gerecht zu werden; ich könnte mir aber,“ fuhr ich redseliger fort, da ein Hoffnungsstrahl vor mir aufblitzte, durch meine Arbeiten für Krabbe, der mich gut bezahlen wird, leicht weiterhelfen; auch besteht ein Theil meiner Schulden aus Zielern und Zinsen für meinen erkauften Garten, der dagegen auch wieder einen gewissen Werth darstellt.“

„Nun, ich will Ihnen etwas sagen,“ sagte er nach einer Pause, „ich habe mit meiner Frau darüber gesprochen und wollen wir Ihnen ein unverzinsliches Anleihen von viertausend Gulden machen, Sie müssen mir aber vorher versprechen, meinem Geschäftsführer, dem Hofrath Ehrlenspiel, Ihre ganze Lage ohne Rückhalt auseinander zu setzen; er soll dann Ihre Rechnungen revidiren und zahlen und sehen, wie er Sie überhaupt wieder aus diesen Unannehmlichkeiten herausbringt.“

Wie hoch ich erfreut war, kann man sich leicht denken, und wie warm ich dem guten Grafen Neipperg meinen Dank auszusprechen versuchte; doch brach er das mit kurzem Lachen rasch ab, indem er sagte: „Wir schenken Ihnen ja gar nichts, Ehrlenspiel wird sich schon, was die Heimzahlungen anbelangt, mit Ihnen verständigen.“ Dieß war nun auch der Fall, und als ich dem umsichtigen Geschäftsmanne — er war

damals bei der Oberhofkaſſe angeſtellt und ein ebenſo genauer als erprobter Rechner — meine Verhältniſſe offen darlegte, fand er ſie allerdings bedenklich, aber nicht unheilbar und nahm ſich auch inſofern meiner beſtens an, als er übertriebene Forderungen, die auch hie und da vorkamen, ſowie Zinsanrechnungen reduzirte oder ſtrich und die Rechnung ſelbſt bezahlte. Dadurch wurde mein Kredit und mein Anſehen überhaupt nicht geſchädigt, ja, man nahm mich immer noch als im Wohlwollen ſelbſt des Kronprinzen ſtehend an, und die gemeine Verläumdung hütete ſich wenigſtens, gar zu offen und unverſchämt gegen mich aufzutreten. Wußte man doch ſchon insgeheim ganz genau, wie viel Tauſende von Gulden ich im Dienſte des Kronprinzen unrechtmäßig erworben und was ich mir ſonſt Alles zugeeignet hatte; geſchah es mir doch einmal, daß ich, allein in meinen Garten hinaufgehend, ziemlich dicht hinter einige junge Mädchen aus guten Ständen herankam, die bei lauter, lebhafter Unterhaltung meine Schritte überhört hatten und ſich von meinen Frevelthaten mittheilten, daß ich mir von Baumeiſter Leins auf Koſten des Kronprinzen habe ein Landhaus bauen und dazu ſchöne Säulen auf der Villa anfertigen laſſen; ſie waren im Begriff, ſich das ſelbſt anzuſchauen und erſchraken nicht wenig, als ich ihnen nun: „O Ihr Gänſe!“ zurief und mitten durch ſie ſchritt. Sie ſtoben augenblicklich nach allen Richtungen auseinander.

So war das Frühjahr 1849 herangekommen und in Deutschland schienen die hochgehenden Wogen der Revolution sich langsam wieder legen zu wollen, denn Preußen, im Einverständniß mit dem größten Theil der kleineren Staaten, erließ gegen Ende Februar eine Kollektiverklärung, welche, das Wesentliche der Reichsverfassung anerkennend, nur einzelne Abänderungen vorschlug, die theils den Zweck hatten, das Recht der Einzelstaaten stärker zu begrenzen, theils die Reichsgewalt zu verschärfen. Oesterreich hatte Anfangs März seine neue Verfassung oktroirt, was auch wohl auf den Antrag Welker's in der Nationalversammlung in Frankfurt einwirkte, die deutsche Reichsverfassung in Bausch und Bogen anzunehmen und die erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen zu übertragen. Selbstverständlich war es, daß die österreichische Regierung Alles thun und manches opfern mußte, um wenigstens den Kern ihrer Länder zu beruhigen und so freiere Hand zu haben für die auf's neue bevorstehenden Kämpfe in Italien.

Der alte zweiundachtzigjährige Feldmarschall Graf Radetzky stand allerdings wieder in Mailand, das er im vergangenen Sommer nach den siegreichen Gefechten und Schlachten bei Sommacampagna, Custozza, Volta, Cremona und andern wieder eingenommen hatte. Die österreichische Armee hatte sich durch diese Kämpfe in einem feindlich aufgeregten Lande mit unsterblichem Ruhme bedeckt, und man erzählte

begeiſtert von einzelnen Waffenthaten, wie man von den Paladinen Karls des Großen, von den Thaten der Griechen und Römer, von den Kämpfen der Kreuzfahrer geſprochen. Der Name des Feldmarſchalls Radetzky war in aller Munde, und man erzählte von ihm die abenteuerlichſten Geſchichten, und auch er hatte ſeine Paladine, die mit ihm Unglaubliches geleiſtet, von denen ich nur Heß und Schönhals anführen will. König Karl Albert von Sardinien hatte ſich nach dem gänzlich mißglückten Feldzug von 1848 nach Aleſſandria zurückgezogen, wo er, wie man ganz genau wußte, raſtlos bemüht war, ſeine Truppen zu verſtärken und zu verbeſſern, um nach Kündigung des Waffenſtillſtandes auf's neue über die öſterreichiſche Armee herzufallen. Hiezu mehrten ſich denn ſchon Ende Februar alle Anzeichen und aus jeder Nachricht von jenſeits der Alpen erkannte man deutlich, daß jener Waffenſtillſtand nicht durch einen Frieden beſiegelt werden würde. Mit dem gleichen regen Antheil wie im vergangenen Jahre ſchaute man auch jetzt wieder nach Mailand, wo der alte Heldenmarſchall ruhig abwartend in der Villa Reale ſaß oder ſeine täglichen Promenaden durch den herrlichen Garten machte, den General Schönhals, als ob es ſonſt in der Welt nichts zu thun gebe, durch allerlei reizende Zuthaten verſchönert hatte.

Mit welchem Enthuſiasmus war im vergangenen Jahre ganz Deutſchland, mit welch' hohem Intereſſe ganz Europa den oft fabelhaft klingenden Siegesnachrichten gefolgt, die von

jenseits der Alpen zu uns herüberdrangen, zu einer Zeit, wo diesseits der Alpen Verrath und mancherlei Unsinn Triumphe feierten. Der edle Greis mit dem weißen Haar, in dessen gefeiertem Namen die Hauptstärke der ganzen Armee gleich einem Zauberworte lag, drang plötzlich, als man das österreichische Heer in der mißlichsten Lage glaubte, unaufhaltsam vor, schlug mit seinen braven Truppen den an Anzahl weit überlegenen Feind, nahm unbezwinglich geglaubte Städte, stürmte feste Verschanzungen auf schwindelnden Bergeshöhen und kam daher, ein flammender Komet auf dem schwarzen Nachthimmel des österreichischen Kaiserstaates, an dem alle Sterne zu verbleichen schienen. — Neuen Glanz verbreiteten für die, welche gläubig an ihm aufschauten: Curtatone und Custozza, Sommacampagna und Vicenza, als Zeichen einer wiederkehrenden besseren Zeit. So zog er durch die Porta Romana auf seinem Schimmel in seinem grauen Röcklein und dem kleinen Hut in Mailand ein und hinter ihm die siegende Armee, wohlgemuth und jubelnd, im Innern frisch und muthig, aber im Aeußern alle Spuren des Kampfes und der Strapazen an sich tragend.

Es gab damals wenig Offiziere, die mehr hatten, als sie gerade auf dem Leibe trugen. Das Schuhwerk der Soldaten war defekt, ihre Mäntel fadenscheinig und durchlöchert. Aber Vater Radetzky, der Alles gut und weise eingerichtet hatte, wußte wohl, daß seine Soldaten zur Zeit der Winterquartiere

in den reichen, geſegneten Städten der Lombardei ſeien und Zeit finden würden, den äußeren Schein mit dem inneren Gehalte in Einklang zu bringen. Und ſo kam es auch, bald hatten die Soldaten wieder, was ſie brauchten, und ſtanden ſo zu ſagen Gewehr im Arm abwartend da, um mit ganz Europa, obgleich man anderwärts auch bei ſich im eigenen Hauſe genug zu thun hatte, aufmerkſam nach Aleſſandria zu blicken, wo König Karl Albert ſein Heer zuſammenzog und ſeine Freiſchaaren bildete.

Auch ich, obgleich ich mich, wie ſchon bemerkt, im Allgemeinen wenig um politiſche Ereigniſſe kümmerte, war doch den Siegen Radetzky's mit lebhafteſtem Intereſſe gefolgt, ja hatte, wie ſo viele Andere, eine ſchwärmeriſche Verehrung für den Helden gefaßt, den ich vor Jahren in Mailand bei einer Parade geſehen, und würde viel darum gegeben haben, wenn ſich die Gelegenheit geboten hätte, mich ihm nähern zu dürfen.

Da ſaß ich eines Abends im Hotel Marquardt, damals ſchon, wie heute noch, dem vornehmſten Gaſthof der Stadt, wo ich aus Oſtentation häufig mein Nachteſſen einzunehmen pflegte, und plauderte mit Baron Cotta über die Weltlage im Allgemeinen, ſowie über die bevorſtehenden Ereigniſſe in Italien, als dieſer mich plötzlich fragte: „Wüßten Sie mir denn Niemand, den ich bei dem dort in Ausſicht ſtehenden Feldzuge als Berichterſtatter für meine Allgemeine Zeitung auf den Kriegsſchauplatz ſenden könnte?“ und ich ihm raſch zur Ant-

wort gab: „O ja, ſchicken Sie mich, es würde mir das größte Vergnügen machen.“

„A—a—a—a Ihnen, der ein ſo vornehmer Herr geworden iſt,“ gab er lächelnd in ſeiner häufig übertriebenen verbindlichen Art zur Antwort, „würde ich mir nicht erlaubt haben es anzubieten.“ — „Ich bitte Sie — ich, ein in Ungnade gefallener Penſionär! Bieten Sie immerhin, aber recht viel, und ich bin überzeugt, daß wir einig werden.“

Das wurden wir denn auch am Morgen auf ſeinem Bureau, und wenn er mir auch außerordentlich hohe Honorarſätze für meine Arbeiten bewilligte, ſo umgieng er doch die für mich ſehr wichtige Frage eines Geldvorſchuſſes mit einer Gewandtheit, die dem beſten Diplomaten Ehre gemacht haben würde. Ich war damals auch in ähnlichen Dingen noch zu beſcheiden und fühlte mich zu ſehr geehrt, Berichterſtatter der Augsburger Allgemeinen Zeitung zu ſein, um aus jenem Vorſchuß eine Kabinetsfrage zu machen. Dennoch wäre daran vielleicht Alles geſcheitert, wenn nicht König Wilhelm in außerordentlicher Güte für meine Reiſekoſten geſorgt hätte. Auch ließ er mich ſogleich rufen, ſprach mir ſeine Freude darüber aus, daß ich in's öſterreichiſche Hauptquartier gehen wolle, und beauftragte mich, ſeinen früheren Waffengefährten, den Feldmarſchall Radetzky, herzlichſt von ihm zu grüßen.

Meine Reiſevorbereitungen waren baldigſt getroffen, ich kündigte ſogleich meine monatweiſe gemiethete Wohnung,

ſchaffte, was ich an eigenem Mobiliar beſaß, in mein Gartenhaus hinauf und nahm von demſelben, ſowie von Allem, was dort zu keimen und zu ſproſſen begann, ziemlich wehmüthigen Abſchied und fuhr am 8. März Abends bei ſtarkem, anhaltendem Regen von Stuttgart über Ulm nach Lindau, wo mich beſonders durch die Schweiz und bei meinem Uebergang über den Splügen der Winter mit mächtigen Schnee- und Eismaſſen feſthalten zu wollen ſchien und dieß auch für einige Stunden that, da beim öſterreichiſchen Mauthhauſe erſt eine Schlittenbahn geſchleift werden mußte. Welch troſtloſer Aufenthalt iſt das hier, im ödeſten und traurigſten aller Felsthäler, beinahe zehn Monate ununterbrochenen Winter, meiſtens mit ſechs bis acht Fuß hohem Schnee; das Auge entdeckt, ſo weit es reicht, keinen grünen Halm und das Ohr vernimmt nur das einförmig tönende Klingeln der Maulthiere und Pferde, die in langen Reihen mit ihren Schlitten ankommen und abgehen. Als letzte große Haltſtation dagegen zum Wunderlande Italien iſt das Mauthhaus auf dem Splügen in ſeiner Oede und Traurigkeit ein intereſſanter Uebergangspunkt. Man hat die Höhe des Gebirges erreicht, der Blick ſchweift begierig vorwärts, den weißen und blauen ſeltſam geformten Spitzen der Alpen entlang, nach den herrlichen Thälern in der Tiefe. Die Gedanken, dieſe luſtigen Vorpoſten, ſchlüpfen ſchon durch Rebengelände, ja wiegen ſich mit einiger Phantaſie ſchon unter den laubduftigen Citronen- und Orangengärten,

während der schwerfällige Körper auf dem Schnee droben erst den Schlitten wieder besteigt.

Abends zehn Uhr waren wir in Chiavenna, wo uns Olivenbäume, ja schon einzelne Citronen- und Lorbeerbüsche begrüßten, fuhren um elf Uhr auf einer der schönsten Straßen der Welt längs dem im Mondscheine schimmernden Comersee, und als endlich der Tag graute, umgab mich die reiche, schöne Lombardei in ihrem ganzen Zauber, in saftigem Grün mit Blüthen und Nachtigallenschlag. Vor uns am Horizonte glänzte das erste Sonnenlicht auf die weiße Marmorkathedrale von Mailand, deren Anblick mich so lebhaft an frühere schöne Tage erinnerte, und wenige Stunden später befand ich mich in einem behaglichen Zimmer des Hotel Reichmann, wo ich mich erst durch einen sehr festen und sehr langen Schlaf von dem ununterbrochenen Eilwagenfahren, das vier Tage und vier Nächte gedauert hatte, erholen mußte, ehe ich daran denken konnte, Schritte zu thun, um im österreichischen Hauptquartier etwas für mich zu erreichen.

Dazu hatte ich nun durchaus keine Empfehlungsbriefe, hoffte aber auf die freundliche Vermittlung des Grafen Gustav Neipperg, der gleichfalls mit dem Heere wieder nach Mailand zurückgekehrt war, um hier allerdings seine Wohnung, das heißt nur die leeren Zimmer derselben, wiederzufinden. Bei Beginn der Revolution im März 1848 war er zum Feldmarschalllieutenant d'Aspre berufen worden, nahm Hut und

Säbel und verließ seine Wohnung, um vorläufig nicht mehr dahin zurückzukehren; nach dem Abzug der österreichischen Truppen wurde das Geniegebäude, in welchem sich dieselbe befand, vom Volke gestürmt und dort Alles zerstört, wobei Andenken aller Art, die Graf Gustav auf seinen großen Reisen gesammelt, Waffen, Gemälde, Kupferstiche und Manuskripte, verloren giengen.

Ich suchte den Grafen sogleich auf und fand ihn durch die Ereignisse des letzten Jahres zwar ernster geworden, doch für mich freundlich und liebenswürdig, wie immer. Er begleitete mich sogleich in's Hauptquartier des Feldmarschalls, um mich dort vorzustellen, wobei es sich ganz außerordentlich gut traf, daß Major Eberhardt, der Adjutant des Generalkommando's, in meiner Angelegenheit die bedeutendste Person, derselbe war, den ich im Jahr 1841, als er noch Oberlieutenant bei den Kaiserjägern war, kennen gelernt hatte, der sich auch heute noch freundlichst des Verfassers jener „unsterblichen Werke", wie er Soldatenleben und Wachtstubenabenteuer nannte, erinnerte, mich herzlichst aufnahm und Alles that, um meine Zwecke zu fördern.

Das Hauptquartier des Feldmarschalls Grafen Radetzky befand sich in dem kleinen Palais der Villa Reale in der Nähe des großen öffentlichen Gartens und der Porta Orientale, rings von Grün umgeben, still und heimlich in dem lärmenden Treiben der großen Stadt gelegen, jetzt aber den Mittel-

punkt eines eigenthümlich bewegten Lebens bildend. Es sah hier wie in einem kleinen Heerlager aus; Offiziere aller Waffengattungen kamen und giengen, Ordonnanzen jagten hin und her, gesattelte Pferde standen im Hofe, und auf den Treppen und Gängen hörte man nur das Klirren der schweren Kavalleriesäbel und den einförmigen Schritt der Schildwachen. Hoch interessant war für mich eine Schaar Rothmäntel, die dem Feldmarschall vorauszureiten pflegten, und jetzt hier am Hofthore lagerten, wild aussehende Gesellen, diese Sereschaner mit ihren dunkelbraunen Gesichtern und blitzenden Augen, beinahe ganz orientalisch gekleidet, mit rothen Jacken, blauen, bis an's Knie weiten Beinkleidern, im Gürtel die großen Pistolen und den Yatagan, umhüllt mit einem scharlachfarbenen Burnus.

Major Eberhardt machte mich sogleich mit dem Generaladjutanten des Feldmarschalls, dem Obersten Schlitter bekannt, der meinen Wunsch, im Fall eines Feldzugs mit dem Hauptquartier gehen zu dürfen, gleichfalls freundlich aufnahm, auch mit dem Feldmarschall darüber zu reden versprach, und so war ich bestens installirt.

„Dem Unsterblichen", wie sie mich scherzhaft nannten, war auch der Zutritt in die Kanzleizimmer gestattet, um nach Neuigkeiten zu fahnden, es wurde mir ein Platz zum Schreiben angewiesen, kurz ich war förmlich „in die Familie" aufgenommen, wie sich der Feldmarschall selbst später auf's liebens-

würdigſte ausdrückte, und verlebte ich auf dieſe Art heitere, genußreiche, glückliche Tage.

Mit welchen Gefühlen durchſchritt ich Morgens die lebhaft bewegten Straßen Mailands und den frühlingsduftenden öffentlichen Garten, um mich nach der Villa Reale zu begeben, wo in dieſer Zeit ein Theil der Weltgeſchichte deutlich fühlbar pulſirte. Und wie freundlich war ich in dieſem Kreis jüngerer und älterer, niederer und höherer Offiziere aufgenommen! Mit welchem Vertrauen wurden mir wichtige Mittheilungen gemacht, wie häufig ſagte mir Oberſt Schlitter irgend etwas Intereſſantes oder ließ mich Major Eberhardt ein vielleicht eben angekommenes Schriftſtück leſen, wobei aber dem „Unſterblichen“ ſtets bedeutet wurde, in wie weit er davon Gebrauch machen dürfe oder nicht, und habe ich wahrlich dieß Vertrauen nie mißbraucht. Auch in den Mußeſtunden war das Dienſtzimmer des Generalkommando-Adjutanten ein höchſt angenehmer Aufenthalt, wo ſich Bekannte zuſammenfanden, Offiziere aus der Stadt ſelbſt oder von Stationen draußen, die beim Hauptquartier etwas zu thun hatten; es gab hier einen heimlichen Wandſchrank, der uns manchen guten Steyrer, manchen Biſſen vortrefflicher Salami ſpendete, und meiſtens erfuhr man hier etwas Neues, war es auch nur eine pikante Anekdote oder Mittheilungen aus dem Geiſterreiche, worin ein vortrefflicher Freund und Gönner, General von Reiſchach, der tapfere Kommandeur des Regiments Prohaska, Außerordentliches leiſtete. Häufig

führte er ein Buch: „Der hölliſche Proteus“ bei ſich, in dem das Kapitel „vom ſchmatzenden Todten“ ganz beſonders anſprach, und wenn ſein leichter Wagen, der ſeiner eigenthümlichen Konſtruktion wegen die Feuerſpritze genannt wurde, draußen anfuhr, ſo verlängerten ſich häufig die Sitzungen und endigten nicht ſelten mit einem köſtlichen Haberſchnaps, den der General aus der Nachbarſchaft herzuzaubern wußte. Daß aber bei dergleichen Kurzweil in den Freiſtunden der Dienſt durchaus nicht verſäumt wurde, hat der Erfolg des Feldzugs glänzend bewieſen. Es galt hier eben noch etwas vom friedländiſchen Leben und leben laſſen, und hatte Hauptquartier und Armee überhaupt noch manches von dem ſo wohlthuenden und gemüthlichen Treiben eines Wallenſteiniſchen Lagers an ſich. Droben ſaß der gewaltige Kriegsheld, der es aber verſtand, mit ſeinen Offizieren und Soldaten wie ein Vater zu verkehren, und ein kameradſchaftliches Band verknüpfte General und Feldoberſten mit dem jüngſten Lieutenant und glich auf behagliche Art außerhalb des Dienſtes die ſtrengen Abſtufungen des Ranges aus.

Am andern Tage wurde ich dem Feldmarſchalllieutenant Heß, Chef des geſammten öſterreichiſchen Generalquartiermeiſterſtabs, ſowie dem erſten Generaladjutanten Feldmarſchalllieutenant Schönhals vorgeſtellt und von dieſen hochſtehenden Männern, deren Name ſo glänzend aus der Geſchichte dieſer italieniſchen Feldzüge hervorragt, freundlich, ja herzlich aufgenommen.

Bei Beginn des vorjährigen Feldzuges hatte Radetzky sich vom Kriegsminister „seinen Heß" zum Generalquartiermeister erbeten und bildete dieser kühne und große Stratege zugleich mit dem gewandten Schönhals als Generaladjutanten, der jene begeisternden Armeebefehle schrieb, und dem in seiner Waffe so hochbedeutenden Stwrtnik als Artilleriechef, ein leuchtendes Dreigestirn, auf's wärmste und dankbarste gewürdigt von dem Feldmarschall, der das auch in seiner Dienst- und Privatkorrespondenz offen bekannte; schrieb er doch später, kaum eine Stunde nach dem Sieg bei Novara, an die liebenswürdige Gemahlin seines General-Quartiermeisters: „Wir schlugen den Feind und wenn der Ruhm des Tages mir zugeschrieben wird, Heß hat ihn, nur ihm gebührt das ganze Verdienst."

Daß ich hierauf nicht ohne einiges Herzklopfen dem Major Eberhardt zum Feldmarschall selbst folgte, wird man wohl begreiflich finden. Er bewohnte den ersten Stock der Villa Reale, eine Reihe großer Säle und Zimmer, schön und geschmackvoll, jedoch ohne übertriebenen Luxus möblirt. Seine eigenen Sachen, seine Möbel, sein Silbergeschirr, Kristall und dergleichen hatte übrigens Graf Radetzky bei dem Rückzuge aus Mailand fast sämmtlich verloren; in einem Vorzimmer neben dem Billardsaal befanden sich zwei Sereschaner und einige Kavallerieordonnanzen; im Billardzimmer selbst Ordonnanzoffiziere, von denen täglich zwei den Dienst hatten. Major

Eberhardt legte dem Marschall einige Papiere zur Unterschrift vor und forderte mich dann auf einzutreten.

Der Marschall stand an einem Fenster und hatte ein Blatt der Allgemeinen Zeitung in der Hand. Seine Figur dürfte eher klein als groß genannt werden und erschien vielleicht um so kleiner, da er etwas beleibt war. Sein Gesicht trug, mit Ausnahme der hellen, sehr lieben und freundlichen Augen, Spuren seines hohen Alters. Dagegen waren seine Bewegungen, sein Gang, seine Sprache, letztere aus einem tiefen, wohlklingenden Organ kommend, ganz wie die eines rüstigen Fünfzigers.

Mit der ihm eigenen Freundlichkeit trat er mir beim Eintreten entgegen und reichte mir die Hand. „Freund Eberhardt," sagte er, „hat mir Ihre Absicht mitgetheilt, über uns und über den bevorstehenden Feldzug der Allgemeinen Zeitung getreue Berichte einzusenden, das soll mich recht sehr freuen. Gelobt wollen wir nicht sein, wo wir's nicht verdienen; aber meine braven Offiziere und Soldaten werden Ihnen schon Gelegenheit geben, manch Schönes und Großes zu sehen."

Dann fügte er noch hinzu, daß die Allgemeine Zeitung manchmal über ihn und seine Handlungsweise ungetreue Berichte gebracht habe, setzte aber entschuldigend hinzu: „Freilich muß man in der Nähe sein, um die Wahrheit zu wissen, und damit Sie im Stande sind, dieselbe bei uns zu erfahren, so lade ich Sie mit Vergnügen ein, den Feldzug in meinem

Hauptquartier mitzumachen, Eberhardt ſoll das Nöthige für Sie beſorgen."

Dann kam er auf die deutſchen Verhältniſſe zu ſprechen und insbeſondere auf den König von Württemberg, den er als Regenten und Soldaten außerordentlich hochſchätzte. Ich habe dieſe Verehrung für den König bei allen älteren Offizieren der italieniſchen Armee gefunden, ſowie auch bei allen jüngeren, die ſich für Krieg und Weltgeſchichte lebhaft intereſſirten. Man war feſt überzeugt, daß, würde das Schickſal den König heute noch an die Spitze einer großen Armee ſtellen, er durch Energie und Tapferkeit das Ende ſeines Lebens mit den ſchönſten Lorbeeren ſchmücken würde, wie er als Kronprinz ſeine Laufbahn begonnen hatte.

„Der Herr iſt mein lieber Kriegskamerad," ſagte der Marſchall ſichtbar bewegt, als ich ihm einen freundlichen, herzlichen Gruß des Königs überbrachte und der jetzigen Wirren des Vaterlandes gedachte. „Wir waren zuſammen auf dem Schlachtfelde und das vergißt man nicht."

Der Marſchall ſprach auch über die Wühlereien unter dem Militär, fluchwürdige Wühlereien, um die Soldaten von einer und derſelben Nation ihrer Fahne und ihrem Dienſteid untreu zu machen, und wiederholte die Worte: „Untreue ſchlägt ſeinen eigenen Herrn." Ein wahres Wort, was namentlich ſpäter in Baden ſo vollkommen zur Wahrheit wurde. „Sie werden ſehen," ſagte er, „wir Soldaten ſind hier eine einzige

große Familie. Der Offizier kennt seine Leute, lebt mit ihnen so innig, als es thunlich ist, sorgt für seine Untergebenen und hat sich so zu stellen gewußt, daß der Soldat vertrauensvoll zu ihm emporsieht. Sie werden aber auch sehen, wie meine braven Offiziere in's Feuer gehen, immer dem Regimente voran, und das flößt dem Soldaten, in und außer dem Dienst, Achtung ein. Verführungen durch ein paar elende Gläser Wein können in meiner Armee nicht leicht vorkommen. Wo solche Versuche gemacht würden, da ließe ich den Soldaten das doppelte Quantum geben, einen lustigen Steyrer aufspielen, und ich glaube, es bliebe mir keiner weg."

Das glaubte auch ich! Aber dieser alte Herr hatte auch eine Persönlichkeit, so wunderbar anziehend, wie ich selten etwas Aehnliches gesehen habe. Seine tiefe klangvolle Sprache, sein treuherziger, etwas österreichischer Dialekt, dazu das Gute und Liebe in seinen Mienen, Alles dieß mußte ihm, in Verbindung mit dem Gedanken an die herrlichen und großen Thaten, die er vollbracht, jedes Herz gewinnen. Ich verließ den Marschall mit dem Bewußtsein, einen der interessantesten und schönsten Augenblicke erlebt zu haben. Die Sereschaner draußen sahen mich freundlich an und hielten mich wahrscheinlich für etwas ganz Besonderes, weil ihr Vater so lange mit mir gesprochen.

So war ich denn als Berichterstatter für die Augsburger Allgemeine Zeitung im Hauptquartiere an- und aufgenommen

und hatte es wieder einmal so vortrefflich getroffen, daß am Tage nach meiner Ankunft in Mailand — es war am 12. März gegen zwei Uhr Mittags — ein piemontesischer Major bei dem Feldmarschall eintraf und eine Depesche des Königs Karl Albert von Sardinien übergab, in welcher der Waffenstillstand gekündigt wurde. Man kann sich keinen Begriff von der Freude machen, mit welcher der Feldmarschall diese Botschaft in Empfang nahm und sie seinen Offizieren mittheilte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch das ganze Haus bis zu den Soldaten, die sich in ihrem Jubel geberdeten, als zögen sie schon durch die Thore Turins ein. Auf den Straßen traten die Offiziere in Gruppen zusammen oder riefen, mit der wichtigen Nachricht zu ihren Freunden und Bekannten eilend, einander zu: „Weißt du's schon! — Gott sei Dank! — Er hat gekündigt." — Es war ein Enthusiasmus, eine Freude wegen des bevorstehenden Feldzugs, die nicht zu schildern ist, und der Jubel wurde immer stärker, je mehr sich der Inhalt der Depesche verbreitete.

Bei dieser allgemeinen freudigen Aufregung, die sich durch mehrere Tage äußerte, wo nur ein Kamerad den andern traf, ja in Zwischenakten der Theatervorstellungen durch rauschende Vivats und Eljens auf den Feldmarschall, wurde auch ich nicht vergessen, sondern dem Chef der Stabsdragonerschwadron, dem Major Grafen Forgatsch, zugewiesen, der mich durch einen kräftigen Fuchs beritten machte und mir

einen Stabsdragoner, Namens Weiler, mit dem ich in jeder Hinsicht außerordentlich zufrieden war, zur Ordonnanz gab. Da es eine mißliche Sache ist, einem Hauptquartier in „Civil" zu folgen, so ließ ich mir einen Offizierspaletot von grauem Tuche machen, den der Schneider zufälligerweise mit dunkelblau besetzte, wodurch ich dem tapfern Regimente Giulay angehörte; hierzu nahm ich die kleine, zierliche Feldmütze der Offiziere, schwarz mit Gold, und ein verehrter Freund, Major Graf Ingelheim von Radetzky-Husaren, machte mir einen tüchtigen Säbel zum Geschenk; auch trug ich einen dunkelblauen, uniformartigen Rock mit dem rothen Band des russischen Sankt-Anna-Ordens, was letzteres ich hier nur erwähne, um eines komischen Vorfalles zu gedenken, wo ich, als wir einige Tage später in einem Meierhofe mehrere Stunden rasteten, von der zahlreich herbeieilenden hübschen weiblichen Bevölkerung so auf's ängstlichste gemieden wurde, daß, wo ich mich hinwandte, die Weiber und Mädchen mit einem lauten Aufschrei auseinanderstoben. Einer der jungen Ordonnanzoffiziere hatte ihnen nämlich gesagt, ich sei der Generalprofos der Armee und das blutrothe Band auf meiner Brust bezeichne mein schreckliches Amt.

Die nothwendigste Wäsche und ein paar unentbehrliche Kleidungsstücke wurden in den Mantelsack gepackt; Schreibzeug, Papier, eine Karte von Piemont fand Platz in einer kleinen Tasche, welche ich auf der rechten Seite trug, links

aber hatte ich eine ziemlich große Feldflasche mit Kirschwasser gefüllt, und somit war der Berichterstatter feldkriegsmäßig ausgerüstet.

Daß es mir einmal vergönnt sein werde, das im Ernste zu erleben, was mich und Andere schon als heiteres Waffenspiel so sehr ergötzte — einen Feldzug — das schauerliche Original für die leichte Kopie eines Manövers, hatte ich selbst in meinen kühnsten Phantasien nicht zu hoffen gewagt. Dennoch wurde mir, neben manchem anderem Guten, was ich vielleicht nicht verdiente, auch diese Vergünstigung vom Schicksal zu Theil. Ich bekenne es gern, das „Vielleicht", welches ich eben hervorhob, hat nie mein Gewissen gedrückt. Ich habe es vielmehr gern, recht gern Andern überlassen, das richtige Gegengewicht für das, was mir im Leben Schönes zu Theil wurde, durch ängstliche Abwägung aller Verhältnisse herzustellen und ich durfte mich dabei der tröstenden Ueberzeugung hingeben, daß diese Arbeit von meinen Freunden nicht ungethan blieb.

Eigenthümlicher, aber angenehmer Weise war ich damals der einzige Berichterstatter im Hauptquartier, während es schon im Jahre 1859 in Verona vor der Schlacht von Solferino verschiedene Kollegen gab und es im französischen Feldzug 1870 und 1871 bei allen Truppentheilen von Korrespondenten wimmelte. Als Zeichner waren die Brüder Franz und Eugen Adam im Hauptquartier des Feldmar-

schalls, damals schon bedeutende Künstler, welche später ein großes Werk über die italienischen Feldzüge vom Jahre 1848 und 1849, zu welchem ich ihnen den Text schrieb, herausgaben. Wir sahen uns häufig, hauptsächlich später bei der Belagerung von Venedig, und lebten in freundschaftlichstem Verkehr.

Am 17. März erhielt auch ich den Befehl zum Abmarsch auf den andern Morgen und ich muß gestehen, daß ich in dieser Nacht sehr wenig schlief. Das Herz war mir zu voll und die Brust zu bewegt. Um drei Uhr begann auch schon wieder der militärische Lärm auf der Straße und es tobte und rasselte in Einem fort. Ich stand endlich auf und begann mich zu wappnen. Es war noch finstere Nacht, als ich das Haus mit klirrendem Säbel und Sporen und einem Mann verließ, der mir meinen Nachtsack trug, welchen ich zum Ueberfluß noch mitnahm. Major Eberhardt hatte mir für denselben ein Plätzchen auf seinem Wagen versprochen. An der ersten Straße vor dem Corso der Porta Romana, welche nach der Post führt, mußte ich über eine Stunde warten, da mir mehrere Regimenter Infanterie und Grenadierbataillone entgegen kamen, deren feste Reihen ich weder durchbrechen konnte noch wollte — ich sah sie gerne so lustig und heiter vorüberziehen — ich wartete. Die Leute sahen vergnügt und muthig aus und blickten zuversichtlich auf den klaren Sternenhimmel, der einen schönen Tag versprach.

Da der Morgen frisch war, so trat ich in das Kaffee-

haus zur Poſt ein und ließ mir einen erwärmenden Kaffee geben. Dort auf dem Bänkchen, in der halbdunkeln Stube, machte ich ernſte Betrachtungen, denn es war ein wichtiger, neuer Abſchnitt meines Lebens, dem ich entgegen gieng. Was konnte, was würde mir jene Zeit bringen? Gewiß des Intereſſanten und Schönen ſehr Vieles, doch auch vielleicht manches recht Unangenehme, antwortete eine innere Stimme auf jene Frage. Es iſt kein Kinderſpiel, dem du entgegen gehſt, und was Anderen widerfahren kann, kann auch dich treffen. Wenn ich gleich nicht das Glück hatte, den Kämpfenden anzugehören, welche um den blutigen Lorbeer warben, ſo ſtand doch der Vorſatz feſt in mir, alle Gefahren, wie ſie auch kommen konnten, mit denen zu theilen, die ſo freundlich waren, mir die Gelegenheit zu verſchaffen, ein ſo ernſtes und intereſſantes Drama, wie das eines Feldzuges, ſich vor meinen Blicken entwickeln zu ſehen.

In den Straßen dauerte das Durchziehen der Infanterie immer noch fort. Jeden Augenblick ſprang einer der Soldaten in das Haus, ſtürzte eine Taſſe heißen Kaffee's hinunter oder ließ ſich eine tüchtige Portion Liqueur in die Feldflaſche füllen. Endlich begann der Tag zu dämmern und ich begab mich hinaus zur Porta Orientale. An der Villa Reale, bei der ich vorbei kam, ſah ich alles in größter Bewegung, Reiſewagen ſtanden im Hof und die ſchweren Fourgons wurden emſig gepackt.

Vor der Porta Orientale liegt ein weitläufiges Viereck von Gebäuden, das ehemalige Choleraſpital. Dort waren die Stabsdragoner kaſernirt und auch ich fand hier mein Pferd; wir ritten alsdann gegen die Porta Orientale zu, um uns mit dem Hauptquartier zu vereinigen, welches von der Villa Reale her den großen Corſo herabzog. Der Feldmarſchall ſelbſt, die Generale Heß und Schönhals, ſowie mehrere andere namhafte Offiziere waren nicht in dem Zuge, ſondern fuhren ſpäter in ihren Reiſewagen zum heutigen Nachtquartier.

Nun folgten die ewig denkwürdigen fünf Tage, bis zur Schlacht von Novara, die nicht nur für alle Betheiligten, ſondern auch für das ganze aufhorchende und zuſchauende Europa eine wundervolle Erinnerung bleiben werden, dieſer kurze und glänzende Feldzug, über den ſchon ſo viel geſchrieben wurde und von dem auch ich in meinem Soldatenleben im Kriege erzählt habe. Ich habe dieß Buch mit großer Liebe und Verehrung für die Betheiligten verfaßt, und wer ſich für meine Schilderungen jener Zeit meines Lebens intereſſirt, mag ſie dort nachleſen, während ich hier nur Einiges von meinem perſönlichen Verkehr mit dem hochverehrten Feldmarſchall und deſſen Hauptquartier nachtragen will.

Ich kann wohl ſagen, daß ich von Allen fortwährend auf's freundlichſte behandelt wurde und daß man mich, wie Radetzky geſagt, mit zur Familie rechnete. Mit meinen Berichten, die ſtets ungefähr acht Tage ſpäter aus der Augs-

burger Allgemeinen Zeitung im Hauptquartier geleſen wurden, hatte ich nur einmal einen kleinen Anſtand; als ich nämlich von den Ordonnanzoffizieren des Marſchalls — es waren faſt alles liebenswürdige, junge Leute, und ſind mir, wie unter anderem Graf Schönfeld und der Oberſt von Heitzinger, bis heute befreundet geblieben — erzählte und ihres Beinamens „Kibitze" erwähnte — ſo nannten ſie ſich nämlich ſcherzweiſe nach dem Vogel, der unermüdlich hin- und herfliegt, ſeinen Weg durch Röhricht und Moor, durch Sumpf und Geſtrüpp ſucht und dabei immer heiter und wohlgemuth iſt, wie auch ein richtiger Ordonnanzoffizier ſein ſoll — ſo wurde mir von gewiſſer Seite die an ſich ſo harmloſe Veröffentlichung dieſes Namens verübelt, und war es unter anderen ein ungariſcher Offizier mit ſehr großem Selbſtbewußtſein und äußerſt ſchwerem Säbel, der ſich ungnädig und mißliebig darüber äußerte. Doch kam dieß dem Feldmarſchall zu Ohren und er bemerkte darüber eines Tages ſehr laut und deutlich gegen General Schönhals, daß er in meinem Berichte durchaus nichts Verletzendes für ſeine jungen Herren finden könne, es ſei denn, daß welche von ihnen ſich ſchämten, auch öffentlich als die braven Kibitze des alten Radetzky genannt zu werden, und die möchten ſich nicht geniren, dieß zu ſagen. Damit war die Sache vollſtändig beigelegt, und wenn ich auch mit jenem Ungarn nie auf beſonders freundlichen Fuß kam, ſo behandelten mich doch die andern wie einen guten Kameraden.

Es war eine große, mir stets unvergeßlich bleibende Zeit, dieser kurze glorreiche Feldzug, der mit dem schönen Manöver begann, daß die ganze österreichisch-italienische Armee am Morgen des 20. März Corps um Corps, Kolonne um Kolonne vor Pavia ankam, die Stadt durchzog, um mit dem Glockenschlage Zwölf auf drei Brücken über den Ticino zu ziehen. Während vieler Stunden stand der Feldmarschall an einem Fenster der engen Hauptstraße und ließ die Truppen vorbeidefiliren. Der Lärm war wahrhaft betäubend, das Schmettern und Klingen der Feldmusik, das Dröhnen der Schritte von Menschen und Pferden, das Rasseln der Batterien, die in langen Reihen vorbeifuhren, das Jubelgeschrei der Soldaten, als sie den Marschall am Fenster erblickten, donnernde, tausendstimmige Vivats, Eljens, Evviva's und Zivio's — diese Grüße in allen Mundarten der österreichischen Monarchie — und dieß Alles in der engen Gasse, die mit Menschen vollgepfropft war! Es wogte Welle um Welle mit lautem Rauschen dahin! Dazu wehende Fahnen, glänzende Säbel und Bajonnette, herzliche Grüße an Kameraden, Abschiede, vielleicht für ewig! — Grüß dich Gott! wie geht's? — Gut! — Leb' wohl! — Leb' wohl! — und die bekannten Gesichter verschwanden in dem allgemeinen Getümmel — ein einziger Händedruck und der munter klingende Marsch mahnt an's Weiterschreiten.

Und in dieser Weise dauerte das Durchziehen der Truppen

bis Nachts gegen zwei Uhr, wo ich endlich so glücklich war in einem Gasthof ein Sopha zu finden, auf dem ich mich für ein paar Stunden ausstrecken konnte.

Der Feldmarschall litt mich gern in seiner Nähe, sprach häufig mit mir und ließ sich kleine Dienste, die ich ihm leistete, gerne gefallen. So sorgte ich ihm bei jenen oft amüsanten Frühstücken, die um einen Holzblock, stehend oder auch wohl im Sattel gehalten wurden, für seinen Imbiß, meistens ein Stück Brod mit Schinken oder Käse und bediente ihn darauf aus der Weinflasche, nicht aber ohne alsdann auch an mich zu denken, wozu er mich durch ein eigenthümliches Blinzeln seines Auges aufzufordern wußte.

Bei einem dieser Frühstücke in Trumello, wo es besonders hoch hergieng — denn es war am 22. März nach dem siegreichen Gefechte bei Mortara und wir saßen um eine lange, aus Brettern zusammengesetzte Tafel im Hofe des Hauptquartiers bei vortrefflichem Nostrano, der bald hier, bald da zu einem leisen oder halblauten Trinkspruche Veranlassung gab — als Graf Pachtha, der Generalintendant der Armee und unermüdliche Ernährer derselben, die Frage aufwarf, warum sich der Feldmarschall, der vollständig glatt rasirt gieng, keinen Bart wachsen ließe? Doch meinte der alte Herr mit launigem Lächeln: „Meine grauen Stoppeln müssen sich wahrlich gut genug ausnehmen, laßt's mich aus mit euren Geschichten, ich habe nach dem Reglement so lange Jahre keinen Bart mehr

getragen und werde doch jetzt nicht wieder damit anfangen sollen!" — „Aber," entgegnete ihm Schönhals, „die ganze Armee trägt jetzt Bärte und nur der Erste derselben, Euer Excellenz, nicht," — welche Worte Veranlassung gaben, den alten Herrn mit Bitten und lustigen Einfällen so lange zu drängen, bis er endlich lachend ausrief: „Jetzt paßt's mir auf, ich will euch was versprechen: wenn wir die Piemontesen in einer großen Schlacht tüchtig klopfen, so lasse ich meinen Schnurrbart wachsen." Ein allgemeiner Jubel folgte dieser Erklärung und das Frühstück wurde mit großer Heiterkeit beendigt.

Es war dieß am Vortag der Schlacht von Novara und ritten wir Abends noch nach Borgo Lavezzaro, wo das Hauptquartier die Nacht blieb; es war aber hier keine rechte Ruhe zu finden, kaum ein dürftiges Lager in dem überfüllten Orte, und die ganze Nacht zogen Truppen unter feinem kaltem Regen durch, bald Infanteriekolonnen unter Trommelschlag und Musik, bald klirrten die Hufe zahlloser Pferde auf dem Pflaster oder man hörte das dumpfe Dröhnen der Geschütze. Von unseren Truppen war das zweite Armeekorps unter Feldzeugmeister d'Aspre auf der Straße nach Novara schon weit vorgeschoben, das dritte und das Reservekorps folgten ihm, und das erste und vierte bewegte sich in paralleler Richtung gegen die Rückzugslinie des Feindes, wodurch die Absicht, ihn von der Straße nach Alessandria und Turin ab-

zuſchneiden und in die Gebirge hineinzuwerfen, ſpäter vollkommen erreicht wurde.

Am andern Morgen, dem 23. März, hatte ſich der Himmel ſeit unſerem Ausmarſch aus Mailand zum erſten Mal trübe überzogen und graue Wolkenſchleier blickten auf die Erde herab. Wir fanden uns ſchon frühzeitig im Hofe des Hauſes, wo der Feldmarſchall wohnte, ein, denn ferner Kanonendonner deutete auf irgend ein Engagement mit dem Feinde und gieng die erſte Anſicht dahin, daß der Feldzeugmeiſter d'Aſpre die Nachhut des Feindes beunruhige; wollte doch Niemand an das Glück glauben, daß wir hier ſchon mit der Hauptmacht König Alberts zu thun bekämen. „Hält uns bei Novara die piemonteſiſche Armee," ſagte General Heß, „ſo kann ihr nur Gott allein weiter helfen."

Wo und wie aber die Truppen engagirt waren, darüber wußte man eine Zeit lang nichts Gewiſſes, denn Feldzeugmeiſter d'Aſpre, der als ein tüchtiger, aber ſehr eigenthümlicher Herr geſchildert wurde, hatte noch gar keine Meldungen in's Hauptquartier geſchickt, obgleich der ſtärker werdende Kanonendonner ſchon recht deutlich und ernſthaft ſprach. „Man wird ſehen," flüſterte man ſich zu, „dieſer d'Aſpre wird mit ſeinem einzigen Korps die ganze piemonteſiſche Armee ſchlagen und für uns andere nichts übrig laſſen wollen." Auch der Marſchall fieng an ungeduldig zu werden, bis endlich die erſten genaueren Meldungen kamen, die denn anzeigten,

daß d'Aſpre, allerdings durch eigene Schuld, ſehr ernſthaft im Gefecht ſei und daß ihm Luft gemacht werden müſſe, worauf denn die Adjutanten und Kibitze ſich freudig erregt in die Sättel ſchwangen, um Befehle nach den verſchiedenen Seiten hinzubringen. Endlich verließen auch wir den Ort, um dem General Heß zu folgen, der mit ſeinen Offizieren ſchon vorausgeritten war, und ich mußte meinem ſchon etwas ältlichen Pferde tüchtig zuſprechen, um hinter dem Feldmarſchall und ſeiner Begleitung nicht zurückzubleiben.

Daß mich Alles dieß ſtark bewegte und erregte, will ich eben ſo wenig läugnen, als daß ſich dieſe Bewegung ſteigerte, je deutlicher der rollende Kanonendonner wurde, als ich auch das Knattern des kleinen Gewehrfeuers hörte und leichte, helle Pulverrauchwolken bald hier, bald da in der Ferne aufſteigen ſah. War es doch zum erſten Mal, daß ich mich dieſem großartigen, blutig ernſten Schauſpiel näherte. Und wenn ich auch nicht beſtimmt war mitzukämpfen, ſo doch mit zu empfinden, was die Tauſende und Tauſende vor mir bewegte. Und eine recht trübe, ſchauerliche Einleitung ſahen wir in Kurzem, als wir durch Nibiola, ein kleines Dorf, kaum eine halbe Stunde vom Kampfplatz entfernt, ritten, wo ein Hauptverbandplatz eingerichtet worden war; in der Geſchwindigkeit hatte man Betten und Stroh herbeigeſchafft, ſo viel nur möglich war, und da lagen nun die armen Menſchen mit zerriſſenen Gliedern, in ihr Schickſal ergeben;

die weniger ſchwer Verwundeten lehnten an den Mauern oder ſaßen auf dem Pflaſter und hoben öfters die Hand empor, wenn der Feldmarſchall vorbeiritt.

Wie man die Fahne grüßt, ſtill und feierlich, ſo grüßte auch der Feldmarſchall und Alle vom Hauptquartier die verwundeten Soldaten, wir Alle ritten mit unbedecktem Kopfe vorüber. Endlich erreichten wir die Gefechts- und Schußlinie, und der Feldmarſchall, der immer weiter vorwärts wollte, konnte von Heß und Schönhals nur mit Mühe bewogen werden, auf einer kleinen Anhöhe, von der man das Terrain weithin überſehen konnte, zu halten. Durch einen Zufall, ohne daß ich mich gerade vorgedrängt hätte, kam ich in ſeine Nähe, worauf er mir freundlich zuwinkte und dann ſein Fernglas ſowie eine Landkarte zu halten gab, auf der ihm Heß etwas nachgewieſen hatte. Wie ſtolz ich darauf war, darüber wird Niemand im Zweifel ſein. Was man übrigens vom Gange der Schlacht ſah, erſchien nicht viel anders als wie das Bild der ſchon erlebten großen Feldmanöver, nur daß das Donnern der Geſchütze und das Krachen des Gewehrfeuers weit ſtärker, ja zuweilen wahrhaft betäubend klang; auch vernahm man nicht ſelten das Ziſchen einer Granate, ja, von den ſchweren ſechzehnpfündigen Batterien der Piemonteſen war hie und da eine Vollkugel unhöflich genug, in unſere Nähe zu kommen, eine Erdſchramme aufzureißen oder einen Baum zu zerſchmettern. Als das wieder einmal geſchah,

trat mein Stabsdragoner Weiler zu mir, klopfte den Hals des Pferdes und ſagte: „Ja, ja, der kennt ſchon dieſe Geſchichten; bei Curtatone wurde ein Hauptmann von demſelben Gaul und von demſelben Sattel heruntergeſchoſſen und er hat ſich nicht gerührt," eine Bemerkung, die mich veranlaßte, abzuſitzen, um nicht eine gleiche unangenehme Erfahrung zu machen, und etwas rückwärts zu den braven Kibitzen zu gehen, die ſich da bei einem kleinen Frühſtück unterhielten; doch gerieth ich hier vom Regen in die Traufe und wurde ich ſogleich erſucht, bei der nächſten Meldung, die zu machen ſei, mit in die Feuerlinie hinauszureiten. „Auch das muß ein braver Zeitungskorreſpondent mit erlebt haben," meinte Einer, und der Andere ſagte: „Das wird Ihnen unvergeßlich bleiben," worauf ein Dritter hinzuſetzte: „Und das Anſehen, das man ſich dadurch giebt." Doch hätte es wahrhaftig aller dieſer Worte nicht bedurft. Oberſtlieutenant Eberhardt aber erinnerte auch jetzt wieder daran, wie der Feldmarſchall bei ähnlichen Beſtrebungen ſeiner jungen Ordonnanzoffiziere geſagt hatte: „Seid's geſcheid und laßt's mir den Hackländer da; bei euch allerdings trägt's ein Avancement oder einen Orden, wenn man euch ein bischen anſchießt, aber bei unſerem Freunde da wär's ein Unglück; auch hätten wir ja Niemand mehr, um Berichte zu ſchreiben. — Sie, Eberhardt, mache ich ganz beſonders dafür verantwortlich."

Nun aber drückte der eine Viertelſtunde nach jenem

kleinen Frühstück pantomimisch beide Augen zu, als General Heß in Begleitung von Offizieren, Adjutanten, Kibitzen und Stabsdragonern, zu einer größeren Rekognoszirung in die Schlachtlinie hinausritt, worauf ich mich sachte bei Seite stahl, meinen Rothfuchs bestieg und eifrigst nach und mitgalopirte.

Ein eigenthümliches Gefühl ist das, wenn man so an dem immer lauter werdenden Lärm um sich her und an den sich mehrenden blutigen Ereignissen rechts und links merkt, daß man jetzt im Schußrayon der Feldgeschütze ist und nicht mehr die Kugeln zu zählen vermag, die auf allen Seiten einschlagen, hier unschuldig weghüpfen, dort aber durch eine Infanteriekolonne eine entsetzliche Furche zieht, die sich aber bald wieder schließt und ausgleicht; aber auch hier ist es nur der erste Augenblick, der uns nur schneller athmen läßt und peinlich zu überwinden ist; bald denken wir mit jenem Grenadier „eine jede Kugel trifft ja nicht" und versenken uns mit ungetheilter Aufmerksamkeit in das hochinteressante Schauspiel rings umher. Nur ein paar Mal noch zuckte es auch in mir etwas lebhafter, als wir nämlich auf der Chaussee mit einem Male in den Bereich des feindlichen Kleingewehrfeuers kamen, wo die Kugeln, da wir rasch abschwenkten, hinter uns knatternd den Staub aufwühlten, wie schwere Regentropfen bei einem Gewitter, und dann wieder, als einer unserer Stabsdragoner vom Pferde geschossen wurde.

Doch war er nicht allzuſchwer am Bein verwundet und wir konnten ihn mitnehmen. So kamen wir glücklich ohne Verluſt wieder zurück, ſchienen aber doch einen von der Begleitung beklagen zu müſſen, denn mit uns lief das ledige Pferd eines italieniſchen Oberſten, der ſich im öſterreichiſchen Hauptquartier aufhielt, doch zeigte es ſich ſpäter, daß ihm ein Steigbügelriemen geriſſen und er nicht im Stande geweſen war, ſich im Sattel zu erhalten. Er war bei den Offizieren nichts weniger als beliebt, und als er ſpäter hinkend zurückkam, hatten es die Kibitze veranſtaltet, daß er ſein Pferd bei einem Huſaren einlöſen mußte, der es aus den feindlichen Reihen mitgebracht.

Gegen fünf Uhr Abends näherte ſich die Schlacht ihrem Ende; auf unſerer linken Seite erſchienen Reiter in weißen Mänteln, die Spitzen des herannahenden vierten Armeekorps. Daſſelbe ſtellte ſich à cheval der Straße gegen den Feind auf und von allen Seiten begann ein letzter, neuer, heftiger Angriff; noch einmal tobte fürchterlich der Kanonendonner, es war ein unerhörtes Krachen und der Boden dröhnte unter unzähligen Schlägen: plötzlich hörte nun zwar dieſes donnerähnliche Getöſe auf, doch begann das Kleingewehrfeuer noch einmal mit furchtbarer Heftigkeit, tauſende von Schüſſen knatterten durcheinander, dumpf wirbelten die Trommeln, bis endlich ein ungeſtümes nicht enden wollendes, weithin ſchallendes Hurrahgeſchrei dem Ohre die Stelle zeigte, wo der Feind

[illegible]

Straße war im wahren Sinne des Worts vollgepfropft und Artillerie, Packwagen ꝛc. ſtanden ſo in einander geſchachtelt, daß die ganze Maſſe ſich nur langſam vorwärts bewegen konnte. Und wir kamen dieſem Gewühl in finſterer Nacht entgegen und ſuchten einen Durchweg. Zwiſchen den Wagen war der Durchgang ſo eng, daß man rechts und links an den Knieen die Räder ſpürte; zwiſchen den Fuhrweſenspferden mußte man ſich ordentlich durchdrängen und man konnte froh ſein, wenn Roß und Mann zwiſchen dieſen Beſtien, die wegen ihrer Böswilligkeit bekannt ſind, ohne zerſchlagene Glieder herauskam.

Oft machten die Kolonnen auf einer Seite ein paar Fuß breit Platz, und dann führte unſer Weg über die Steinhaufen dicht an dem tiefen mit Waſſer angefüllten Chauſſeegraben vorbei, und einigemal über einen herabgeſtürzten Bagagewagen. Tragbahren und Karren mit Verwundeten fanden ſich mitten in dieſem Knäuel, und die tiefen Seufzer und das ſchmerzliche Geſtöhne in der dunkeln Nacht waren höchſt ergreifend.

Nach ungefähr zweiſtündigem Ritt (wir hatten am Tag für dieſelbe Strecke nicht drei Viertelſtunden gebraucht) erreichten wir Vespolate, einen kleinen Ort, welchem für heute Abend das Glück zu Theil wurde, den Sieger von Novara in ſeinen Mauern zu beherbergen. Man kann ſich denken, daß wir einen lebhaft erregten Abend hatten und am lodernden Kamin-

nach einem tüchtigen Bajonnetangriff vollständig geworfen wurde und ſo auf allen Seiten! — Der öſterreichiſche Adler hatte geſiegt.

Wohl grollten noch hie und da einige Kanonenſchüſſe durch die Dämmerung, wohl ſah man jetzt deutlicher als früher die großen Bogen der Raketen. Das war aber nur ein kleines Nachſpiel. Es begann dunkel zu werden, vom Himmel hiengen die Wolken ſchmutzig und grau wie lange Schleier herab auf die blutgetränkte Erde, leiſe und gleichförmig fiel der Regen hernieder und wuſch, die Pflichten weit entfernter Lieben übernehmend, manchem Todten mitleidig das wachsbleiche Antlitz. — — —

Unſere Wachtfeuer erhoben ſich dieſen Abend bis dicht vor Novara, das noch von feindlichen Truppen beſetzt war, welche in der armen Stadt fürchterlich hauſten; wildes Geſchrei erſchallte aus den Gaſſen, hie und da knallten Flintenſchüſſe und ſchauerlich entſtieg die Flamme brennender Häuſer gen Himmel und leuchtete weithin durch das Feld. Es war ſpät, als wir unſeren Rückzug antraten und wir erreichten die Landſtraße erſt, als es ſchon vollkommen finſter war. Einen Ritt nun wie dieſen werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergeſſen. Gegen das Gefährliche deſſelben war Alles Kinderſpiel, was ich bisher in dieſem Genre, ſelbſt in Syrien, im Libanon, geleiſtet hatte, das Hauptquartier bildete eine lange Linie, an deren Spitze der Marſchall ritt. Die

Straße war im wahren Sinne des Worts vollgepfropft und Artillerie, Packwagen ꝛc. ſtanden ſo in einander geſchachtelt, daß die ganze Maſſe ſich nur langſam vorwärts bewegen konnte. Und wir kamen dieſem Gewühl in finſterer Nacht entgegen und ſuchten einen Durchweg. Zwiſchen den Wagen war der Durchgang ſo eng, daß man rechts und links an den Knieen die Räder ſpürte; zwiſchen den Fuhrweſensſpferden mußte man ſich ordentlich durchdrängen und man konnte froh ſein, wenn Roß und Mann zwiſchen dieſen Beſtien, die wegen ihrer Böswilligkeit bekannt ſind, ohne zerſchlagene Glieder herauskam.

Oft machten die Kolonnen auf einer Seite ein paar Fuß breit Platz, und dann führte unſer Weg über die Steinhaufen dicht an dem tiefen mit Waſſer angefüllten Chauſſeegraben vorbei, und einigemal über einen herabgeſtürzten Bagagewagen. Tragbahren und Karren mit Verwundeten fanden ſich mitten in dieſem Knäuel, und die tiefen Seufzer und das ſchmerzliche Geſtöhne in der dunkeln Nacht waren höchſt ergreifend.

Nach ungefähr zweiſtündigem Ritt (wir hatten am Tag für dieſelbe Strecke nicht drei Viertelſtunden gebraucht) erreichten wir Vespolate, einen kleinen Ort, welchem für heute Abend das Glück zu Theil wurde, den Sieger von Novara in ſeinen Mauern zu beherbergen. Man kann ſich denken, daß wir einen lebhaft erregten Abend hatten und am lodernden Kamin-

feuer die Ereigniſſe des verfloſſenen Tages immer und immer wieder beſprachen.

Für mich war nicht ohne Mühe in einer Ecke ein kleines Tiſchchen aufzutreiben, wo ich mitten in dem Lärm der Fröhlichen einen vorläufigen Schlachtbericht ſchrieb, den mir einer der Kibitze verſprach noch während der Nacht mit nach Novara zu nehmen, wohin er einen Ritt zu machen hatte.

Wenn auch ein Lager zu finden geweſen wäre, ich glaube, es hätte doch keiner von uns davon Gebrauch gemacht, denn die ganze Nacht gieng es im Radetzky'ſchen Hauptquartier ab und zu, wie in einem Bienenhauſe, Adjutanten und Ordonnanzoffiziere kamen mit Meldungen und Parlamentäre aus dem feindlichen Lager erſchienen, um wegen eines Waffenſtillſtandes anzufragen und alsdann den piemonteſiſchen General Coſſeto zum Abſchluß deſſelben anzumelden.

In dieſer denkwürdigen Schlacht war überhaupt viel, viel Intereſſantes geſchehen; König Karl Albert hatte ſich während der Schlacht dem heftigſten Feuer ausgeſetzt, ſich aber endlich überzeugt, daß jeder weitere Widerſtand vergeblich ſei und er einen Waffenſtillſtand erbitten und die härteſten Bedingungen unterzeichnen müſſe. Er erklärte daher ſein Tagewerk für beendet und ſprach ſeinen feſten Entſchluß aus, zu Gunſten ſeines Sohnes Viktor Emanuel, des Herzogs von Savoyen, abzudanken. Ein paar Stunden ſpäter hatte ſich ein einfacher Reiſewagen den öſterreichiſchen Vorpoſten genähert,

welche die Straße nach Alessandria besetzt hielten, ein hoher, düster aussehender Mann war durch die ausschwärmenden Husaren zu dem kommandirenden Offizier dieses Postens geführt worden und hatte, irgend einen Namen angebend, um freien Weg durch die österreichische Truppenlinie gebeten. Eine Antwort erwartend, die darüber von dem nächsten höher stehenden Offizier gegeben werden mußte, ließ er sich am Wachtfeuer nieder und sprach ruhig über den Verlauf der eben beendigten Schlacht, nahm auch eine Tasse Kaffee an, und als hierauf die Erlaubniß zu seiner Weiterfahrt kam, entfernte er sich kurz und gemessen grüßend und verschwand im Dunkel der Nacht — — es war Karl Albert, gestern noch König von Sardinien.

Das war am frühesten Morgen schon im Hauptquartier gemeldet worden, und da sich zu gleicher Zeit das falsche Gerücht verbreitet hatte, der neue König Viktor Emanuel werde hieher nach Vespolate kommen, um mit dem Feldmarschall über einen Waffenstillstand zu unterhandeln, so war nicht nur die ganze Einwohnerschaft in Aufregung, sondern auch Alles neben uns, was gerade nichts zu thun hatte, Soldaten wie Offiziere, bewegten sich um das Gehöft, wo der Feldmarschall wohnte, oder blickte erwartungsvoll nach der Straße von Novara. Nicht einmal das einfache Mittagsmahl wurde mit gehöriger Ruhe verzehrt; denn wenn [illegible] wußten, der König würde nicht hieher ko[illegible]ns doch

heute noch die hochintereſſante Zuſammenkunft mit demſelben in Vignale, einem kleinen Oertchen bei Novara, bevor. Endlich Mittags um ein Uhr ſtieg der Feldmarſchall Radetzky zu Pferde und ritt, von einer heute ausnahmsweiſe großen und glänzenden Suite begleitet, gegen Novara; voraus zogen die Sereſchaner mit ihren rothen Mänteln, dann kam ein Generaladjutant des Marſchalls, dann er ſelbſt und hinter ihm drein in bunter Schaar Offiziere faſt aller Waffengattungen, worauf ein Zug der Stabsdragoner den Schluß machte. Bald erreichten wir das Schlachtfeld vom geſtrigen Tage. Heute hell und glänzend von der Sonne beſtrahlt, zeigten ſich deutlich die ſchrecklichen Verwüſtungen, die namentlich die ſchweren ſechzehnpfündigen Batterien der Piemonteſen angerichtet. Fußdicke Bäume waren wie Halme geknickt, breite und tiefe Furchen hatten die Granaten in die aufkeimenden Saaten geriſſen, Wegſteine und maſſive Garteneinfaſſungen lagen zerſchmettert umher, jubelnde Lerchen, die rechts und links emporſtiegen, ſchienen den armen Gefallenen, die zerriſſen und blutend den ewigen Schlaf ſchliefen, von einer fröhlichen Auferſtehung zu ſingen.

Ein Schlachtfeld iſt ein entſetzlicher Anblick, namentlich aber am Tage nach der Schlacht, wo Alles kalt und ſtarr umherliegt, und wo man nicht zerſtreut iſt durch das Rollen des Geſchützes, den Hurrahruf der Angreifenden, das Ziſchen der Raketen und Pfeifen der Kugeln. — Vorbei! vorbei! —

Novara, das wir durchritten, war mit weißen Fahnen geziert und von vielen Balkonen winkten uns Frauen und Mädchen freundlich entgegen. Alle Straßen waren mit langen Linien österreichischen Militärs besetzt und „evviva l'imperatore! evviva Radetzky!“ dröhnte mit der Feldmusik kräftig in den engen Gassen. Bald darauf erreichten wir Vignale und nachdem der Feldmarschall, umgeben von seinem zahlreichen und glänzenden Gefolge in der Mitte des Orts eine Zeit lang gewartet, kam der neue König von Sardinien in vollem Galop mit seinem Gefolge angesprengt. Damals noch ein junger Mann, hatte der spätere Rè galantuomo etwas Keckes und Frisches in seiner äußeren Erscheinung, was zu der flotten Art, wie er zu Pferde saß, und zu seiner mit Pelz besetzten Husarenuniform recht wohl paßte; unter seiner Feldmütze mit rother Einfassung, die er sehr gegen das rechte Ohr gesetzt trug, rollte er seine Augen auf eine sonderbare Art umher, uns alle scharf betrachtend, und strich dann mit der rechten Hand seinen ungeheuren hellblonden Schnurr- und Knebelbart. Ich hielt zufällig neben dem Erzherzog Leopold, der mir lachend sagte: „Mich, seinen Schwager, wird er wahrscheinlich nicht erkennen wollen,“ was auch in der That der Fall zu sein schien; denn als der König, nun grüßend, die Hand an seine Feldmütze legte, schaute er auch den Erzherzog an, ohne den Ausdruck seines Gesichtes irgendwie zu verändern. Dann ritt er mit dem Feldmarschall und dem General

Heß in den Hof eines nahe liegenden Hauſes, wo nach kaum viertägigem Feldzuge über den Frieden unterhandelt wurde.

Es war ein großer hiſtoriſcher Moment. Die drei Männer ſtanden in der Mitte des Hofes zuſammen und in einem weiten Kreiſe um ſie herum Sereſchaner in ihren rothen reichverzierten Koſtümen. Einer meiner Bekannten, der liebenswürdige junge Graf Schönfeld von Reuß-Huſaren, der dem König entgegengeſchickt worden war, um ihm anzuzeigen, daß ihn der Feldmarſchall erwarte, erzählte mir, Seine Majeſtät ſei in vollem Galop aus einem Bauernhofe ihm entgegengeſprengt und habe unter Anderem geſagt: „Nun, in Mortara habt ihr mir ſechs Pferde genommen, wie ich in meinem Leben keine mehr bekomme; es iſt ein ſchwarzbrauner darunter; warnen Sie den, der ihn bekommt, er überſchlägt ſich gern.“ Eines dieſer Pferde, einen prachtvollen Rappen, ritt der Stallmeiſter des Feldmarſchalls im Gefolge, und als ihn der König bemerkte, gab der alte Herr ihn Seiner Majeſtät mit der größten Liebenswürdigkeit zurück.

Ueberhaupt war Graf Radetzky, der ſiegreiche General, bei dieſer Zuſammenkunft von einer faſt rührenden Ehrerbietung gegen den jungen König, in dieſem allerdings nur das monarchiſche Prinzip ehrend, für welches er ſtets gelebt und gekämpft hatte. Als der König vom Pferde geſtiegen war, beugte ſich der alte Marſchall tief vor ihm, was aber Viktor

Emanuel dadurch ausglich, daß er seine beiden Hände ergriff und herzlichst schüttelte.

Die Unterhandlungen dauerten über eine Stunde, und es wurde ein vorläufiger Waffenstillstand abgeschlossen; wenigstens ergieng, nachdem der König mit seinem Gefolge sich im Galop entfernt, an alle Armeekorps der Befehl, nicht mehr vorzurücken, sondern in ihren Stellungen zu verbleiben.

Obgleich die Straße nach Novara mit zahlreichen Kolonnen Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Wagen aller Art bedeckt war, ritten wir sehr scharf nach der Stadt zurück, voran die Sereschaner und Stabsdragoner mit ihren flatternden Mänteln. Am Himmel hatte sich ein Gewitter zusammengezogen, die Blitze leuchteten, die Wachtfeuer rechts und links qualmten und flammten hoch empor, die Soldaten schrieen jubelnd ihren Gruß, die Lunten der Artilleristen glühten wie Leuchtkäfer durch die Nacht, die Pferde sprangen auf und scheuten — es war ein wilder Ritt!

Oefters wurde ich, meistens durch General Schönhals, zum Feldmarschall geschickt, um diesem etwas aus meinen Berichten vorzulesen oder etwas mit ihm zu plaudern, wobei der General wohl zu sagen pflegte: „Heitern Sie den alten Herrn ein bischen auf, er ist nicht gut gelaunt.“ Zufällig, aus welchem Grunde weiß ich nicht, war dieß auch nach dem Tage von Vignale der Fall, und Schönhals, der mich auf meinem Zimmer schreibend fand, nahm mich mit, um dem Feldmar-

kleinen Frühstück pantomimisch beide Augen zu, als General Heß in Begleitung von Offizieren, Adjutanten, Kibitzen und Stabsdragonern, zu einer größeren Rekognoszirung in die Schlachtlinie hinausritt, worauf ich mich sachte bei Seite stahl, meinen Rothfuchs bestieg und eifrigst nach und mitgalopirte.

Ein eigenthümliches Gefühl ist das, wenn man so an dem immer lauter werdenden Lärm um sich her und an den sich mehrenden blutigen Ereignissen rechts und links merkt, daß man jetzt im Schußrayon der Feldgeschütze ist und nicht mehr die Kugeln zu zählen vermag, die auf allen Seiten einschlagen, hier unschuldig weghüpfen, dort aber durch eine Infanteriekolonne eine entsetzliche Furche zieht, die sich aber bald wieder schließt und ausgleicht; aber auch hier ist es nur der erste Augenblick, der uns nur schneller athmen läßt und peinlich zu überwinden ist; bald denken wir mit jenem Grenadier „eine jede Kugel trifft ja nicht" und versenken uns mit ungetheilter Aufmerksamkeit in das hochinteressante Schauspiel rings umher. Nur ein paar Mal noch zuckte es auch in mir etwas lebhafter, als wir nämlich auf der Chaussee mit einem Male in den Bereich des feindlichen Kleingewehrfeuers kamen, wo die Kugeln, da wir rasch abschwenkten, hinter uns knatternd den Staub aufwühlten, wie schwere Regentropfen bei einem Gewitter, und dann wieder, als einer unserer Stabsdragoner vom Pferde geschossen wurde.

Doch war er nicht allzuſchwer am Bein verwundet und wir konnten ihn mitnehmen. So kamen wir glücklich ohne Verluſt wieder zurück, ſchienen aber doch einen von der Begleitung beklagen zu müſſen, denn mit uns lief das ledige Pferd eines italieniſchen Oberſten, der ſich im öſterreichiſchen Hauptquartier aufhielt, doch zeigte es ſich ſpäter, daß ihm ein Steigbügelriemen geriſſen und er nicht im Stande geweſen war, ſich im Sattel zu erhalten. Er war bei den Offizieren nichts weniger als beliebt, und als er ſpäter hinkend zurückkam, hatten es die Kibitze veranſtaltet, daß er ſein Pferd bei einem Huſaren einlöſen mußte, der es aus den feindlichen Reihen mitgebracht.

Gegen fünf Uhr Abends näherte ſich die Schlacht ihrem Ende; auf unſerer linken Seite erſchienen Reiter in weißen Mänteln, die Spitzen des herannahenden vierten Armeekorps. Daſſelbe ſtellte ſich à cheval der Straße gegen den Feind auf und von allen Seiten begann ein letzter, neuer, heftiger Angriff; noch einmal tobte fürchterlich der Kanonendonner, es war ein unerhörtes Krachen und der Boden dröhnte unter unzähligen Schlägen: plötzlich hörte nun zwar dieſes donnerähnliche Getöſe auf, doch begann das Kleingewehrfeuer noch einmal mit furchtbarer Heftigkeit, tauſende von Schüſſen knatterten durcheinander, dumpf wirbelten die Trommeln, bis endlich ein ungeſtümes nicht enden wollendes, weithin ſchallendes Hurrahgeſchrei dem Ohre die Stelle zeigte, wo der Feind

nach einem tüchtigen Bajonnetangriff vollständig geworfen wurde und so auf allen Seiten! — Der österreichische Adler hatte gesiegt.

Wohl grollten noch hie und da einige Kanonenschüsse durch die Dämmerung, wohl sah man jetzt deutlicher als früher die großen Bogen der Raketen. Das war aber nur ein kleines Nachspiel. Es begann dunkel zu werden, vom Himmel hiengen die Wolken schmutzig und grau wie lange Schleier herab auf die blutgetränkte Erde, leise und gleichförmig fiel der Regen hernieder und wusch, die Pflichten weit entfernter Lieben übernehmend, manchem Todten mitleidig das wachsbleiche Antlitz. — — —

Unsere Wachtfeuer erhoben sich diesen Abend bis dicht vor Novara, das noch von feindlichen Truppen besetzt war, welche in der armen Stadt fürchterlich hausten; wildes Geschrei erschallte aus den Gassen, hie und da knallten Flintenschüsse und schauerlich entstieg die Flamme brennender Häuser gen Himmel und leuchtete weithin durch das Feld. Es war spät, als wir unseren Rückzug antraten und wir erreichten die Landstraße erst, als es schon vollkommen finster war. Einen Ritt nun wie diesen werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Gegen das Gefährliche desselben war Alles Kinderspiel, was ich bisher in diesem Genre, selbst in Syrien, im Libanon, geleistet hatte, das Hauptquartier bildete eine lange Linie, an deren Spitze der Marschall ritt. Die

Straße war im wahren Sinne des Worts vollgepfropft und Artillerie, Packwagen ꝛc. ſtanden ſo in einander geſchachtelt, daß die ganze Maſſe ſich nur langſam vorwärts bewegen konnte. Und wir kamen dieſem Gewühl in finſterer Nacht entgegen und ſuchten einen Durchweg. Zwiſchen den Wagen war der Durchgang ſo eng, daß man rechts und links an den Knieen die Räder ſpürte; zwiſchen den Fuhrweſenspferden mußte man ſich ordentlich durchdrängen und man konnte froh ſein, wenn Roß und Mann zwiſchen dieſen Beſtien, die wegen ihrer Böswilligkeit bekannt ſind, ohne zerſchlagene Glieder herauskam.

Oft machten die Kolonnen auf einer Seite ein paar Fuß breit Platz, und dann führte unſer Weg über die Steinhaufen dicht an dem tiefen mit Waſſer angefüllten Chauſſeegraben vorbei, und einigemal über einen herabgeſtürzten Bagagewagen. Tragbahren und Karren mit Verwundeten fanden ſich mitten in dieſem Knäuel, und die tiefen Seufzer und das ſchmerzliche Geſtöhne in der dunkeln Nacht waren höchſt ergreifend.

Nach ungefähr zweiſtündigem Ritt (wir hatten am Tag für dieſelbe Strecke nicht drei Viertelſtunden gebraucht) erreichten wir Vespolate, einen kleinen Ort, welchem für heute Abend das Glück zu Theil wurde, den Sieger von Novara in ſeinen Mauern zu beherbergen. Man kann ſich denken, daß wir einen lebhaft erregten Abend hatten und am lodernden Kamin-

feuer die Ereigniſſe des verfloſſenen Tages immer und immer wieder beſprachen.

Für mich war nicht ohne Mühe in einer Ecke ein kleines Tiſchchen aufzutreiben, wo ich mitten in dem Lärm der Fröhlichen einen vorläufigen Schlachtbericht ſchrieb, den mir einer der Kibitze verſprach noch während der Nacht mit nach Novara zu nehmen, wohin er einen Ritt zu machen hatte.

Wenn auch ein Lager zu finden geweſen wäre, ich glaube, es hätte doch keiner von uns davon Gebrauch gemacht, denn die ganze Nacht gieng es im Radetzky'ſchen Hauptquartier ab und zu, wie in einem Bienenhauſe, Adjutanten und Ordonnanzoffiziere kamen mit Meldungen und Parlamentäre aus dem feindlichen Lager erſchienen, um wegen eines Waffenſtillſtandes anzufragen und alsdann den piemonteſiſchen General Coſſeto zum Abſchluß deſſelben anzumelden.

In dieſer denkwürdigen Schlacht war überhaupt viel, viel Intereſſantes geſchehen; König Karl Albert hatte ſich während der Schlacht dem heftigſten Feuer ausgeſetzt, ſich aber endlich überzeugt, daß jeder weitere Widerſtand vergeblich ſei und er einen Waffenſtillſtand erbitten und die härteſten Bedingungen unterzeichnen müſſe. Er erklärte daher ſein Tagewerk für beendet und ſprach ſeinen feſten Entſchluß aus, zu Gunſten ſeines Sohnes Viktor Emanuel, des Herzogs von Savoyen, abzudanken. Ein paar Stunden ſpäter hatte ſich ein einfacher Reiſewagen den öſterreichiſchen Vorpoſten genähert,

welche die Straße nach Alessandria besetzt hielten, ein hoher, düster aussehender Mann war durch die ausschwärmenden Husaren zu dem kommandirenden Offizier dieses Postens geführt worden und hatte, irgend einen Namen angebend, um freien Weg durch die österreichische Truppenlinie gebeten. Eine Antwort erwartend, die darüber von dem nächsten höher stehenden Offizier gegeben werden mußte, ließ er sich am Wachtfeuer nieder und sprach ruhig über den Verlauf der eben beendigten Schlacht, nahm auch eine Tasse Kaffee an, und als hierauf die Erlaubniß zu seiner Weiterfahrt kam, entfernte er sich kurz und gemessen grüßend und verschwand im Dunkel der Nacht — — es war Karl Albert, gestern noch König von Sardinien.

Das war am frühesten Morgen schon im Hauptquartier gemeldet worden, und da sich zu gleicher Zeit das falsche Gerücht verbreitet hatte, der neue König Viktor Emanuel werde hieher nach Vespolate kommen, um mit dem Feldmarschall über einen Waffenstillstand zu unterhandeln, so war nicht nur die ganze Einwohnerschaft in Aufregung, sondern auch Alles neben uns, was gerade nichts zu thun hatte, Soldaten wie Offiziere, bewegten sich um das Gehöft, wo der Feldmarschall wohnte, oder blickte erwartungsvoll nach der Straße von Novara. Nicht einmal das einfache Mittagsmahl wurde mit gehöriger Ruhe verzehrt; denn wenn wir auch bereits wußten, der König würde nicht hieher kommen, so stand uns doch

heute noch die hochintereſſante Zuſammenkunft mit demſelben in Vignale, einem kleinen Oertchen bei Novara, bevor. Endlich Mittags um ein Uhr ſtieg der Feldmarſchall Radetzky zu Pferde und ritt, von einer heute ausnahmsweiſe großen und glänzenden Suite begleitet, gegen Novara; voraus zogen die Sereſchaner mit ihren rothen Mänteln, dann kam ein Generaladjutant des Marſchalls, dann er ſelbſt und hinter ihm drein in bunter Schaar Offiziere faſt aller Waffengattungen, worauf ein Zug der Stabsdragoner den Schluß machte. Bald erreichten wir das Schlachtfeld vom geſtrigen Tage. Heute hell und glänzend von der Sonne beſtrahlt, zeigten ſich deutlich die ſchrecklichen Verwüſtungen, die namentlich die ſchweren ſechzehnpfündigen Batterien der Piemonteſen angerichtet. Fußdicke Bäume waren wie Halme geknickt, breite und tiefe Furchen hatten die Granaten in die aufkeimenden Saaten geriſſen, Wegſteine und maſſive Garteneinfaſſungen lagen zerſchmettert umher, jubelnde Lerchen, die rechts und links emporſtiegen, ſchienen den armen Gefallenen, die zerriſſen und blutend den ewigen Schlaf ſchliefen, von einer fröhlichen Auferſtehung zu ſingen.

Ein Schlachtfeld iſt ein entſetzlicher Anblick, namentlich aber am Tage nach der Schlacht, wo Alles kalt und ſtarr umherliegt, und wo man nicht zerſtreut iſt durch das Rollen des Geſchützes, den Hurrahruf der Angreifenden, das Ziſchen der Raketen und Pfeifen der Kugeln. — Vorbei! vorbei! —

Novara, das wir durchritten, war mit weißen Fahnen geziert und von vielen Balkonen winkten uns Frauen und Mädchen freundlich entgegen. Alle Straßen waren mit langen Linien österreichischen Militärs besetzt und „evviva l'imperatore! evviva Radetzky!“ dröhnte mit der Feldmusik kräftig in den engen Gassen. Bald darauf erreichten wir Vignale und nachdem der Feldmarschall, umgeben von seinem zahlreichen und glänzenden Gefolge in der Mitte des Orts eine Zeit lang gewartet, kam der neue König von Sardinien in vollem Galop mit seinem Gefolge angesprengt. Damals noch ein junger Mann, hatte der spätere Rè galantuomo etwas Keckes und Frisches in seiner äußeren Erscheinung, was zu der flotten Art, wie er zu Pferde saß, und zu seiner mit Pelz besetzten Husarenuniform recht wohl paßte; unter seiner Feldmütze mit rother Einfassung, die er sehr gegen das rechte Ohr gesetzt trug, rollte er seine Augen auf eine sonderbare Art umher, uns alle scharf betrachtend, und strich dann mit der rechten Hand seinen ungeheuren hellblonden Schnurr- und Knebelbart. Ich hielt zufällig neben dem Erzherzog Leopold, der mir lachend sagte: „Mich, seinen Schwager, wird er wahrscheinlich nicht erkennen wollen,“ was auch in der That der Fall zu sein schien; denn als der König, nun grüßend, die Hand an seine Feldmütze legte, schaute er auch den Erzherzog an, ohne den Ausdruck seines Gesichtes irgendwie zu verändern. Dann ritt er mit dem Feldmarschall und dem General

Heß in den Hof eines nahe liegenden Hauſes, wo nach kaum viertägigem Feldzuge über den Frieden unterhandelt wurde.

Es war ein großer hiſtoriſcher Moment. Die drei Männer ſtanden in der Mitte des Hofes zuſammen und in einem weiten Kreiſe um ſie herum Sereſchaner in ihren rothen reichverzierten Koſtümen. Einer meiner Bekannten, der liebenswürdige junge Graf Schönfeld von Reuß-Huſaren, der dem König entgegengeſchickt worden war, um ihm anzuzeigen, daß ihn der Feldmarſchall erwarte, erzählte mir, Seine Majeſtät ſei in vollem Galop aus einem Bauernhofe ihm entgegengeſprengt und habe unter Anderem geſagt: „Nun, in Mortara habt ihr mir ſechs Pferde genommen, wie ich in meinem Leben keine mehr bekomme; es iſt ein ſchwarzbrauner darunter; warnen Sie den, der ihn bekommt, er überſchlägt ſich gern.“ Eines dieſer Pferde, einen prachtvollen Rappen, ritt der Stallmeiſter des Feldmarſchalls im Gefolge, und als ihn der König bemerkte, gab der alte Herr ihn Seiner Majeſtät mit der größten Liebenswürdigkeit zurück.

Ueberhaupt war Graf Radetzky, der ſiegreiche General, bei dieſer Zuſammenkunft von einer faſt rührenden Ehrerbietung gegen den jungen König, in dieſem allerdings nur das monarchiſche Prinzip ehrend, für welches er ſtets gelebt und gekämpft hatte. Als der König vom Pferde geſtiegen war, beugte ſich der alte Marſchall tief vor ihm, was aber Viktor

Emanuel dadurch ausglich, daß er seine beiden Hände ergriff und herzlichst schüttelte.

Die Unterhandlungen dauerten über eine Stunde, und es wurde ein vorläufiger Waffenstillstand abgeschlossen; wenigstens ergieng, nachdem der König mit seinem Gefolge sich im Galop entfernt, an alle Armeekorps der Befehl, nicht mehr vorzurücken, sondern in ihren Stellungen zu verbleiben.

Obgleich die Straße nach Novara mit zahlreichen Kolonnen Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Wagen aller Art bedeckt war, ritten wir sehr scharf nach der Stadt zurück, voran die Sereschaner und Stabsdragoner mit ihren flatternden Mänteln. Am Himmel hatte sich ein Gewitter zusammengezogen, die Blitze leuchteten, die Wachtfeuer rechts und links qualmten und flammten hoch empor, die Soldaten schrieen jubelnd ihren Gruß, die Lunten der Artilleristen glühten wie Leuchtkäfer durch die Nacht, die Pferde sprangen auf und scheuten — es war ein wilder Ritt!

Oefters wurde ich, meistens durch General Schönhals, zum Feldmarschall geschickt, um diesem etwas aus meinen Berichten vorzulesen oder etwas mit ihm zu plaudern, wobei der General wohl zu sagen pflegte: „Heitern Sie den alten Herrn ein bischen auf, er ist nicht gut gelaunt.“ Zufällig, aus welchem Grunde weiß ich nicht, war dieß auch nach dem Tage von Vignale der Fall, und Schönhals, der mich auf meinem Zimmer schreibend fand, nahm mich mit, um dem Feldmar-

ſchall den eben beendigten Bericht über die geſtrige Zuſammenkunft vorzuleſen. Es freute ihn und ich mußte mich zu General Heß auf's Sopha ſetzen, während er auf der Tiſchecke Platz nahm und Schönhals, wie er gern zu thun pflegte, im Zimmer auf- und abſchritt.

Kopfnickend und bald beſſer geſtimmt hörte der alte Herr zu und ſtreckte nur zuweilen die Hand gegen mich aus, wobei er ſagte: „Nur nicht ſo viel von mir reden, erzählen Sie lieber von den braven Offizieren und Soldaten, und von meinem Freund Heß da, der das Alles gemacht hat.“ Doch war er im Ganzen mit meiner Arbeit vollkommen zufrieden, nur als ich am Schluß von unſerem Marſche heimwärts las, „am Himmel hatte ſich ein Gewitter zuſammengezogen, die Blitze leuchteten, die Wachtfeuer rechts und links flammten und qualmten hoch empor, die Soldaten ſchrieen jubelnd ihren Gruß, die Lunten der Artilleriſten glühten wie Leuchtkäfer durch die Nacht, die Pferde ſprangen auf und ſcheuten, — es war ein wilder Ritt,“ — da ſchaute er mich mit erhobenem Zeigefinger und einem wahrhaft komiſch-ernſten Ausdruck an, indem er ſagte: „Hören Sie, Lieber, iſt das nicht zu viel geſagt; war es wirklich ein wilder Ritt?“

„Gewiß, Excellenz, man kann das nicht anders ſagen und werden Sie ſich erinnern, wie Euer Excellenz ſelbſt ein paarmal ſtark im Gedränge waren.“

„Hm,“ gab er zur Antwort, „man könnte aber glauben,

wir seien, wie junge Galopins, querfeldein gesprengt, — was meinen Sie, Heß?"

„Ah, Excellenz, es war schon ein recht wilder Ritt."

„Und Sie, Schönhals?"

„Ich denke auch so und war recht froh, als wir Alle heil und gesund wieder zu Hause waren."

„Nun denn," — entschied der Feldmarschall Graf Radetzky nach einer kleinen Pause in sehr ernsthaftem Tone, „so wollen wir denn auch in Gottes Namen den Schluß gelten lassen und ich kann Sie versichern, mein lieber Freund Hackländer, daß Sie wieder ein recht hübsches Stück Arbeit gemacht haben," — dabei reichte er mir die Hand und wer möchte zweifeln, daß ich bewegt, ja gerührt war.

Doch gelang es mir nicht immer so leicht, seine trübe Laune zu brechen und ihn heiter und redselig zu stimmen. Wie ich später in Mailand an einem trüben Regennachmittage wieder einmal zu ihm beordert wurde und ihn so finster im Zimmer auf- und abgehend fand, daß ich es kaum wagte, ihn anzureden und mich an's Fenster stellte, um in den Hof hinabzuschauen, wo gerade eine Ordonnanz von den Husaren im Begriffe war aufzusitzen, um davon zu reiten.

„Ist er fort?" fragte der Feldmarschall endlich, mitten Zimmer stehen bleibend.

„Eine Ordonnanz reitet soeben zum Thore hinaus, Excellenz."

Dann trat er langſam an's Fenſter, blickte an den grauen Himmel empor und ſagte, das Zeichen des Kreuzes auf ſeiner Bruſt machend: „Jeſus, Maria und Joſeph.“

Feldmarſchalllieutenant Haynau kommandirte damals in Brescia und der alte Herr hatte ſoeben ein recht trauriges Aktenſtück unterſchreiben müſſen. Es dauerte auch ziemlich lange, bis ſich ſein gutes, gefühlvolles Herz wieder vollkommen beruhigt hatte und der tiefe Schatten auf ſeinen Zügen anfieng zu verſchwinden. Das gelang am beſten, wenn man ſich erlauben durfte, das Geſpräch auf längſt vergangene Jahre zu bringen, beſonders, wenn er ſich geneigt zeigte, aus ſeinen früheren Feldzügen zu erzählen; da ſtand Alles auf's klarſte vor ſeinem Gedächtniß und aus ſeinen Campagnen gegen die Türken, die er während der Jahre 1787—1791 als Oberlieutenant im zweiten Küraſſierregiment mitgemacht hatte, erinnerte er ſich der kleinſten Begebenheiten und beſchrieb auf Befragen gern die phantaſtiſchen Coſtüme und Bewaffnung der damaligen Reiterſchaaren.

In Novara, wo wir nach der Schlacht einquartiert wurden, wohnte ich in dem Albergo d'Italia, einem einfachen Gaſthofe, wo wir von dem Beſitzer freundlichſt empfangen und bewirthet wurden. Auch die Einwohner des kleinen Städtchens ließen es uns in keiner Weiſe empfinden, daß wir als Sieger eingezogen, und ſo erinnere auch ich mich heute noch mit Vergnügen, wie freundlich ich von der Familie eines

Sattlers, der mir an meinem Pferdezeug etwas ausbesserte, behandelt wurde und wie gern seine hübsche schwarzäugige Tochter, die übrigens erst sechzehn Jahre alt war, mich stets auf den andern Tag vertröstete, wo mein Sattelzeug gewiß fertig sein werde.

Unser Einzug in Mailand sollte zuerst ohne Gepränge stattfinden, weßhalb auch mein Pferd vorausgeschickt und mir ein Platz in einem Wagen angewiesen wurde; doch änderte sich das noch in der letzten Stunde, und als ich, wie das übrige Hauptquartier Morgens am 28. März zu Pferde steigen wollte, fehlte Weiler mit meinem Rothfuchs, was mir sehr unangenehm war, glücklicherweise aber war einer der Sereschaner erkrankt, dessen Pferd mir zugewiesen wurde und das ich nun wohlgemuth bestieg, um mich dem Gefolge anzuschließen. Aber oh weh! Dieß Pferd, gewohnt, stets bei seinen Kameraden an der Spitze des Zuges zu sein, war, sobald sich derselbe in Bewegung gesetzt, durch keine Kraftanstrengung zu halten, sondern gieng mit mir auf und davon durch das ganze Gefolge hindurch, bei dem Feldmarschall und seinem Generaladjutanten vorüber, bis es seinen gewohnten Platz erreichend wieder ruhig wurde, weßhalb ich in meinem grauen Offizierspaletot mitten zwischen den Rothmänteln in Mailand eintriumphirte. Nie vergesse ich das herzliche Lachen eines wohlwollenden Bekannten, des Herzogs Alexander von

Württemberg, als er mich an der Porta Vercelina in der ersten Reihe der Sereschaner einreiten sah.

Unvergeßlich großartig war übrigens der Einzug des sieggekrönten Feldmarschalls, besonders jener Augenblick, wo er, am Hauptportal des Domes haltend, Regiment um Regiment an sich vorüber ziehen ließ; die Feldmusiken spielten: „Gott erhalte unsern Kaiser!“ und die lauten herzlichen Vivats, Eljens und Evvivas der Truppen begrüßten den Feldherrn, die eroberten feindlichen Kanonen rasselten auf dem Pflaster, wobei es einen fast unheimlichen Kontrast bildete, die Tausende und Tausende von Einwohnern auf dem weiten Platz an den Fenstern und Balkonen zu sehen, wie sie ohne Bewegung in tiefer Stille dort standen, wie erstarrt darüber, daß die piemontesischen Siegesberichte falsch gewesen und daß die verhaßten Oesterreicher abermals als Sieger in ihre schöne Stadt einzogen.

Vierzehntes Kapitel.

Soldatenleben im Kriege. II.

Bei meinem guten Freunde Alfons Reichmann bezog ich wieder das behagliche Zimmer, das ich vor dem kurzen, aber unvergeßlich schönen Feldzuge bewohnt hatte, und wenn auch die Strapazen während desselben nicht allzu groß gewesen waren, so empfand ich es doch recht angenehm, nicht mehr bei jedem Trompetensignal in's Freie eilen oder mich auf's genaueste erkundigen zu müssen, wann das Hauptquartier wieder aufbrechen werde. Ich ordnete die flüchtigen Notizen meiner Brieftasche, schrieb auch ein paar ausführliche Artikel für die Augsburger Allgemeine Zeitung und hatte das Vergnügen, einen allerdings mit Bleistift geschriebenen Zettel des verehrten Redakteurs derselben, Doktor Kolb, zu erhalten, worin er mir in seiner bekannten Kürze schrieb: „Ihre Artikel sind frisch, lebendig, köstlich und werden stets von hundert

Zeitungen nachgedruckt.“ Größeres Lob konnte er mir nicht spenden und ich war sehr erfreut darüber.

Im Hotel Reichmann wohnten mit mir verschiedene österreichische Offiziere, alle aus guten, ja berühmten Familien, wie unter anderen zwei junge Fürsten Windischgrätz, Söhne des Feldmarschalls, und wurde nach der Tafel gewöhnlich noch etwas gemeinschaftlich getrunken, zuweilen auch, wenn das Wetter schlecht war und wir nicht in's Theater giengen, ein kleines Macao aufgelegt, woran ich mich aber nur sehr bescheiden betheiligte. So war ich schon mehrere Tage lang nicht in's Hauptquartier, in die Villa Reale, gegangen, als mir eines Morgens ein Stabsdragoner einen kurz gefaßten Befehl des Oberstlieutenants Eberhardt brachte, mich um ein Uhr beim Diner des Feldmarschalls einzufinden. Vorgeschrieben war: Campagna-Uniform, was für uns Civilisten so viel als gewöhnlicher Straßenanzug bedeutete; vorher aber hatte ich mich auf der Kanzlei des Generalkommando's zu melden.

Dort fand ich mich auch pünktlich ein, wurde aber von Eberhardt, auch von Oberst Schlitter und anderen, die da waren, mit nicht geringen Vorwürfen empfangen, ob mir denn der Marschall nicht ausdrücklich befohlen hätte, daß ich mich auch hier in Mailand als zur Familie gehörig zu betrachten habe, und ob es dabei nicht selbstverständlich wäre, mich mindestens täglich zum Diner einzufinden.

„Bescheiden, wie alle Unsterblichen!“ rief Eberhardt lachend und empfahl mir dringend an, droben wie ein gutes Kind sogleich um Verzeihung zu bitten. Das that ich denn auch heiteren Muthes und wurde auch nach einer kurzen, liebenswürdigen Strafpredigt wieder zu Gnaden angenommen, mußte aber versprechen, nur in den dringendsten Fällen bei der Mittagstafel zu fehlen. Hier waren gewöhnlich fünfzig bis sechzig Offiziere versammelt, wobei die liebenswürdige Baronin Heß, Gemahlin des Feldmarschalllieutenants, als einzige Dame die Honneurs des Hauses machte und von dem alten Herrn stets zu Tisch geführt wurde. Bei diesen Mittagessen um ein Uhr gieng es immer ungezwungen, häufig recht heiter zu, und der Feldmarschall hatte es gern, wenn man plauderte und sich recht laut freute; ja häufig mußte ihm ein guter Einfall von Mund zu Mund berichtet werden, wobei er auf's herzlichste mitlachen konnte. Im Essen war er sehr mäßig und trank nur rothen Wein mit Wasser gemischt; meistens gieng er um neun Uhr zu Bette, erwachte gegen drei bis vier Uhr Morgens, blieb gewöhnlich bis zum Tagesanbruch liegen, erhob sich aber auch zuweilen, um bei Licht im Lehnstuhl zu lesen.

So wieder feierlich in die Familie aufgenommen, gieng ich dort häufig zu Tisch, ohne aber deßhalb meine Bekannten im Hotel Reichmann ganz zu vernachlässigen, und als ich dort eines Tages bei der Tafel erschien, bemerkte ich auf

meinem Couvert ein kleines Paketchen mit großen Dienſtſiegeln in einem zierlichen Lorbeerkranze liegen, auch wurde mir, bevor ich mich ſetzte, in einer ſchönen Rede gratulirt und zwar zum württembergiſchen Militärverdienſtorden, wie der Inhalt des Pakets auf der Adreſſe allerdings angegeben war. Begreiflicherweiſe wurde ſogleich Champagner verlangt, nur in dem Falle nicht auf meine Koſten, wenn der Orden, wie ich ganz genau wußte und auch verſicherte, für Jemand anders beſtimmt ſei. War ich doch meiner Sache ſicher; denn wie ſollte der mir allerdings ſehr gnädig geſinnte König von Württemberg dazu kommen, mir, der ich nichts geleiſtet hatte, einen Militärverdienſtorden zu verleihen. Doch wurde ich überſtimmt und zuerſt der Champagner größerer Ueberraſchung wegen getrunken und dann erſt das Paketchen geöffnet, worauf ich lachend das zu der Sendung gehörige Schreiben aus dem Kabinet des Königs las, worin ich beauftragt wurde, den beifolgenden Orden Seiner königlichen Hoheit dem Herzog Wilhelm von Württemberg zu übergeben.

Dieſer junge Prinz, Sohn des Herzogs Eugen Erdmann von Württemberg, Vetter des Königs, befand ſich ſeit Kurzem in der öſterreichiſchen Armee, hatte als Lieutenant im Regiment Giulay unter Oberſt Benedek das Gefecht von Mortara, ſowie die Schlacht von Novara mitgemacht, ſich bei jeder Gelegenheit durch Energie und Tapferkeit ausgezeichnet,

war vor Novara durch einen Flintenschuß gefährlich unterhalb des Knie's verwundet worden und lag im Hospital zu Pavia.

Noch am selben Nachmittage zeigte ich seiner Excellenz dem Feldmarschall den erhaltenen Auftrag, worüber dieser sich aufrichtig freute, an und fuhr in der Frühe des anderen Morgens nach Pavia. Unbeschreiblich war die Freude des jungen liebenswürdigen Prinzen über die erhaltene, wohlverdiente Auszeichnung; er breitete Orden, Etui und Dekret mit kindlicher Freude vor sich auf der Bettdecke aus und dankte auch mir wiederholt auf's herzlichste. Noch lange Jahre nachher hatte er an jener Verwundung zu leiden und wenn ich ihn wiedersah, was oft geschah, erinnerte er mich stets an jene freudige Ueberraschung, die ich ihm bereitet habe, und ist mir bis heute so freundlich zugethan geblieben, daß er mich häufig besucht, wenn er nach Stuttgart kommt; in ihm lernte ich damals wieder einen jener württembergischen Prinzen kennen, die das Herz auf dem rechten Flecke haben und die, unbeirrt von äußeren Einflüssen, nach eigenem Ermessen handeln und es unter ihrer Würde fühlen, durch getrübte Gläser Anderer alles schwarz zu sehen.

In nicht allzu langer Zeit hatte ich mein Feldzugsmaterial aufgearbeitet, und wenn auch der vollständige Friedensabschluß zwischen Oesterreich und Piemont noch nicht zu Stande gekommen war, so hatte man bei der vollständigen

Niederwerfung des Letzteren doch wieder die verbürgte Aussicht auf eine Reihe ruhiger Jahre.

Die Einwohner von Mailand freilich sahen schmerzlich zu, wie sich die Oesterreicher in der fetten Lombardei abermals wohnlich einrichteten, und selbst wenn sie gen Venedig schauten, wo die stolze Königin der Adria noch ihr Banner gegen Oesterreich hoch hielt und durch die Fluthen des Meeres geschützt auf ihre Unüberwindlichkeit trotzte, so hatte der Feldmarschalllieutenant Haynau bis zum Ufer jener Fluthen so rasch und rücksichtslos mit der Revolution aufgeräumt, daß es selbst dem Hoffnungsvollsten bange wurde für diesen letzten Hort oberitalienischer Freiheit. Bergamo, Brescia, kurz alle jene bedeutenden Städte waren wieder genommen und so zu sagen beruhigt worden, das berühmte Festungsviereck unberührt geblieben und bei Mestre hatte man angefangen, durch Belagerung des starken Fortes Malghera sich Venedig zu nähern. Dorthin, wo Haynau befehligte, giengen häufig Offiziere des Hauptquartiers theils mit Depeschen, theils in eigenem Urlaub, und dorthin beschloß auch ich aufzubrechen, um ein anderes großartiges militärisches Schauspiel, die Belagerung einer Festung, mit anzusehen; dazu ertheilte mir Feldmarschall Radetzky gerne Urlaub, belobte meinen Entschluß mit freundlichen Worten und sagte, indem er mir die Hand reichte: „Kommen Sie aber ja bald wieder zu uns zurück!“ Vom Hauptquartier bekam ich einen Paß, von Oberstlieutenant

Eberhardt auch einen vertraulichen Brief an den gefürchteten Haynau, und da die Post jetzt lange im Voraus besetzt war, so wurde ich einem Hauptmann der Grenadierkompagnie zugetheilt, der über Verona und Treviso eine wichtige Depesche nach Olmütz zu überbringen hatte.

In Brescia sah ich die furchtbaren Zerstörungen, die der Straßenkampf in einzelnen Stadttheilen hinterlassen. Oft bezeichneten nur noch große Schutt- und Trümmerhaufen den Ort, wo Häuser gestanden; andere Gebäude, deren schwarz gefärbte Mauern noch emporstarrten, waren im Innern ganz ausgebrannt, und an den leeren Fensteröffnungen sah man, wo der schwarze Rauch hinausgeschlagen hatte. Ein Café in der Nähe des Thors war bis auf den untern Stock zusammengestürzt und dort hieng noch das halbverkohlte Schild mit der Aufschrift „Café". Die goldenen Buchstaben waren weiß gebrannt. Diese Trümmerhaufen und verbrannten Häuser zogen sich von dem Thore bis zu dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe St. Eufemia, wo der Kampf am heftigsten gewüthet.

Es war uns leichter um's Herz, als wir diese traurigen Anblicke hinter uns hatten und durch die lachende, reizende Gegend dahin rollten. Der Frühling trat mit aller Kraft auf und sein warmer Hauch sprengte die Knospen der Bäume; so weit das Auge sah, sproßte saftiges Grün auf Feldern und Wiesen, an Bäumen und Rebgeländen. Rasch fuhren

wir abwärts und bald ſahen wir die violett gefärbten Bergformen, welche den Gardaſee einſchließen, und im nächſten Augenblick entdeckten wir zwiſchen den Hügeln vor uns den tiefblauen Waſſerſpiegel des herrlichen, mir bis jetzt unbekannten See's.

Der Anblick des Gardaſee's iſt durch die tiefblaue Farbe ſeines Waſſers und durch herrlich geformte Berge und Felſen, die ihn umgeben, einer der reizendſten See'n, die man ſehen kann. Schöne Inſeln liegen in demſelben, doch ſind ſie, wie überhaupt die Ufer des Gardaſee's, wenig bebaut, auch ſpärlich von Fremden beſucht, und deßhalb wenig bekannt. Es liegt dieß hauptſächlich wohl daran, daß dem Fremden die Transportmittel, Dampfboote, Eilwagen, nicht ſo häufig und bequem zu Gebote ſtehen, wie an dem Comerſee und Lago maggiore. Auch ſieht man hier wenig Landhäuſer und Villen; größere Städte, wie Lecco und Como, fehlen gänzlich. Die Partieen auf dem Gardaſee ſollen großartig und reizend ſein und ſehr der Mühe lohnen, ihnen einige Tage zu widmen. Man findet in den Städten Deſenzano und Riva gute Gaſthöfe, und die Preiſe für Fahrten auf dem Gardaſee ſind ſehr billig. Die Umgebungen des Gardaſee's ſind ernſter und großartiger, als die der andern italieniſchen See'n. Er iſt ein ächter Alpenſee; in heitern, klaren Tagen voll lieblicher und pittoresker Schönheit, aber leicht erregbar und bei Gewitter und Sturm ſehr gefährlich. Der Poſtillon

versicherte mich, daß seine Wellen oftmals bis auf die Straße von Desenzano herüberschlagen.

Unter welch ganz anderen Verhältnissen sah ich Verona wieder! Doch blieben wir nur ein paar Stunden, worauf ich mich von meinem freundlichen Reisegefährten, der von hier über Treviso gieng, trennte und allein nach Vicenza weiterfuhr. Der Kommandirende war hier Oberst Müllner, Chef von Boyneburg-Dragoner, der mich auf's zuvorkommendste empfieng und mir in seinem eigenen Wagen die merkwürdigsten Punkte des blutigen Kampfes besonders um die furchtbar befestigten Monti Bericci zeigte. Die italienischen Batterien lagen etagenförmig über einander und unterstützten das Kloster und die Kirche Madonna del Monte, welches, äußerst massiv erbaut, zu einer kleinen Festung umgeschaffen und, als ein Hauptschlüssel der ganzen Vertheidigung, mit den besten Truppen, mit Schweizern, besetzt war. Seitwärts dieses Klosters, wo sich die Berge etwas höher erheben, fiengen die Verschanzungen wieder an und erstreckten sich bis zu dem höchsten Gipfel, wo auf einer kegelförmigen, einzeln stehenden Spitze „zur schönen Aussicht" ein sehr festes Blockhaus aufgeführt war, welches in der Verlängerung des einzigen breiten Wegs, der über diese Höhen führt, so stand, daß man denselben vom Blockhaus aus sehr wirksam mit Kartätschen bestreichen konnte. Alle diese Verschanzungen waren außerordentlich fest und umfangreich und aus allem möglichen Material gebaut, eine

wahre Musterkarte von Batterien. Neben Schanzen von Faschinen und Erde war an einem steilen Abhang eine Sandsackbatterie erbaut, welche den untern Theil des eben erwähnten Weges Verderben drohend beherrschte. Doch wurden sie von den braven Truppen unter dem tapferen Marschall Radetzky an einem schönen Vormittage erstiegen, eine Batterie nach der andern im Sturmschritt genommen und die ganze Position erobert, ehe man sich dessen versah.

Wir fuhren bis auf die Spitze des Berges, wo eine prachtvolle Villa, die Casa Ramboldo, mit einer herrlichen Aussicht nach allen Seiten hin einsam und trauernd in einem jetzt stillen und melancholischen Garten liegt, umgeben von hohen Fichten und hohen Pinien. Das Haus war verlassen und nur von einem Aufseher bewohnt. Es hatte bei dem Kampfe, welcher hier begann, nicht so viel gelitten, als man wohl glauben könnte. In dem schönen Garten mit seinen Blumenbeeten, mit Teichen voll stillen Wassers, mit Brücken und feinen Kieswegen herrschte tiefe Stille. Kein seidenes Kleid rauschte zwischen den Laubgängen und kein menschlicher Laut störte die ländliche Ruhe. Der Wind rauschte durch die Pinien und hoch über uns stieß zuweilen ein Raubvogel einen kurzen, gellenden Schrei aus! — Auch die Berge vor uns lagen in tiefem Schweigen erstarrt nach all' dem Schrecklichen, das sie vor nicht langer Zeit erlebt, und dem Traurigen, was sie in ihrem Schooße bargen: — wir sahen an vielen

Orten große Gräber der hier gefallenen Krieger. Von hier aus soll des Morgens der Anblick der kämpfenden Armeen ein herrlicher gewesen sein. Das Wiederhallen des Geschützes in den Bergschluchten, das Aufblitzen aus den Batterien, der Pulverdampf, der in den verschiedenartigsten Formen über dem grünen Strauchwerk herdrang; das Hurrah der angreifenden Jäger, welche an den Abhängen vertheilt unaufhaltsam vordrangen, und dazu die weite Aussicht auf das Thal, wo im Sonnenschein die Bajonnette der österreichischen Truppen in langen Reihen blitzten und wo der schwarze Adler im gelben Feld munter flatterte; weiter hinaus gegen Venedig aber die schöne fruchtbare Ebene, wie im tiefsten Frieden mit wallenden Korn- und Reisfeldern, mit Rebgeländen und immer grünen Olivenbäumen reich bepflanzt.

Bei der Rückfahrt sahen wir noch die stark zerschossene Villa Rotonda, aus der Oberst Baron von Reischach erst nach schweren Kämpfen die tapferen Schweizertruppen vertreiben konnte; brachte auch später diesem wohlwollenden Freunde, den ich unverhoffter Weise in der berühmten Restauration Alle tre Cerrefolli traf, einen Lorbeerzweig aus dem Garten mit, was ihn sehr erfreute.

Vicenza ist eine sehr angenehme und hübsche Stadt, und überall staunte ich die prächtigen Bauwerke Palladio's an, mit welchen dieser große Architekt seine Vaterstadt so herrlich geschmückt hat; man sieht hier, was gute Vorbilder vermögen;

denn auch die meiſten ſpäter entſtandenen Gebäude haben angenehme und edle Formen und zeigen die vortreffliche Schule des berühmten Baumeiſters. Die Straßen ſind gerade und reinlich, die öffentlichen Plätze groß und mit ſchönen Bauwerken umgeben, und dabei liegt Vicenza in einer fruchtbaren, waſſerreichen, herrlich angebauten Gegend an den Ufern des Bachiglione, der mit ſeinem klaren, ſchönen Waſſer bei den alten, mit Epheu bedeckten Stadtmauern vorbeifließt und dort zwiſchen den alten Gebäuden mit ſchönen Brücken und zerfallenen Mauern die maleriſchſten und ſchönſten Ausſichten bildet.

Die Gegend, in welcher Vicenza liegt, iſt der Garten von Venedig und verdient dieſen Namen mit Recht. Aber nicht bloß die Vegetation, auch die Menſchen ſind hier ſchön. Berühmt waren von jeher namentlich die Mädchen von Vicenza wegen ihrer Schönheit, doch vertraute mir mein Kellner mit einem tiefen Seufzer, daß ſeit der Zeit, wo die fremden Legionen unter Durando hier gehauſt, manche Schönheit verblüht und mit dem abziehenden Heere verſchwunden ſei.

Um von Vicenza nach Meſtre zu kommen, benutzte ich mit mehreren Offizieren einen Eiſenbahnzug, der einen großen Pulvertransport zu dem Belagerungsheer brachte. Wir fuhren ohne Aufenthalt durch Padua und bemerkten bald darauf am Horizont, daß wir uns einer belagerten Feſtung näherten. Hie und da ſtieg weißer Pulverdampf auf und ein dumpfer Schuß dröhnte von dem Fort Malghera herüber. Als wir

näher kamen, bemerkte man deutlich, daß ſie mit ſchweren ſechzigpfündigen Bomben nach Meſtre warfen. Bald ſah man eines der ſchweren Geſchoſſe zu unſerer Seite in den Boden hineinſchlagen und die Gewalt der platzenden Kugel warf die Erde hoch empor, bald zerſprang eine Bombe in der Luft und man hörte einen dumpfen Knall, und hoch über uns, an der Stelle, wo die Kugel zerſprungen, ſchwebte eine ſchwarze, kompakte Rauchwolke, die erſt nach einiger Zeit vom Winde langſam verweht wurde. Da die Eiſenbahnſtation von Meſtre den feindlichen Schüſſen zu ſehr ausgeſetzt war und die Kugeln oftmals weit darüber hinausſchlugen, ſo machte der Convoi dieſſeits deſſelben, bei dem letzten Telegraphenthurm vor Meſtre, Halt, wo wir dann ausſtiegen.

Meſtre hatte ſich ſehr verändert, ſeit ich früher im Gefolge des Kronprinzen hier geweſen war. Von den Einwohnern war faſt Niemand zurückgeblieben und aus den unverſchloſſenen Fenſtern blickten nur Offiziere und Soldaten heraus, auf den Straßen ſah man ebenfalls nur Militär in Trupps beiſammenſtehend, auch vorübermarſchirend oder kleine, häusliche Arbeiten verrichtend. Nur zwei bis drei Kramläden, ein paar Café's auf dem Marktplatz und der erſte Gaſthof der Stadt mußten auf Befehl des Kommandirenden, Baron Haynau, in vollkommen ſolidem Stand fortgeführt werden, auch fehlte es dort nie am Nöthigſten; doch ließen ſie ſich, beſonders der Wirth des Gaſthofs, dem eine Wache beigegeben war, damit

er mit seinem Personal nicht durchgehe, wie er schon einmal versucht hatte, Alles so hoch bezahlen, daß man hier weit theurer speiste, als in der besten Trattoria zu Mailand.

Schon längst hätte General Haynau gern diese enormen Preise ermäßigt; doch war dieß durch einen Befehl oder sonstigen Druck nicht möglich und mußte eine passende Gelegenheit erwartet werden, die sich denn auch alsbald zeigte. Man hatte den Wirth schon seit einiger Zeit in Verdacht, daß er durch farbige Zeichen und Nachts durch wechselnde Lichter mit dem belagerten Fort Malghera korrespondire, und wurde er auch eines Tages dabei ertappt, worauf ihm der Kommandirende die Wahl ließ, entweder standrechtlich behandelt, also wahrscheinlich erschossen zu werden, oder es sich gefallen zu lassen, daß die Preise seines Gasthofs durch eine Kommission anständig geregelt würden; natürlich wählte er das letztere und ließ sich bescheidene Preise gefallen, wobei er aber immerhin noch bestehen konnte. Dergleichen Vorfälle machten dem Kommandirenden ganz besonderes Vergnügen, und er würde eben so leicht ein blutiges Urtheil haben vollstrecken lassen, als er nun die Speisekarte lachend genehmigte. Es war überhaupt ein seltsames Gemisch von furchtbarem Ernst und drolligem Humor in ihm, ja letzterer konnte bei ernsten Gelegenheiten schwer verletzend hervortreten und etwas von den Gefühlen der Katze preisgeben, die mit der gefangenen Maus spielt. Anderentheils aber konnte er oft von Herzen warm

und gutmüthig erſcheinen, ſo daß man ihm auch nicht die kleinſte Härte hätte zutrauen mögen. Bekanntlich war Feldmarſchalllieutenant Haynau auffallend groß und ſehr hager, ſeine Geſichtszüge waren meiſtens ernſt, faſt ſtrenge und wurde dieſer Ausdruck noch durch den ſtarren Blick ſeiner glänzenden grauen Augen, in welchen es aber häufig humoriſtiſch aufblitzte, vermehrt; eigenthümlich erſchien ſein außerordentlich langer, grauer Schnurrbart, der auf der Oberlippe dünn beginnend ſich an den Enden fächerartig ausbreitete und ſeinem Kopfe etwas Wildes, Unheimliches gab. Er wohnte eine Viertelſtunde vor Meſtre auf der Straße gegen Udine in der Caſa Papadoppoli, dem Landhauſe eines venezianiſchen Bankiers; dort gab ich, da ich ihn nicht zu Hauſe antraf, mein Empfehlungsſchreiben ſeinem Generaladjutanten, Oberſtlieutenant von Schiller, der mich äußerſt freundlich empfieng, bis der Feldmarſchall zurückkehrte. Er las Eberhardts Brief, betrachtete mich ſehr genau, und ſagte gerade nicht unfreundlich: „Ich habe von Ihnen Günſtiges gehört und geleſen, und will geſtatten, daß Sie dableiben," dann entließ er mich mit kurzem Kopfnicken. Ich gieng dann nach Meſtre zurück, um mir ein anſtändiges Quartier zu verſchaffen, was übrigens in dem überfüllten Orte ſeine große Schwierigkeit hatte, fand aber trotzdem in kurzem ein geräumiges Zimmer mit ganz gutem Bett, Tiſch und ein paar Stühlen, von dem es mich nur wunderte, daß es bei dieſem Komfort leer geblieben war.

Unten befand ſich eine Wachtſtube, die ſtets mit einigen dreißig Mann Infanterie beſetzt war; und außerdem hatte mein Quartier noch andere Schattenſeiten, wie ich gleich am Abend und beſonders während der Nacht erfuhr — nicht, wie man wohl glauben möchte, eine anderweitige läſtige Einquartierung, die auch nicht ganz fehlte, ſondern, da das Haus in einer Linie mit dem belagerten Fort Malghera und dem bekannten Guelphenthurm lag, wo Haynau eine Beobachtungsſtation errichtet hatte, weßhalb die Schweizerkanoniere Stunde um Stunde dorthin ſchoſſen, ſo flogen die fünfzigpfündigen Bomben meiſt über meine Wohnung hinweg, auch wohl rechts und links einſchlagend und platzend, es war das ein recht unheimliches Gefühl, beſonders wenn man ſie bei der ſtilleren Nacht herankommen hörte, immer ſtärker und ſtärker ziſchend, wobei man dann recht zufrieden war, den dumpfen Knall zu vernehmen, wenn ſie irgendwo zerſprangen. Doch gewöhnt man ſich eben an alles, auch erfreute ich mich damals noch eines recht feſten Schlafes und hielt es deßhalb in der ſonſt nicht unbehaglichen Wohnung ziemlich lange aus.

Am andern Tage ſuchte ich den mir vom piemonteſiſchen Feldzuge her bekannten preußiſchen General von Williſen auf, der nach Meſtre gekommen war, um der Belagerung anzuwohnen, fand ihn gleich wohlwollend, wie damals, und habe in der belehrenden Geſellſchaft des liebenswürdigen Mannes und vortrefflichen Offiziers vieles gelernt.

Das Wetter war herrlich und beständig, ein prachtvoller Frühling, wie man ihn sich nur wünschen mochte, die Sonne glänzte Tag für Tag am tiefblauen Himmel, spiegelte sich im Wasser der Lagunen und warf ihren goldenen Schimmer auf die saftig grünen Reis- und Fruchtfelder rings umher, auch hatte das Leben und Treiben hier, wenn man sich erst einmal an die verödeten Straßen mit zerschossenen Häusern gewöhnt hatte, anfänglich wenig von dem Ernst einer Belagerung. Die Mannschaften giengen lachend und singend in leichten Linnenkitteln, die Filzmütze auf dem Kopf, mit Hacke und Schaufel zur Arbeit in die Laufgräben, als giengen sie zu einer anderen Feldarbeit; auch gab es damals noch wenig Unglück durch einschlagende Kugeln vom Fort Malghera, man gewöhnte sich bald an das stärkere Krachen in den Nachmittagsstunden, und wenn wir nach Tisch unsere Cigarren angezündet hatten, giengen wir häufig trotz des Verbotes „zum Schießen", das heißt an den großen Kanal, den eine mächtige Sandsack-Batterie schloß und wo sich die Soldaten, besonders die lustigen Jäger, häufig das Vergnügen machten, bekleidete Strohpuppen aufzustellen, nach denen dann von Malghera aus zu unserem großen Vergnügen wüthend geschossen wurde; zuweilen schlugen aber auch Kugeln in verdächtiger Nähe bei uns ein und bewahre ich heute noch eine davon zum Andenken auf.

Auf dem Marktplatz vor den Kaffeehäusern traf man

sich morgens früh, es wurde dort auch Parole und Tagesbefehl ausgegeben und man merkte schon in der Frühe an dem mehr oder minder heftigen Schießen, wie die Artilleristen in Malghera gelaunt waren. Gleich am Tage nach meiner Ankunft schlug ein Bombenstück eine Ecke unseres Kaffeetisches ab. Der Kommandirende fuhr hier täglich in seinem Wagen an, um sich auf die Höhe des Guelphenthurms zu begeben, wo er sich unter der großen Glocke des Uhrwerks niederließ und um ihn herum alle höheren Offiziere, so die Erzherzöge Karl Ferdinand und Leopold, sowie der Herzog Alexander von Württemberg, höchst interessante Gruppen, die Maler Adam in seinem schon früher erwähnten großen Werke treu und wahr dargestellt hat.

Das Fort Malghera hatte man gerade vor sich und übersah es vollkommen mit allen seinen Werken und Gräben. Die Venetianer waren fleißig gewesen und hatten nach den vorgefundenen österreichischen Zeichnungen das Fort fertig gebaut. Ernst und still lagen die Lagunen da und am Horizont mitten im Wasser das alte Venedig, jetzt wo keine Gondel, kein Fahrzeug das Wasser durchschnitt, doppelt ernst und trübe. Mit den Fernröhren konnte man alle Arbeiten der Belagerten genau beobachten; sie hatten in Malghera einen großen Aufwand an dreifarbigen Fahnen gemacht, alle Werke waren damit besteckt, was übrigens gar nicht von Vortheil war, denn man konnte hiedurch noch deutlicher die aus-

und einspringenden Winkel erkennen. Man sah, wie sie an ihren Batterien arbeiteten, Kugelhaufen aufbauten und ihre Geschütze bedienten. Namentlich auf den Werken gegen Mestre und einer Lünette, die dem Thurm, auf welchem wir uns befanden, zugekehrt war, erblickte man sie beständig in großer Thätigkeit. Viele hatten rothe Hosen an, welche weit hinausglänzten. Sie hatten auf der genannten Lünette zwei schwere Mörser aufgestellt, mit welchen sie den Thurm beständig beschossen. Von Viertelstunde zu Viertelstunde sah man, wie sie ihr Geschütz fertig machten, wie sie sich bemühten die Richtung auf's Genaueste zu nehmen und wie oft mehrere nach einander hinzutraten, dieselbe zu untersuchen und zu verbessern. Jetzt sind sie fertig, plötzlich quillt weißer dicker Dampf hervor, es kracht und im nächsten Augenblick zischt hoch in der Luft die Bombe. Viele aber zerplatzen, ehe sie sich abwärts neigen, andere aber kommen oft sehr verdächtig und unangenehm in unsere Nähe. Vor dem Thurme schlugen sie zuweilen in's Wasser oder in die Häuser, fuhren oft rechts und links bei uns vorbei, und einige Mal sauste eine Bombe über den Thurm und nicht gar hoch über unsere Köpfe weg. Glücklicherweise haben sie das Gebäude selbst, während der ganzen Belagerung, nicht ein einziges Mal getroffen, wodurch ein furchtbares Unglück hätte entstehen können, denn die Plattform, sowie die hölzernen Treppen wären unfehlbar zerstört worden, und was an Personen, die

ſich oben befanden, nicht mit hinabgeſtürzt wäre, würde wohl ſeinen Tod oder ſchwere Verwundung in den Flammen gefunden haben, die durch die brennenden Kugeln in dem dürren Holzwerk jedenfalls entſtanden wären.

Ein paar Tage nachdem ich mich dem Feldmarſchalllieutenant vorgeſtellt, fuhr er eines Morgens wieder auf den Platz, ſtellte ſich aufrecht in ſeinen Wagen, rief laut meinen Namen, und als ich zu ihm eilte, ſagte er freundlich: „Da Niemand gewußt hat, wo Sie ſich einquartiert haben, ſo muß ich Sie hier zum Eſſen auf heute einladen, um fünf Uhr, natürlicherweiſe ſo wie Sie da ſind; auch weiß ich noch nicht," ſetzte er mit ſarkaſtiſchem Lächeln hinzu, „ob Sie Muth genug haben, mit da oben hinauf auf den Guelphenthurm zu gehen, ſollen aber beſtens willkommen ſein." Daß ich hierauf ſogleich die ſteilen hölzernen Treppen nachkletterte, verſtand ſich von ſelbſt.

Nach meinem erſten Beſuch auf dem Guelphenthurm, wo ich ebenſo unbefangen wie alle übrigen meine Cigarre, jenen wohlbekannten italieniſchen Rattenſchwanz, rauchte, wurde ich von General Haynau häufig zu Tiſch eingeladen, meiſtens mit dem General von Williſen, und holte mich derſelbe gewöhnlich zu einem gemeinſamen Spaziergang nach Papadoppoli ab. Recht viel verdanke ich dabei ſeiner Unterhaltung, ſpeziell über die Belagerung von Malghera und Venedig, anderentheils auch ſeinen intereſſanten Erinnerungen aus

früherer Zeit; auch gab er mir zuweilen scherzhafterweise Probleme auf, so zum Beispiel einmal eine ganz kurze und korrekte Uebersetzung eines bekannten Ausspruchs von Napoleon, den dieser, wie ich glaube, den Zöglingen von St. Cyr gethan, mit dem ich aber ebenso wenig wie er selbst zu Stande kam. Oefter ging ich auch mit dem General von Willisen in die Laufgräben und vergesse nie seine unbeschreibliche Heiterkeit, als ich mich einmal, da eine schwere Bombe ziemlich dicht bei uns einschlug, rasch auf den Boden niederwarf, um den auseinander fliegenden Stücken zu entgehen, wobei er behauptete, nie etwas komischeres gesehen zu haben. Ein anderes Mal war er aber in der That ernsthaft besorgt um mich, ich war nämlich allerdings so vorsichtig als möglich an der Schanzverkleidung einer fertigen Batterie hinaufgeklettert, um nach Malghera hinüber zu schauen, als ich dort einen Schuß aufblitzen sah und einer raschen Eingebung folgend meine Hände losließ und in die Laufgräben zurückfiel, während fast zu gleicher Zeit eine schwere Vollkugel auf dem Platze einschlug, wo noch eine Sekunde vorher mein Kopf gewesen war, allerdings ein Zufall, aber der General eilte bestürzt herzu, um zu sehen, ob mich nicht die Kugel verletzt habe, was aber glücklicherweise nicht der Fall war.

In den ersten Tagen des Wonnemonats Mai war endlich eine Vorparallele mit sechs Batterien fertig geworden, aus welchen man versuchsweise Malghera beschießen wollte,

wozu auch Feldmarschall Radetzky mit dem Handelsminister von Bruck von Mailand herüber kam, zugleich auch um einen letzten Versuch zu machen, Venedig zur freiwilligen Uebergabe zu bestimmen, indem er bei augenblicklicher Unterwerfung der Stadt und Uebergabe aller Forts und Schiffe Jedem freien Abzug bewilligte, sowie den Soldaten vom Feldwebel abwärts vollkommene Amnestie.

Für meine Korrespondenzen war es mir begreiflicherweise um den Wortlaut dieser Kapitulationsbedingungen zu thun, weßhalb ich, wie ich in ähnlichen Fällen häufig zu thun pflegte, zu Baron Haynau gieng und ihn darum bat. Er war jedoch schlecht gelaunt und schnaubte mich mit den Worten an: „Wie können Sie sich nur einbilden, diese Bedingungen, die noch nicht einmal in Venedig bekannt sind, jetzt schon für Ihre Zeitung zu erhalten," worin er im Grunde nicht Unrecht hatte, doch hatte ich ihn schon öfters durch eine kecke Bemerkung lachen gemacht und erwiederte jetzt: „Gut, so werde ich vier Kapitulationspunkte an die Zeitung schreiben, wie sie mir eben einfallen;" worauf er heftig den Kopf gegen mich wandte und ausrief: „Gut und ich werde Sie dagegen einstecken lassen, so lange es mir gefällt." Zu meinem Glücke wurden draußen Schritte laut und Feldmarschall Radetzky kam mit einigen seiner Offiziere; nicht als ob ich Angst gehabt hätte, Haynau würde mich in der That im Ernst fortgeschickt haben, sondern es war mir nur um die Punkte der

Kapitulation zu thun, weßhalb ich dem Feldmarschall, der mich auf's freundlichste begrüßte, in komischer Weise mein Leid klagte, was selbst Haynau zu einem Lächeln zwang, obgleich er mir ziemlich unverblümt andeutete, ich solle ihn in Frieden lassen und nicht wieder mit solchen Forderungen kommen.

Nach der Tafel erhielt ich aber doch meine vier Punkte und zwar schriftlich durch den Adjutanten Haynau's, wobei mir dieser sagte: „Feldmarschall Radetzky selbst hat gemeint, man dürfe Sie schon davon in Kenntniß setzen."

Wie bekannt, hatte aber weder diese Aufforderung noch jene Beschießung mit zu schwachen Mitteln irgend welchen günstigen Erfolg, vielmehr feuerten sie aus Malghera von da an fast unausgesetzt herüber, um die weiteren Belagerungsarbeiten zu stören und um auch endlich vielleicht einmal den Guelphenthurm zu treffen. Letzteres war nun allerdings nicht der Fall, wogegen die herüberfliegenden Kugeln für das Quartier, in dem auch ich wohnte, so belästigend wurden, daß man die Wache verlegte, und als eines Mittags zwischen zwölf und zwei Uhr, während ich schrieb, vier schwere Bomben, davon zwei im Garten meines Hauses platzten, gieng ich zu General von Willisen, um seinen Rath einzuholen, den er mir in Folgendem gab: „Wie Sie wissen, wohne ich nicht weit von Ihnen und bekomme auch mein redlich Theil von jenen singenden Vögeln, darf aber in meiner Eigenschaft nicht daran denken auszuziehen, was ich aber unbedingt heute noch thäte,

wenn ich in Ihrer Stellung hier wäre." Wie vergnügt packte ich nun meine Habseligkeiten zusammen; denn ich hatte mich wirklich vor spottenden Bemerkungen der Offiziere gefürchtet, und da in Mestre selbst nichts zu finden war, so suchte ich mir eine von den vielen leerstehenden Villen auf der Landstraße gegen Padua aus und fand dort auch bald ein reizendes Appartement von vier herrlich möblirten Zimmern mit vortrefflichem Bett, Sopha, Fauteuil, Bibliothek, kurz Allem, was man nur wünschen konnte, und in das mich der alte Hausmeister, der mit seiner Frau allein hier hauste, freundlichst aufnahm; ja als ich Abends bei einem schweren Gewitter ziemlich durchnäßt einzog, fand ich ein wärmendes Kaminfeuer und ein bescheidenes, aber genügendes Nachtessen. Wie fest schlief ich in dem guten breiten Bett, nicht mehr gestört durch das Zischen der Granaten, und wenn ich jetzt bisweilen einen Schuß dumpf herüberkrachen hörte, so verursachte mir das ein fast behagliches Gefühl.

Hier in dem angenehmen Hause mit dem dichten schattigen Parke hätte ich es monatelang aushalten können, wenn es nur Interessantes zu berichten gegeben hätte; doch waren die Belagerungsarbeiten gar so einförmig und wurden die Laufgräben, je mehr man sich dem Feinde näherte, immer unzugänglicher und der Zutritt für uns endlich ganz verboten. Baron Haynau wurde Feldzeugmeister und übernahm den Oberbefehl in Ungarn, wogegen Feldmarschallieutenant Graf Thurn

als Kommandirender vor Venedig eintraf, auch hatte sich das Wetter schlimm geändert, es regnete Wochen lang, wodurch sich das ohnedieß feuchte Erdreich in Schlamm verwandelte, und war dieses wohl mit Schuld daran, daß die Cholera, die bisher nur in einzelnen Fällen auftrat, zur Epidemie ausartete; sind doch hier bei 20,000 Menschen begraben worden, wovon nur ein kleiner Theil den feindlichen Kugeln erlag; das Alles zugleich mit beunruhigenden Nachrichten aus der deutschen Heimath, wo in Baden die Revolution ausgebrochen war, bestimmte mich, nach Hause zurückzukehren, weßhalb ich nach Mailand fuhr, um mich dort von dem hochverehrten Feldmarschall Radetzky und lieben Bekannten und Freunden zu verabschieden. Bis Treviso begleiteten mich General von Willisen und Maler Adam, und nahm ich dort von Beiden herzlichsten Abschied auf Wiedersehen. Maler Adam besucht mich noch von Zeit zu Zeit, und den verehrten General traf ich einige Jahre später als Oberststallmeister des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Berlin und fand ihn unverändert freundlich und wohlwollend für mich.

Als ich in Mailand von dem Feldmarschall Radetzky Abschied nahm — es war in der reizenden Abgeschiedenheit des schattigen Gartens der Villa Reale — reichte er mir die Hand, seine rechte Hand, die so lange und ruhmvoll den Säbel geführt, und ich bin so glücklich, sagen zu können, daß er mich ungern scheiden sah, denn er sprach ja zu

mir: „Kommen Sie recht bald wieder — Sie gehören zur Familie.“

Trotzdem mir, wie ſchon früher erzählt, die Fahrt über den Simplon durchaus nicht behagte, wählte ich doch dieſen Alpenübergang für die Heimkehr und beſchloß, über Genf, Bern und Baſel zu gehen, um von da aus bis Karlsruhe einen flüchtigen Blick in die revolutionären Wirren des unglücklichen Badens thun zu können. Es war herrliches Frühlingswetter, als ich an den Ufern des ſchönen Lago maggiore fuhr, ganz allein im Poſtomnibus, und ſo Zeit und Muße genug hatte, in den Erinnerungen an die letzte Vergangenheit zu ſchwelgen. Auch ſonſt kam noch Manches hinzu, mir das Scheiden von dem ſchönen Italien zu erſchweren, und nur die Hoffnung, recht bald wieder dorthin zurückkehren zu können, ließ mich heiterer in die Zukunft blicken. Sah es doch bei uns zu Hauſe troſtlos genug aus, und wer konnte wiſſen, wie es bei der aufgelockerten Disziplin und dem Mangel an tüchtigen Führern auch in Württemberg enden werde. Schon in der Schweiz gab es erregtes und bewegtes Leben genug, und auf dem Wege von Brieg nach Sion wurde hinter mir im Wagen auf's heftigſte politiſirt. In Sion verſammelte ſich der große Rath, es war irgend eine wichtige Wahl im Gange, für welche auf den verſchiedenen Stationen immer neue Paſſagiere zu uns einſtiegen; es erſchienen viel ſchäbige Schlapphüte und viel wildes Bartwerk. Es wurde für die

französische Republik geschwärmt und von einzelnen der bezeichneten Individuen die badische Erhebung stark gelobt. Ich glaube, es war in Monthey, wo wir zu einem kleinen schlechten Frühstück in einen großen, ziemlich leeren Saal getrieben wurden. Meine österreichische Feldmütze schien einigen der Passagiere durchaus nicht zu gefallen, und als ich mich mit andern gleichgesinnten Passagieren ziemlich offenherzig über die badischen Zustände und die aufkeimende rothe Republik aussprach, schlug eines der bärtigen und beschlapphuteten schäbigen Individuen mit der Faust auf den Tisch und rief aus: „va pour les rouges!“ eine Aeußerung, die übrigens mit mir einige der anwesenden Schweizer sehr übel zu nehmen schienen, die den Frieden des Posthauses beinahe gestört und um ein Haar das besagte Individuum in unfreiwilliger Weise vor die Thüre gesetzt hätten.

Doch beruhigten sich die erhitzten Gemüther wieder, wir krochen nach eingenommenem Kaffee auf unsere Plätze zurück, ich befand mich angenehmer Weise im Coupé, und so fuhren wir endlich weiter an einem der herrlichsten Maimorgen, erreichten nach einigen Stunden Villeneuve und den lieblichen Genfer See. Links tief im Wasser sah ich das alte Schloß Chillon, rechts ließen wir die bekannten, reizenden und durch ihre Bewohner berühmten Landhäuser liegen, kamen gegen Elf noch nach Vevey und Abends fuhr ich, leider bei Regenwetter, auf dem Dampfboote nach Genf, wo ich einen Tag

blieb, worauf ich über Bern nach Baſel fuhr. Es war ein prachtvoller Morgen, als ich die Schweiz verließ und mit ganz außerordentlichen Erwartungen das badiſche Ländchen betrat, das ſich zum Vorkämpfer der deutſchen Republik aufgeworfen hatte. Wie troſtlos aber ſah es ſchon auf dem Wege zur Eiſenbahnſtation Efringen aus, wo uns Soldaten der verſchiedenſten Truppentheile, Dragoner und Infanterie, begegneten, die alle ſich der neuerrungenen Freiheit freuten, zu zwei und drei Arm in Arm dahin zogen, die Militärmützen ſchief auf's Ohr geſetzt, die neben badiſchen und deutſchen Farben mächtige rothe Schleifen zeigten.

Wie mir, der ſoeben von der vortrefflichen öſterreichiſchen Armee kam, dieſe verwilderte Soldateska wohlthat, kann man ſich denken. Ich glaubte, nicht nur ſeit den letzten Tagen hundert Stunden gemacht zu haben, ſondern auch hundert Jahre vorwärts oder vielmehr rückwärts gekommen zu ſein.

Obgleich es noch ſehr frühe am Tage war, ſchienen doch die meiſten der Herren Soldaten ſchon ſtark gefrühſtückt zu haben, und wenn ſie auch keinen Unfug begiengen, ſo machten ſie doch mit ihren offenen Uniformen, ihrem nachläſſig umgeworfenen Lederzeug, ihrer gänzlich unmilitäriſchen Haltung einen höchſt unangenehmen Eindruck. Viele Dragoner kamen aus den Häuſern am Weg; ſie hatten den langen Reitermantel umgehängt und ſchleppten ihre Säbel gewaltig. Man las in ihren herausfordernden Mienen ſo recht das Bewußt-

sein ihrer großen Wichtigkeit; sie waren voll Errungenschaften und geistigen Getränkes; so lange die Welt steht, ist ein so schmählicher Abfall von der Fahne, wie der des badischen Militärs, noch nicht vorgekommen. Ich freute mich sehr über das Verhalten einiger Eisenbahnbeamten, die das unentgeltliche Spazierenfahren des Militärs durchaus nicht duldeten und sie aus den Waggons wiesen, wenn sie die Fahrt nicht bezahlen wollten.

Bald hinter Freiburg mehrten sich die Soldaten aller Waffengattungen mit und ohne Gepäck. Jubelnd und singend kamen sie daher, große rothe Bänder an Tschako's und den Bajonnetten. Vorn im Zuge hatten sie eine Klarinette, die mit schreienden Tönen, und zwar sehr verstimmt, lustige Tanzweisen spielte. Während des Fahrens, beim Rasseln und Schnauben, hörte man nur einzelne klägliche Töne derselben, wenn aber der Zug hielt, entfaltete sich die Melodie in ihrer ganzen Herrlichkeit.

Die Regierungsbeamten, welche große Schärpen um den Leib geschlungen hatten, bemühten sich ebenfalls umsonst, die Söhne des Vaterlandes zur Ordnung zu bringen, und alle ihre Anreden, reichlich gespickt mit „Bürger" und „Freunde", hatten keine Wirkung. Die militärischen Brüder setzten sich doch hoch hinauf auf die Wagen, und einer derselben ließ den Zug eine Zeit lang anhalten, bis er seine Pfeife gefunden, die ihm zwischen die Räder gefallen war, und bei all diesem

Lärm und Spektakel ſchrie die Klarinette lauter als je, und jubelte in den entſetzlichſten Klagetönen: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt“ u. ſ. w.

Zur Vermehrung des wüſten Lärms auf den Bahnhöfen befand ſich auf jedem derſelben eine Wache, die unter Gewehr, zuweilen auch unter die Senſe oder den Säbel trat, wenn der Zug ankam. Es mochten ganz ehrenwerthe Leute ſein, dieſe Wachmannſchaften, aber wie ſie daſtanden, in den großartigen badiſchen Bahnhöfen, neben der brauſenden Lokomotive, ihrer acht bis zehn in Blouſen und Jacken, Ueberröcken und Fräcken, mit allen nur erdenklichen Waffen, hatte ihr Anblick etwas traurig Komiſches.

Eigenthümlicherweiſe gab mein grauer Militärpaletot, meine öſterreichiſche Offiziersmütze und Säbel hier durchaus keinen unangenehmen Anſtoß, im Gegentheil, man ſchien mich für irgend Jemand zu nehmen, der gekommen ſei, um gleichfalls mit zu fraterniſiren, und häufig reichte mir irgend ein biederer Schlapphut ſeine Fauſt, um ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, mit mir zu verſtändigen. Unter einer preußiſchen Pickelhaube hätte ich allerdings die Fahrt damals nicht mitmachen mögen. So kam ich endlich unangefochten nach Karlsruhe und Durlach, und wer ſich für dieſe höchſt merkwürdige Fahrt beſonders intereſſirt, mag ſie im zweiten Theile meines Soldatenlebens im Kriege nachleſen, wo ich Alles getreu und der Wahrheit gemäß erzählt habe.

Da der Eilwagen, der von Durlach nach Stuttgart fuhr, bereits beſetzt war, ſo mußte ich meine Zuflucht zu einem der zahlreichen Omnibuſſe nehmen, welche — ein irdiſches Fegfeuer zur Qual der Reiſenden — den Weg nach der württembergiſchen Reſidenz machten. Wir waren in dem Wagen eng zuſammengepfropft und als derſelbe nach langen Vorbereitungen endlich von drei ſchlechten Pferden in Bewegung geſetzt wurde, krachte er in allen Fugen, verſchob ſeine Ecken auf eine bedenkliche Art und wackelte langſam, man konnte ſagen kopfſchüttelnd aus der geſinnungstüchtigen Stadt Durlach auf die freie deutſche Chauſſee hinaus. Dieſe freie deutſche Chauſſee ſah aber auch ſtellenweiſe gar zu ſonderbar aus. Ueberall befanden ſich badiſche Volkswehren in kleinen Trupps mit Senſen, alten Musketen und dergleichen bewaffnet, und exerzirten nach Herzensluſt. Da nun Baden in dieſem Augenblicke ein freies deutſches Land war, ſo hatten ſich dieſe Volkswehren immer mitten auf dem Fahrtweg der Chauſſee aufgeſtellt, obgleich rechts und links genug Platz geweſen wäre, und zwangen auf dieſe Art mit großer Genugthuung die ebenfalls freien badiſchen Omnibusführer, mit ihrem Gefährt eine ewige Schlangenlinie zu beſchreiben. Zuweilen ſtand dieſe Volkswehr auch in zwei bis drei Gliedern und alsdann fehlte an einem Hineinfallen in den deutſchen freien Chauſſeegraben unſererſeits außerordentlich wenig. Meine Reiſegeſellſchaft beſtand größtentheils aus Frauenzimmern, die alle nach Würt-

temberg reiſten, um der zu ſtark emporkeimenden badiſchen Freiheit zu entgehen; auch befand ſich ein Papagei in einem meſſingenen Käfig auf dem Wagen — es war eigentlich eine Papageiin, — und auf dieſelbe hatte all der Lärm, all das merkwürdige Getreibe in Baden einen ſolchen erſchrecklichen Eindruck gemacht, daß ſie ſich veranlaßt ſah, in der vergangenen Nacht ein Ei zu legen, was von einem derartigen Vogel, der ſich ſeit undenklichen Jahren in Einzelhaft befindet, doch jedenfalls von einer großen geiſtigen und körperlichen Erſchütterung Zeugniß ablegt.

Wie wohl that es mir endlich, die württembergiſchen Farben wieder zu erblicken, ſchwarz und roth ohne Gold, deſſen ich in den letzten Tagen ſo viel falſches geſehen. „In Vaihingen an der Enz werde bloß umgeſpannt," hatte der Omnibusführer in Durlach geſagt, doch dauerte dieſes Umſpannen anderthalb Stunden, welche Zeit mir aber durchaus nicht lang wurde, denn die nächtliche Ruhe in dem ſchlafenden Städtchen that mir nach dem wüſten Lärm des vergangenen Tages außerordentlich wohl, und das Murmeln der Röhrbrunnen, ſowie das Schlagen einer gefangenen Wachtel begrüßte mich in Friede verheißenden Tönen.

Endlich wurden die Pferde wieder eingeſpannt und wir fuhren weiter. Der Morgen dämmerte bereits, als wir durch Schwieberdingen kamen und der klare Himmel verſprach einen ſchönen Tag. Auf der Prag ſah ich die Sonne aufgehen,

und von da rollten wir langsam und schaukelnd zur Residenz hinab. Es mochte fünf Uhr sein, als wir in die Stadt fuhren. Die Fenster waren allenthalben noch geschlossen und auf den Straßen bemerkte man nur hie und da an den Brunnen ein frühzeitiges Dienstmädchen. Am Schloßplatz verließ ich den Omnibus und wunderte mich ungemein, als ich bei dem Theater und dem Schlosse vorbeigieng und bemerkte, daß dort allenthalben der Wachtdienst von der Bürgerwehr versehen wurde.

Obgleich sich die Bürgerwehr damals recht gut benommen hatte, mit großer Aufopferung alle Strapazen des Wachtdienstes ertragen, die Ruhe der Stadt bewahrt und, wo es nöthig war, selbst den Excessen der Soldaten gesteuert, so machten doch auf mich, der ich zuletzt noch die strammen Wachtposten der österreichischen Grenadiere vor dem Hause des Feldmarschall Radetzky gesehen, hier vor dem königlichen Schloß die Bürgerwehrmänner in ihren einfachen Röcken und Schlapphüten, sowie in der gleichgiltigen Art, das Gewehr zu handhaben, einen eigenthümlichen, nichts weniger als angenehmen Eindruck. Auch sonst erschien mir Stuttgart recht ungemüthlich, die Regierung hatte die Reichsverfassung anerkannt, die königliche Familie war nach Ludwigsburg übergesiedelt und dort auch das Militär zusammengezogen worden, um es dem demoralisirenden Fraterniſiren zu entziehen, und in Lagern vereinigt, um die schlaff gewordenen Zügel der Disciplin wieder fest

anziehen zu können. Ich war wieder in meinem früher so behaglichen Gasthof, im König von England, eingekehrt, befand mich aber dort im Hauptquartier des sogenannten Landesausschusses, was auch nicht zur Erhöhung der Gemüthlichkeit beitrug; es war dieß eine Nachäffung des sogenannten regierenden Landesausschusses in Baden. Die bekannte Volksversammlung in Reutlingen hatte am 28. Mai getagt, und von den Beschlüssen, die dort gefaßt worden waren, versprach man sich rothe Pfingsten, worauf auch der obengenannte Landesausschuß hinzuwirken hatte; was sich dabei für Gestalten sehen ließen, ist unbeschreiblich: Heckerhüte in allen Farben mit rothen Federn, und darunter eine ganz unerhörte Menge von Bartwerk! Da saßen sie den ganzen Tag bei ihren Schoppen und ließen sich von den Neuangekommenen, die meistens mit Hirschfänger und Büchse erschienen, berichten, wie es draußen im Lande ausschaue, wie stark die Bürgerwehr dieses oder jenes Ortes morgen erscheinen werde, und welche Freischaaren schon den braven Badensern und Pfälzern zu Hilfe geeilt wären.

Dann fieng das Frankfurter Parlament an zu wandern und der übrig gebliebene Theil desselben kam, auf dringende Einladung der württembergischen Demokraten, nach Stuttgart, um dort ferner zu tagen. Vorläufer desselben war der berüchtigte Fickler, der mit Geld von Baden herübergeschickt worden war, um das württembergische Militär zu verführen,

doch betrieb er dieß Geschäft nur sehr wenige Tage, und seine Verhaftung war äußerst komisch. Er trat aus der Kammersitzung in den Laden eines Kleiderhändlers, wo er sich einen Sommerrock gekauft hatte, worauf er wieder in die Droschke steigen wollte, in welcher er hergefahren war, als ein Polizeikommissär mit einem Polizeisoldaten ebenfalls zu ihm in den Wagen stieg mit den Worten: „Mein Herr, ich fahre mit Ihnen!“ Der Polizeikommissär befahl dem Droschkenführer, vor das Gebäude der Stadtdirektion zu fahren. Schnell war der Wagen um die Ecke gebogen, Fickler wurde in das Gebäude der Stadtdirektion geführt. Nach einem Aufenthalt von kaum vier Minuten wurde er in den Wagen zurückgebracht, begleitet von Oberpolizeikommissär Kegelen und einem Polizeisoldaten, und im raschen Lauf zum Königsthor hinausgefahren. Vor der Abfahrt, wie sich bereits zahlreiche Gruppen um das Stadtdirektionsgebäude gesammelt hatten, rief Fickler noch aus dem Wagen: „Bürger, saget Seeger und Becher, daß Fickler soeben verhaftet worden sei.“ Kegelen erwiderte hierauf: „Herr Seeger ist Stadtdirektor.“ Fickler: „Gut, so saget es dem Abgeordneten Seeger.“ Die Droschke fuhr Ludwigsburg zu, in dessen Nähe bekanntlich Hohenasperg liegt. Auch in der unteren Königsstraße rief Fickler noch einmal zu den Vorübergehenden aus dem Wagen: „Machet bekannt, daß Fickler verhaftet worden ist.“

Zuweilen gab es auch ohne nennenswerthe Ursachen

Aufläufe in den Straßen, beſonders Abends, wo man dann bisweilen mitgieng, um eine Zeit lang dem unſinnigen Spektakel und Gejohle zuzuhören; doch verlief alles das ohne irgend welches Blutvergießen und wurde meiſtens als Wortgefecht in den Wirthshäuſern bis tief in die Nacht hinein fortgeſetzt.

Das Rumpfparlament hatte unterdeſſen Deutſchland mit fünf Herrſchern beſchenkt in Perſon von fünf Reichsregenten, die ſich durch Proklamation an das deutſche Volk und an die Truppen lächerlich machten, deren Treiben aber endlich doch nicht mehr geduldet werden konnte, weßhalb man am 18. Juni ihren Sitzungsſaal im Fritz'ſchen Reithauſe ſchloß, mit Kavallerie beſetzte und dann die Ankommenden unter Vortritt des Präſidenten Löwe, den leider zwei ehrwürdige Männer, Schott und Uhland, geleiteten, durch einen Regierungskommiſſär höflich erſuchte, zurückzugehen, was denn auch ohne Weiteres geſchah. Gewaltthaten gegen Parlamentsmitglieder, von denen damals ſo viel gefabelt wurde, kamen in keiner Weiſe vor, und nur, als Präſident Löwe eine Anſprache an das allerdings zahlreich herbeigeſtrömte Volk verſuchen wollte, wurde er durch Trommelwirbel daran verhindert.

Wolfgang Menzel, mit dem ich übrigens nie in perſönlichem Verkehr geſtanden, den ich nur hie und da bei unſerem gemeinſchaftlichen Verleger Adolf Krabbe geſehen habe, ſagt in ſeinen Denkwürdigkeiten über jene Regierungsmaßregeln:

„Wären wir nicht so verfahren, hätten wir uns in jene einfältige badische Revolution fortreißen lassen, so würden unsere demoralisirten Truppen und demokratischen Freischaaren eben so wenig wie die pfälzisch-badische Armee im Stande gewesen sein, die Reichsexekution aufzuhalten, und wir wären in Unkosten, Schimpf und Schande hineingerissen worden wie die Badener und Pfälzer. Um eine große Revolution durchzuführen und eines großen Reiches Einheit herzustellen, dazu gehören andere Männer und eine ganz andere Begeisterung im Volk. Bescheidene Helden wie 1813 und nicht feige Schwätzer, Fresser und Säufer."

Darin hatte er Recht; es herrschte eine recht unerquickliche Wirthschaft in der Stadt, wobei ich mich nur glücklich fühlte, wenn ich dem wüsten Geschrei und Lärmen den Rücken kehren und meinen geliebten Garten besuchen konnte, in dem ich nichts von der Residenz sah, dagegen einen wundervollen Blick hatte auf die schönen Formen der Berge des Neckarthals, über welchem stets ein wonnevoller, nervenberuhigender Friede lag. Hier oben fand ich denn auch nach so langer Abwesenheit genug zu thun, und da mir aus meinen Korrespondenzen für Cotta auch wieder Gelder eingiengen, so konnte schon Einiges auf nothwendige Dinge und Phantasieen verwandt werden.

Zu den ersteren gehörte eine Zusammenziehung der verschiedenen kleinen Grundstücke, die ich nach und nach

erworben hatte, und zu den letzteren muß ich Vorarbeiten und Zeichnungen rechnen, um die unglückliche Windmühle in besserer Gestalt wieder erstehen zu lassen. Auch im Hause gab es genug zu thun, was mir aber großes Vergnügen gewährte; da mußten noch verschiedene Zimmer tapezirt, vorhandene Möbel an ihre Plätze gebracht, andere nothwendige dazu gekauft, und mit meinen vielen, allerdings nicht sehr werthvollen Bildern und Lithographieen die Wände verziert werden. Wollte ich mich doch jetzt schon droben häuslich niederlassen und mich sogar verheirathen, was aber vorläufig noch unterblieb, weil mich Cotta — der große Brodherr, wie wir ihn nannten — ersuchte, unter sehr annehmbaren Bedingungen im Interesse der Allgemeinen Zeitung nach Baden und zwar in's Hauptquartier des Prinzen von Preußen zu gehen, der dort bei der Belagerung von Rastatt anwesend war. Die badische Wirthschaft hätte mich wenig gereizt; dagegen freute ich mich darauf, den liebenswürdigen Prinzen wieder zu sehen, und es war mir interessant, einen Vergleich zwischen meiner Aufnahme bei den Oesterreichern und der bei meinen Landsleuten und ehemaligen Kameraden anstellen zu können.

Am 11. Juli Abends fuhr ich nach Karlsruhe und den andern Tag mit der Eisenbahn gegen Rastatt weiter, wobei mir die auffallende Veränderung besonders auf den Bahnhöfen recht angenehm auffiel; hier war doch wieder Zucht und

Ordnung eingekehrt, vorüber die Zeit der Schlapphüte und des Bartwerks, kein brutaler Kerl, den die bunte Schärpe um den Leib als Regierungsbeamten kennzeichnen sollte, drängte sich mehr hervor oder griff hindernd in dem Dienste ein, um Züge länger halten zu lassen oder sonstigen Unfug zu treiben, und wenn man das und Aehnliches gesprächsweise hervorhob, so ballte Mancher, der vielleicht noch vor wenigen Wochen selbst mitgethan hatte, unter einem kräftigen Fluch gegen jene Lumpen die Faust. Daß man sich überhaupt in dem badischen Ländchen so rasch und rücksichtslos mit fortreißen lassen konnte, hatte gewiß Jeden gewundert, der sich erinnerte, wie man gerade hier so fest am Hergebrachten, Eigenthümlichen hielt und heute noch stets was Apartes haben muß, was immer eine Zeit lang auf's hartnäckigste vertheidigt wird; so die ehemaligen breiteren Schienengeleise, was im allgemeinen Eisenbahnverkehr wie eine chinesische Mauer wirkte, oder andere allerdings kleine Absonderlichkeiten, durch die sich Baden auszeichnet, wie, daß die Dienstmützen der Bahnhofinspektoren statt wie im ganzen übrigen Deutschland roth, hier amarantfarben sein müssen, und daß der Landesherr auf den Doppelkronen, die sich nebenbei noch durch eine hellere Goldfarbe auszeichnen, im Gegensatz zu seinen Herren Kollegen nach der andern Seite schaut. Wohlthuend war es mir auch, in den Bahnhöfen preußische, hessische und nassauische Soldaten gemüthlich rauchend beisammen sitzen zu sehen, doch wieder

einmal anständig vereinigt und wieder einem rechtmäßigen Kommando gehorchend.

Weiter als bis Muggensturm fuhr übrigens der Bahnzug nicht, denn hinter jenem kleinen Dörfchen, das dicht mit Militär besetzt war, fieng der Rayon an, wo die Bahnlinie durch Kugeln aus Rastatt bestrichen werden konnte, ein Schieß- und Privatvergnügen, das sich die Belagerten auch häufig machten, um den Damm zu zerstören und die Wärterhäuschen wegzuputzen. —

Hier endigt Hackländer's Testament an das Publikum. Der Tod hat dem „Roman seines Lebens" ein unerwartet schnelles Ende gemacht und hat auch diese seine Selbstbiographie jählings unterbrochen. Sie umfaßt die dreiunddreißig ersten Jahre seines Lebens, insofern jedenfalls ein Ganzes, als diese Periode bis zum Abschluß seiner ersten Anstellung am württembergischen Hofe führt. Was er uns noch von seiner Stellung und Betheiligung bei dem österreichisch-italienischen Feldzug von 1849 sowie von seinen Erlebnissen im badischen Freischaarenkriege erzählt, das können wir als einen interessanten Anhang zum Uebrigen betrachten. Daß es Hackländer nicht vergönnt war, auch die achtundzwanzig weiteren Lebensjahre zu beschreiben, das werden Viele mit uns auf's tiefste beklagen. Kein Anderer ist ja im Stande, in der einfachen und ungeschminkten Weise, keiner, mit der gleichen Unterhaltungsgabe, wie er, dieses Werk fortzusetzen, auch wenn es einer von denen unternehmen wollte, die ihm

Wandel (1850), Namenlose Geschichten (1851), Eugen Stillfried (1852), Europäisches Sklavenleben (1855). Und zugleich rührte sich auch gewaltig in ihm der dramatische Trieb, von dem er uns, aus der früheren Zeit, in diesem Buche selbst öfters Proben giebt. Er wagte sich an die Ausarbeitung eines größeren Lustspiels, das seinem Namen nun auch einen glänzenden Weg auf der Bühne eröffnen sollte. „Der geheime Agent" (1851), worin Hackländer einen originellen Gedanken geschickt durchführte, fand Eingang auch auf den größten Bühnen Deutschlands und Oesterreichs und ist heute noch nicht von dort verschwunden. Auch mehrere seiner späteren Lustspiele, wie namentlich: „Magnetische Kuren" (1853) und „Zur Ruhe setzen" (1857) schlugen ein und gaben Zeugniß dafür, wie gut er verstand, was auf der Bühne wirksam ist.

Neben dieser schriftstellerischen Beschäftigung war ihm, was sich aus seiner früheren Lebensweise sowie aus seinem unwiderstehlichen Triebe, immer neue Anschauungen in sich aufzunehmen, leicht erklärt, auch das Reisen zum förmlichen Bedürfniß geworden. Es würde eine lange Aufzählung geben, wenn man auch nur die bedeutenderen Punkte aller der kleineren und größeren Touren nennen wollte, die er in der zweiten Hälfte seines Lebens machte. Besonders fest haftete in seinem Gedächtniß die Reise nach Spanien, welche Hackländer im Winter 1853 auf 1854 mit dem Architekten Leins und mit dem Maler Horschelt ausführte und auf die

am nächsten standen und Alles, was ihn betraf, miterlebten. Es ist übrigens nicht zu bezweifeln, daß dieser Theil der Biographie, so wie er uns jetzt vorliegt, vor Allem, was Hackländer selbst über sein späteres Leben noch hätte hinzufügen können, durch zwei wichtige Vorzüge hervorragen müßte. Einmal nämlich bringt jene frühere Lebensperiode den Reiz der Jugendlichkeit und der Schlag auf Schlag sich verändernden merkwürdigen Scenerien mit sich. Dann aber wäre der Verfasser selbst sicher nicht im Stande gewesen, die späteren Ereignisse, die sich mehr und mehr der Gegenwart nähern, mit der gleichen Objektivität zu behandeln und mit voller Unbefangenheit zu schildern.

Wir unsererseits begnügen uns damit, den Rahmen zu bezeichnen, innerhalb dessen sich sein späteres Leben fortbewegte. Mit der ihm eigenen Versatilität und Elastizität des Geistes wandte sich Hackländer am Anfang der fünfziger Jahre wieder der schriftstellerischen Thätigkeit zu. Vor Allem wurden die Berichte, welche er über den italienischen Krieg verfaßt hatte, zu einem Buche umgewandelt: den vielgelesenen „Bildern aus dem Soldatenleben im Kriege". Dann aber warf er sich mit Energie auf das Abfassen jener leicht lesbaren und mit anziehender Laune gewürzten Erzählungen und Romane, die ihm in adeligen und bürgerlichen Kreisen ein ungemein großes Publikum zuführten und in denen er Erlebtes und nicht Erlebtes wohl zu mischen verstand: Handel und

Wandel (1850), Namenlose Geschichten (1851), Eugen Stillfried (1852), Europäisches Sklavenleben (1855). Und zugleich rührte sich auch gewaltig in ihm der dramatische Trieb, von dem er uns, aus der früheren Zeit, in diesem Buche selbst öfters Proben giebt. Er wagte sich an die Ausarbeitung eines größeren Lustspiels, das seinem Namen nun auch einen glänzenden Weg auf der Bühne eröffnen sollte. „Der geheime Agent" (1851), worin Hackländer einen originellen Gedanken geschickt durchführte, fand Eingang auch auf den größten Bühnen Deutschlands und Oesterreichs und ist heute noch nicht von dort verschwunden. Auch mehrere seiner späteren Lustspiele, wie namentlich: „Magnetische Kuren" (1853) und „Zur Ruhe setzen" (1857) schlugen ein und gaben Zeugniß dafür, wie gut er verstand, was auf der Bühne wirksam ist.

Neben dieser schriftstellerischen Beschäftigung war ihm, was sich aus seiner früheren Lebensweise sowie aus seinem unwiderstehlichen Triebe, immer neue Anschauungen in sich aufzunehmen, leicht erklärt, auch das Reisen zum förmlichen Bedürfniß geworden. Es würde eine lange Aufzählung geben, wenn man auch nur die bedeutenderen Punkte aller der kleineren und größeren Touren nennen wollte, die er in der zweiten Hälfte seines Lebens machte. Besonders fest haftete in seinem Gedächtniß die Reise nach Spanien, welche Hackländer im Winter 1853 auf 1854 mit dem Architekten Leins und mit dem Maler Horschelt ausführte und auf die

er auch in seinen letzten Jahren noch stets mit sichtbarem Vergnügen zu reden kam. Er hat dieser Reise ein besonderes Denkmal in seinem Werke „Ein Winter in Spanien" (1855) gesetzt. Im Uebrigen sei zunächst nur noch seines Aufenthalts in Paris und London (bei der Weltausstellung), beides im Jahre 1851 und einer Reise durch Ungarn 1857 Erwähnung gethan. Seine Berichte darüber, die in den gelesensten Blättern standen, sammelte er später (1861) in den „Tagebuchblättern".

Sein außerordentliches Talent für geselliges Leben fand einen erwünschten Spielraum in der von ihm und einigen seiner Freunde im Jahre 1850 zu Stuttgart gegründeten Künstlergesellschaft „Bergwerk". Die „Glocke", von der uns Hackländer erzählt, war aus den Fugen gegangen und es war namentlich ein Theil der früheren Glockenbrüder selbst, welcher zu der neuen Gesellschaft den Grundstein legte. In den ersten fünfzehn Jahren des Bestandes war Hackländer Vorstand dieses Künstlervereins, der nicht nur in Stuttgart selbst fast alle Künstlergrößen auf kürzere oder längere Zeit an sich zog, sondern auch die meisten berühmten Gäste, welche die Schwabenhauptstadt berührten, in seinen Kreis zog. Selten nur erlebte diese Gesellschaft einen ihrer Festtage, ohne daß Hackländer den Löwenantheil zu dessen Gelingen beigetragen hätte, und auch, als an seine Stelle als „Bergmeister" sein Freund Leins getreten war, entzog er sich keineswegs den Geschäften

und den oft mühevollen Vorbereitungen für die öffentlichen Kundgebungen dieser Gesellschaft, und noch, als in den letzten Jahren das „Bergwerk" sein fünfundzwanzigjähriges Stiftungsfest und bald darauf seine tausendste „Schicht" feierte, stand er in der vordersten Linie, und seinen sechzigsten Geburtstag, am 1. November 1876, wollte er am liebsten unter seinen Freunden im „Bergwerk" gefeiert wissen.

In der Mitte der fünfziger Jahre hatte Hackländer mit Edmund Hoefer die Herausgabe der „Hausblätter" begonnen, worin sie kürzere Geschichten — „sittlich, aber nicht prüde, wahr, aber nicht niedrig, dem Erwachsenen und Erfahrenen eine interessante Unterhaltung und der Jugend eine gesunde, bildende, anregende Nahrung" — geben wollten. Es ist bekannt, wie sich diese Art seiner Thätigkeit fortsetzte und wie sein Name fort und fort an der Spitze vielgelesener Unterhaltungsblätter stand, vor allem in der illustrirten Zeitung „Ueber Land und Meer", sodann in der Hallberger'schen „Romanbibliothek", so wie in den „Sorgenlosen Stunden", und wenn auch seine schriftstellerische Mitwirkung hiebei häufig eine sehr beschränkte war, so beweist diese Art der Benützung seines Namens um so deutlicher, wie schwerwiegend dieser Name vor allem in den buchhändlerischen Kreisen und folglich auch in der großen Lesewelt war.

Kleinere Geschichten, wie sie die „Hausblätter" gaben, namentlich solche, die sich an seine täglichen Lebenserfahrungen

anſchloßen, ſammelte Hackländer damals in dem Buche „Erlebtes“ (1856) ſowie in „Krieg und Frieden“ (1859). Eben damals entſtand ein Roman aus dem Salon- und Hofleben „Der Augenblick des Glücks“ (1857) und der fünfbändige „Neue Don Quixote“ (1858), deſſen Inhalt allerdings weit abliegt von dem guten Ritter aus der Mancha.

Uebrigens hatte ſeine Energie in den letzten fünfziger und am Anfang der ſechziger Jahre neben dem literariſchen ein anderes großes Feld gefunden. König Wilhelm von Württemberg, der ihm, wie zur Genüge aus Hackländer's eigener Darſtellung hervorgeht, ein beſonderes Wohlwollen ſchenkte, hatte ſich auch nach der Entlaſſung im Jahre 1849 fortwährend für ihn intereſſirt, und da er ſein Talent zum Ueberwachen und Betreiben von Kunſtbauten namentlich vom Bau der Kronprinzlichen Villa her kannte und auf ſeine reiche Erfahrung in allen künſtleriſchen Gebieten mit Recht große Stücke hielt, ſo hatte er ihn im Jahr 1859 zu ſeinem Bau- und Gartendirektor gemacht. Die „Wilhelma“ war ſchon gebaut; der König hatte aber in ſeinem höchſten Alter noch den Plan gefaßt, die nächſte Umgebung des Reſidenzſchloſſes, die, gerade von der Front des Schloſſes aus betrachtet, abgeſehen von ein paar ſchönen Alleen und der Jubiläumsſäule, aus zwei öden Kiesplätzen, einem mißlungenen Theaterbau und dem mehr als einfachen Redoutenſaalgebäude beſtand, in würdiger Weiſe umzuformen. So ſtieg denn jetzt die große

Kolonnade des Königsbau's als schönes vis-à-vis des Schlosses empor, es wurde der äußere Schloßplatz in einen wundervollen Garten verwandelt und namentlich durch die zwei herrlich ausgedachten und ausgearbeiteten Fontänen, welche die Jubiläumssäule flankiren, zu einem symmetrischen Ganzen gemacht; hiebei besonders entwickelte Hackländer eine außerordentliche Thätigkeit. Der innere Schloßhof aber erhielt einen erfreulichen Mittelpunkt durch die Eberhardstatue, welche jetzt in den Hof des alten Schlosses versetzt worden ist.

Daß eine solche fast fieberhafte Bauthätigkeit, die sich in wenige Jahre zusammendrängte, Millionen verschlang, war natürlich; und daß man Hackländer, der bei der Ausführung großartiger Kunstwerke sich früher über die Kosten niemals besonders schwere Gedanken gemacht hatte, nun großentheils für die übergroßen Ausgaben verantwortlich machte, ließ sich ebenfalls leicht begreifen. Es mag dieß auch besonders viel zu seinem jähen Sturz beigetragen haben, der unmittelbar nach dem Tode des Königs Wilhelm erfolgte und um so empfindlicher wirken mußte, weil sich Hackländer eben damals (1864) wegen eines schweren Augenleidens, das ihn eines seiner Augen kostete, in einer verhältnißmäßig hilflosen Lage in Berlin befand.

Mancher Andere hätte wohl unter solchen Umständen das Feld vollständig geräumt und sich anderswo angesiedelt. Hackländer blieb, theils wohl, weil er in Stuttgart zwei an-

genehme Ansiedlungen hatte, theils auch, weil die Stadt als buchhändlerischer Markt fast unentbehrlich für ihn geworden war.

Jene Jugendphantasien von einem lieblichen Daheim, in dem er theils träumend sich in den Anblick einer paradiesischen Gegend versenken, theils ruhig der Schöpfung neuer Erzählungen obliegen könnte, wurden mehr und mehr Wahrheit. Das „Haidehaus" wurde in eine köstliche kleine Villa mit anmuthigen Anlagen umgeschaffen, und in der Stadt selbst, an einem sehr ruhigen, scheinbar abgelegenen und doch vom Mittelpunkt der Stadt nicht weit entfernten Platze, erstand ihm ein stattliches, sehr bequemes Wohnhaus, welches aber für seine eigenen Verhältnisse etwas zu großartig angelegt war, weßhalb er es später verkaufte, um sich unmittelbar daneben in einer neu gebauten einfacheren, aber ganz nach seinen und seiner Familie Bedürfnissen gebauten Wohnung niederzulassen. Auch das liebe Haidehaus wurde verkauft, aber nur, weil ein noch lieblicherer Sommersitz bei Leoni am Starnbergersee dafür gewonnen werden sollte.

Und diese schönen Erdenwinkel behielt er nicht als einen Raub für sich. Hackländer war ungemein gastfreundlich, und bei seinen höchst ausgebreiteten, interessanten Bekanntschaften ist es nicht zu viel gesagt, daß die Gastfreundschaft einen wesentlichen Theil seines Lebens ausfüllte. Fast alle bedeutenden Künstler, die sich in Stuttgart sehen ließen, lernten

in ihm den heiteren und angenehmen Wirth kennen, und wie Manchen öffnete sich sein Sommerhaus an dem bayrischen See!

Unter Künstlern war es ihm immer besonders wohl. Diese Neigung spiegelt sich in vielen seiner Romane, insbesondere im „Tannhäuser, eine Künstlergeschichte" (1860) und im „Künstlerroman" (1866). Ueberhaupt fuhr er auch nach dem verhängnißvollen Jahr seiner zweiten Entlassung fort, mit ungeschwächter und ungetrübter Phantasie ein Jahr um's andere seine Erzählungen zu schreiben; und wenn er, wie er es liebte, sich irgendwo eingefunden hatte, wo sich eben ein Stück Weltgeschichte abspielte, wie z. B. bei der Pariser Weltausstellung von 1867 oder bei der feierlichen Eröffnung des Suezkanals, so finden wir die deutlichsten Spuren davon in seinen Schriften „Eigene und fremde Welt" (1868), und „Das Ende der Gräfin Patatzky" (1877).

Die großen Umwälzungen, welche durch die Jahre 1866 und 1870 vor sich giengen, wirkten auf ihn nicht so begeisternd wie auf die Mehrzahl der Romanschriftsteller, hauptsächlich weil ihm die Trennung von dem ihm besonders theuer gewordenen Oesterreich schwer auf dem Herzen lag. Er wußte übrigens die Größe der deutschen Erhebung und ihrer Führer wohl zu schätzen. —

Hackländer war kein klassischer Schriftsteller und machte auch nicht den Anspruch, es zu sein; aber er war und ist ein

anſchloßen, ſammelte Hackländer damals in dem Buche „Erlebtes“ (1856) ſowie in „Krieg und Frieden“ (1859). Eben damals entſtand ein Roman aus dem Salon- und Hofleben „Der Augenblick des Glücks“ (1857) und der fünfbändige „Neue Don Quixote“ (1858), deſſen Inhalt allerdings weit abliegt von dem guten Ritter aus der Mancha.

Uebrigens hatte ſeine Energie in den letzten fünfziger und am Anfang der ſechziger Jahre neben dem literariſchen ein anderes großes Feld gefunden. König Wilhelm von Württemberg, der ihm, wie zur Genüge aus Hackländer's eigener Darſtellung hervorgeht, ein beſonderes Wohlwollen ſchenkte, hatte ſich auch nach der Entlaſſung im Jahre 1849 fortwährend für ihn intereſſirt, und da er ſein Talent zum Ueberwachen und Betreiben von Kunſtbauten namentlich vom Bau der Kronprinzlichen Villa her kannte und auf ſeine reiche Erfahrung in allen künſtleriſchen Gebieten mit Recht große Stücke hielt, ſo hatte er ihn im Jahr 1859 zu ſeinem Bau- und Gartendirektor gemacht. Die „Wilhelma“ war ſchon gebaut; der König hatte aber in ſeinem höchſten Alter noch den Plan gefaßt, die nächſte Umgebung des Reſidenzſchloſſes, die, gerade von der Front des Schloſſes aus betrachtet, abgeſehen von ein paar ſchönen Alleen und der Jubiläumsſäule, aus zwei öden Kiesplätzen, einem mißlungenen Theaterbau und dem mehr als einfachen Redoutenſaalgebäude beſtand, in würdiger Weiſe umzuformen. So ſtieg denn jetzt die große

Kolonnade des Königsbau's als schönes vis-à-vis des Schlosses empor, es wurde der äußere Schloßplatz in einen wundervollen Garten verwandelt und namentlich durch die zwei herrlich ausgedachten und ausgearbeiteten Fontänen, welche die Jubiläumssäule flankiren, zu einem symmetrischen Ganzen gemacht; hiebei besonders entwickelte Hackländer eine außerordentliche Thätigkeit. Der innere Schloßhof aber erhielt einen erfreulichen Mittelpunkt durch die Eberhardstatue, welche jetzt in den Hof des alten Schlosses versetzt worden ist.

Daß eine solche fast fieberhafte Bauthätigkeit, die sich in wenige Jahre zusammendrängte, Millionen verschlang, war natürlich; und daß man Hackländer, der bei der Ausführung großartiger Kunstwerke sich früher über die Kosten niemals besonders schwere Gedanken gemacht hatte, nun großentheils für die übergroßen Ausgaben verantwortlich machte, ließ sich ebenfalls leicht begreifen. Es mag dieß auch besonders viel zu seinem jähen Sturz beigetragen haben, der unmittelbar nach dem Tode des Königs Wilhelm erfolgte und um so empfindlicher wirken mußte, weil sich Hackländer eben damals (1864) wegen eines schweren Augenleidens, das ihn eines seiner Augen kostete, in einer verhältnißmäßig hilflosen Lage in Berlin befand.

Mancher Andere hätte wohl unter solchen Umständen das Feld vollständig geräumt und sich anderswo angesiedelt. Hackländer blieb, theils wohl, weil er in Stuttgart zwei an-

genehme Ansiedlungen hatte, theils auch, weil die Stadt als buchhändlerischer Markt fast unentbehrlich für ihn geworden war.

Jene Jugendphantasien von einem lieblichen Daheim, in dem er theils träumend sich in den Anblick einer paradiesischen Gegend versenken, theils ruhig der Schöpfung neuer Erzählungen obliegen könnte, wurden mehr und mehr Wahrheit. Das „Haidehaus" wurde in eine köstliche kleine Villa mit anmuthigen Anlagen umgeschaffen, und in der Stadt *selbst*, an einem sehr ruhigen, scheinbar abgelegenen und doch vom Mittelpunkt der Stadt nicht weit entfernten Platze, erstand ihm ein stattliches, sehr bequemes Wohnhaus, *welches* aber für seine eigenen Verhältnisse etwas zu großartig angelegt war, weßhalb er es später verkaufte, um sich unmittelbar daneben in einer neu gebauten einfacheren, aber ganz *nach* seinen und seiner Familie Bedürfnissen gebauten Wohnung niederzulassen. Auch das liebe Haidehaus wurde verkauft, aber nur, weil ein noch lieblicherer Sommersitz bei Leoni am Starnbergersee dafür gewonnen werden sollte.

Und diese schönen Erdenwinkel behielt er nicht als *einen* Raub für sich. Hackländer war ungemein gastfreundlich, und bei seinen höchst ausgebreiteten, interessanten Bekanntschaften ist es nicht zu viel gesagt, daß die Gastfreundschaft *einen* wesentlichen Theil seines Lebens ausfüllte. Fast alle bedeutenden Künstler, die sich in Stuttgart sehen ließen, lernten

in ihm den heiteren und angenehmen Wirth kennen, und wie Manchen öffnete sich sein Sommerhaus an dem bayrischen See!

Unter Künstlern war es ihm immer besonders wohl. Diese Neigung spiegelt sich in vielen seiner Romane, insbesondere im „Tannhäuser, eine Künstlergeschichte" (1860) und im „Künstlerroman" (1866). Ueberhaupt fuhr er auch nach dem verhängnißvollen Jahr seiner zweiten Entlassung fort, mit ungeschwächter und ungetrübter Phantasie ein Jahr um's andere seine Erzählungen zu schreiben; und wenn er, wie er es liebte, sich irgendwo eingefunden hatte, wo sich eben ein Stück Weltgeschichte abspielte, wie z. B. bei der Pariser Weltausstellung von 1867 oder bei der feierlichen Eröffnung des Suezkanals, so finden wir die deutlichsten Spuren davon in seinen Schriften „Eigene und fremde Welt" (1868), und „Das Ende der Gräfin Patatzky" (1877).

Die großen Umwälzungen, welche durch die Jahre 1866 und 1870 vor sich giengen, wirkten auf ihn nicht so begeisternd wie auf die Mehrzahl der Romanschriftsteller, hauptsächlich weil ihm die Trennung von dem ihm besonders theuer gewordenen Oesterreich schwer auf dem Herzen lag. Er wußte übrigens die Größe der deutschen Erhebung und ihrer Führer wohl zu schätzen. —

Hackländer war kein klassischer Schriftsteller und machte auch nicht den Anspruch, es zu sein; aber er war und ist ein

vielgeliebter Erzähler, deſſen Friſche und Unmittelbarkeit vielfach an die des Improviſators erinnert, dem man gerne Schwächen im Ausdruck und in der Kompoſition nachſieht. Hackländer war auch das nicht, was man einen Charakter nennt; aber er imponirte durch die Kraft, womit er ein Unternehmen feſtzuhalten und durchzuſetzen vermochte und ſchneller als Andere die geeigneten Mittel für die ihm vorgeſetzten Zwecke fand. Er wollte nicht beſſer, aber auch nicht ſchlechter erſcheinen, als er war. In beiden Richtungen wird der „Roman ſeines Lebens“ zu ſeiner Beurtheilung einen gewichtigen Beitrag liefern.

PT 2284 .H2 R6 1878 C.1
Der Roman meines Lebens.
Stanford University Libraries
3 6105 037 744 179

PT
2284
H2R6
1878

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.